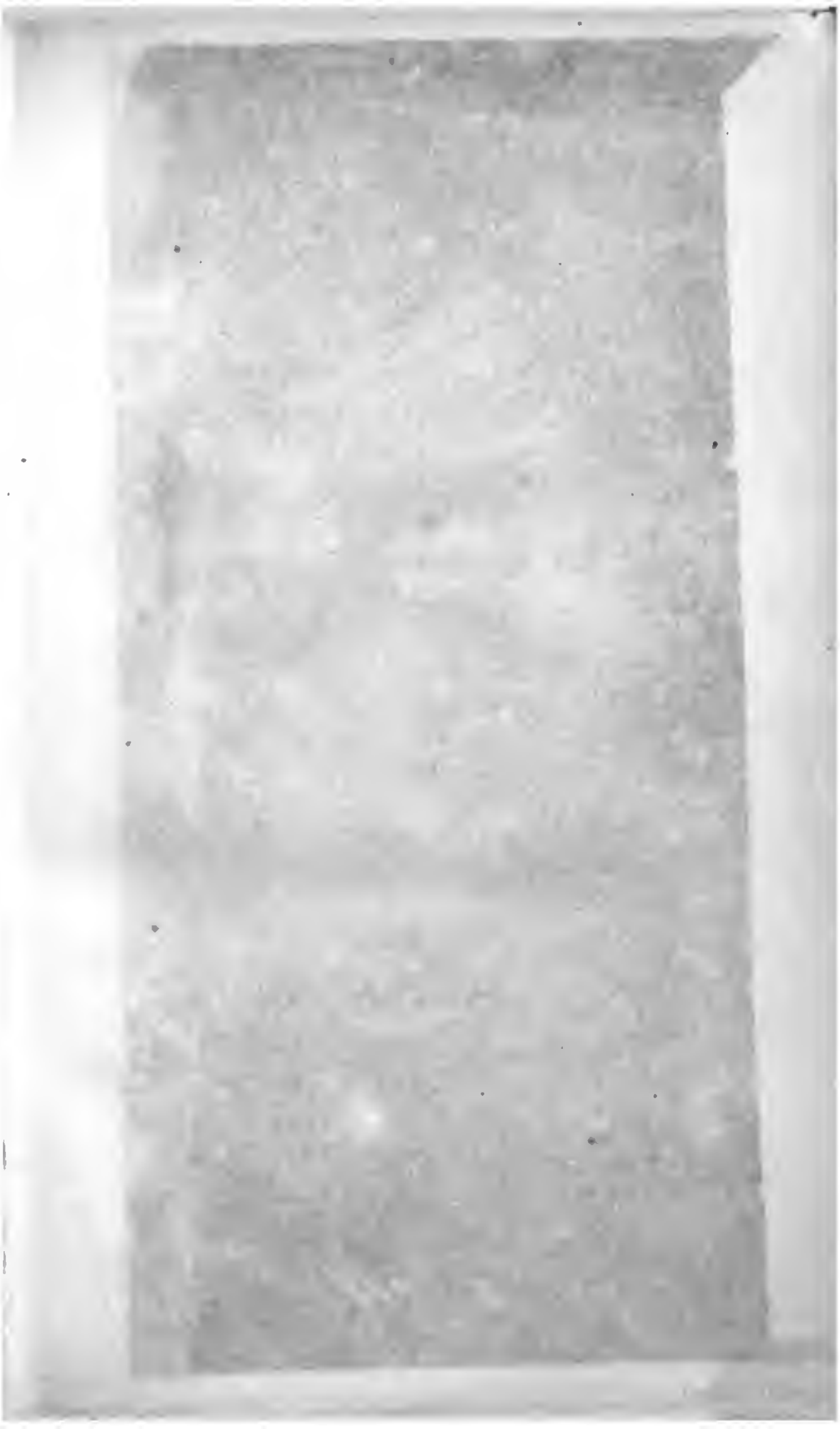
93. L. 218



Geſchichte
der
italieniſchen Poeſie.

Erſter Theil.

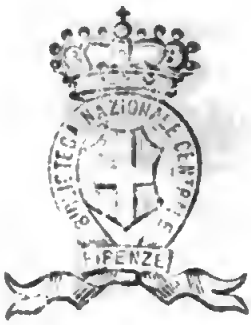
Geſchichte

der

italieniſchen Poeſie.

Von

Dr. E. Ruth.



Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1844.

Vorrede.

Ich übergebe hier den Freunden italieniſcher Poeſie mein Werk als die Frucht vierjähriger Studien, die ich in dem ſchönen Lande des Apennin ſelbſt gemacht habe. Ich wünſche um ſo mehr einſichtsvolle und vorurtheilsfreie Beurtheiler, je ſchwieriger die Aufgabe war, die ich mir geſetzt hatte. Dieſe Schwierigkeit beſtand beſonders darin, daß den Italienern eine einſeitige Geiſteskultur zu Theil wurde, daß ſie große Fortſchritte der Entwicklung, aber in einem engen Kreiſe, machten, und daß doch die äußern hiſtoriſchen Einflüſſe auf dieſe Kultur in ſo reichem Maße und ſo großer Mannigfaltigkeit wirkten, daß nur ein innerer, tief in dem Charakter des Volkes liegender Grund, der eben auch durch die Geſchichte ſeine Befeſtigung erhielt, dieſe auffallende Erſcheinung der Einſeitigkeit erklären kann. Den Charakter des italieniſchen Volkes alſo zu erforſchen, die verſchiedenen Stufen ſeiner Bildung zu verfolgen, und daraus die italieniſche Poeſie gleichſam als die Blüthe deſſelben herauszuheben und zu erklären, war die Aufgabe, die ich mir geſetzt hatte, und mein Werk ſollte nicht bloß eine hiſtoriſche, ſondern auch eine pſychologiſche Darſtellung der italieniſchen Poeſie ſein. Daher mußten die verſchiedenen Zuſtände, welche jenes Volk bis zur eigentlichen Beſtimmtheit ſeines Charakters durchzugehen hatte, die

verschiedenen äußern Einflüsse auf denselben, besonders die Vermischung des altheidnischen und christlichen Elements aufgezeichnet, aus ihnen die Zusammensetzung des italienischen Charakters, und aus diesem wieder die nothwendig bestimmte Richtung der Poesie nachgewiesen werden. Auf diese Art wird die Poesie eines Volks erst recht verstanden, indem wir den Ausdruck der Gesammtseele eines Volks in Zusammenhang mit dem erblicken, wovon sie bewegt wird, und was sie herangebildet und erhoben hat. Diese Art der Auffassung scheint mir die beste bei einer Geschichte der Poesie, während sie natürlich bei einer Geschichte der Wissenschaft unmöglich ist, und es sollte mich freuen, wenn es mir gelungen ist, für die Idee, die mich erfüllte, wenigstens bessere Kräfte angeregt zu haben.

Das ganze Werk war ursprünglich auf vier Bände berechnet, allein dringende Gründe meines Herrn Verlegers mußten mich bestimmen, nachdem ich schon bis zu Dante vorgeschritten war, dasselbe auf zwei zu beschränken. Dies mag die vielleicht Manchem anstößig scheinende Länge der Einleitung erklären, die ich übrigens gerne, besonders was die Kunstrichtung und den Charakter der Italiener betrifft, aus Interesse und zu tieferem Eindringen in ihre Poesie noch ausführlicher behandelt hätte.

Schließlich bitte ich, auf der 98. Seite die 14. Zeile der Anmerkung zu streichen, weil ich bei wiederholter und genauerer Prüfung der Div. Commedia von der in der Zeile ausgesprochenen Idee abgekommen bin, wie man aus dem Leben des Dante ersehen wird.

Heidelberg, im November 1843.

E. Ruth.

Erster Abschnitt.

Grundlage der italienischen Poesie.

Eine Geschichte der Dichtkunst eines Volkes ist ein Abriß der Seelenlehre desselben, denn die Dichtkunst quillt als eine nothwendige Thätigkeit aus dem innersten Seelenleben des Menschen hervor. Sowie das Gefühl jedes Einzelnen ausschließliches Eigenthum ist, das er, obgleich er es auch bei Andern anregen kann, doch nur selbst in seiner ganzen intensiven Kraft und Lebendigkeit besitzt, und das mit seinem Tod untergeht, während der Gedanke, keiner individuellen Verstärkung fähig, mehr allgemeines Eigenthum wird, und unbekümmert um den Geist, der ihm das Leben gab, sowie um den, der ihn weiter trägt, immer fort über den Generationen der Menschen schwebt, zu der Lebendigwerdung der Wahrheit zu wirken: ebenso ist die Poesie eines Volkes wahres Eigenthum, ein Theil seiner Seele, gleichsam das Auge seines Antlitzes, der Spiegel seines Lebens. Sie schwebt nicht über dem Volk, sondern wurzelt tief in dessen fruchtbarstem Boden, und ihr Lebensfaden zerreißt, sobald das Volk untergeht, das durch dieses Organ die Geheimnisse seiner Seele aushauchte. Sowie daher auch die Gefühle bei dem Jüngling lebhafter, drängender, überwiegender sind, und die Seele des Menschen subjectiver machen, so braust auch die Poesie in dem jugendlichen Alter der Völker mehr in dem nationalen Epos, dem subjectiven Gedicht des Volks, und dem Lied, dem subjectiven Gedicht des Individuums, und ihr Kreis erweitert sich erst in dem reifern Alter des Volkes zum

objectivern Drama. Immer aber erkennen wir aus ihr, wie aus dem Auge des Menſchen, ob der Puls des Herzens freudig eilt, oder in Bangigkeit und Betrübniß gefeſſelt iſt, wir erkennen aus ihrer Geſchichte die ganze Richtung des Volkes, und mögen faſt aus der Abnahme der poetiſchen Kraft eine Abnahme der Lebenskraft deſſelben ahnen.

Die italieniſche Poeſie iſt, wie wir im Laufe dieſer Blätter ſehen werden, in Hinſicht auf dieſe Volksſeelenlehre beſonders wichtig, weil ſich in ihr die ganze Grundlage und Tendenz des Volks, der Charakter und die geſchichtliche Entwicklung deſſelben ungemein deutlich abſpiegelt; ja es läßt ſich, da ſie ihr Weſen großentheils in den Formen trägt, durch viele der letztern nachweiſen, welchen hebenden oder niederdrückenden Einfluß andere Völker und überhaupt äußere Umſtände auf die Bildung der Italiener ausübten. Sowie daher die Lehre von der Seele und von dem Leibe ſich gegenſeitig ergänzen und erklären, ſo kann der Hiſtoriker uns kein lebendiges Bild von den Völkern geben, ohne von den äußern Formen der Entwicklung aus ins Innere der Volksſeele zu dringen, und uns ihre Richtung in ihrer Poeſie nachzuweiſen; ſo wird auch der Literat ſich vergeblich bemühen, uns die Poeſie eines Volks zu offenbaren, wenn er nicht nachweiſt, wie ſich die Seele deſſelben an den äußern Erſcheinungen herangebildet hat, wie ſein Charakter und daher ſeine Ausdrucksweiſe und ſelbſt die Form derſelben zum Theil nothwendig in ſeiner Geſchichte bedingt iſt.

§. 1.

Untergang des römiſchen Reichs.

Die italieniſche Poeſie blühte auf dem Grabe der römiſchen auf. Es war den altitaliſchen Völkern nicht vergönnt, ſich einer nationalen Entwicklung und folglich einer nationalen Poeſie zu erfreuen. Ein ehernes Volk, deſſen Väter ein unglücklicher Krieg an das Ufer der Tieber geworfen, ſchnitt den Faden der etruſciſchen Kultur ab, welche ſchon mit der griechiſchen wetteiferte, und Krieg ward die Loſung mehre Jahrhunderte lang, Krieg, deſſen Zweck Habſucht und Herrſchſucht war. So ſenkte ſich eine finſtere Zeit über Italien, bis ein glückliches Gegengewicht den römiſchen tödtenden Druck aufhob, und der volksthümlichen Ent-

wicklung toskaniſcher und ſomit auch italieniſcher Kultur und Kunſt eine neue Bahn eröffnete. Aber welche Stürme hatten unterdeſſen über dem Felde ihrer verwelkten Blüthen gebrauſt, wie viele Jahrhunderte ſendeten ihre Strahlen, wie viele Geſchlechter der Menſchen durchkreuzten ſich und tränkten den Boden mit ihrem Blute, bis er die neuen Keime zu ernähren vermochte. Die etruscíſche Kunſt war an einem ſchwülen Heidenabend untergegangen, um an einem chriſtlichen Morgen auszuerſtehen. Wir bezeichnen hiermit eine Hauptveränderung, die in dem Lauf ſo vieler Jahrhunderte in der poetiſchen Richtung der italieniſchen Bevölkerung vorgehen mußte, und es iſt in der Folge darzuſtellen, inwieweit und auf welche Art dieſe von dem Chriſtenthum, der weſentlichen Grundlage und dem Mark des neuern Volkslebens, durchdrungen und beſeelt ward. Aber auch von Außen war eine lange Hülfe nothwendig. Wir begegnen hierbei der irrigen Anſicht, daß die fremden Eindringlinge im Anfang des Mittelalters das Aufkeimen der neuen Kultur und Literatur gehindert und mehre Jahrhunderte aufgehalten hätten. Sie haben dieſelbe im Gegentheil befördert, ja ohne ſie wäre eine neue Kultur nie möglich geweſen. Sie ſind, wie heftige Stürme, die eigentlichen Wohlthäter, welche den ganzen von den Römern unterworfenen Erdkreis von dem Peſtdunſt einer abſterbenden Generation gereinigt haben. Man hat das Jahr 476 feſtgeſetzt als die Zeit des Untergangs des weſtrömiſchen Reichs, und als das Loſungsjahr zur Finſterniß nud Barbarei. Die Geſchichte braucht ihre Zahlen, als Ueberſichts- und Ruhepunkte für die äußern Formen der Entwicklung der Völker. Zahlen und oft auch Fürſtennamen ſind die todten Meilenzeiger, woran der Wanderer im Gebiet der Geſchichte abmißt, wie weit er von dem Anfang oder Ende ſeiner Bahn entfernt iſt. Für die Geſchichte der innern Entwicklung iſt jene Zahl ſehr unbedeutend; denn ſie bezeichnet nur die Zeit, wann das alte Gefäß auseinanderfiel, das längſt ſchon inhaltsleer und für den Gang der Menſchheit völlig unbrauchbar geworden war.

Die altrömiſche Sitte und Bürgertugend ging nicht erſt mit dem römiſchen Reich unter, ſondern im Gegentheil die längſt vorher herrſchende Sittenloſigkeit brachte endlich, viel zu ſpät, möchte man faſt ſagen, den Verfall der Formen des Reichs herbei. Stolz auf ſeine Geſchichte, ſtolz auf ſeine Forum und ſein Capitol reiſte

der junge Republikaner unter den Augen von Siegern und Staatsmännern heran, die alle Könige zittern machten. Glühende Vaterlandsliebe, Enthusiasmus für seine Kraft und Größe, Ruhmbegierde und Nacheiferung waren der Inhalt seiner Gedanken und die mächtigen Triebfedern seiner Handlungen. Nicht die beschauliche Ruhe war einer solchen übersprudelnden Kraft angemessen, nicht die Wissenschaft, die Frucht der Einkehr in das Innere, konnte bei dem rastlosen Drängen nach Außen kaum gewinnen; der römische Geist verlangte die That, und er häufte Thaten auf Thaten, ohne sie nachzuzählen, oder zu ordnen und aufzuzeichnen, wie Sallust in einer sehr schönen Vergleichung zwischen Athen und Rom sagt: „Je besser Einer war, desto mehr zog er die That der Rede vor, desto lieber wollte er seine Thaten von Andern gelobt sehen, als Anderer Thaten loben.“[1]) Und mit tiefem richtigem Blick in die Seele seines Volks hat der römische Geschichtschreiber diese Worte geschrieben; denn als die historische Kunst in Rom anfing zu blühen, war der alte republikanische Geist für immer gewichen.

Wissenschaft und Kunst vertrug sich wenig mit dem römischen Charakter. Dies hatte der alte Cato wohl geahnet, als er die atheniſchen Redner und Philosophen so schnell aus Rom hinausbefördern half. Da der Römer kein schöpferisches Kunstgenie besaß, das bildend, ordnend und veredelnd über dem Gemeinen schwebte, sondern sich hierin ganz den Eindrücken von Fremdem, Aeußerm überlassen mußte, so war allerdings zu befürchten, daß die Schattenseite der Verfeinerung sich der sinnlichen Thätigkeit um so überwiegender bemächtigen mußte, als der Geist von der höhern Weihe ausgeschlossen blieb. Die griechische Kunst siedelte sich nach Rom hinüber, und zeigte sich in den mannigfaltigsten

[1]) Bell. Catil. cap. 8. Atheniensium res gestae satis amplae magnificaeque fuere; verum aliquanto minores tamen, quam fama feruntur. Sed quia provenere ibi scriptorum magna ingenia, per terrarum orbem Atheniensium facta pro maximis celebrantur. Jta eorum qui ea fecere virtus tanta habetur, quantum verbis eam potuere extollere praeclara ingenia. At populo romano nunquam ea copia fuit: quia prudentissimus quisque negotiosus maxime erat: ingenium nemo sine corpore exercebat: optimus quisque facere quam dicere, sua ab aliis benefacta laudari, quam ipse aliorum narrare malebat.

Formen ihrer Schöpferkraft. Aber ach! der römische Sinn hatte eine ganz andere Richtung seiner Thätigkeit, nur die Form wurde gefaßt und festgehalten. Der Geist, statt sich von Innen her, von dem göttlichen Funken entflammt, seine eigene originale Ausdrucksweise zu schaffen, lernte sich in die aufgedrungene Form schmiegen, und die Form überhaupt behielt seitdem in Allem die Oberhand[1]). Cäsar rüttelte an der republikanischen Form, und mußte untergehen; Oktavius stürzte die ganze Republik um, ließ aber vorsichtig die Form stehen, und wurde als Augustus begrüßt. Nichts war in der That geeigneter, den alten Charakter der Römer zu zerstören, als das Hervorheben der Form, und erstaunlich schnell ging die Veränderung von Statten. Die Kraft war plötzlich gebrochen, und das Volk hatte sich von der höchsten Thatkraft in einen passiven Zustand versetzt. So konnte es nicht fehlen, daß die geist- und willenlose Masse durch alle Phasen der menschlichen und politischen Erniedrigung bis zum tiefsten Grad des Elends sank. Die Kaiser bemächtigten sich bald auch der Form, so daß Alles von ihrer Persönlichkeit abhing.

Es ist nun die Frage: Wer trägt die eigentliche Schuld dieser Erniedrigung? Nicht den Kaisern allein läßt sie sich beimessen; denn sie fanden schon einen Boden und auch Werkzeuge für ihre Grausamkeit vor. Der Senat, welcher den Bildsäulen des Sejanus, jenes verworfenen Günstlings des Tiber, eine göttliche Verehrung anordnete, fand schon seinen Vorgänger in dem Senat, welchen selbst ein Jugurtha seiner tiefsten Verachtung werth fand. Seitdem war der römische Staat unrettbar verloren, nicht weil er von Barbaren angegriffen und umgestürzt wurde, sondern weil seine Grundfesten wankten, und im Innern kein sicheres Band mehr bestand. Die Eroberung des Orients hatte eine nicht mehr zu heilende Pest nach Italien gebracht, die sogar bis in die neuesten Zeiten noch fortwühlt. Die alten Babylone mußten ihre Schätze öffnen, um Rom zu verherrlichen, und siehe, unter dem goldnen Schein wanderte auch das Gift mit herüber. Unermeßliche Reichthümer häufen sich mit verderblicher Wucht auf die

---

[1]) Es ist merkwürdig, wie überhaupt die Völker der romanischen Sprachen sich vergebens bemühen, wenigstens in der Dichtkunst sich von dem überwiegenden Einfluß der Form zu befreien.

Römer, und ihr guter Genius entflieht. Prachtliebe, Ueppigkeit, Müßiggang führen zur roheſten Sinnlichkeit herab, die zuletzt ſo herrſchend wird, und in alle Klaſſen ſo allgemein ſich verbreitet, daß es ſich nur dadurch allein erklären läßt, wie die Römer die meiſten ihrer Kaiſer erträglich finden konnten. Die einzigen aufſtachelnden Leidenſchaften, die noch den abgeſtumpften Haufen in einige Zuckungen des Lebens verſetzten, waren unbegränzte Habſucht und Herrſchſucht, deren Befriedigung ſich in empörendem Uebermuth und ſchändlicher Grauſamkeit zeigte, und deren verheerende Wirkungen nur die knechtiſche Furcht vor den Obern etwas dämpfte. Beſſere Kaiſer wollten durch Geſetze einen Damm gegen dieſen ſchwellenden Strom bauen; allein was helfen Geſetze, wenn nicht der Nationalcharakter durch die Volkserziehung veredelt wird? So wenig als einem abſterbenden Baume das Beſchneiden neue Kräfte gibt; ſie dienen nur dazu, der Nachwelt zu verkünden, daß die Laſter, gegen welche ſie gerichtet waren, exiſtirten. Das gemeine Volk, das in der niedrigſten Armuth ſich nicht von dem alten Müßiggang losſagte, erhielt fortwährend ſeine Atzung von dem Abfall der Reichen, und blieb unter dieſer Bedingung in ſeinem nichtsbedeutenden Zuſtand ein gedankenloſer Zuſchauer des allmäligen Verfalls. Ackerbau und Induſtrie waren den Sclaven überlaſſen, welche die grauſame Behandlung zu einer oft zu fürchtenden Rache anreizte; und wehe, wenn ihre Verſchmitztheit oder gewiſſe Auszeichnungen in Laſtern ſie zu Lieblingen und Führern der Kaiſer erhob; ſie brachten dann oft mit einem Mal Jahrhunderte der unterdrückten Menſchheit in Abrechnung. Wie ein Wunder begrüßt man in einer ſo verworfenen Zeit, wo durch Geld Alles zu erreichen war, einen Papinianus, der dem Brudermörder Caracalla auf ſeine Aufforderung, die ſchändliche That mit ſeiner bekannten Beredſamkeit vor dem Senat zu rechtfertigen, die ſtrenge Antwort gab, es ſei leichter, einen Brudermord zu begehen als zu vertheidigen. So vereinzelt leider ein Mann wie Papinian in der Geſchichte der letzten Jahrhunderte Roms ſteht, um ſo höher erhebt er ſich vor dem Gericht der Nachwelt als echter Märtyrer der römiſchen Tugend. Denn wahrlich, zu jener Zeit war es ſchwerer als zu jeder andern, einem ſolchen Kaiſer eine ſolche Antwort zu geben.

Iſt es alſo bei dieſem Zuſtand der herrſchenden Sittenloſig-

keit ein Wunder, daß die römiſche Kraft immer abnahm, und muß man ſich zu einer Ungerechtigkeit gegen die „Barbaren" zwingen, um den Untergang des römiſchen Reichs zu erklären? Ja es iſt ein Wunder, daß die römiſchen Kaiſer nicht anders waren, da ſie aus der Mitte des nämlichen elenden Volks hervorgingen, die nämliche Erziehung hatten, und das nämliche Beiſpiel der Nichtswürdigkeit befolgten? Wer mit dem meiſten Geld die meiſte Frechheit und Energie beſaß, wurde eben Kaiſer, und die Kriecherei des Senats öffnete den Tyrannen alle Mittel, ihre Virtuoſität in Verbrechen zu zeigen. Man klage doch die Kaiſer nicht an, daß ſie das Volk unterdrückt, und das Reich bis an den Rand des Untergangs gebracht hätten; das Volk hat ſich ſelbſt ſo weit gebracht, und die Kaiſer dienen uns nur als Tiefemeſſer des allmäligen Sinkens. Wahrlich, die Kaiſer ließen nichts unverſucht, den Römern die Augen zu öffnen; Angebereien, Verfolgungen, Mordbrennereien, die wahnſinnigſte Grauſamkeit, die frechſte Laſterhaftigkeit, die lächerlichſte Thorheit, Alles wurde in Bewegung geſetzt, das Volk zu ermannen. Umſonſt, das Volk beſtand glücklich alle Proben, und man konnte es ausgemacht für reif zum Untergang erklären. Oder war es etwas Anderes, als ein Zeichen vollkommner Abgeſtumpftheit und Entnervung, daß die Römer nach einem Titus die zwölfjährige Tollheit eines Domitian, nach einem Mark Aurel den wüthenden Commodus duldeten? Daß nach der Ermordung Cäſar's ein Oktavian erſtehen konnte, beweiſt deutlich die Geſunkenheit des Senats, und Auguſtus war ſo mäßig, weil er nicht wußte, wie weit er gehen konnte; wir ſehen dies daran, daß Tiberius anfangs auch mäßig war. Wer hat die Schranken gebrochen als der Senat, von dem man zur Zeit der Republik zu wenig ſagt, wenn man ihn eine Verſammlung von Königen nennt. Er ſchämte ſich nicht der kriechendſten Schmeicheleien, die ſelbſt den Kaiſern oft Ekel erweckten, nahm geduldig die empörende Verachtung, die unbegränzten Erpreſſungen, Räubereien, Schmähungen der Tyrannen hin, und verſetzte einen Domitian, Caracalla und andere wahnſinnige Ungeheuer unter die Götter. War doch die Bewunderung und Vergötterung Nero's unter den Römern ſo groß, daß nach ſeinem Tod mehre Betrüger Glück machten, indem ſie ſich für Nero ausgaben, und folglich in ſeiner Art handelten. Domitian ließ

ſich gar bei ſeinen Lebzeiten göttlich verehren, nicht anders als Dominus und Gott nennen, und der Senat — erkannte an, daß er ein Sohn der Minerva ſei! Mit welcher Fühlloſigkeit und Abgeſtumpftheit der Senat ſich zu allen kaiſerlichen Späßen hergab, beweiſt unter vielem Andern auch das berüchtigte Gaſtmahl des Domitian, welcher die Ritter und Senatoren in einem ſchwarzen Saal verſammelte, wo für jeden ein Sarg mit ſeinem Namen ſtand; bald öffnete ſich die Thür, und eine große Schaar ſchwarzgefärbter Perſonen ſtürzte mit gezückten Schwertern herein, und umtanzte, brennende Fackeln ſchwingend, die bleichen Gäſte, bis der Kaiſer ſich an ihrer Todesangſt genug geweidet hatte, und ſie wieder entließ.

So gab ſich der Senat preis, und ſo hing größtentheils durch ſeine Schuld ſeit Tiberius der Geiſt und die Form der Verfaſſung, die politiſche Macht von der Perſönlichkeit der Kaiſer ab. In ihren Händen erhielt natürlich Alles den Charakter der Schwäche, Abſchlaffung und Würdeloſigkeit. Zügelloſer Despotismus und ſclaviſche Furcht der Kaiſer äußerte ſich auf gleiche Art durch alle erdenkliche Grauſamkeiten. Nichts war ihrer Willkür hinderlich, ihre Privatkaſſe und die Staatskaſſe waren dieſelbe, ganze Welttheile bluteten unter ihren Thorheiten. Während die Gränzen des Reichs in der größten Gefahr ſchwebten, blendeten ſie das Volk durch koſtſpielige, unſinnige Feſte, und ſanken ſoweit unter ihre Würde herab, daß ſie ſelbſt als Fechter und Schauſpieler auftraten, und wehe denen, die nicht laut ihren Beifall zu erkennen gaben. Commodus ſiegte im Amphitheater 735 mal als Fechter, ſchloß aber dabei die ſchimpflichſten Frieden mit den Feinden des Reichs. Domitian machte einen lächerlichen, ganz erfolgloſen Feldzug gegen die Katten, kehrte ſchnell unverrichteter Dinge zurück, verkleidete aber eine Menge Sclaven als überwundene Feinde, und der Senat — erkannte ihm einen Triumph zu. Jemehr durch ſolche Thaten der römiſche Name bei den Feinden an Achtung verlor, deſto furchtbarer erhob ſich im Innern des Reichs ein Feind der Einheit und Ordnung, die Prätorianer oder die Leibwache der Kaiſer. Die Soldaten bildeten einen eignen Staat, der nicht dem Staat, ſondern dem Despotismus der Kaiſer diente. Sie wurden bald die Werkzeuge der Grauſamkeit und Habſucht, aber ebenſo auch die Tyrannen, vor denen die Kaiſer zitterten.

Seit Claudius beſetzten ſie meiſtens den Thron. Die Geſchenke, womit ihre Gunſt gewonnen werden mußte, verurſachten immer eine Calamität irgend einer Provinz, Tauſende von Schlachtopfern fielen ihrer Habſucht, und der Soldat ſchien nur beſtimmt, um als Feind gegen das Innere zu wüthen.

Bei ſo vielfachen Tyrannen war natürlich die eigentliche Regierung aufgehoben. Die Staatswürden wurden leere Titel, und dafür brach die Peſt der unzähligen Hofſtellen ein, die dem Staat unermeßliche Summen koſteten, und eine verderbliche Macht an ſich riſſen. Nicht Erziehung, nicht Verdienſt errang dieſe Würden; die gemeinſten Sclaven ſchwangen ſich an die Spitze, und oft gerade die, deren Talente nur zum Verderben dienten. So ging alſo mit der Macht auch die Würde zu Grunde, jeder Römer wühlte für ſeinen eignen Gewinn in den Eingeweiden des Reiches, die Liebe zu dem von Sclaven beherrſchten Vaterlande war verſchwunden, die Kraft ihm zu helfen, wenn ja noch ein guter Wille vorhanden war, erlag unter den feindſeligen Widerſtrebungen, der alte Römerſinn und Römerſtolz ſank herab, und ſetzte ſich mit dem beſiegten Erdkreis auf gleiche Stufe, da ja doch das gemeinſchaftliche Elend Alle gleich machte, und ſo war es nicht zu verwundern, daß ſeit Severus Aegypter, Gallier, Spanier, überhaupt alle Ausländer zu allen Militair- und ſogar Civilſtellen zugelaſſen wurden. Dies war keine neue Erniedrigung, ſondern nur eine Folge der allgemeinen.

Die glückliche Periode der Antonine konnte das Verderben nicht aufhalten; ſie war der letzte helle Blick eines dem Grab verfallenen Körpers. Nach ihnen regierten 13- und 14jährige Knaben, Anführer von Räuberhorden und Sclavenkinder. Die Provinzen wurden zu Grunde gerichtet, um die Soldaten zu befriedigen und doch auch zugleich den Gränzen gegen das Eindringen beſſerer Völker Ruhe zu erkaufen. Der ſchnelle Wechſel der Regenten machte jede Reform unmöglich, lähmte jede innere Kraft, und daß Diocletian das Reich theilte, war keine Urſache der Schwächung, ſondern nur ein Anerkenntniß der traurigen Nothwendigkeit, die ſchon lange vor ihm herrſchte. Conſtantin fügte dazu zwei neue Uebel: er verwandelte den Militairdespotismus in Hofdespotismus, und verlegte die kaiſerliche Reſidenz nach Conſtantinopel. Beſonders war das Letztere ein Todesſtoß für

Rom. In dem Zuſtand der tiefſten moraliſchen Erniedrigung, ohne Kraft und Rath, blieb die Stadt ſich ſelbſt überlaſſen, und wurde wenige Jahre ſpäter, ſchon nach Theodoſius, eine Beute beſſerer Fremden.[1]) Kein größeres Unglück konnte Rom in jener Zeit treffen, als die Gründung Conſtantinopels. Die neue Reſidenz ward gepflegt und geſchmückt; mit dem Kaiſer zog auch der ganze Hof hinüber; die Seele der Staatsverwaltung, der Regierung, der Mittelpunkt der wenigen noch übrigen Kräfte, der Reichthum, ward von Rom abgewendet, der Handel zog nach der neuen Straße, und der alten Hauptſtadt der Welt drohete das Schickſal jeder Provinz, zu Gunſten des neuen Kaiſerſitzes ausgeſogen zu werden. Dem letzten Schickſal entging ſie nur dadurch, daß der Spanier Theodoſius, der letzte große Kaiſer und Geſammtherrſcher, das ganze Reich unter ſeine beiden Söhne mit gleicher Macht theilte, ſodaß alſo zwei Reſidenzen entſtanden. So war Rom ſeinem eignen Schickſal anheim gegeben, und ſogleich begann ſein langer Todeskampf[2]). Kein Römer vermochte mehr das Staatsruder zu führen. Der Vandale Stilicho lenkte mit kräfti-

[1]) Schon lange vor Conſtantin betrachteten eigentlich die Kaiſer nicht mehr Rom als den natürlichen Sitz der Regierung, und nur wenige hielten ſich dort lange auf. Nach Herodian (libr. IV, cap. 3) wollte Geta nach Aegypten hinüber ziehen, die Hauptſtadt nach Alexandrien verlegen, und Rom dem Caracalla überlaſſen. Die vielen Fremden, welche zur Regierung kamen, pflegten Rom nicht mit der Vorliebe der alten Kaiſer, auch konnte ihnen Nichts den Aufenthalt dort angenehm machen. Die vornehmen Römer betrachteten mit Geringſchätzung jene Kaiſer, welche in irgend einer Hütte Dalmatiens, Daciens oder Britanniens geboren waren. Noch zu Theodoſius Zeit verachtete Rom Alles, was nicht in ſeinen Mauern geboren war. Denina, Rivoluz. d'Ital. Tom. I, libr. III, cap. 6.

[2]) Denina (a. a. O.) gibt folgende Schilderung des Zuſtandes zu jener Zeit: „Seitdem Conſtantin ſeiner neuen Reſidenz alle Hülfsmittel zuzog, litt Rom unendlich, beſonders ohne Unterbrechung an Hungersnoth. Dieſe Noth hätte für Rom den Nutzen haben können, daß ſie die Römer auf die Fruchtbarkeit ihrer Campagna aufmerkſam gemacht hätte; aber das Volk war ſchon zu verdorben und zu faul, ſodaß es lieber Hunger litt, als hinaus auf das Land zog, ſich ſelbſt ſein Brot zu bauen. — Die Kaiſer waren ſchwach, in allen Lüſten erzogen, die Armeen feig und träge, und mußten durch Ausländer ergänzt werden; die Vornehmen zugleich kriechend und tyranniſch, treulos gegen einen ſchlechten Hof, zu allen Intriguen und Revolutionen geneigt; das Volk ohne Arbeit, arm, träge, liederlich, ließ ſich

ger Hand die alte Maſchine, und hielt ſeinen Schild vor gegen das ungeſtüme Andringen gereizter Feinde. Während die innere Geſchichte der Regierung ein elendes Gewebe von Regentenſchwäche und Intriguen der Höflinge, Verſchnittenen und Weiber zeigt, wird das Gemälde Roms nur noch intereſſant durch die Kämpfe zweier edeln fremden Helden, des Stilicho und des Weſtgothenkönigs Alarich, welche ihre höchſte Kraft und Feldherrnkunſt an die ſchlechte Beute ſetzen. Stichilo drängt den Feind zurück, und führt als Retter des Reichs den Kaiſer in Rom ein. Auch als Regent und edler Mann ragt er durch weiſe Einrichtungen hervor, und macht wenigſtens den Verſuch, das Volk zu heben, durch das Verbot der grauſamen Fechterſpiele. Dem Hof ward es indeſſen immer unheimlicher in Rom; er ſah ſich nach den befeſtigten Städten um, und erkor ſich vor der Hand Ravenna zur Reſidenz. Die Vorſicht war nicht ungegründet. Das Reich wurde durch neue Schaaren in Schrecken geſetzt, von welchen es abermals der tapfere Stilicho rettete. Doch häuften ſich nun die Einfälle auf eine ängſtigende Weiſe, während der Gegenkaiſer Conſtantin Britannien, Gallien und Spanien vom Reich wegriß. Der Hof zu Ravenna zeigt eine Kette von Schwächen und Verbrechen, deren Höhepunkt die Ermordung des Stilicho, der einzigen und letzten Stütze des Reichs war; dieſe That warf den thörichten Honorius ganz in die Hände von Fanatikern und Günſtlingen. Was nun die Thorheit beging, mußte die Kirche ſanctioniren. Wer nicht echter Katholik war, wurde von allen Staatsämtern ausgeſchloſſen; man verwarf eigenſinnig auch die geringſten Dienſte aller Derer, deren Meinung nicht mit der orthodoxen Kirche übereinſtimmte. Auf dieſe Art beraubte ſich Honorius der beſten Soldaten, die entweder Heiden oder Arianer waren. Ja an einem beſtimmten Tage wurden alle Familien der heidniſchen Hülfstruppen, die als Geißeln in den italieniſchen Städten waren, ermordet, und die Güter der Heiden geplündert. Beſſer konnte man dem Feind nicht dienen; die Gothen verließen in Maſſe die römiſchen Adler, zogen zu Alarich, und ſchworen der elenden verrätheriſchen Nation Haß und Rache. Auch Alarich

---

von den Reichen ſpeiſen und beluſtigen. So war Rom beſchaffen, und Vieles war bis in das 15. und 16. Jahrhundert ſo, und iſt noch jetzt ſo."

wurde durch Treuloſigkeit, Schwäche und Hinterliſt gereizt, zog gegen Rom, und brachte durch eine Belagerung die Stadt in einen ſchrecklichen Zuſtand der Auflöſung und Hungersnoth. Obgleich ſelbſt vor den Thoren durch die Unverſchämtheit einer römiſchen Geſandtſchaft erzürnt, betrug er ſich edel, begnügte ſich mit einer Geldablöſung und hielt vollkommne Mannszucht. Endlich aber durch die Beleidigungen des Hofes aufs Aeußerſte gebracht, ließ er Rom erobern und plündern. Die geiſtlichen Schriftſteller jener Zeit können indeſſen nicht genug loben, mit welcher Ehrfurcht die Kirchen und ihre großen Schätze von dieſen „Barbaren" verſchont wurden, eine Handlungsweiſe, deren ſich „die civiliſirteſte Nation Europas" über tauſend Jahre ſpäter nicht rühmen kann. Auch gegen das Eigenthum der Laien gaben bei dieſer Plünderung die Gothen bewundernswerthe Beiſpiele von Tugend, Mäßigung und Enthaltſamkeit[1]). Wenn man noch bedenkt, daß manche Gewaltthat auf Rechnung von vierzigtauſend frei gewordenen Sclaven kommt, die ihren frühern ſchrecklichen Zuſtand rächten, ſo kann man dies faſt eine Plünderung ohne Gleichen nennen. Sie dauerte ſechs Tage lang; der Schade ſoll aber ſehr übertrieben worden ſein, und wird ſelbſt von Zeitgenoſſen gering geſchätzt[2]).

Seit Theodoſius Tode war eigentlich ſchon von keiner römiſchen Regierung mehr die Rede, denn Fremde regierten und beſchützten das Reich; zuerſt Stilicho, dann Aëtius, dann Ricimer, ein Sueve, der vier Kaiſer ein- und wieder abgeſetzt hatte, ohne ein einziges Mal Luſt nach dem Thron zu bekommen. Der Hof blieb übrigens in ſeiner Thorheit, Furcht, Falſchheit und ſeinen Intriguen conſequent. Aëtius, der das Reich vor den Hunnen gerettet hatte, wird ermordet. Die Kaiſerin Placidia erkauft mit der ſchönen Provinz Illyrien ihrem Sohn eine Gemahlin aus Conſtantinopel, und ruft ſelbſt die Vandalen nach Rom, das vierzehn Tage lang von ihnen geplündert wird. Da endlich das weſtrömiſche Reich in der That ſchon lange nicht mehr beſtand,

---

[1]) Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, chapt. 31.

[2]) Denina behauptet, daß die Plünderung unter Alarich weniger verderblich für die Stadt war, als die Unglücksfälle unter Cäſar und Nero. Riv. d'Ital. Tom. I, l. IV, cap. 3.

ſo machte der Herulerfürſt Odoaker ihm auch dem Namen nach ein Ende, indem er den letzten Kaiſer Romulus Auguſtulus abſetzte. Der Senat war ſo tief geſunken, daß er ſelbſt dieſe Abſetzung dem orientaliſchen Kaiſer als zweckmäßig und vernünftig anmeldete, dem Recht, eigne Herrn zu wählen, entſagte, ſich der Großmuth Odoaker's empfahl und demüthig bat, der Kaiſer möge dem neuen König die Verwaltung Italiens übertragen.

§. 2.

Wiſſenſchaft und Kunſt der Römer.

Die Römer waren ein Volk von Fremdlingen, das ſich gleichſam gewaltſam auf den italieniſchen Stamm aufgepfropft hatte, und das in dieſem Kunſtland immer nur ein Fremdling blieb. Viele Jahrhunderte voll Krieg und Gewalt härteten dieſes merkwürdige Volk ab, und übten bei ihm alle Tugenden des Enthuſiasmus für ſeine Kraft und Größe; aber der ernſte, ſtolze und herrſchſüchtige Charakter der Römer ſchloß die Anmuth der Grazien aus, und die ganze Geſchichte ihrer Entwicklung führte ſie von der edeln Beſchäftigung der Kunſt ab, denn dem Römergeiſt fehlte die höhere Weihe der Muſen. Sie waren es eigentlich, und nicht die „Barbaren", welche ſo lange Jahrhunderte die Kunſt in Italien unterdrückt hatten. Lange vor ihnen blühten ſchon die Etruſker, hochberühmt in Kunſt und Erfindungen, und wetteifernd mit den Griechen. Die rauhe Hand der Römer griff zerſtörend in dieſe Pflanzſchule der Muſen, und alle fröhlichen Zweige, die ſie ſchon getrieben hatte, verdorrten, und kaum blieb die Triebkraft für eine beſſere Zeit in der Wurzel lebendig. So lange jene Fremdlinge Italien unter ihrem Joch hielten, war die Kunſt in dieſem Erdſtrich erſtorben; die Römer entlehnten griechiſche Hände und griechiſchen Geiſt, um ihr gewaltſam erworbenes Eigenthum zu ſchmücken; die griechiſche Muſe arbeitete ſelbſt zum Theil als Sclavin des römiſchen Schwertes. Ebenſo waren die Römer auch nur kurze Zeit oder nur theilweiſe empfänglich für dieſe ſchönſten Werke des Friedens; immer knüpften ſie das Schickſal der Muſen an ihre Eroberungen, und wie ein Land nach dem andern wieder an beſſere Völker verloren ging, verwiſchte ſich auch jener Glanz eines höhern Geiſtes, der ja doch nur durch das Schwert an Rom gebunden war. Lange Zeit verging nach

ihrem Sturz, bis ſich Italien aus der Betäubung des Waffenlärms und dem Todesſchlafe der Ueppigkeit erholt hatte; dann aber fing auch ſogleich wieder die Kunſt an, in dem etruriſchen Land neue kräftige Zweige zu treiben, die bis jetzt immer den alten, eingebornen Kunſtſinn bewährt haben. Alſo nur hemmend und zerſtörend für die Entwicklung der italieniſchen Kultur traten die Römer in der Geſchichte dieſes Landes auf, ihre überwiegend kräftige Natur wußte alle Völker der Halbinſel in den Gang und die Richtung ihres Geiſtes fortzureißen. Ihre ganze Literatur iſt eine entlehnte, die Begeiſterung tönte von Griechenland herüber, und mußte, da ſie kein ſelbſtändiges Wirken fand, bald erkalten. Selbſt für die Muſen und ihren ewig jugendlichen Führer Apollo haben die Römer keinen originalen Namen geſchaffen, ſondern ihn unverändert von den Griechen angenommen.

In einem Volk, das im Anfang um ſeine Exiſtenz, dann um die Erweiterung ſeiner Macht kämpfte, war der Staat, deſſen Wohlfahrt, Dauer, Vergrößerung und innerer Haushalt der große Mittelpunkt, um welches ſich alles Trachten und Streben drehte, und von welchem aus jeder Gedanke und jede That ihr Leben erhielt. In der Staatskunſt der Römer zeigte ſich daher am meiſten Originalität; ſie bildete nebſt der Geſchichte und Beredſamkeit die einzigen Zweige der Kunſt und Wiſſenſchaft, die in der Entwicklung, Verfaſſung und den Sitten der Römer wurzelten. Sie hatten ein theuer erworbenes Vaterland; die Angriffe, denen der junge Staat beſtändig ausgeſetzt war, die Eiferſucht der Nachbarn hielten die Energie immer wach, und ließen das Bedürfniß einer feſten innern Einrichtung erkennen. Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht die Verſchiedenheit in der Rechtsgeſchichte Griechenlands und Roms. In Griechenland traten früh in der Kindheit der Staaten Geſetzgeber, wie Minos, Lykurg, Solon, auf, und prägten durch ihre Verfaſſung der ganzen Geſchichte ihres Volks gleich von Anfang eine beſtimmte Form für alle Zeiten auf, welche die Entwicklung innerhalb ihrer Gränzen beſtimmte. Sparta war nur ſo lange groß, als es die Geſetze Lykurg's beobachtete, in Athen wurde erſt unter Perikles, nach deſſen Verwaltung der Staat in Verfall gerieth, die Verfaſſung Solon's geändert. In Rom war das Gegentheil der Fall. Der Staat war in beſtändiger Entwicklung ohne beſtimmte Form begriffen, die Verfaſſun-

gen wechſelten unter beſtändigen Kämpfen; es war kein freiwilliges Annehmen und Unterwerfen unter eine gewiſſe Form, die Geſetze wurden nach dem jeweiligen Bedürfniß gegeben, hinzugefügt, angereiht, und jemehr der Staat und ſeine Verfaſſung ihrem Untergang zueilten, deſto vollſtändiger und vollkommner traten die Geſetzſammlungen hervor.

Mit der Beſiegung des Orients lernte man griechiſche Kunſt kennen, welcher Verfeinerung, Verweichlichung, Sinnlichkeit und Luxus die Bahn in die Hauptſtadt der Welt geöffnet hatten. Man betrachtete ſie auch nur als eine Begleiterin jener, und gab ſich ihren Reizen als einem neuen Vergnügungsmittel hin. Und wie wenig ſie bei den Römern aus dem tiefen Urquell des Genius hervorſprudelte, wie wenig ſie ſich mit deren eigentlichem Charakter vertrug, beweiſt, daß gerade die echten Römer ſie für gefährlich hielten, und ſtets mit aller Kraft dagegen eiferten. Doch mußte natürlich bald bei Mehren das Intereſſe für griechiſche Kunſt und Wiſſenſchaft erwachen. Sie ward als Siegesbeute in Rom eingeführt, durch Oſtentation erhalten, und auch ſogleich herrſchendes Muſter der Nachahmung.

Dieſe Nachahmung war weniger glücklich in den Wiſſenſchaften, als in der Beredſamkeit, Poeſie und hiſtoriſchen Kunſt. Die Beredſamkeit beſonders fand in der römiſchen Republik ein fruchtbares Feld, und hob ſich zu einer ungemeinen Höhe, doch erſt nachdem die griechiſchen Muſter in Rom zugänglicher waren; ihre Hauptnahrung zog ſie auch immer aus Griechenland, beſonders Athen, wo ſich jeder vornehme Römer eine Zeit lang aufhielt. Die Geſchichte hatte eine reich ſprudelnde Quelle in dem Vaterland des Römers und in der Erinnerung an eine große Zeit, doch lernte auch ſie wenigſtens die geiſtreiche Behandlung und geſchmackvolle Form von den Griechen. Die Philoſophie aber war ganz ein Nachhall griechiſcher Syſteme. Die Italiener, welche ſich als Erben des römiſchen Ruhmes betrachten, geben mit vieler Partheilichkeit der römiſchen Literatur einen ungebührlichen Rang auf Koſten der griechiſchen, und berufen ſich dabei auf Ausſprüche von Männern, die keck ihr Urtheil gaben, ohne das Griechiſche zu verſtehen. Petrarca zum Beiſpiel, dem die griechiſche Literatur fremd war, gibt in ſeinem Trionfo della Fama, cap. 3. dem Demoſthenes den zweiten Rang nach Cicero. Pignotti (Del

Rinascimento delle scienze e lettere, im vierten Band ſeiner Storia della Toscana) meint ſogar, daß in Poeſie, Philoſophie und Beredſamkeit Griechen und Römer gleich hoch ſtehen, und beider Ruhm ſich gegeneinander ausgleicht.

In der Poeſie waren die Römer, die Satyre ausgenommen, nicht Erfinder, ſondern Nachahmer und Schüler der Griechen; allerdings eine Zeit lang vortreffliche Schüler, doch blühte immer die Poeſie wie eine fremde Pflanze in dem Land der Kriege und der Beute, und lebte nur einen kurzen Sommer. Auch hatte ſie keine Aufmunterung von oben. Auguſt und Mäcen beſchützten freilich die Dichter, und beehrten ſie mit ihrer Gunſt. Doch war es keineswegs die belebende begeiſternde Wärme, die einer ſolchen Gunſt ihre Wirkung und Weihe geben muß; ſie war nicht die Sonne, die das Genie befruchtete, kaum fähig, ihm Neider zu erwecken. Auguſt ehrte die Dichter in der Abſicht, daß ſie ihn preiſen und verherrlichen ſollten, und Mäcen's Liebe zur Kunſt und die Wirkung ſeiner Begünſtigung läßt ſich am beſten aus der bunten Geſellſchaft von Tänzern und Spaßmachern ermeſſen, die er den erſten Dichtern Roms an die Seite ſtellte. Alles war nur Siegesbeute und Schmuck des Uebermuthes.

Konnte nun ſchon in der beſten Zeit, unter den beförderſten Umſtänden der Römergeiſt nicht bis zu jenem Silberblick des ſchaffenden Genius erglühen, ſo mußte gar die Kunſt mühſam hinſiechen, da der gebrochenen Kraft nur zerſtörende Einflüſſe zugeſellt waren. Der Despotismus des Laſters hatte den Charakter des Volks in unglaublich kurzer Zeit ganz verändert; Rom hatte in den letzten Jahren der Republik nur Einen Cato, Cicero und Brutus noch. Das Volk, alles Ehr- und Rechtsgefühles ledig, beklatſchte und vergötterte Jeden, der ſeiner übermäßigen Sinnlichkeit ſchmeichelte. Alles Beſſere, jeder edle Römer, jede Erinnerung einer großen Zeit wurde vernichtet. Die Staatskunſt verwandelte ſich in Willkür der wahnſinnigſten Tyrannei; Beredſamkeit, ſonſt die Mutter großer Thaten, wagte ſich nicht mehr aus den Schulen hervor, oder höchſtens nur, um die neue Art der Lobreden für die Kaiſer in Uebung zu bringen. Bald auch ſchwieg die römiſche Zunge gänzlich, und nur Ausländer bemächtigten ſich noch der Rednerſtühle. Geſchichte blühte noch einmal auf unter der kurzen Regierung pflichtvoller Kaiſer, die das Ge-

richt der Nachwelt nicht ſcheuten; allein nach dieſer Zeit geben die Hiſtoriker ſelbſt durch ihre Dunkelheit, durch ihre Unbekanntſchaft mit dem Zuſammenhang der Begebenheiten nur ein Bild von der allgemeinen Aengſtlichkeit, Niedergedrücktheit, verkümmerten Sprach- und Schreibfreiheit, worunter das Volk in ſeiner Bewußtloſigkeit nicht einmal ſeufzte.

Auf ſolchem Boden konnte die Poeſie nicht nur nicht blühen, ſondern kaum fortbeſtehen. Ihr Siechthum verräth ſich in der Nachahmung der beſten Schüler der Griechen und in der Vernachläſſigung der Meiſter ſelbſt. Seit dem zweiten Jahrhundert iſt kaum etwas Beſſeres als didaktiſche Gedichte über Fiſchfang, Schifffahrt, Arzneikunde, Jagd, aſtronomiſche und geographiſche Fragen übrig. Die Poeſie fing an, der Gelehrſamkeit und dem Unterricht zu dienen, und da ſie ſelbſt ihre Würde aufgegeben hatte, und in dieſen untergeordneten Rang herabgeſtiegen war, ſo konnte ihr gänzlicher Verfall nicht lange künſtlich aufgehalten werden. Durch dieſe trübe Nacht ſchimmern kaum einzelne Dichterſterne durch, welche zwar den Glanz der untergegangenen nicht erreichen, aber doch dem Piloten in der Literatur tröſtlich zublinken. Aulus Gellius beklagt ſich bitter in ſeinen Attiſchen Nächten über den Verfall der römiſchen Sprache und Literatur; auch ſind faſt alle Gelehrten, welche in ſeinem Werk vorkommen, nur noch Grammatiker, die ſich mit den mühſamſten Forſchungen über rein grammatiſche Fragen beſchäftigen. Eine unverhältnißmäßige Zahl von Grammatikern aber, ſagt Ginguené ſehr richtig, welche ihre Kritik nur über längſt untergegangene Schriftſteller verbreiten, ſind ein ſicheres Zeichen des Verfalls. [1])

---

[1]) Ginguené, hist. littéraire d'Italie, Tom. I, Part. I, chap. I. p. 21, vergl. Tiraboschi, Stor. della Letter. ital. Tom. II, Libr. II, cap. 8. — Wir haben bei den Künſten nur die Poeſie angeführt, weil die Römer in dieſer doch etwas Selbſtändiges geleiſtet haben. Von den übrigen Künſten, Malerei, Skulptur, Baukunſt iſt es bekannt, daß ſie immer griechiſchen Kopf und griechiſche Arme gebrauchten. Die große Zahl griechiſcher Künſtler in Rom konnte nicht einmal Nacheiferung erwecken, ja ſelbſt die Achtung vor den vorhandenen Kunſtwerken fehlte. Man zertrümmerte oft aus Laune die koſtbarſten Monumente, und plünderte, um Baumaterialien zu erhalten, die Mauſoleen, Säulen und Triumphbogen. S. Citat. bei Denina, Rivol. d'Italia. Tom. I, Libr. IV, cap. I.

Nicht äußere Umſtände alſo ſind die eigentliche Urſache des Verfalls der Wiſſenſchaft und Kunſt bei den Römern, am wenigſten waren es die Barbaren, welche die Nacht über das römiſche Reich brachten. Die Haupturſache wirkte im Innern, und zeigte ihren hemmenden Einfluß in Italien, ſo lange die römiſche Macht darin beſtand. Die Römer waren, wie geſagt, Fremdlinge in dem Land der Künſte. Nur allein Eroberer, hatten ſie nur Liebe zum Vaterland, ſo lange dieſes im Wachſen begriffen war, und die Angriffe rivaliſirender Feinde zu fürchten hatte; und nur dieſe Zeit, die erſten fünf Jahrhunderte ihrer Geſchichte, zeigt uns die Römer groß. Als der Staat nach Außen ruhig, und alle Feinde niedergeworfen waren, kehrte ſich die Mord- und Kriegsluſt nach Innen. Wie wenige Römer wandten ſich, nachdem ſie dem Kriegsgott ihren Tribut dargebracht, oder dem Staat ihren Kopf gewidmet hatten, in ländlicher Ruhe zu dem Umgang mit den Muſen. Dieſe Beſchäftigung war mit dem römiſchen Geiſt ſo unverträglich, daß man ſie dem Müßiggang gleichſtellte. Zur Zeit der römiſchen Größe kannte man nur Politik und Krieg; erſt als die alte Kraft verſchwunden, als der Charakter verdorben und gänzlich umgewandelt war, nahm man auch die Muſen in das römiſche Leben auf; allein ſie blieben immer fremd und gleichſam in einem traurigen Zuſtand der Gefangenſchaft und Sclaverei.

Die meiſten Literaten geben den Verfall der römiſchen Literatur äußern Urſachen Schuld, welche indeſſen meiſt nicht ſowohl wirkliche Urſachen, als vielmehr nur äußere mannigfaltige Erſcheinungen deſſelben innern Grundes ſind. Dazu wird gerechnet: die geringe Bildung der Kaiſer, ihre Vernachläſſigung der Literatur und die wenige Beförderung, die ſie den Schriftſtellern zukommen ließen; ferner die geringe Aufmunterung, welche die Dichter bei dem Publikum fanden; der Verfall der Sprache, der Sitten und des Geſchmacks; die ſchlechte Erziehung, die unglücklichen Zeiten, der Mangel an Mitteln zum Studiren.[1]) Diejenigen, welche jenen innern ſtörenden Grund nicht anerkennen

[1]) Hallam, Europe during the Middle Ages. T. IV, p. 107. Ginguené Histoire littér. de l'Italie. T. I, P. I, ch. 1. Tiraboschi, Storia della Letter. ital. T. II, Part. I, Introduzione.

wollten, bürdeten den Verfall der Literatur gar physischen Ursachen, den Einwirkungen des Klimas, Bodens u. s. w. auf, worüber sich Tiraboschi in der angeführten Stelle lange ergeht. Ein ganz besonderes Gewicht legen Viele auf die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Constantinopel. [1]) Indessen scheint dieser Umstand, der für die politische Erschütterung und Schwächung des Reichs und zum Untergang Westroms so viel beitrug, von wenig oder gar keinem Einfluß auf den Verfall der römischen Literatur zu sein, da er in eine Zeit fällt, wo der Verfall schon vollendet war, und auch in Constantinopel die Literatur keineswegs neu aufblühte, was allein die Richtigkeit jener Ansicht beweisen könnte. Die wichtigste unter den Ursachen ist die Ausbreitung des Christenthums, die Abneigung der christlichen Kirche gegen die heidnische Literatur und die Ausschweifungen, zu denen die Kirche gleich im Anfang durch unselige Mißverständnisse verleitet wurde. Und zwar ist diese Ursache so wichtig, daß sie eine eigne Beleuchtung verlangt, obgleich sie von Manchen, wie von Tiraboschi, nicht einmal aufgeführt wird. Doch betrachten wir vorerst die übrigen Umstände genauer.

Nachdem die Republik gefallen war, und das Volk sich nicht mehr aus seiner eignen innern Natur heraus entwickeln konnte, hatten die Kaiser unstreitig einen außerordentlichen Einfluß, wie auf das Staatsleben, so auch auf die Wissenschaften, und sind zum großen Theil für den Verfall derselben der Geschichte verantwortlich; denn wie die Einzelnen von ihrer Zeit und deren Richtung getragen, bestimmt und beengt wurden, so waren sie auf der andern Seite auch wieder die Träger und Tonangeber ihrer Zeit, und leider arbeiteten beide einander für einen sich stets verschlimmernden Zustand in die Hände. Geschichte der römischen Literatur nach Augustus ist also Geschichte der Kaiser und des Volkes; überall Erschlaffung, Erniedrigung und Verfall.

Wie sehr die ganze römische Literatur in der Hauptsache nicht den Geist der Römer erfüllte, und mit jener schaffenden und siegenden Gewalt ursprünglich aus ihm hervorströmte, sondern im

---

[1]) Ginguené, l. c. Tiraboschi, T. II, Libr. IV. cap. I. Muratori, Antiquit. med. aevi, Dissert. I. Denina, Rivol. Libr. III, c. 6. Bettinelli, Risorgim. d'Italia, cap. I.

Gegentheil ihm immer mehr oder weniger fremd blieb, und in Ausbildung der bloßen Form beſtand, beweiſt der Umſtand, daß von den ſchlechteſten Kaiſern in dieſer Hinſicht oft ammeiſten zu rühmen iſt, während die beſſern und einſichtsvollern, die mehr auf den Geiſt wirken wollten, mit ihren erfolgloſen Bemühungen weit im Hintergrund ſtehen. Tiberius, der die Wiſſenſchaften als ein Verbrechen ſtrafte, war doch außerordentlich aufmerkſam auf eine richtige Sprache, und vermied mit ängſtlicher Sorgfalt die fremden Wörter, die ſich zu ſeiner Zeit in Rom eingeſchlichen hatten. Bekannt iſt die Geſchichte (Dio Cassius, libr. 57), daß, als er in einem Edict ein neues Wort gebraucht hatte, dieſes ihm in der Nacht einkam, und ſein grammatiſches Gewiſſen ſo ängſtigte, daß er ſogleich alle Sprachgelehrten an ſeinen Hof kommen ließ, um ſie über ihre Meinung zu befragen.[1]) Welche Aengſtlichkeit in Beobachtung der Form, da der Geiſt dem niedrigſten Barbarismus huldigte und an der Zerſtörung jedes edlern Gefühls arbeitete. War es etwas Anderes, als eine ſinnloſe Ausbildung der Form mit frecher Verſpottung des beſſern Genius, wenn Claudius ſelbſt als Schriftſteller und Dichter aufzutreten wagte, ſeine griechiſchen Komödien in Neapel aufführen und ihnen durch dazu beſtellte Richter den Kranz zuerkennen ließ, wenn er die Hand an eine römiſche Geſchichte legte, und ſogar ſein eignes ſchändliches Leben zu ſchreiben anfing? Oder war es etwas Anderes, als ein bloßer Dienſt der Form, wenn Nero die fünfjährigen Kampfſpiele in Poeſie und Beredſamkeit auf dem Capitol einführte, da in denſelben ſeine eignen Reden und Gedichte für immer den Preis erhielten und Männer, wie Lucanus, die ihn zu übertreffen wagten, mit dem Tode beſtraft wurden. Konnte ſolche Verhöhnung griechiſchen Wetteifers der literariſchen Bildung förderlich ſein, konnte auch nur der kaum geſchiedene Geiſt aus der goldnen Zeit dadurch wieder heraufbeſchworen wer-

---

[1]) Attejus Capito hatte die höfiſche Geſchmeidigkeit, zu ſagen, daß das Wort Tiberius zu Ehren von nun an in den Sermo urbanus aufgenommen ſein ſollte, wogegen aber Marcellus, der die Sache gewiſſenhafter nahm, proteſtirte, und erklärte, der Kaiſer könne wohl den Menſchen, nicht aber den Wörtern das römiſche Bürgerrecht geben. S. auch Sueton. Tiberius, cap. 70 und Augustus, cap. 86.

den? Nero's Verse mußten in allen Schulen gelesen und erklärt werden; sein Dichterruhm dauerte kaum so lange, als seine Ungnade zu fürchten war, aber die Wunden, die er dem bessern Geschmack schlug, konnten durch keine bessere Regierung mehr geheilt werden. Nicht mehr als bloße Huldigung der Form war es, daß der Wütherich Domitian die unter Nero abgebrannten Bibliotheken wieder aufbauen und eine Menge Schriften sammeln ließ; die Musen blieben fortan ausgeschlossen. Umsonst eröffnete Hadrian seine Atheneen für die Uebungen und Vorträge der Dichter und Redner; die Göttin der Weisheit und Kunst, die ihren Namen zu den Gebäuden geben mußte, regierte nicht in dem Innern.

Alle diese Anstalten zu Ehren der Wissenschaft wurden mit um so größerm Lärm errichtet, je weniger Ernst und guter Geist sie eigentlich leitete, und je mehr sie nur der Eitelkeit der Tonangeber und Tyrannen des Geschmacks dienen sollten. In diesem Strom leerer Formen und Prahlereien ging jeder Trieb zum Bessern unter, und die ernsten Bestrebungen der würdigern Kaiser stemmten sich vergebens dem allgemeinen Uebel entgegen. Vespasian setzte den griechischen und lateinischen Rhetorikern aus dem öffentlichen Schatz eine jährliche Summe aus; doch das Glänzendste, was aus diesen Schulen hervorging, waren gelehrte Kritiker. Die vortreffliche Regierung Trajan's, der Antonine und Mark Aurel's leuchtete hell, aber doch nur wie schnell untergehende Meteore an diesem trüben Himmel; auch der Literatur konnten sie nur eine kurze, künstliche Gesundheit geben, und Alles versank in ein Chaos, welches statt Ordnung nur Verwirrung und lange Nacht gebären sollte.

Die wenigen befördernden Einrichtungen, welche unter andern Umständen wohlthätig gewirkt hätten, schlugen durch die unbegreifliche Tyrannei der Kaiser und die noch unbegreiflichere Sclaverei des Volkes nur zum Nachtheil der Wissenschaft aus. Unter Tiberius war es oft schon genügend, sich in irgend einer Kunst auszuzeichnen, um die Strafe der gemeinsten Verbrecher zu leiden. Caligula erlaubte zwar, mehre Schriften, welche sein Vorgänger zu den Flammen verurtheilt hatte, wieder zu lesen; aber seine sonderbare Eifersucht, in jeder Kunst der Erste sein zu wollen, verleitete ihn zu andern Tollheiten. Bessere Redner als

er wurden verbannt oder getödtet, oder retteten ſich nur durch die niedrigſten Schmeicheleien. Ebenſo ſollten die Schriften der Rechtsgelehrten vernichtet werden, weil er kein anderes Recht wollte als ſeine Meinung. Sogar Homer's Werken erklärte er den Krieg, und faſt hätte er aus den Bibliotheken die Statuen Virgil's und Livius' verwieſen, indem er den Erſten für einen Mann ohne Genie und Kenntniſſe, den Andern für einen unzuverläſſigen Geſchichtſchreiber erklärte. Nero wüthete gegen die Philoſophen und Dichter; unter Andern mußten Lucanus und Seneca ſeine Antipathie gegen die Wiſſenſchaft durch ihren Tod büßen. Seine ſchändliche Luſt an dem Anblick eines Brandes vernichtete viele der ſchönſten Denkmäler der Kunſt und Geſchichte. Was läßt ſich von Vitellius, Commodus, dem gebornen Feind der Wiſſenſchaften, dem wüthenden Domitian und den ſpätern ſchwachſinnigen Tyrannen ſagen, wenn ſelbſt Hadrian, der nicht unter die ſchlechteſten gerechnet wird, durch ſeine unſelige Eiferſucht, in Allem der Erſte ſein zu wollen, jedes ernſtliche Studium gänzlich lähmte? — In ſeinem übermüthigen Urtheil ſetzte er den Cato über den Cicero, den Ennius über den Virgil, und wollte ſogar den Homer zum Vortheil des Symmachus vernichten, während Caracalla den Werken des Ariſtoteles überall nachſpüren und ſie verbrennen ließ.

Doch würde man Unrecht thun, wenn man den rohen Charakter der Kaiſer und ihre grauſamen Verfolgungen der Wiſſenſchaft als Haupturſache des Verfalls derſelben angeben wollte; denn die Kaiſer litten nur an den allgemeinen Uebeln ihres ganzen Volkes und ihrer Zeit. Dieſe waren der übermüthigſte Despotismus und die niedrigſte Kriecherei, welche ſich durch alle Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft und in allen Ständen auf gleiche Art zeigten. Die Syſteme der alten Philoſophen übten, wie die Kaiſer in dem Senat, ebenſo ihre Tyrannei in den Schulen aus, ſie gingen von Geſchlecht zu Geſchlecht, und erlangten bei einer blinden Menge das Anſehen der Unfehlbarkeit, welches im Voraus jede freie Forſchung erſtickte. Die Poeſie, die einzige immer freie Tochter der freiſten Seelenkraft, war von dem Volk, das Alles unterdrückt hatte, niedergeworfen worden, und diente, eine niedrige Sclavin, der Eitelkeit der Großen. Nichts fällt bei den meiſten und ſelbſt den beſſern Dichtern ſeit Tiberius' Zeit mehr

auf, als die ſchnelle Geſchmeidigkeit, womit ſie die allgemein herrſchende Schmeichelei und Anbeterei der Kaiſer auch zum Zweck ihrer Kunſt machten. Valerius Maximus und Vellejus Paterculus ſchmeichelten dem Tiber, Lucanus dem Nero, Seneca dem Claudius und dem Nero, Statius, Quintilian und Martial dem Kaiſer Domitian. So waren die Kaiſer immer der Mittelpunkt, an dem die allgemeine Verderbniß ſich äußerte und abſpiegelte; ſie geben der Geſchichte die Stadien, nach welchen das allmälige Sinken gemeſſen werden kann, aber ſie würden als Urſache angenommen dieſes Sinken keineswegs genügend erklären. Sie verfolgten die Wiſſenſchaft als eine nichtswürdige Sache, die von ihren eignen Trägern alles Werthes entäußert worden war, und ſie folgten darin nur der allgemeinen Meinung.

Die Haupturſachen des Verfalls der römiſchen Literatur ſind alſo erſtens eine innere, der Charakter des römiſchen Volkes, welcher in ſeiner urſprünglichen Reinheit der Wiſſenſchaft und Kunſt durchaus fremd blieb und die Liebe zu denſelben gänzlich von ſich ausſchloß, in ſeiner ſpätern Verdorbenheit aber ebenſo wenig das reine Gefühl der Kunſt als etwas ganz Fremdes ſich anzueignen vermochte. Daher die merkwürdige Erſcheinung der goldnen Zeit ſeiner Literatur in der ganz kurzen Epoche, wo die Republik und der Kaiſerdespotismus über den Häuptern der Römer einander ablöſten. Der Staat, früher das allgemeine theure Eigenthum, war dem Römer aus den Händen entrückt, er war ſich ſelbſt in dieſer Uebergangsperiode fremd geworden, und befand ſich in einem unſichern, gleichſam bewußtloſen politiſchen Zuſtand, und gerade in dieſer Zeit blühte bei ihm die ihm fremde Beſchäftigung der Muſen. Dies iſt eine merkwürdige Thatſache, die unſers Erachtens viel Licht auf die römiſche Literaturgeſchichte wirft. Bei einer ſolchen Lage ſind äußere Urſachen wenig zu rechnen. Kriege, Verderbniß der Sitten und des Geſchmacks, Vernachläſſigung oder gar Verfolgungen von Seiten der Regierung ſind Wunden, welche der Literatur jedes Volkes von Zeit zu Zeit geſchlagen werden, welche aber nicht einen Verfall auf die Art der römiſchen bewirken können, ſobald der wiſſenſchaftliche und Kunſtſinn Eigenthum und einen Theil des innerſten Weſens eines Volkes ausmacht. Hier kommt nun zweitens eine äußere Urſache hinzu, welche inſofern höchſt wichtig iſt, als ſie bald zu

einer innern wird, und dem Charakter des Volkes eine ganz neue Seite gibt, nämlich die Ausbreitung des Christenthums oder vielmehr die Entstehung der christlichen Kirche.

§. 3.

Ausbreitung des Christenthums.

Von Palästina ging das heilige glühende Wort aus, das über die Welt Licht und Wärme ausgießen sollte, das den Himmel zur Erde niederzog, und ein Reich der Liebe gründete. Die Wirkung und Lebendigwerdung des Charfreitags und des Auferstehungsmorgens war der heilige Geist, der durch die Apostel mit tausend Zungen sprach, und die Völker zu dem Reich Gottes versammelte. Unter der Aegide der begeisterten Jünger erstarkte die neue Gemeinde in zuversichtlichem Glauben an die Worte und Thaten des Heilands, in frommer Begeisterung und strenger Sittlichkeit. Kein Grübeln erschwerte noch die Tugenden des Christenthums; der Beweis von der Göttlichkeit der Lehre floß von den beredten Lippen der Apostel, und erhielt seine Nahrung in dem heiligenden Gefühl der Umwandlung und der Aufnahme in das himmlische Reich. Glaube, Liebe und Hoffnung waren die Säulen des Christenthums, das noch die philosophische Speculation nicht kannte, noch die wissenschaftliche Begründung der Lehrbegriffe. Aber mit fruchtbarer Lebendigkeit wirkten die verheißenden Worte der Jünger, die an der Quelle des Lichts gelebt, die Zeugen des großen Erlösungswerkes gewesen. Mit inniger Rührung und heiligen Schauern hörten die Neubekehrten von den Thaten und Lehren des erst jüngst verklärten Heilands, betraten sie die Stätten, wo er gelehrt, wo er gesegnet und gelitten hatte, und diese Schauer der Ehrfurcht entzündeten in ihren Herzen eine wunderbar beseelende, Alles besiegende sittliche Kraft. So bewies das Urchristenthum seine Vortrefflichkeit in seinen Werken und dem Wandel der Menschen. Noch keine Kirche (diese wurden erst im Anfang des dritten Jahrhunderts errichtet), noch keine äußere Pracht der Ceremonien, noch kein eigentlicher Gottesdienst diente der neuen Religion zum äußern Zeichen. Versammlungen in den Wohnungen der Mitglieder, später in den Zeiten der Verfolgung in Wäldern und Höhlen,

dienten den Christen zur Befestigung brüderlicher Gemeinschaft; Gebet, Gesang, Vorlesung heiliger Schriften und erbauende Belehrung stärkten den Glauben an den Heiland, und das Abendmahl erinnerte an seine unendliche Liebe zur Menschheit, für welche er den Tod gelitten hatte. So lebte die Gemeinde in ursprünglicher Einfachheit fort, und zeichnete sich äußerlich durch Nichts aus, als durch Entfernung aller Ceremonien der andern Religionen, bis sie sich weiter über die Gränzen des Landes ausdehnte, wo der große Stifter selbst sein Werk gegründet hatte. Der Eifer der Apostel und ersten Lehrer, ihre Standhaftigkeit, der heilige Geist des Glaubens und der Liebe, der durch ihre Worte sprach, gab der neuen Lehre bald Eingang in die andern Völker, und verbreitete sie in kurzer Zeit über Palästina, Syrien, Kleinasien, Griechenland, Italien und Nordafrika. Die Bedrückungen und Verfolgungen dienten nur, den Enthusiasmus zu stärken, und am Ende des dritten Jahrhunderts bestand fast die Hälfte des römischen Reichs aus Christen.

Die verschiedenen Gemeinden behielten noch eine Zeit lang ihre einfache Einrichtung bei. Jede bestand für sich unabhängig von den übrigen; das allgemeine Band, das sie an einander knüpfte, war der Eine Glaube und die Eine Liebe, die Alle beseelte; den Zusammenhang unterhielten wechselseitige Mittheilungen und Begrüßungen durch Abgesandte, und Beistände und Unterstützungen in Fällen der Noth. So lange die Apostel lebten, waren sie Vorsteher der Gemeinden, an ihre Stelle traten dann die Aeltesten, welche die Reinheit der Lehre zu bewahren und die Aufsicht über den sittlichen und religiösen Zustand der Mitglieder zu führen hatten. Es konnte indessen nicht fehlen, daß durch die Aufnahme so vieler und so verschiedenartiger Personen sich gar manche unreine, von früher Kindheit an im alten Glauben eingesogene Vorurtheile und Ideen in die neue Lehre einschlichen; der Verkehr der gewonnenen Glieder mit ihren frühern Glaubensgenossen, ihre Anhänglichkeit an manche unchristliche Gebräuche konnte nicht ganz, selbst nicht von den Aposteln, gehindert werden, und so entstand mit der weitern Ausbreitung zugleich eine Vermengung der Ideen, in welcher der Begriff der Lehre erwachen und das Christenthum in Entgegenstellung gegen die andern Kulten zum Bewußtsein gelangen mußte. Es traten

nun auch gelehrte Männer in die Gemeinde ein, deren Geist durch die griechische Speculation genährt und gebildet war, und welche, obwohl durchdrungen von der Göttlichkeit der Lehre, den Maßstab der Kritik an die neue Glaubensnorm setzten, wenn auch nur, um sie mit ihrem früher erworbenen geistigen Eigenthum in Einigung zu bringen. Das Uebergewicht ihrer wissenschaftlichen Bildung gab ihnen bald das Amt der Vorsteher, der Bewahrer des Glaubens, und das Geschäft, die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen, und in vorkommenden Fällen für die Gemeinde zu sprechen. Die verschiedenartigen Ansichten aber, welche sich aus allen Theilen der Welt, aus griechischen und römischen Mythologien, aus hebräischen und syrischen Kulten in das Christenthum eingeschlichen hatten, erweckten noch besonders die Kritik dieser gelehrten Vorsteher, und übten ihren Scharfsinn in Prüfung der verschiedenen Lehren, welche in den von einander unabhängigen Gemeinden herrschend geworden waren. So entfernte sich die christliche Religion von ihrer ursprünglichen Idealität, und nahm eine bestimmte Form an, welche unter den Einflüssen menschlicher Leidenschaften, nationaler Vorurtheile und tausendfacher Reibungen mit dem Geist der Zeit, mit Staat und Wissenschaft immer mehr und mehr von ihrem Einklang mit der Idee des Stifters verlor. Dieses Heraustreten in eine bestimmte Form zeigte sich auch bald in dem Streben nach einer gewissen Einheit des Glaubens und der Kirchenverfassung, welches wieder viele Reibungen mit Andersdenkenden, Irrlehrern und Ketzern veranlaßte. Die verschiedenen Gemeinden organisirten sich eine innere Polizei, man stellte besondere Diener der Kirche an für die geistigen Functionen und die zeitliche Direction der christlichen Republiken. Diese hatten zugleich das Geschäft, die Irrthümer der Ketzer aufzudecken, dieselben zum allgemeinen Glauben zurückzuführen und die Hartnäckigen aus dem Schooß der Gesellschaft zu verjagen. Diese Directionen gaben der Herrschsucht, dem Ehrgeiz und allen Leidenschaften einen weiten Raum, und fachten bald das wohlthätige Feuer des Enthusiasmus zum verheerenden Brand des Fanatismus an.

Den wissenschaftlich gebildeten Vorstehern der Gemeinden war in den ersten Jahrhunderten die Darstellung der Göttlichkeit und Vortrefflichkeit der christlichen Lehre und die Vertheidigung der-

ſelben gegen die Angriffe der heidniſchen Philoſophen ein Hauptanliegen. So überreichten Quadratus und Ariſtides ihre Apologien des Chriſtenthums dem Kaiſer Hadrian; Juſtinus, Athenagoras und Tertullian ſuchten den Kaiſer, den Senat und das ganze Volk für ihre Sache zu gewinnen; Origenes ſchrieb ſeine gelehrten Bücher gegen den Philoſophen Celſus, und viele andere Kirchenväter zwang der Zweifel der heidniſchen Kritik zu ähnlichen wiſſenſchaftlichen Vertheidigungen. Dazu reichte die Wärme des erſten Glaubens nicht aus, und man ſchritt zur philoſophiſchen Unterſuchung des Ueberlieferten; die Väter fingen an, den Text der vielen Abſchriften zu vergleichen, zu berichtigen, und die Bücher der heiligen Schrift zu commentiren, die Speculation gewann durch dieſe Arbeiten bald ihren Einfluß, und ſo erhielt die Wiſſenſchaft einen neuen Zweig, den die Griechen und Römer nicht kannten, die Theologie, die Wiſſenſchaft der Religion, das Studium ihrer Dogmen und Myſterien, oder, was ſie in der erſten Zeit war, die Lehre von der göttlichen Natur Chriſti. Hatten aber die erſten Lehrer mehr Enthuſiasmus für das praktiſche und moraliſche Chriſtenthum, und konnten ſie, dieſes hohe Ziel vor Augen, manchen ſchiefen Begriff, manche unlautere Idee über Natur und Urſprung Gottes und des Religionsſtifters überſehen, und betrachteten ſie den Glauben mehr als Mittel zu einem frommen, tugendhaften Wandel: ſo ward jetzt, da die neue Lehre durch Sophismen, Grübeleien, Traditionen, manche unreine Beiſätze erhalten, und der Meiſter nicht mehr lebte, der ſein Werk allein hätte läutern und ſichten können, im Gegentheil der Glaube eben deswegen die Hauptſache, und die Intoleranz erhob ihr ſtörriges Haupt. Eine eigne, bei den Römern kaum gekannte Erſcheinung war dieſe Intoleranz. Gibbon (**Decline and Fall of the Roman Empire, chap. 2**) erklärt ſehr gut die Duldung der verſchiedenen Meinungen und Anſichten über Religion bei den Römern dadurch, daß dort die kirchliche Herrſchaft mit der politiſchen vereinigt, der Kaiſer zugleich Pontifex Maximus war. Die Politik des Senats und der Kaiſer war ſehr glücklich unterſtützt durch die Aufklärung einiger ihrer Unterthanen und durch den blinden Aberglauben der Uebrigen. Die verſchiedenen Kulten im römiſchen Reich waren alle von dem Volk als gleich wahr, von den Philoſophen als gleich falſch, und von dem Magiſtrat als

gleich nützlich angesehen worden. Die Toleranz erhielt die gegenseitige Eintracht. Die Dichter hatten zuerst die Mythologie für das Volk aufgestellt; dem ungeachtet konnten aber die Philosophen ungestraft ihre eignen Beobachtungen über das höchste Wesen und dessen Weltregierung anstellen. Cicero bekämpfte mit den Waffen der Vernunft und Beredsamkeit die Systeme des Heidenthums; aber trotz dem Geist der Irreligion in dem Zeitalter der Antonine respectirte man doch das Interesse der Priester und die Leichtgläubigkeit der Masse. Die Philosophen behaupteten in ihren Schriften die Würde und die Rechte der Vernunft, unterwarfen aber ihre Handlungen der Macht der Gesetze und Gewohnheiten.

Ganz anders war es aber in den Christengemeinden. Hier konnten kritische Untersuchungen über das göttliche Wesen und sein Verhältniß zur Welt nicht neben oder außer den Ueberlieferungen der christlichen Glaubenslehre bestehen. Was die Masse glaubte, mußte die Kritik gutheißen; was die Philosophen aufstellten, mußte mit der heiligen Schrift übereinstimmen. Man verwechselte indessen bald den reinen Glauben, der die Seele des tugendhaft christlichen Wandels ist, mit den zufälligen Bestimmungen, die ein blinder Eifer zu einem Gebäude zusammenstellte, und mußte mit um so unerbittlicherer Strenge die Annahme und Gültigkeit der theologischen Systeme verfechten, je mehr die Beihülfe heidnischer Spitzfindigkeit die ursprüngliche Lauterkeit des Christenthums trübte. Die mühsam durchdachte und durchkämpfte Lehre von der Dreieinigkeit, von der Unterordnung oder Beiordnung des Sohnes unter oder neben den Vater, von der Aufnahme des heiligen Geistes in die Dreiperson mit gleichem oder geringerm Rang, von der doppelten Natur Christi u. s. w. waren unerweisliche Ideen, welche die verschiedensten Entgegnungen zuließen. Die Verfechtung derselben war schwer, die Entgegnung erweckte Leidenschaften, die bald eine nie geahnte Heftigkeit entwickeln und ein unsägliches Elend über die Menschheit bringen sollte.

Den Griechen war ihre Religion als Form gegeben, aber als lebendige Form, welche in ihrer innersten Tiefe den reinen Funken ernährte; sie schmückten sich ihre Form geistreich und gewandt aus und umgaben sie mit allen Reizen der Dichtung.

Aber früh ahneten sie auch die reine Idee, und rangen mit der Form, um jene zu befreien und in ihrem Glanz darzustellen. Die Geschichte der griechischen Philosophie von Hesiod bis Plato und Aristoteles gibt uns ein erhebendes Bild von dem Kraftaufwand, womit dieses Volk die ursprüngliche Idee der Gottheit nach und nach von allen sinnlichen Beisätzen befreit und in ihrer metaphysischen Reinheit darzustellen gesucht hat. Das Christenthum, welches ein unglückliches Loos bald in ungeschickte Hände warf, betrat die umgekehrte Bahn. Der Stifter gab der Menschheit das Ideal der Religion, die reinste, übersinnlichste Idee der Gottheit; aber die nächstfolgende Zeit vermochte nicht sich bis zu ihr zu erheben, das heilige Feuer erlosch zum glimmenden Funken, und die sinnliche Natur erbaute über demselben eine Form von wunderlichen Symbolen, die stets vervielfältigt und verziert, zuletzt den Zugang zu dem Heiligthum versperrten. Diese Form vertrat der Masse die Religion, und der Gottesdienst ward Ceremonie. Von der andern Seite wirkte dieses Hinneigen zur Form auch im äußern Leben der Gemeinden, und begegnete bald jener innern Richtung. Als die Ideen des jüdischen Priesterthums sich in die christliche Lehre einschlichen, bildete sich ein besonderer Stand für die ausschließliche Verwaltung der heiligen Gebräuche, und er trennte sich als Klerus scharf von den übrigen Gemeindegliedern. Die große Macht dieses privilegirten heiligen Standes, welche sich auf den Einfluß der ihm übertragenen Kirchenzucht, auf die bald festwurzelnde Meinung besonderer nur auf ihn vererbter Ueberlieferungen aus dem Munde der Apostel und auf manche ihm anfangs aus Liebe und Ehrfurcht bewilligte Vorrechte stützte, riß den Leidenschaften alle Schranken nieder, und führte nach und nach zu einem irdischen Reich der Kirche, welche Idee der große Stifter derselben so oft bekämpft hatte. Die Gemeindevorsteher wurden Priester, deren mächtiges Corps unter der Regierung von Bischöfen stand. Die Bischöfe jeder Provinz vereinigten sich in Synoden, wo sie das Wohl der Kirche besprachen, die Glaubenslehren feststellten, die Controversen beseitigten. Diese Synoden gaben den Bischöfen eine große Gewalt über die Gemeinden und die untern Priester; auch verwandelten sich bald genug die frühern Ermahnungen zu frommen Wandel und reinem Glauben in Befehle, deren natürliches Gefolge die Kirchenstrafen,

Verketzerungen, Verfolgungen waren. Die Prieſter ſahen die Gewalt und Anmaßung ihrer Biſchöfe ſehr ungern, indeſſen begnügten ſie ſich mit der Genugthuung, dieſelbe Gewalt auf ihre Gemeinden auszuüben, und eine ſtrenge Disciplin und Wachſamkeit half leicht über die Schranken hinüber, welche ſich dem Streben nach monarchiſcher Einheit entgegenſetzte. Nach dieſem erſten Sieg gaben die Synoden den Biſchöfen noch ein anderes Feld für ihren Ehrgeiz. Den Vorſitz in den Verſammlungen führten die Biſchöfe der Provinzial-Hauptſtädte, und dieſe ſuchten dieſelbe Autorität über die andern auszuüben, wie jene über die Prieſter. Ueber den Metropolitanbiſchöfen ſtanden wieder die Biſchöfe der fünf oder ſechs Hauptſtädte des römiſchen Reichs, und ſo ſehen wir die Kirche ſich nach und nach in pyramidaliſcher Form conſtituiren, welcher natürlich die Spitze nicht fehlen durfte, und wirklich verlor man ſowohl in Rom als in Conſtantinopel dieſe Spitze des Kirchenreichs nicht aus den Augen. So ward der Menſchheit ſtatt eines Himmelreichs, das der Heiland gründen wollte, durch Mißverſtand und Unverſtand ein Kirchenreich, künſtlich aufgeführt, und mit vieler Schlauheit, Wachſamkeit, glücklicher Benutzung der Umſtände, beſonders der Schwäche der Kaiſer und der Unwiſſenheit und Leichtgläubigkeit der Völker, erhalten. Die Concilien waren die Schlachtfelder, auf welchen ſich dieſes Reich gründete; dort erhoben ſich die Biſchöfe zu Geſetzgebern des Glaubens, und erkämpften ſich das Recht des Despotismus und der Verfolgung, wozu ihnen das Mönchsweſen die Macht gab.

Fanden nun ſchon in der erſten Zeit des Chriſtenthums mannigfaltige Reibungen der verſchiedenen Anſichten ſtatt, und mußten ſchon die Apoſtel und erſten Lehrer dem Glauben und Kultus eine außerordentliche Ausdehnung geben, ſo mußten ſich dieſe Reibungen zu förmlicher Zwietracht entzünden, als die unreinen Miſchungen der Unwiſſenheit und des Aberglaubens auf der einen, und der zügelloſen Herrſchſucht auf der andern Seite ſich einander in die Hände arbeiteten. Mit der Vermehrung der Gemeinden bildete ſich eine herrſchende Partei, welche ihr geiſtiges Anſehen mit immer wachſender Strenge und Anmaßung ausübte. Man verlangte von den achtungswertheſten Mitgliedern, daß ſie ihre beſondere Meinung aufgeben ſollten, ohne doch gerade die allge-

mein gültige durch vernünftige Ueberzeugung begründen zu können. Die Gegner wurden nur deſto kühner in Behauptung ihrer Anſicht, und empörten ſich zuletzt offen gegen die Freiheit der Kirche. Unbedeutende Fragen, wie über die Wiederaufnahme der Chriſten, welche bei den Verfolgungen Schwäche gezeigt und die Gemeinden verlaſſen hatten; willkürliche Lehren, welche der durch Mißverſtändniß genährte Aberglaube dem Chriſtenthum aufgedrängt, wie die Lehren von der Erbſünde, vom Fegefeuer, von der doppelten Natur Chriſti, von der Natur und dem Kultus der Maria, entzweiten die Kirche in unzählige Sekten, welche alle ihre eigenthümlichen Anſichten mit erſtaunlicher Erbitterung, Grauſamkeit und Wildheit verfochten. So lange die Macht des Heidenthums noch ſchwer auf den jungen Gemeinden drückte, legte ſie den Aeußerungen des Religionshaſſes einen ſtarken Zügel an. Conſtantin's und beſonders Theodoſius' Regierung emancipirte endlich die Chriſten, und das Heidenthum ward mit Gewalt verdrängt. Die Kirche erhielt Frieden und Sicherheit nach Außen, und Muße genug, in ihrem eignen Fleiſch zu wühlen. Nachdem das Concilium zu Nicäa allen Chriſten ein bindendes Glaubensbekenntniß aufgezwängt hatte, wurde Vertheidigung der Lehre die erſte Pflicht der Obrigkeit, Verfolgung der Andersdenkenden der Maßſtab ihrer Pflichterfüllung. Alle Verſammlungen der Ketzer wurden verboten, ihre Güter zum Vortheil der rechten Kirche geraubt, die Menſchen gemartert und ins Elend verwieſen. Keine Furie iſt ſchrecklicher, als die ſich unter dem Prieſtergewande birgt. Dieſelben Strafen, welche früher Diocletian gegen die Chriſten verhängt hatte, wurden nun gegen die Ketzer angewendet, und dieſelben Biſchöfe, welche bei den Chriſtenverfolgungen ſo beredt die Rechte der Menſchheit angerufen hatten, riefen nun dieſelbe Qual gegen ihre Religionsbrüder an. Von nun an bietet die Kirchengeſchichte mehre Jahrhunderte lang der Menſchheit ein beſchämendes Bild von thieriſcher Grauſamkeit und Roheit, Luſt an Mord und Raub und allen Verbrechen und Schandthaten des Fanatismus, welche nur mit den lächerlichſten und unſinnigſten Aeußerungen des Aberglaubens abwechſelten. Selbſt die angeſehenſten und gelehrteſten Kirchenväter ließen ſich von dem allgemeinen Schwindel der Roheit hinreißen, und kaum ſchraken wenige derſelben vor den Greueln zurück, welche dem heiligen Am-

mianus den Ausruf entlockten, daß die reißendsten Thiere dem Menschen weniger furchtbar seien, als es die Christen einander wären.

So arbeiteten Unverstand, Unsittlichkeit, überspannte Leidenschaftlichkeit an der Umformung der christlichen Religion in eine despotische christliche Kirche, und der Geist, der kaum von der Furcht vor einem rächenden Jehova, vor einem donnernden Jupiter befreit war, ward nun an die Schrecken einer unerbittlichen Priesterschaft gefesselt. Der reine Sittenwandel, den das Urchristenthum gefordert und mit bewundernswerther Treue und Standhaftigkeit beobachtet hatte, verlor seinen Preis, da er dem Ehrgeiz nicht dienen konnte. Ein unseliges Mißgeschick ließ die christliche Lehre zur Zeit der größten Verworfenheit und tiefsten Erniedrigung des menschlichen Geschlechts sich ausbreiten. Sclavenfurcht von Seiten der Masse und tyrannische Willkür von Seiten der Obern mit einer allgemeinen bodenlosen Liederlichkeit waren der Charakter des römischen Volks und der eroberten Welt. Von einem solchen Zustand konnte die christliche Religion nur die entsetzlichste Entwürdigung erfahren. Die sclavische Masse wechselte nur die Fesseln, ward in allen Schrecken der Mystik und Schwärmerei, des Fegfeuers und der ewigen Verdammniß umhergeworfen, und erhielt keinen andern Trost, als durch Bezahlung und Aufopferung seines irdischen Wohlseins sich aufgedrungene Heilige und unersättliche Priester zu Fürbittern zu erkaufen, die sich zwischen die Menschheit und die Gottheit mit frecher Anmaßung eingezwängt hatten und das Geschäft der Vermittelung zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Wie mußten die Früchte, die der große Erlöser mit seinem Werk bezweckte, in dem Keim verfaulen, da seine erhabensten Principien dem Interesse der Kirche geradezu entgegen waren. Es ist eine merkwürdige Erscheinung jener Zeit, daß gerade die Ketzer allein eine strenge Sittlichkeit und einen reinen, tugendhaften Wandel als eines ihrer ersten Gesetze aufstellten, und daß manche Sekten gerade wegen dieser Principien verketzert wurden. Die orthodoxe Kirche fand die grobe Sinnlichkeit, die abergläubische Lenksamkeit der Masse viel zu bequem, um ihnen entgegenzusteuern; sie gab ihnen im Gegentheil reiche Nahrung durch Ausbildung des Mönchswesens, des Marienkultus, der Heiligen- und Reliquienverehrung, und indem sie

ſich auf dieſe Art überhaupt jeder neuen Erſcheinung des Aberglaubens, jedes neuen Ausbruchs des irregeleiteten Gefühls ſogleich bemächtigte, und daraus eine neue Feſſel für das Volk, eine neue Waffe für ſich ſchmiedete, gelangte ſie zu einer Macht, welche mehr als einmal den kaiſerlichen Thron erſchütterte und den halben Erdkreis unter blutigen Trümmern begrub.

Es iſt klar und bekannt, daß die neue Kirche die Erhebung des Geiſtes über die Macht der Sinnlichkeit nicht bezweckte und nicht beförderte. Indeſſen trägt der Klerus nicht alle Schuld dieſer neuen Feſſeln. Er ward ſo gut wie die Maſſe von ſeiner Zeit getragen und fortgeriſſen, und huldigte dem allgemeinen Geiſt des Egoismus, der Genußſucht, Habſucht, Unwiſſenheit und Roheit; und nur durch ſeinen Ehrgeiz und ſeine Herrſchſucht erhob er ſich über dieſelbe. Aufklärung, wiſſenſchaftliche Bildung waren ſchon vor ihm fremd gewordene Dinge im römiſchen Reich; der laute, zänkiſche Ton, womit die neue Kirche auftrat, entfernte nun vollends die Muſen. Alles Intereſſe, was der Materialismus übrig ließ, war von den Theologen in Anſpruch genommen; ſelbſt die Sorgen der Regierung und Vertheidigung des weitläuftigen Reiches, die politiſchen Erſchütterungen im Innern, ja die größte Gefahr, die ſeiner Exiſtenz von Außen drohte, konnten nur vorübergehend die allgemeine Aufmerkſamkeit von der Kirche abwenden. Was bot aber dieſe als Erſatz für die Entfremdung aller Intereſſen, Verhältniſſe, Studien, welche den Geiſt erwecken und üben konnten? Nichts als höchſt unfruchtbare Zänkereien um völlig leere, wo nicht unſinnige Hypotheſen, deren fanatiſcher Charakter, verglichen mit dem ſpätern Fanatismus der Sarazenen, zum mindeſten höchſt widerlich erſcheint. Der Klerus war übrigens in dem ausſchließlichen Beſitz der damals erlaubten und möglichen Gelehrſamkeit; allein wie entſetzlich unfruchtbar dieſe Gelehrſamkeit war, wie wenig ſie der Zeit weder Licht noch Wärme gab, davon geben die nächſtfolgenden Jahrhunderte ein ſchreckliches Beiſpiel. Der einzige Gegenſtand, woran der Witz und Scharfſinn der hervorragendſten Geiſter ſich üben konnte, war Erfindung neuer Theorien und Syſteme, Widerlegung oder Vertheidigung der Ketzereien, Beleuchtung und Erklärung unhaltbarer Ideen; wie unnütz aber dieſe unglaublichen Geiſtesanſtrengungen waren, welche die Dialektik und Sophiſtik auf den Gi-

pfel erhoben, beweiſt der Umſtand, daß weder Religion noch Wiſſenſchaft, weder Humanität noch Literatur das geringſte dabei gewannen. Die Concilien zogen nur neue Knoten in dieſen ſchmählich verwirrten Faden, deſſen Entwirrung nachher die Hauptwortführer der Kirche nicht mehr gewachſen waren, und welcher nur durch einen geiſtigen Eroberer durchſchnitten wurde. Unſere Bibliotheken opfern große Räume zur Aufſchichtung dieſer unfruchtbaren Maſſe von Werken aus einer finſtern Zeit. Ueber ein Jahrtauſend liegen ſie da, eine ungeheure Laſt, die, ſelbſt todt, keinen geiſtigen Funken zu beleben vermag, und ſollten als merkwürdige Verſteinerungen des menſchlichen Witzes eher einen Platz in unſern naturhiſtoriſchen Kabinetten finden.

War nun dieſe theologiſche Literatur für die Religion von keinem Nutzen, ſo brachte ſie die weltliche Literatur dafür an den Rand des Untergangs. Die griechiſche Sprache, einſt das Organ des hell und weit leuchtenden Genius, die ſchon durch die politiſche Theilung des römiſchen Reichs viel von ihrem wohlthuenden Einfluß in Italien verloren hatte, erhielt nun durch die kirchliche Trennung völlig den Todesſtoß, und ward dem Volk, das ſeinen Geiſt nicht an den Reibungen abweichender Meinungen üben und ſchärfen ſollte, gänzlich entzogen. Die lateiniſche Sprache ward ebenfalls, nicht allein durch die Kirche, aber doch unter deren eifriger Mitwirkung, verdorben und dem Volk ungewohnt, und nur noch durch die Kirchenväter repräſentirt. Der größte Theil des Klerus ſchlief unter dem großen Leichentuch der Wiſſenſchaften, nur wenige beſaßen die Geiſteswerke der klaſſiſchen Zeit, hüteten ſich aber wohl, das confiscirte Gut zu veräußern. Uebrigens wurde die alte Literatur unter einem Geſichtspunkt betrachtet, der jede Bekanntſchaft der Laien ſowohl als der Prieſter völlig abſchneiden mußte; ſie fiel unter den allgemeinen Begriff der Ketzerei. Mehre Kirchenväter kannten ſie wenig, als etwas außer ihrem Kreiſe Liegendes; andere, ein Tertullian, Origenes, Lactantius, ſtudirten ſie ſorgfältig nur in der Abſicht, ſie zu bekämpfen und zu widerlegen. [1]) Auf dem Concilium zu Karthago wurde den Biſchöfen, faſt den einzigen Menſchen, die ſich überhaupt mit Leſen abgaben, verboten, die heidniſchen Schriften zu

1) Tiraboschi Storia della Letter. ital. Tom. II, Libr. III, cap. 2.

leſen. Der heilige Hieronymus beklagt ſich bitter, daß die Prieſter die Evangelien und Propheten bei Seite legten, und dafür die Komödiendichter und verliebten Eclogen ſtudirten, und den Virgil ſtets in den Händen hätten. Er thut dabei das Geſtändniß, daß er ſelbſt den nämlichen Fehler begehe, aber mit der naiven Entſchuldigung, dies geſchehe zum Beſten der Kirche, nämlich damit er die Nichtigkeit und Unhaltbarkeit der heidniſchen Syſteme deſto genauer kennen lerne.[1]) Andern aber raubte ihr blinder Eifer auch ſogar dieſe unſchuldige Neugierde; ihre rohe Hand zerſtörte alle Meiſterwerke aus der heitern Zeit der Götter, und die chriſtlichen Barbaren haben in dieſer Hinſicht den Arabern kaum noch etwas übrig gelaſſen. Sie verloren indeſſen ſelbſt ihren Zweck, die Beförderung und Kräftigung der chriſtlichen Religion; denn durch die unzähligen Schriften dieſer Heiligen ward natürlich die heilige Schrift dem Volk immer weiter aus den Augen verdrängt.

Das Wüthen gegen alles Altklaſſiſche findet zum Theil ſeine Rechtfertigung in der erſten Lage der Kirche. Schon die entgegengeſetzten Principien konnten ſich neben einander nicht vertragen; die harten Verfolgungen, denen die jungen, für ihren Glauben begeiſterten Gemeinden ausgeſetzt waren, mußten die Heiden als unverſöhnliche Feinde des Chriſtenthums erſcheinen laſſen, und die Sorge für das Fortbeſtehen ihrer eignen Kirche ließ natürlich die Idee aufkommen, alles Heidniſche zu unterdrücken und zu vertilgen. So verſchieden daher die Parteien und Sekten in ihren Anſichten waren, ſo ſtimmten ſie doch alle in ihrem Haß und Eifer gegen das Heidenthum überein. Mit demſelben Abſcheu und derſelben Furcht vor einem Rückfall, mit denen ſie die heidniſchen Gebräuche anſahen, flohen ſie auch die Künſte, die aus jener unreinen Quelle gefloſſen waren. In der Sprache der Kirchenväter ſind Apollo und die Muſen die Organe des Höllengeiſtes, Homer und Virgil ihre Hauptdiener. Theodoſius gab eigentlich erſt der Zerſtörungswuth die rechte Ausdehnung; unter ihm wurde der Götterdienſt allgemein verboten, und Heilige und Reliquien nahmen die verlaſſenen Rechte ein. Mit furchtbarem Eifer zog der lang genährte Haß von Land zu Land, und ſeine Schritte be-

1) Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie. Tom. I, chap. 1. pag. 30 ff.

zeichneten zertrümmerte Götterſitze. Barbariſche Roheit geſellte ſich zu dem Enthuſiasmus für den endlich errungenen Sieg der Kirche. Ohne Schonung durchzogen Biſchöfe mit ihren Banden fanatiſch wüthender Mönche Gallien und Syrien, Italien und Afrika, und zerſtörten die Tempel, Meiſterwerke griechiſcher Baukunſt und alle Monumente des heidniſchen Alterthums; zugleich beraubten und ermordeten ſie die Heiden, oder plünderten deren Eigenthum zur Ehre Gottes, wobei die Ketzer kein beſſeres Schickſal hatten. Nur wenige Werke wurden der Nachwelt gerettet; das Pantheon in Rom war zum Glück kurz vorher in eine chriſtliche Kirche verwandelt worden und entging den rohen Händen der Barbaren. Sonſt aber bezeugen unzählige Ruinen der herrlichſten Denkmäler des Alterthums den Eifer dieſer chriſtlichen Raubmörder. Der prachtvolle Tempel des Serapis zu Alexandria mit der koſtbaren Bibliothek wurde von dem dortigen Erzbiſchof, dem heiligen Theophilus, einem blutdürſtigen Feind des Friedens und der Tugend, völlig zerſtört. [1])

1) Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire. Chap. 28.

Zweiter Abschnitt.

Verjüngung Italiens durch die germanischen Völker.

---

§. 1.

Verjüngung in der Politik.

Das bisher Gesagte ist genügend, uns auf eine richtige Würdigung der fünf oder sechs Jahrhunderte nach dem Sturz des römischen Reichs zu leiten. Der traurige Zustand der Völker am Ende der alten Periode beweist, daß Rom durch die Einfälle der nordischen Völker nichts mehr verlieren konnte, und daß sein Ende nicht durch die Fremden, sondern durch seine eigne Bodenlosigkeit herbeigeführt wurde. Eine strenge Nemesis waltete über diesem Reich der Säuglinge von Wölfen: Rom ging durch seine eignen Räubereien unter, und es fand zu seinem Glück Sieger, welche das Gefallene mit mehr Großmuth schonten, als es in den Tagen seines Glanzes manchem ungleich größern Volke hatte angedeihen lassen. Eng waren die Gränzen der Entwicklung dieser Kriegernation gesteckt, und es hatte dieselbe glänzend erfüllt; was nur die Tugend der echten Männlichkeit und des Bürgersinns Großes vollbringen kann, hatten die Römer erschöpft; aber nur bis dahin, und nicht weiter, sollten sie gehen. Was nicht durch eisernen Arm und eisernen Sinn erzwungen werden kann, war ihnen versagt. Sie wollten auch der Musen Reich erobern; und

den freien Gott des Wiſſens und der Künſte an ihren Boden feſſeln, und ſeit dieſem zu kühnen Verſuch kränkelten ſie. Ihr Genius wich von ihnen, und die erzürnte Gottheit verlieh der im Siegesgepränge entweihten griechiſchen Kunſt eine tödtende Kraft. Es iſt aus mancher Urſache faſt zu bedauern, daß Rom nicht eher unterging; manche Verhältniſſe hätten ſich anders geſtaltet, und die Welt vielleicht nicht ſo lange gebraucht, ſich von der tiefen Geſunkenheit zu erholen. Was fanden die nordiſchen Völker vierhundert Jahre, nachdem ſie vor Marius zurückgebebt waren? — 1) Einen Staat, der ſich ſelbſt längſt überlebt hatte, ein völlig zerrüttetes, auseinanderfallendes Reich, das ſeine innere Schwäche nur noch künſtlich hinter tapfern Söldnern verbarg; 2) gänzlich aufgelöſte Sitten, welche, nachdem die Tugenden des Römerſinns unter Verweichlichung und Genußſucht erſtorben waren, den alten Grundton des Volkscharakters, den Egoismus, nur deſto greller und härter hervorleuchten ließen; 3) eine gänzliche Verläugnung aller Vaterlandsliebe und Tugenden, welche früher ſo herrlich aus ihr hervorgeſproßt hatten. Was war dem Römer auch noch das Vaterland? Fremde regierten im Senat und in allen Civilämtern, Fremde waren berufen und bezahlt, das Vaterland zu vertheidigen, Fremde ſetzten ſogar Kaiſer ein und ab. Ueber dieſe politiſchen und moraliſchen Trümmer hatte eine längſt untergehende Religion ihre letzten trüben Strahlen geſandt, aber ſie gab weder Licht noch Wärme mehr, und alles Große, was allein ihre begeiſternde Kraft zu ſchaffen vermag, war längſt mit ihr hingeſchwunden. Dafür war ein fremder Kultus aufgegangen, und hatte ſich gewaltſam und herriſch Platz verſchafft. Er leitete ſich von einer hehren Religion ab, die aber längſt in den Herzen erloſchen war, und deren ſich der letzte Reſt von Energie, die noch beſtand, bemächtigt hatte, um ſie dem Egoismus der Zeit als Mittel zuzurichten, und das merkwürdigſte monarchiſche Gebäude aufzubauen, eine Kirche, welche Ketzer verdammte, ſtatt den verheißenen Segen über die Welt zu verbreiten, welche die Völker in die ſchimpflichſte geiſtige Sclaverei ſtürzte, ſtatt die Menſchheit von der Sinnlichkeit und knechtiſchen Furcht zu befreien.

So fanden die nordiſchen Rieſen die entarteten Nachkommen der einſtigen Welteroberer; ſchwachköpfige Kaiſer, die vor der Wuth der Mönche zitterten; einen Glauben, der ſich in Grau-

ſamkeiten und Verfolgungen ſtark zeigte; eine Kirche, die ſich durch ihre Anmaßungen in ein unnatürliches Verhältniß zum Staat ſetzte, und ſie ſelbſt, die Sieger, als Ketzer verdammte; eine träge, ſclaviſche Volksmaſſe, der alle Triebfedern zu großen Thaten längſt untergegangen waren; Wiſſenſchaft und Kunſt, von jeher fremd in der Seele des Römers, jetzt der Verachtung und Verfolgung preisgegeben; nur die gemeinſten Intereſſen brachten noch die alte Maſchine in Bewegung, gemeine Intereſſen regierten die Kaiſer, die Kirche, die Reichen und die Sclaven.

Dieſe allgemeine Schlechtigkeit war ſo gränzenlos und überwiegend, daß das erſte erobernde Volk, die Heruler, gleich nach dem erſten Jahrzehent darin verſchlungen wurde und ſpurlos verſank. Die Gothen, eine äußerſt kräftige, edle Nation, hielten ſich doch auch nur ſechzig Jahre lang oben, und verſanken dann ebenfalls ſpurlos, eine Beute der allgemeinen Verderbniß. Erſt dem dritten Eroberer, den Longobarden, welche auf die vortreffliche Grundlage der frühern bauen konnten, gelang es ſich zu halten, und ihre rettende Kraft fortwährend geltend zu machen. Es iſt für den, der die Geſchichte der Völkerwanderung ohne Vorurtheil lieſt, außer allem Zweifel, daß Italien nur durch dieſe Eroberer aus dem ſchrecklichen Todesſchlaf gerettet worden iſt, worein es ſeine ſchlechten weltlichen und geiſtlichen Regierungen verſenkt hatten. Man ſetzt die Periode der größten Finſterniß gewöhnlich in dieſe Zeit der Völkerwanderung, und nimmt die „Barbaren" als die Hauptfeinde des Lichtes an; allein nur die Achtung vor dem römiſchen Namen kann zu einem ſolchen Selbſtbetrug verleiten, und doch gehört dieſe Achtung einer längſt vorangegangenen Zeit an. Die Finſterniß herrſchte in den letzten Jahrhunderten Weſtroms, und die Regierung der nordiſchen Völker war die Zeit des erſten Erwachens. Die erſten Erfolge dieſer Eroberer waren kaum ſichtbar, und ſie ſelbſt fielen als Opfer ihrer gigantiſchen Unternehmung, eine Nation wie jene Römer zu regeneriren. Doch iſt ihr unermeßlicher Einfluß ganz unverkennbar, und was ſpäter Großes in Italien geleiſtet wurde, iſt wahrlich nicht von jenen Römern, die 476 politiſch untergingen, ſondern von den wiedergebornen Italienern, den Nachkommen jenes friſchen nordiſchen Geſchlechtes, geleiſtet worden. Die lange Zeit, welche verſtrich, bis der neue Aufſchwung der Kultur und

Wiſſenſchaft und Kunſt deutlich wurde, gibt gerade einen Maßſtab für die ungeheure Verdorbenheit des Volks unter römiſchem Scepter, die ſich ſo lange gegen alle beſſern Einflüſſe ſträubte, und erſt, nachdem ſie zwei Rieſengeſchlechter unter ihren Wogen begraben hatte, endlich die Keime einer beſſern Entwicklung in ſich Wurzel faſſen ließ.[1]) Gehen wir kurz die Geſchichte dieſer Umwandlungen durch, und überzeugen wir uns feſter von den Kulturbeſtrebungen der „Barbaren", von den Schwierigkeiten, welche ſie vorfanden, und von dem Erfolg ihres Strebens.

Odoaker, der Fürſt der Heruler, machte dem ſchon verſchollenen römiſchen Reich auch der Form nach ein Ende, indem er den letzten figurirenden Kaiſer abſetzte, und ſelbſt die Regierung übernahm. Er goß ſeit langer Zeit zum erſten Mal die Segnungen des Friedens dreizehn Jahre über das geplagte Land aus, und war ein gerechter und milder Fürſt. Die italieniſchen Schriftſteller erkennen dies an, jedoch mit dem übermüthigen Zuſatz: „obgleich er ein Barbar und Arianer (folglich verdammter Ketzer) war." Das Demüthigende, was dieſer Zuſatz für die orthodoxen

1) Sismondi (Histoire des Républ. ital. du Moyen Age. T. I, chap. I. 2. Ausgabe) vergleicht den unglücklichen Zuſtand Italiens bei dem Sturz des römiſchen Reichs mit demjenigen zur Zeit des deutſchen Kaiſers Otto I., da die Großen edel, ſtolz, kriegeriſch waren, die Bürger, einig und ſtark, in ihren Städten ihre Vorrechte, ihre Municipalſitten und Freiheiten vertheidigten, und ſich durch ihren Muth und ihre Tugenden der Freiheit würdig bewieſen; und ruft dann aus: „Dies iſt eine merkwürdige Veränderung in dem Charakter eines Volks, ein Phänomen, welches ſich nirgends wiederfindet, eine Nation, die ſich verjüngt, nachdem ſie bis zur unterſten Stufe des Verfalls geſunken war." — Allerdings merkwürdig, wenn man mit dem Verfaſſer annehmen will, daß eine und dieſelbe Nation ſich aus eignen Mitteln ſo verjüngt habe. Sismondi bleibt aber bei dieſer ihm auffallend dünkenden Erſcheinung ganz ruhig, geht über die fabelhaften Verjüngungsjahre kurz hinweg, und gedenkt nicht, daß Italien ſeine Wiedergeburt den Gothen, Longobarden und Franken verdankt. Durch dieſe Vernachläſſigung entbehrt ſein Werk über die Entwicklung der italieniſchen Republiken ſeine Hauptbegründung. Er entſchuldigt ſich mit der Dunkelheit jener fünf Jahrhunderte, doch iſt darin gerade noch ſo viel Licht, um deutlich zu ſehen, daß die Italiener ſelbſt zu ihrer Verjüngung nichts thaten, und in ihrem unglücklichen Zuſtand nichts thun konnten. Im andern Fall aber iſt nichts merkwürdig als die lange Zeit, und nichts zu bedauern als die Aufopferung edler Völker, welche nöthig waren, um Italien ein anderes Blut zu geben.

Römer enthält, iſt überſehen worden. Nach Ennodius erließ er den Einwohnern von Pavia alle Steuern für fünf Jahre, um ſie für den Krieg gegen den Kaiſer Oreſtes zu entſchädigen, und ihnen neue Kräfte zum Aufbau ihrer verbrannten Häuſer zu geben. Auch der Biſchof erhielt alle Unterſtützung, um ſeine Kirche wieder zu bauen. Obgleich Ketzer, beleidigte er nie die orthodoxe Kirche in Italien, ſondern beſchützte ſie im Gegentheil als gerechter Regent, ertheilte den Biſchöfen Benefizien, befahl dem Volk in Ausübung ſeines Kultus ein anſtändiges Betragen, und bedrohte mit ſtrengen Strafen alle Störungen der Andacht. Kein orthodoxer Biſchof ward von ihm bedrängt, in keinem geiſtlichen Schriftſteller ſeiner Zeit iſt irgend eine Klage gegen ihn als grauſamen Barbaren zu finden, und dieſes allgemeine Stillſchweigen in einer Zeit, wo die katholiſchen Geiſtlichen das allgemeine Weltgericht niederſchrieben, iſt ein feierliches Zeugniß für ſeine ſeltne Toleranz, Gerechtigkeit und Milde. [1])

Das Gift der allgemeinen Verderbniß hatte indeſſen ſein Volk bald entnervt, und er fiel mit ihm als das erſte Opfer der Regeneration. Sein großes Werk ſetzten die gothiſchen Könige fort, deren glänzende Reihe Theodorich beginnt. „Theodorich, ſagt Tiraboſchi a. a. O., ein milder, freigebiger, hochherziger Fürſt, führte viele Jahre lang eine ſo ruhmwürdige Regierung, daß unter ihm Italien glücklicher war als unter vielen Kaiſern.“ Auch er war, wie alle oſtgothiſche Könige, Arianer und Ketzer, was immer mit beſonderm Nachdruck angeführt wird, gab aber ſo wenig als ſein Vorgänger den Katholiken irgend einen Grund zur Klage, ſondern begünſtigte ſogar viele Biſchöfe. Er fand Land und Volk noch in einem traurigen Zuſtand, den zu heben der gute Wille Odoaker's nicht mächtig genug geweſen war. Toskana und viele andere Provinzen waren faſt menſchenleer; Bologna, Piacenza, Modena, Reggio mit ihren Gebieten lagen ganz verwüſtet; das Geſindel, das trotz der Verarmung in ſeinem gewohnten ſchimpflichen Müßiggang beharrte, und früher von den Reichen gefüttert worden war, ſtarb nun hin, oder verlor

1) Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. 1. — Filippo Moisè, Storia de' Dominii stranieri in Italia della caduta dell' Impero rom. in Occidente fino ai nostri giorni. Tom. II, Libr. I, cap. 2.

ſich, da die Spenden ausblieben. [1]) Theodorich's vortrefflicher Sinn ging dahin aus, die tiefen Wunden des Landes zu heilen, und den Krankheitsſtoff mit der Wurzel auszurotten. Er gab dem Ackerbau neue kräftige Arme, und unterſtützte den Handel und die Gewerbe. Er ſicherte den Frieden ſeines Reichs nach Außen durch mehre Siege ſeiner geübten Heere und die Wachſamkeit ſeiner Flotten, die Ruhe und das Glück im Innern aber durch ſeine Mäßigkeit, Kraft und ſeine weiſen Geſetze. Kein Unterthan wurde beeinträchtigt, denn jeder durfte die neuen gothiſchen Geſetze annehmen oder nach ſeinen alten fortleben; kein Unterthan wurde in ſeinem Glauben gekränkt oder in ſeinem Kultus geſtört, denn jede Kirche genoß bei ihm gleiche Rechte und gleiche Unterſtützung. Theodorich ſetzte ſich in der Geſchichte der Fürſten ein dauerndes Denkmal des Ruhms, und gab dem Namen der Gothen einen Glanz, welchen billigere Zeiten beſſer würdigen werden. Selbſt ſchon der ängſtlich orthodoxe Tiraboschi kann ſich bei der Erinnerung an ſein großartiges Wirken des Ausrufs nicht enthalten: „Warum hatte doch Italien nicht mehre Jahrhunderte lang ſolche barbariſche Herrſcher wie Theodorich!" Sein großer Geiſt vererbte ſich auch auf ſeine Nachfolger, unter welchen treffliche Regenten glänzten; doch mußte auch dieſer edle Stamm auf dem verdorbenen Boden untergehen, und obgleich die treffliche Natur der Gothen der Entnervung länger widerſtand, als die ihrer Vorgänger, ſo hatten ſie dafür auch das traurige Loos, unter dem Schwert eines elenden Volks zu fallen, dem ſie kurz vorher noch Schrecken eingeflößt hatten. Der griechiſche Kaiſer ſchickte ſeine Heere nach Italien, um daraus das Volk zu vertreiben, das er ſelbſt aus Angſt für Conſtantinopel dahin gewieſen hatte. Da die Gothen vor dieſer Treuloſigkeit nicht aus ihrem guten Rechte weichen wollten, ſo entſpann ſich ein ſiebenjähriger verwüſtender Krieg, worin Betrug, Geiz, Hinterliſt und jede Niederträchtigkeit, die aus der Römer Zeiten kaum gedämpft waren, wieder ihr Schlangenhaupt erhoben und in dem unglücklichen Land wucherten. Die glatten Hände der habſüchtigen, liſtigen Griechen warfen das kaum begründete Gebäude einer neuen

1) Dieſen traurigen Zuſtand hat Moiſe in dem angeführten Werk weitläuftig beſchrieben. S. auch Denina Riv. d'Italia. T. I, Libr. IV, cap. I.

Kultur, das Vermächtniß des großen Theodorich, frech um, der Fanatismus deckte seinen finstern Schleier von Neuem über die Morgenröthe, die eben einer italienischen Civilisation anbrechen sollte, und trat schonungslos alle Keime einer ruhigen sittlichen Entwicklung für lange Zeit nieder. Alle Greuel eines von geschickten Feldherren mit gleicher Hartnäckigkeit von beiden Theilen geführten Krieges gossen sich gleich einem Lavastrom über das Land von den Alpen bis zum Faro; es war fast keine Stadt, die nicht eine Belagerung oder Plünderung ausgehalten hätte. Die Kraft der Gothen war nicht so schnell niedergeworfen, und ihr Fürstenstamm lieferte ihnen noch eine Reihe von tapfern und rechtschaffenen Regenten, „mehr als man von Barbaren erwarten sollte", meint unser Abt. Selbst der Untergang des ostgothischen Reichs endigte nicht den Krieg; noch suchte das Volk den Fall seiner trefflichen Könige zu rächen, bis es endlich durch Narses' Schwert fast aufgerieben, unter der Masse der übrigen Bevölkerung spurlos verschwand.

Wir wissen nicht, was Italien unter der ruhigen Herrschaft der Ostgothen geworden wäre, allein das ist gewiß, daß ein großes Werk, mit großer Kraft begonnen, von der räuberischen Hand der Griechen zertrümmert wurde. Waren diese nur Werkzeuge für einen höhern Plan? War Italien vielleicht noch nicht reif für einen bessern Zustand? Die nächste Zeit hat keinen Aufschluß darüber gegeben, aber immer bleibt das Gemälde der ostgothischen Herrschaft eine erhebende Episode in der Geschichte jener finstern Zeit mit ihren Kämpfen und theologischen Streitigkeiten, ihrer Anarchie und Sittenlosigkeit. In ihrem kurzen Verweilen auf dem Schauplatz der wildesten Verwirrung, erscheinen die Gothen nicht anders, als wohlthätig ordnend, befördernd, anregend, Frieden und Sicherheit, frische Arme und frische Hoffnungen den verwüsteten Provinzen wiedergebend. Ihr Untergang hat manche gute Saat zerstört, und bei gewissen, später sehr drückenden Anmaßungen wären die Gothen als Arianer sicherlich ein wohlthätiges Gegengewicht gewesen.

Die Griechen dagegen brachten alles Unglück, das eigentlich nur den einfallenden Horden der sogenannten Barbaren aufgebürdet wird, über das Land, das kaum zu heilen begann. In eitler Anmaßung Italien als eine ihnen zugehörende Provinz be-

trachtend, wirkten ſie während des Kriegs wenig anders als raubend und zerſtörend. Die kaum gefeſſelten Leidenſchaften fanden bei ihnen neuen Anklang, und brachen mit friſcher Stärke hervor. Narſes' fünfzehnjährige Verwaltung des mit Schrecken eroberten Landes zeigt wenig Bemerkenswerthes als ſein Streben den öffentlichen Schatz zu bereichern. Und nur dadurch, daß er mit ſeiner Habſucht die von der Römerzeit her empfindliche Seite des Volks verwundete, vermochte er eine gewiſſe Energie in demſelben zu erwecken, die ſich durch eine Anklage bei dem Hof in Conſtantinopel und durch die ſchimpfliche Abſetzung des Statthalters befriedigen ließ.

Sein Abgang vom Staatsruder öffnete die Halbinſel den Longobarden, einer der bravſten, ſtolzeſten und freiſten Nationen. Sie legten die letzte Hand an das Verjüngungswerk der Oſtgothen, und führten es in ihrer 200jährigen Herrſchaft unter ein und zwanzig zum Theil ſehr talentvollen Königen glücklich aus. Ihnen verdankt Italien unendlich mehr, als es anerkennen will, und als nach dem äußern Anſchein anzuerkennen wäre. Tiraboſchi (T. III, Libr. II, cap. 1) hält ſich allein an die Außenſeite und Oberfläche, und findet die Lage Italiens unter den Longobarden äußerſt unglücklich; grauſame Könige, ein unruhiges Zwiſchenreich, immerwährende Befehdungen mächtiger Herzoge, beſtändige Kriege gegen die Griechen und Franken, Verheerungen, verderbliche Neigungen der Fürſten ſind die Elemente, aus denen er den tiefen Stand der Kultur und Literatur unter dieſen Herrſchern ableitet. Die Beweiſe, worauf er ſein hartes Urtheil über dieſes Volk gründet, ſind übrigens äußerſt ſchwach. Er ſtützt ſich hauptſächlich auf Gregor's I. und auf Procopius' Zeugniſſe, die aber beide verdächtig ſind. Daß ein herrſchſüchtiger Prieſter, wie Gregor, die glücklichen Nebenbuhler in der Herrſchaft Italiens nicht gerne ſah, war natürlich, und der Kirchenſtyl gegen Feinde und Ketzer mit ſeinen Uebertreibungen iſt bekannt; Procopius' Zeugniß kann ebenfalls nicht volle Gültigkeit haben, da er ein griechiſcher Schriftſteller, folglich geborner Feind der Longobarden war. Ein langer Krieg, ſowohl nach Außen als im Innern unter den verſchiedenen kleinen Fürſten, bezeichnete freilich das politiſche Daſein der Longobarden. Allein war Krieg nicht eine beſtändige Geißel der Menſchheit? War nicht ſelbſt zur Zeit der

Blüthe der italieniſchen Literatur der Krieg zwiſchen Welfen und Gibellinen heftiger und blutiger, als irgend einer in der italieniſchen Geſchichte? Der Krieg wüthete übrigens nicht in ganz Italien, und es mag wohl zu Gunſten der Longobarden angeführt werden, daß ihre eigne Provinzen einer tiefen Ruhe und Sicherheit genoſſen. Nur die Gebiete von Rom, Ravenna und andern Städten, wo ſich griechiſche und longobardiſche Intereſſen begegneten, ſeufzten ein halbes Jahrhundert unter dem Druck der wechſelnden Eroberungen. [1]) Man wirft den Longobarden Grauſamkeit und Roheit in ihren Kriegen vor, die aus ihrer barbariſchen Erziehung, Sitte und Religion hervorgehen ſollten, und Tiraboſchi ſpürt mit beſonderer Genauigkeit allen Exceſſen longobardiſcher Könige und Großen nach, deren er indeſſen keine ſo große Menge aufzuführen findet. Ob die Kriege in damaliger Zeit mit mehr Wildheit geführt wurden, als früher oder ſpäter, wo die Literatur blühte, möchte ſchwer zu beweiſen ſein; übrigens wären im ſchlimmſten Fall die Longobarden nicht die einzigen Schuldigen, ſondern ſtünden auf gleicher Stufe mit ihren civiliſirten Gegnern. Viele Longobarden waren aber Heiden, und ſollen römiſche Chriſten verfolgt haben. Dies wäre am wenigſten ein Grund, ſie allein Barbaren zu nennen, denn die römiſche Kirche machte ſich der entſetzlichſten Grauſamkeit ſogar gegen ihre Glaubensgenoſſen ſchuldig. Dann bleibt der Zeuge und Ueberlieferer aller dieſer Verfolgungen, der Papſt Gregor, immer nicht ganz unverdächtig. Die chriſtlichen Longobarden waren Arianer, doch wird ausdrücklich von ihnen erwähnt, daß ihre Prieſter die katholiſchen nie im Geringſten beſchwert haben. Wo wäre alſo die gerügte Grauſamkeit, die ſich doch in religiöſen Differenzen am ſtärkſten zeigt? Und gerade auf dieſe Glaubensverſchiedenheit, welche die Toleranz der Longobarden in das hellſte Licht ſetzt, gründet Tiraboſchi, der nun einmal in ſeinem Syſtem beharrt, ſeine Anklage, welche er, da Beweiſe fehlen, doch wenigſtens als Wahrſcheinlichkeit gibt.

Was aber ausgemacht, das iſt, daß die eigentlichen Provinzen der Longobarden, beſonders Norditalien, in einem ruhigen

1) Muratori, Annal. ad ann. 618. Denina, Rivol. d'Ital. Tom. I, p. 321.

und ſichern Zuſtand, unter vortrefflichen Geſetzen, in einer freien Conſtitution zu blühen anfingen, und die Drangſale unter den griechiſchen Heeren bald vergaßen. Die Longobarden nahmen ſehr empfänglich die feinern Sitten ſehr bald an, ohne von ihrem edeln Charakter etwas einzubüßen. Sie vermiſchten ſich nicht, wie ihre Vorgänger, mit der eingebornen Race, ſondern hielten ſich fern von ihr, und prosperirten in dem Maße, als die Römer, denen noch dazu die verweichlichte Sitte und die Trägheit eine Vorliebe für das Cölibat gaben, nach und nach erloſchen.[1]) Die Geſchiedenheit und ſelbſt der Haß zwiſchen ihnen und den Römern dauerte ſelbſt noch nach dem Untergang des Longobardenreichs fort; der Name Römer war bei den Longobarden ein Schimpfname, und bezeichnete, wie Luitprand ſagt, alles Unedle, Furchtſame, Geizige, Luxuriöſe, Lügenhafte.[2])

Die Longobarden erſetzten die Säfte der römiſchen Race, welche des Lebens und Verjüngens unfähig geworden waren, und bildeten mit ihrer tüchtigen Geſinnung und feſten Natur den Kern, um den ſich ſpäter die Schale der Geſittung anſchloß. Die ſtets unruhige Kirche, welche in dieſen freiſinnigen Ketzern kein brauchbares Werkzeug ihrer Plane fand, rief das vierte Volk, die Franken, nach Italien. Die Longobarden mußten die Herrſchaft über Italien abgeben, aber nie ließen ſie ſich den überwiegenden Einfluß aus der Hand ſpielen, der ihnen auch ohne Thron und Scepter in der Geſchichte der Civiliſation verliehen war. Die Karolinger wurden nun Herren des Landes; ihr Einfluß war unmittelbar ſehr gering, da die meiſten ſich mit ihren weitläufigen nördlichen Reichen beſchäftigten, und inſofern ſchädlich, als bei ihrer wenigen Aufmerkſamkeit auf Italien die Kirche völlige Muße hatte, ihre Anmaßungen auf eine furchtbare Art

1) Dieſe aus der gränzenloſen Ueppigkeit hervorgehende Verringerung und faſt gänzliche Ausrottung der Bevölkerung fing eigentlich viel früher an. Die Ehe wurde als ein unerträgliches Joch betrachtet, und ungeachtet der unzähligen Geſetze gegen die Eheloſen und zu Gunſten der Ehemänner war den Römern ein ungebundenes und ausſchweifendes Leben viel beliebter, und der Mangel an Kindern ſchon unter Conſtantin ſo groß, daß der Beſitz eines einzigen Sohnes bedeutende Vortheile verſchaffte. Denina, Riv. Tom. I, Libr. IV, cap. 1.

2) Sismondi, Hist. des Rép. ital. Tom. I, chap. 1.

auszudehnen. In ihrer Zeit wurde der Grund zu der weltlichen und geiſtlichen Herrſchaft der Päpſte gelegt, auf welchem einige glückliche und kühne Nachfolger ein Gebäude errichteten, das Jahrhunderten getrotzt hat. Doch war unter den beſtändigen Bruder- und Vaterkriegen, welche die Geſchichte der Karolinger eben nicht vortheilhaft bezeichnet, Italien weniger unglücklich, als die übrige Erbſchaft Karl's des Großen, und genoß eines theilweiſen Friedens, in welchem der wohlthätige Einfluß der Longobarden ziemlich ungeſtört wirken konnte. Land und Städte füllten ſich mit rüſtigen Einwohnern, Straßen und Märkte mit Erzeugniſſen des Fleißes; die longobardiſche Lehnsverfaſſung erweckte Selbſtgefühl und edeln Stolz, Liebe zur Freiheit und zu den Waffen und fördernde Nacheiferung. Doch eine ſolche Verfaſſung verlangte kräftige Könige, deren ſich Italien, außer Ludwig II., unter den Karolingern nicht erfreuen konnte, und eben dieſe Schwäche in der weltlichen Herrſchaft war die eigentliche Loſung zu der merkwürdigen Veränderung in dem Charakter und den politiſchen und ſocialen Einrichtungen der Italiener, die als der letzte Akt ihrer Verjüngung anzuſehen iſt. Das Lehnweſen durchdrang alle Einwohner bis in die unterſten Klaſſen, und gab allen ein eignes Selbſtgefühl, ganz verſchieden von dem der Römer. Die Großen des Reichs wurden mächtig und achteten ſich dem Oberhaupt gleich, die geringern Grafen und Barone ahmten ihnen nach, und waren in ihren Beſitzungen Könige und Lehnsherren, und ſo war keiner bis zu den allergeringſten Edelleuten, der nicht durch Verlehnung eines Hauſes, einer Mühle, eines Grundſtücks, ſich einen Hofſtaat, eine gewiſſe Macht und politiſche Wichtigkeit verſchafft hätte. Durch das Lehnweſen rückte die Menſchheit durch alle bürgerlichen Klaſſen um eine Stufe höher; die Sclaverei, deren Ketten das Chriſtenthum nicht zu zerbrechen vermochte, fand in dieſer germaniſchen Sitte ihre Befreiung. Der römiſche Sclave ward nun Höriger ſeines Lehnsherrn, der wieder in demſelben Verhältniß zu einem Mächtigern ſtand, und ſo ward das ganze Land ein in unendlichen Abſtufungen getheiltes Lehen des Königs. Da dieſer aber bei einer ſolchen Verfaſſung nur eine ideelle Macht beſaß, ſo erhielt das Freiheitsgefühl eine unglaubliche Nahrung; Jeder machte ſich in ſeiner Provinz, in ſeiner Grafſchaft, auf ſeinem Schloß und

Edelhof nach den Umſtänden geltend, Jeder konnte Höheres erringen, Jedem ſtand der Weg zum Königsthron offen. Ein anderes Gefühl, ein anderer Ehrgeiz, ein anderes Streben mußte nun die Menſchheit durchdringen, als unter der ſchlaffen Hand der römiſchen Tyrannen; eine ſolche Verfaſſung ſtählte den Charakter durch alle Klaſſen der Geſellſchaft, denn ſie gab mit dem Gefühl des eignen Werthes und der Wichtigkeit bei vorkommenden Fällen eine beſondere moraliſche Kraft; der Einzelne trat wieder aus dem Zuſtand der Nichtigkeit heraus, die in dem römiſchen Reich zehrend auf ihn gewirkt hatte, und dieſe Erlöſung, dieſe ganz neue Menſchwerdung, welche allerdings von betrübenden Umſtänden begleitet war, hatten die Oſtgothen begründet, und die Longobarden durch ihren längern Einfluß zu Stande gebracht. Man zählt dieſen Völkern alle ihre Schlachten auf römiſchem Boden, alle eroberten Städte, alle beunruhigten römiſchen Bürger nach, und hält ſie daher für die Urheber der langen Finſterniß, die auf der ſo glänzenden Erbſchaft der einſt mächtigen Römer laſtete. Dies iſt ein arger Anachronismus: nicht das mächtige Rom der Scipionen taſteten die nordiſchen Fremdlinge an, nicht den Geiſt, der ſich an den Cicero, Virgilen und Horazen zum Edeln und Schönen herangebildet hatte, ſtürzten ſie unter barbariſchem Druck in die tiefe Finſterniß. Dieſe Finſterniß, ſowohl moraliſche als intellectuelle, begann mit Tiberius, und war mit Romulus Auguſtulus vollendet. Die letzten Jahrhunderte Weſtroms ſind die Zeiten der Barbarei, die Herrſchaft der ſogenannten Barbaren war die Morgenröthe der wiederaufgehenden Kultur. Was wäre aus der ſtagnirenden Maſſe von Sclaven aller Arten und Klaſſen geworden, die nur noch thieriſche Lebensregungen hatten und nur thieriſche Bedürfniſſe kannten? Und wie viele Jahre erſchöpften ihre Wirkung, wie viele tüchtige Völker gingen in dieſem Chaos zu Grunde, bis die römiſche Menſchheit den tiefſten Punkt der Erniedrigung erreicht hatte, auf eine beſſere Bahn umkehrte, und nun für höhere Empfindungen und Entſchlüſſe fähig wurde. Wenn die Römer eines beſſern Schickſals würdig waren, warum errangen ſie es nicht aus eigner Kraft? Allein ſie kannten nicht einmal mehr beſſere Zuſtände, ein fremdes Beiſpiel gab ihnen nicht einmal die Regung es zu benutzen und nachzuahmen; ein fremder Wille mußte ſich

des ihrigen gänzlich bemächtigen, ein fremder Geist mußte dem ihrigen neue Lebensfunken geben, um diese merkwürdige Veränderung zu bewirken, die die Meisten der römischen Nation nachrühmen. Das rein-römische Werk war die Vernichtung vieler hundert blühender Verfassungen, die Unterwerfung vieler Millionen Menschen unter einen barbarischen und grausamen Willen; das gothisch-longobardische Werk war die Erhebung der gesunkenen Menschheit aus der tiefsten Erniedrigung, die Erlösung von den Sclavenketten durch das Beispiel einer freien Verfassung und durch die Bildung des Geistes zu einer freien Ansicht des eignen Werthes. Das Werk der Römer war vollendet durch den eignen Untergang unter fremden Miethssoldaten, das Werk der Longobarden durch den Freiheitskampf der blühenden lombardischen Städte. Freilich ist der moralische Einfluß, der im Stillen wirkt, und an dem Gang der Jahrhunderte nicht ermüdet, schwerer abzuzählen, als die Todten eines Schlachtfeldes oder die verbrannten Dächer einer Stadt. Letzteres warf man aber allein in die Wagschale, und die „Barbaren" stehen als die Todfeinde der Civilisation da. Die Kriegesgreuel kommen nicht einmal allein auf ihre Rechnung, sondern die Griechen, welche nicht zu den Barbaren gerechnet werden, müssen schon als Urheber des langen unheilvollen Kriegs, der das gothische Reich zertrümmerte, die größere Hälfte der Schuld auf sich nehmen. In dem schönern Ruhm hingegen, eine Eroberung zum Segen für die Unterjochten umgewandelt, durch Beispiel, Verfassung, Gesetz und Sitte ein ganz gesunkenes Volk zu glühender Freiheitsliebe, zu wetteifernder Bürgertugend erhoben zu haben, stehen die Gothen und Longobarden weit über den verfeinerten Griechen.

Die Regierung der Karolinger ging fast spurlos über dem Longobardenvolk hin, und ist hier nur durch das bedeutend, was ohne ihr Zuthun und sehr gegen ihren Willen sich ausbildete, die wachsende Macht der Großen des Reichs, die sich bei dem Aufhören des Königsstammes 63 Jahre lang in kleinen Befehdungen, Thronrevolutionen und manchen Wirrnissen äußerte. Unter den vielen Herzogen, unter welche das Reich getheilt war, hatten sich besonders fünf oder sechs zu ansehnlicher Macht erhoben, die ihnen Ansprüche auf die Krone geben konnte. Das mächtigste war das Herzogthum Benevent, welches fast ganz aus dem jetzi-

gen Neapel beſtand, deſſen Fürſt ſich aber wenig um die Herrſchaft von Italien kümmerte. Ebenſo wenig Ehrgeiz hatten der Graf von Lucca, zugleich Markgraf von Toskana, und die Markgrafen von Fermo und Ivrea. Wohl aber machten ſich zwei mächtige Fürſten die Krone ſtreitig, die Markgrafen Berengar von Friaul und Guido von Spoleto. Berengar war der glücklichere Bewerber, und regierte im Ganzen, nicht ohne viele Anfechtungen, 36 Jahre lang. Er war ein hochherziger König, doch bezeichneten ſeine Regierung viele Unglücksfälle, und ſelbſt ein Mann von ſeinen Talenten vermochte nicht der Gährung zu widerſtehen, die ſich in Norditalien bildete, und aus welcher das ſchon lange vorbreitete Werk hervorgehen ſollte, nämlich ein freies und ſtarkes Bürgerthum. Das Unglück wurde vermehrt durch die Einfälle zweier wilder und kriegeriſcher Horden, der Ungarn und der Sarazenen. Die Erſtern hauſten ſo wild, daß man das Ende der Welt nahe glaubte, und die Theologen ſehr ernſtlich darüber disputirten, ob die Ungarn die in der Schrift bezeichneten Gog und Magog wären.[1]) Die Sarazenen, welche in dieſem Jahrhundert nur noch Räuberhorden ohne die ſpätere Civiliſation waren, hatten Sicilien und Neapel zum Schauplatz ihrer Plünderungen gemacht und ihre Streifereien bis vor die Thore Roms ausgedehnt. Von Spanien aus beſuchten ſie am Ende des neunten Jahrhunderts Piemont und ſelbſt Toskana, und vermehrten den Schrecken, den ſchon die Wildheit der Ungarn verbreitet hatte.

Die Einfälle dieſer Räuberhorden waren einestheils ſehr unglücklich für Italien, da beide nur zeitweiſe ihre wilde Habſucht in Plünderungen ausließen, und weder irgend eine Verfaſſung, eine Sitte, ein Geſetz mitbrachten, das in Italien Anklang und Benutzung hätte finden können, noch eine politiſche Veränderung darin hervorbrachten, welche durch nachhaltige Folgen für die Civiliſation den augenblicklichen Schaden wieder erſetzt hätte. Andererſeits ſind ſie für die Geſchichte der italieniſchen Kultur inſofern höchſt wichtig, als ſie die erſte Gelegenheit waren, wo ſich der longobardiſche Einfluß bewähren konnte. Und allerdings hat

1) Eine Diſſertation darüber exiſtirt noch im Manuſcript. Denina, Riv. T. II, Libr. IX, cap. 2.

er ſich herrlich bewährt. Wenn die Einfälle tapferer Völker am Ende des occidentaliſchen Reichs den Arm und Muth der Römer immer mehr lähmten, und ihm jede Ermannung und Beſonnenheit zur Selbſthülfe und Abwehr der Noth raubten, ſo ſehen wir 400 Jahre ſpäter auf dem Felde des longobardiſchen Einfluſſes aus dem Chaos von Verwirrungen, Revolutionen, innern Kriegen und wilden Einfällen eine ſtarke, tüchtige Geſinnung hervorgehen, welche die Geißel der Drangſale nur noch mehr ſtählte, und welche ſich zu einem Nationalcharakter ausbildete, deſſen hervorſtechendſte Seiten eine enthuſiaſtiſche Freiheitsliebe, kühner Muth und Beharrlichkeit in Erkämpfung und Bewahrung der Unabhängigkeit, und ein gewiß nicht müßiger Stolz auf das erworbene Gut waren. Die langen Streitigkeiten um die Krone Italiens beraubten die Einwohner der vielen blühenden Städte in dem Thal des Po eines mächtigen Schutzes gegen äußere Feinde, und gaben ſie auch den Angriffen jedes einzelnen Thronbewerbers preis, der ſie von der Partei ſeines Gegners gewaltſam abbringen wollte. Dieſe Verwirrung erweckte die Energie der Bürger; ſie fingen an zu bemerken, daß ſie in dem allgemeinen Kampf eine gewiſſe Geltung erhielten, und eine wichtige Rolle zu ſpielen hatten. Da ihnen der Schutz des Friedens und der Geſetze mangelte, ſo ſah ſich dieſe große, an Hülfsquellen reiche Partei in ihrem Innern nach Mitteln um, die jenen erſetzten, und fanden ſie in ihrer eignen Kraft, die ſich in den Kriegen geübt hatte, in ihrer Eintracht, um welche die gemeinſame Noth ein feſtes Band gezogen, in ihrem Bürgerthum, welches eine Schule mancher Tugenden geworden war. Weit entfernt, der Noth feig zu erliegen, zogen ſie Mauern um ihre offnen Städte, bildeten Milizen, erwählten aus ihrer Mitte kräftige Magiſtrate, und nährten hinter dieſem Schild eine Kraft und Energie, welche mehre Jahrhunderte lang die Geſchichte Norditaliens lenkte und den mächtigſten Fürſten die Spitze bot. Das war longobardiſcher, nicht römiſcher Einfluß.

Die ſchlechte Regierung der Nachfolger Berengar's veranlaßte die longobardiſchen Großen, dem deutſchen Kaiſer Otto ihre Krone anzutragen. Unter ihm und ſeinen beiden Nachfolgern genoß Italien ziemlicher Ruhe, und hatte alle Gelegenheit, bei der Freigebigkeit und Politik der Kaiſer, ſeine Municipalverfaſſungen aus-

zubilden, wozu noch kam, daß die Entfernung des Hofes den Städten eine gewiſſe Gewohnheit der Unabhängigkeit gab. Die Fülle republikaniſcher Kraft zeigte ſich bald nach dem Tod des dritten Otto, 1002, in Eiferſucht und dem Streben der Städte nach dem erſten Rang, auf den ihnen ihr Selbſtgefühl Anſprüche gab. Von da an ſehen wir die Fackel der Zwietracht in dieſem Land nicht mehr erlöſchen, ſondern in der wachſenden Energie, der Macht und dem Reichthum der Städte eine ſtete Nahrung ziehen. Doch auch erhabne Bürgertugenden leuchten aus dieſem Gewebe von Kriegen, Bündniſſen und wechſelnden Parteien hervor. Pavia wählte den Markgrafen Arduin zum lombardiſchen König; Grund genug für Mailand, den deutſchen Kaiſer Heinrich II. nach Italien einzuladen, und ſeine Königswürde durch einen verheerenden Krieg zu behaupten, in welchem Arduin zuletzt unterlag. Die deutſchen Kaiſer hatten ſeitdem faſt 200 Jahre lang die Herrſchaft über die Lombardei, aber eine Herrſchaft, welche ſich durch die hartnäckigſten Belagerungen, härteſten Strafen der Rebellen nicht behaupten ließ, und die Ohnmacht der Kaiſer gegen die jugendlich friſchen Republiken immer deutlicher herausſtellte. Mit jeder Niederlage wuchs der Haß der Städte gegen ihr Oberhaupt, mit jedem Sieg ihre Kühnheit, ihre Selbſtzuverſicht; und ihre Ausdauer wurde endlich durch den Koſtnitzer Frieden gekrönt, da der Kaiſer ihre völlige Unabhängigkeit für immer anerkannte.

Auch den ſüditalieniſchen Provinzen waren ihre Stürme, ihre Wunden und Schlachtfelder, aber auch ihre Verjüngung beſchieden. Auch ſie ſahen das gothiſche Reich über ihren Häuptern ſtürzen und der griechiſchen Herrſchaft Platz machen, welche ſich dann lange bis zum 11. Jahrhundert, beſonders in den drei Herzogthümern Neapel, Gaeta und Amalfi behauptete. Daneben blühte das longobardiſche Herzogthum Benevent, ſeit 568, und verbreitete auch über die Nachbarn ſeinen wohlthätigen Einfluß. Die Araber ſchwangen ihre Geißel auch auf dieſes Land; ſie ſetzten ſich in Sicilien feſt, und machten von da Streifzüge bis an die Thore Roms, wo ſie im Angeſicht des Hauptes der Chriſtenheit die Baſilica di S. Pietro ausplünderten. So blieb Süditalien der Schauplatz merkwürdiger und wohlthätiger Veränderungen, und war abwechſelnd die Beute der Griechen, Saraze-

nen und Longobarden bis zum elften Jahrhundert, wo die Normannen zufällig dieſe Geſtade betraten. Die echt ritterliche Nation half ſogleich dem Herzog von Salerno die Araber zurückſchlagen, ſetzte ſich nach und nach in Sicilien feſt, und gründete dort ein eignes Reich. Wie viele Völker reichten ſich alſo auch auf dieſem Tummelplatz aller Eroberer die Hände, welche Kriegsſtürme und Drangſale brachten Leben und Bewegung in die ſtehende Maſſe; wie wohlthätig war ſtufenweiſe die Verjüngung dieſes Theils der Menſchheit vorbereitet, von Griechen und Römern an, durch Oſtgothen, wieder durch Griechen, Longobarden, Sarazenen, Normannen. Es bedurfte wahrlich nur noch eines Herrſchers wie Friedrich's II., um dieſen ganz neuen kräftigen Stamm zur Blüthe zu treiben.

Ganz anders war die Lage im Mittelpunkt Italiens, in Rom. Die Einwohner dieſer ewigen Stadt hatten von den Fremden nur die vorübergehenden Unglücksfälle, Belagerungen, Plünderungen, Brandſchatzungen zu leiden, ohne die wohlthätigen Folgen der germaniſchen Eroberung mitzugenießen. Die oſtgothiſchen Könige hatten ihre Reſidenz in Ravenna, die Longobarden in Pavia; dadurch ging für die Römer eine große Anregung durch das Beiſpiel kräftiger Regenten verloren. Aber auch mit beſonderer Sorgfalt hütete Theodorich ſeine Oſtgothen vor zu inniger Gemeinſchaft mit dem verdorbenen Römer; nicht einmal in die italieniſchen Schulen ſollten die gothiſchen Kinder geſchickt werden, weil er fürchtete, daß ſie, die dort vor der Ruthe zittern müßten, ſpäter auch vor dem Schwert zittern würden; und obgleich dieſer große König alle vorgefundenen Rechte und Verfaſſungen unangetaſtet ließ, die Denkmäler vormaliger Römergröße mit beſonderer Achtung und Vorliebe beſchützte, die noch vorhandenen beſſern Römer wohl für ſeine Plane zu benutzen verſtand, ſo wußte er doch auch mit Geiſtesfreiheit die nichtswürdige Maſſe der neuen Unterthanen zu erkennen und die Gefahren für ſeine Gothen vorauszuſehen. So kamen er und ſeine Nachfolger wenig nach Rom, um da zu regieren, und die Stadt, welche ohnedies die Formen ihrer alten Verfaſſung behalten hatte, über denen kein neuer Geiſt wehte, merkte wenig von der neuen Herrſchaft. Auch die ſpätern Longobarden wendeten ihre beſeelende Kraft mit beſonderer Vorliebe auf Norditalien, und be-

rührten Rom in ihrer Verachtung der dort herrschenden Sittenlosigkeit wenig. So blieben die Römer in dem engen Kreis ihrer Ideen und starren Formen müßig liegen, nur mit sich selbst und ihren kleinlichen Interessen beschäftigt, ihren alten Gebräuchen, welche Sinn und Bedeutung verloren hatten, nachhängend, ein unglücklicher Raub des Heidenthums und des schlecht verstandenen Christenthums, und zuletzt beide in sich vereinend. Sie konnten sich von den Erinnerungen an ein ehemaliges römisches Reich nicht trennen, und überzeugten sich doch täglich von der Unfruchtbarkeit ihres ererbten Stolzes; sie haßten die Räuber ihrer Größe, und hatten doch nicht den Muth, dieselbe vor der Welt zu behaupten; sie haßten die Abtrünnigen von ihrem Glauben, und merkten doch, daß ihr Glaube nicht lebendig genug war, sie selbst zu erheben. So erscheinen die Römer in den ersten Jahren der großen Verjüngung des Erdkreises gleichsam nur negativ; die Angriffe der Völker konnten ihnen nur Verluste geben; ihr Name erscheint nur als der der Geplünderten, man liest nur, wie viele Schätze sie sich nehmen ließen, wie viele Sclaven auf ihren Gütern durch die Sieger frei wurden. Umsonst aber verhallt in jener Zeit die Frage nach Thaten, Talenten, Tugenden der Römer. Waren nun die Großen schon zu einer schimpflichen Nullität herabgesunken, so verschwand der Rest der Nation, ein feiges, durchaus liederliches Gesindel, gänzlich aus der Geschichte, und war nur noch der Verachtung preisgegeben. Salvianus, ein römischer Zeitgenosse Theodorich's, sagt: „Selbst die Barbaren nehmen Aergerniß an unserm schändlichen Betragen; die Gothen dulden unter sich keine gothische Buhlerin, nur die lüsternen Römerinnen dürfen dies Geschäft treiben, dies Vorrecht gibt ihnen der Ruf, der an dem Namen des Volks hängt. Uns gefällt die Unbeständigkeit, die Gothen verabscheuen sie; wir fliehen die Reinheit der Sitten, jene suchen sie aus allen Kräften.[1])

So war die Grundlage, auf welcher sich nach und nach eine politische Form gestaltete. Das rein negative Leben der Römer versenkte aber die Geschichte der Stadt seit Belisar's Zeit in ein schwer zu durchdringendes Dunkel. Sie war den Gothen ent-

1) De Gub. Dei, VII. Cit. von Molsè Storia dei Dominii stran. T. II, Libr. II, cap. 6.

riſſen, und als Provinz dem griechiſchen Kaiſerthum einverleibt worden, welche durch einen Präſecten verwaltet wurde. Doch auch unter dieſer Herrſchaft ſchmeichelte ſich das Volk noch mit den republikaniſchen Namen und Formen, womit es ſchon früher Octavian eingewiegt hatte, und in den dunkeln Faden jener Geſchichte ſind zuweilen die Namen Senat, Conſuln und Tribunen eingewebt. Wahrſcheinlich konnte die alte und bevölkerte Stadt, die manchen Invaſionen, beſonders der Longobarden, glücklich entgangen war, in der Folge eine Municipalregierung einſetzen, die ſie mit den Titeln aus einer ehrwürdigen Zeit ſchmückte.[1]) Die Entfernung der griechiſchen Kaiſer, die Schwäche der Präſecten, denen kein Heer Nachdruck gab, ließ den Römern hinreichende Muße, ihre Ideen von Unabhängigkeit weiter auszubilden; ſie blieben meiſt außer dem Conflict mit den erobernden Völkern, ihre Stadt blieb verſchont, wurde beſucht, geehrt, angeſtaunt; dies Alles nährte den Stolz der Erben römiſcher Größe und römiſcher Ruinen. Aber eben beide Erbſchaften, die einen ſo merkwürdigen Contraſt bildeten, erzeugten auch in ihrem Charakter eine merkwürdige Miſchung, die ſich in vielen Inconſequenzen äußerte. Ein zeitweiſe unbändiges Streben nach Freiheit, das oft eine bewundernswürdige Seelengröße entwickelte, und dann wieder die äußerſte Niedergeſchlagenheit, die aus dem Bewußtſein der Ohnmacht und des Unvermögens, ſich für lange Zeit zu ermannen, hervorging, peinigte wechſelsweiſe dieſes Volk, dem die ſittlich religiöſe Grundlage fehlte. Dieſelbe Zwietracht und Inconſequenz herrſchte in ihrem Glauben. Sie haßten die, welche das Oberhaupt ihrer Kirche nicht anerkannten, und zeigten doch ſelbſt nicht das geringſte Entgegenkommen, die geringſte Neigung und Biegſamkeit für die Wünſche dieſes Oberhauptes. Sie fühlten die Schlinge, die ſich immer enger um ſie zuſammenzog, ſie ahnten die elende Rolle, welche ihnen in der neu ſich bildenden Völkergeſellſchaft zugetheilt wurde, und ſo auf der Schwelle zwiſchen Alterthum und neuerer Zeit, zwiſchen ihren Triumphbogen und chriſtlichen Kirchen und Klöſtern hin und her ſchwankend,

---

1) Muratori, Ann. Ital. ad ann. 967. 987. 1015. 1087. Hallam, Europe during the Middle Ages. VIII, cap. II. Sismondi, Rép. ital. T. I, chap. III, p. 155.

ohne Entſchluß, ohne Kraft, wurden ſie eine Beute, nicht der Kraft, die jedenfalls wohlthätig auf ſie gewirkt hätte, ſondern der Liſt, die mit einer bewundernswerthen Ausdauer ihnen die Feſſeln kaum merklich anlegte. Ihre häufigen Widerſetzlichkeiten und Empörungen gegen die griechiſchen und deutſchen Kaiſer und gegen die Päpſte waren ein kurzes Auflodern einer Art römiſchen Geiſtes, der aber, eben weil ihm die ſittliche und religiöſe Kraft abging, bald wieder zuſammen ſank, und zuletzt ganz in der Geſchichte der Kirche verſchwand.

Dafür ſtand eine andere Macht, die päpſtliche, in ihren Mauern auf, die in ihrem ſonderbaren Zwitterleben zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Macht keinen günſtigen Einfluß auf die Entwicklung der römiſchen Kultur hatte. Nicht die offne Kraft hatte dieſe Herrſchaft geſtiftet, ſondern Mittel der Schwäche, auflauernde Liſt und ſchlaue Benutzung der Umſtände, der Zwietracht und Schwäche anderer Herrſcher, der Unwiſſenheit der Völker, der Begeiſterung der Frommen, der Sinnlichkeit der Gemeinen, im Nothfall auch ſcheinbare Nachgiebigkeit und Unterwerfung unter einen kräftigern Willen. Da ſie durch ſolche Mittel meiſt über ihre Gegner triumphirte, ſo mußten jene Eigenſchaften, die ſchon durch jahrhundertelange Erniedrigung in dem Charakter der Römer wurzelte, in deren Augen einen beſondern Werth erhalten; und die Ausdauer und Conſequenz der Päpſte in ihrem Streben nach Einem Zweck, ihre feſte Haltung und ihr Reichthum an Hülfsquellen bei allen Widerwärtigkeiten erhob ſie in dem Urtheil derſelben weit über ihre Zeit hinaus. Die ſchamloſen Sitten, welche im 10. Jahrhundert den päpſtlichen Stuhl befleckten, verſchwanden unbemerkt in der allgemeinen Wildheit der Zeit, dagegen glänzten die Tugenden einiger ausgezeichneten Päpſte deſto heller, und verſchafften dem Stuhl ein ausgebreitetes Anſehen. Indeſſen hätten ſolche Eigenſchaften nicht hingereicht, die Römer an das Intereſſe der Päpſte zu feſſeln; nicht einmal die Religion, in deren gemißbrauchten Namen und unter deren Deckmantel ſie den entfernteſten Völkern und deren Fürſten ihre Feſſeln anlegten, konnte den Römern ihr Joch annehmbar machen. Politik und Zufall, den ſich jene Prieſter mit ſeltner Gewandtheit zum Diener machten, brachten die meiſten Materialien zu dem wunderſamen Gebäude der Hierarchie zuſammen. Die unzu-

friedene Stimmung der Römer gegen die orientaliſchen Kaiſer begünſtigte vortrefflich die Päpſte in ihren Erhebungsverſuchen über die griechiſchen Patriarchen. Auch die Longobarden wurden benutzt, das Anſehen derſelben zu vergrößern; die Vertheidigung Roms gegen jene Arianer ward als eine heilige Religionsſache dargeſtellt, und je mehr ſich die Römer von den Kaiſern verlaſſen ſahen, deſto mehr ſchloſſen ſie ſich an die Päpſte an, die als ihre alleinigen Retter daſtanden, und die reichlichen Spenden der Andächtigen ſehr ſchlau zur Befeſtigung ihres moraliſchen Uebergewichts, zum Schutz der Kirchen und Klöſter anwendeten. Die Exceſſe der Bilderſtürmer vollendeten den Sieg über die Orientalen, den gefährlichſten Feind, da er mit gleichen Waffen focht. Der Fanatismus ward bewaffnet, dem Kaiſer der Tribut aufgekündigt; zugleich öffneten die Städte des Exarchats den Longobarden ihre Thore, ſodaß nur noch die Küſtenſtädte des Südens dem Kaiſer gehörten. Der griechiſche Präfect zu Rom erhielt durch Gregor's II. Künſte kaum noch einen Schatten von Macht, und ſo blieb die Stadt bis zur Zeit der Karolinger eine Art von Republik. Während die Großen Roms unabhängig und mächtig waren, und weder dem Kaiſer noch dem Papſt gehorchten, hatte der Letztere als Vermittler zwiſchen Himmel und Erde einen großen Anhang bei dem Volk, deſſen Rechte er beſchützte, und das er durch Wohlthaten noch beſonders an ſeine Perſon feſſelte. Endlich ſuchte der heilige Stuhl das Uebergewicht, das ihm in Rom auf geradem Wege nicht gelingen wollte, von Außen her durch die neu bekehrten Völker zu gewinnen, und der Wucher mit der Unwiſſenheit und den Sünden der Menge brachte beträchtliche Reichthümer nach Rom. Einen Hauptſchritt zur Macht beförderte die Hingebung und Gelehrigkeit der franzöſiſchen Könige. Die Päpſte gaben ihnen Rechte, die ſie nicht vergeben konnten, und empfingen von ihnen Ländereien, die den Königen nicht gehörten; beides zum Nachtheil des griechiſchen Kaiſers, der vergebens dagegen proteſtirte. Das Verbrechen beſtrafte ſich ſelbſt. Der päpſtliche Stuhl, mit Macht und Reichthümern verſehen, ward nun das Ziel und der Zankapfel aller ehrgeizigen Römer, und ſein Beſitz die Loſung zu unzähligen Verbrechen, heftigen Bürgerkriegen, wobei ſelbſt das Blut der Päpſte floß. Doch wurzelte ihr Anſehen ſo feſt in dem Aberglauben, den die Klugen

unter ihnen immer dichter um das Volk zogen, daß die scandalöſeſten Auftritte, die das 10. Jahrhundert für Rom denkwürdig machen, daſſelbe nicht erſchüttern konnten. Einige hervorragende Männer, die bald darauf mit merkwürdiger Kraft die abendländiſche Chriſtenheit unter ihr nicht ſanftes Joch beugten, knüpften denn vollends das Schickſal des römiſchen Volks an ihr eignes, das eine beſtändige Kette fanatiſcher Zänkereien und Anmaßungen gegen alle Fürſten der Erde war, und Rom vielen Kriegen und Belagerungen, Parteienhaß und allen Greueln der Anarchie preisgab. Während alſo der Süden und Norden Italiens ein friſches Blut, eine neue Kraft und Energie erhielt, hatte die Nemeſis der Hauptſtadt dieſe Wohlthat verſagt. Die Herrſchſucht, die ſeit der Gründung Roms die Bewohner zu keiner ruhigen Entwicklung kommen ließ, die ſo viele Völker niedergetreten hatte, laſtete nun ſchwer auf dem Römer, der eine große Rolle ausgeſpielt hatte, und erſchöpft einer Verjüngung entgegenharrte. Er ging unter, damit ein Einziger die Herrſchaft ſeiner Vorfahren unter anderm Banner noch weiter ausdehnen konnte. Als er die Gefahr merkte, die ſeiner eignen moraliſchen Exiſtenz drohte, war ſein Geiſt ſchon in die Feſſeln geſchlagen, und der geiſtige Untergang ſollte nun dem phyſiſchen folgen. Ein hartes Geſchick knüpfte das römiſche Volk an eine Reihe von Herrſchern, denen nur Herrſchen und Unterdrücken der Zweck war, die das Völkerglück und die Pflichten der Regierung nicht kannten, machte es zu Sclaven eines Kirchendespotismus, deſſen Elemente Finſterniß und Aberglaube, deſſen Waffen Kriecherei und Fanatismus waren. Nur in Rom konnte eine ſolche Hierarchie entſtehen; der aus früherer unglücklicher Zeit äußerſt verdorbene Charakter des Volks lieh ſich vortrefflich zur Grundlage, und er wurde ſo gut überwacht, daß alle Einfälle fremder Völker, alle Beſuche deutſcher Kaiſer und ihrer Heere, kaum merkliche, ſchnell verlöſchende Lichtfunken in die Maſſe werfen konnten.

§. 2.

Verjüngung in der Kultur.

Pignotti ſchreibt den Verfall der Wiſſenſchaften und Künſte den Barbaren und ihrer Unfähigkeit die Kunſt zu ſchätzen zu·

Er folgt darin nur der Anſicht, welche vor ihm ſchon alle italieniſche Schriftſteller ausgeſprochen haben. Die Italiener finden eine gewiſſe Genugthuung darin, den traurigen Zuſtand der Erniedrigung und Finſterniß in ihrem Land der Roheit der nordiſchen Sieger zuzuſchreiben, welche ſie mit großer Genauigkeit überall hervorheben. Die Darlegung der wahren Hemmniſſe, die noch heutiges Tages dem aufſtrebenden Geiſt die Flügel lähmen, mag allerdings für den italieniſchen Geiſtlichen ein Nefas ſein, und er hilft ſich meiſt, wie das Tiraboſchi thut, mit ſcharfſinnigen Abſchweifungen, Umgehungen und Bemäntelungen durch; doch iſt es zu verwundern, daß Literatoren, die außer dem Bereich der Bannſtrahlen waren, den Verfall der Literatur in Europa ebenfalls von den Einfällen und der langen Herrſchaft der Barbaren ableiten. [1]) Nach dem, wie ſich im Vorhergehenden der Geiſt im römiſchen Reich vorgeſtellt hat, geht hervor, ob die germaniſchen Völker eine Wiſſenſchaft und Kunſt zerſtören konnten, und jeder weitere Schritt wird uns mehr von dem Gegentheil überzeugen. Sie machten der äußern Form des Reichs ein Ende, nicht aber jenem Geiſt, der das Reich gegründet hatte. Selbſt als äußere Veranlaſſung zur Zerſtörung der Kunſt kamen ſie zu ſpät; das traurige Werk war längſt geſchehen. Sie konnten wohl ein Monument zerſtören, dies war kein Verfall der Kunſt; aber diejenigen, welche es errichtet hatten, waren längſt nicht mehr. Der Sturz des weſtrömiſchen Reichs machte durchaus kein Geräuſch, da es längſt vorher zerfallen war. Die Menſchheit war bis zur Ermüdung unter einer Form lange fortgegangen, hatte in dieſer alles ihr Mögliche erreicht, und bedurfte in ihrer gänzlichen Erſchöpfung einer gänzlichen Wiedergeburt. Der Genius des Volks, d. h. der innere Glaube an die eigne Tüchtigkeit, das ſtets vorſchwebende National-Ideal, an welchem jedes Volk den Gang ſeiner Entwicklung abmißt, war längſt untergegangen. Man hatte das Alte aus den Augen verloren, die Gegenwart war ein bloßes Werden und Geſtalten, und die Zukunft zeigte nicht das Ziel dieſer Veränderungen. Der Fall Weſtroms iſt iſt ebenſo wenig die Epoche des Untergangs der Literatur. Die fremden Völker fanden nur noch todte Monumente in allen Zwei-

1) Ginguené, Hist. litt. de l'Ital. T. I, Part. I, chap. I.

gen der Kunſt, ſowohl Bauwerke als Schriften; wie die Denkmäler der Baukunſt Trümmer einer untergegangenen Religion, ſo waren die Schriften Trümmer einer untergegangenen Poeſie. Beider Lebensfaden war durch die chriſtliche Theologie abgeſchnitten, welche ſich mit dem römiſchen Reich zu einer zweiten Eroberung der Erde verband, und an dieſer haben die fremden Völker nichts zerſtört. Die Hauptniederlage erlitt die klaſſiſche Literatur in den Gefechten der kirchlichen Gladiatoren in den ſcandalöſen Concilien, deren Folge die Zerſtörungswuth der chriſtlichen Heroen gegen das ſterbende Alterthum war. Auf den Ruinen derſelben bauten die erſten Barbaren ihre kirchliche Literatur, welche die nachfolgenden nicht antaſteten. Im Gegentheil, der giftige Keim entwickelte ſich immer üppiger zur Scholaſtik aus, und nicht die Barbaren, ſondern der endlich erwachende Verſtand in den Enkeln derſelben machte dem Verderben ein Ende. Es iſt ſehr die Frage, ob ſich Italien ohne jene germaniſchen Völker nach und nach erholt hätte, aber ohne Zweifel iſt, daß ſie die Wiſſenſchaft und Kunſt nicht zerſtört haben. Das Wort „Barbar", das die Italiener immer noch mit wahrem Selbſtgefühl im Munde führen, iſt überhaupt unſtatthaft. Bezeichnet es rohe Völker, ſo waren die Italiener zur Zeit der Völkerwanderung ſelbſt Barbaren; wollen ſie damit diejenigen bezeichnen, die nicht römiſchen Geblüts ſind, ſo waren Dante, Boccaccio und Petrarca auch Barbaren.

Wir kennen den großen Antheil, den die germaniſchen Völker an der Regeneration des europäiſchen Südens hatten. Betrachten wir nun auch näher den Einfluß, den ſie auf die Literatur ausübten. Wenn Italien in ſeinem bedauerlichen Zuſtand am Ende des römiſchen Reiches noch fähig geweſen wäre, ſich zu erheben, ſo hätten ihm Odoaker und die Oſtgothenkönige genug Aufmunterung gegeben. Unter dieſen Herrſchern war Italien weniger beunruhigt, weniger erniedrigt, weniger von den Studien entfernt, als am Ende des Kaiſerreichs. Theodorich und unter ſeinen Nachfolgern beſonders Athalrich und Theodatus waren aufgeklärte und eifrige Beförderer der Wiſſenſchaften. Sie ſuchten und fanden unter den Römern einige Männer, welche in ihre großartige Plane eingingen, und den Wiſſenſchaften und der Kultur ein raſches Aufblühen verſprachen. Die Namen Caſſio-

dorus, Symmachus, Boethius, Ennodius, Arator sind ebenso viele Zierden für jene dunkle Zeit, als Lobsprüche für den hohen Sinn der Könige, unter deren Schutz und Mitwirkung die Wissenschaften sich emporhoben. Theodorichen selbst war die eigentliche Weihe versagt, er konnte nicht einmal schreiben; um so höher ist sein Ruhm, daß er, der in Constantinopel unter dem Wust theologischer Zänkereien und nichtswürdiger Verketzerungen erzogen war, doch seinen reinen Sinn für die wahre Bildung auf seinen Thron mitbrachte, und weit über seine Zeit erhaben, die Wissenschaft an sich und als die schönste Blüthe des menschlichen Geistes ehrte, gleichviel ob sie einen ketzerischen oder orthodoxen Kopf zum Organ hatte. Sein hoher Geist erbte sich durch seinen Freund und Lehrer auch auf seine Nachfolger fort. Athalrich gewährte allen Gelehrten besondere Auszeichnungen und Belohnungen, ebenso Theodatus, der selbst in der Philosophie, besonders der platonischen, sehr bewandert war. Unter ihnen schien eine neue goldne Zeit anzubrechen, der aber leider durch den Barbarismus der Griechen ein frühes Ende gemacht wurde. Doch alle Hülfsmittel, welche in jener traurigen Zeit zur Förderung der wissenschaftlichen Bildung zu Gebote standen, wurden erschöpft. In allen Städten des Reichs blühten Schulen auf; auch die orthodoxen Geistlichen folgten dem gegebenen Aufschwung, und errichteten in allen ihren Kirchsprengeln geistliche Schulen. Daß diese ganz für den Klerus bestimmt waren, und darin höchstens die Elemente des theologischen Wissens gelehrt wurden, daß aus ihnen äußerst wenige geistliche Schriftsteller hervorgingen, kann den gothischen Königen nicht zur Last fallen. Denn wie sehr ihnen alle Zweige des Wissens am Herzen lagen, beweist das Gesetz Athalrich's, welches den Professoren der Grammatik, der Eloquenz und der Jurisprudenz zu Rom jährliche Gehalte aussetzte, und dadurch den Grund legte, auf welchem später die Universitäten sich ausbildeten. [1]) Gleichen Schutzes und gleicher Ehre erfreute sich die Arzneikunde, die freilich noch in dem Zustand der Kindheit war, und besonders die Philosophie, welcher zuerst durch Boethius und Symmachus eine originale Bahn geöffnet wurde.

Unter so rühmlichen Bestrebungen und dem großartigen

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. I, cap. 1. 6.

Schutz der Fürsten erhielten auch die schönen Wissenschaften einen neuen Trieb, und wurden von dem bessern Geist, der Alles durchwehte, beseelt. Sind auch die meisten Schriften jener Zeit nicht frei von Barbarismen, so näherten sich doch manche der klassischen Reinheit der Sprache. Besonders ragt unter den Dichtern Boethius hervor, dessen Verse wenigstens besser sind, als die meisten aus den zwei letzten Jahrhunderten des römischen Reichs. Ein anderer geschätzter Dichter war Ennodius, Bischof in Pavia, welcher in seinen Gedichten der Lombardei das schönste Lob gibt; zu seiner Zeit waren die Schulen in Mailand und andern lombardischen Städten in der höchsten Blüthe, und bildeten sich in ihnen große Männer für das Forum und den Senat. Die Wahrheit seines Lobes bewies außer Elpidius und mehren Andern besonders Arator, von Mailand oder Brescia, ein gefeierter Dichter unter Theodorich, dessen Talente das Sprichwort veranlaßten, daß auch Ligurien seinen Tullius hervorgebracht habe. Erreichten alle diese Versuche auch nicht die Höhe der klassischen Schriften, so führte doch das allgemeine lebendige Streben zu jenen ewig frischen Quellen der Kunst hin, und erweckte eine fruchtbare Liebe zu den Mustern der vergangenen Zeit. Die römischen Klassiker wurden gesammelt, aufbewahrt; sie hatten von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Roheit und Unwissenheit der Copisten eine Menge Flecken erhalten, die nun der bessere Geist ihrer Verehrer zu tilgen bemüht war. Dem Geschmack eines Betius, Agorius, Basilius, Mavortius verdanken wir immer noch hellere Einsichten in das Alterthum und ein leichteres Verständniß der Meisterwerke. Ein schönes Werk aus jener Zeit ist der berühmte älteste Codex des Virgil, geschrieben von Rufius Apronianus, der im J. 494 römischer Consul war, und mehre eigne lateinische Gedichte hinterlassen hat. Der Codex ist jetzt eine Hauptzierde der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz.

Auch über den bildenden Künsten waltete die schützende Liebe und der anregende Eifer der ostgothischen Könige. Theodorich gab sich, mit Cassiodorus vereint, aus allen Kräften der Erhaltung und Herstellung der alten Denkmäler hin. Es bestanden eigne Comites nitentium rerum, welchen streng anempfohlen war, in der Nacht darüber zu wachen, daß die die Straßen und Plätze Roms zierenden Statuen nicht von roher Hand zerstört

würden. Auch die Erhaltung der antiken Gebäude war einem eigends dazu ernannten Baumeiſter anvertraut. Aus dem Edict des Königs geht deutlich hervor, wie ſehr ihm die Erhaltung der Kunſt, Majeſtät und Größe Roms am Herzen lag. Die merkwürdigen Kloaken wurden auf ſeinen Befehl ausgebeſſert. Seine eigne Kaſſe erſchöpfte ſich über ſeiner Freigebigkeit, wovon ſich bei Caſſiodorus und Ennodius eine Menge Beweiſe finden. Aber auch Denkmäler ſeiner Zeit, womit er faſt alle Hauptſtädte Norditaliens ſchmückte, bringen ſeinen Ruhm von Geſchlecht zu Geſchlecht fort. Ravenna, Pavia, Verona, und viele andere Städte weiſen noch Portiken, Aquäducte, Paläſte und Bäder als Zeugen des edeln Kunſtſtrebens der Gothen auf. Seine Nachfolger waren von demſelben Geiſt beſeelt, und ſetzten das Werk ihres großen Ahnen rühmlich fort. Es iſt daher unbegreiflich, wie Manche die Gothen als die Zerſtörer der alten Kunſt darſtellen konnten, und Muratori zürnt mit Recht über ſolche Flecken der Geſchichte; Tiraboſchi meint ſogar, daß die Skulptur und Malerei unter dieſem Volk betrieben worden ſei. [1])

Die ganze Frucht dieſes edeln Aufſchwungs, der auch ſchon auf die Römer wohlthätig zu wirken angefangen hatte, wurde vernichtet, als die Griechen über das adriatiſche Meer zogen, ihr vermeintliches Eigenthum in Anſpruch zu nehmen. Die Greuel eines Vertilgungskrieges hemmten jede geiſtige Beſchäftigung, und zogen verheerend durch Schulen, Kirchen und Werkſtätten der Kunſt. Es iſt ein gewaltiger Streit, den auch Tiraboſchi unentſchieden läßt, ob die Griechen oder Oſtgothen mehr Theil an dieſer Zerſtörung hatten, und das Vorurtheil ſpricht hierin gegen die „Barbaren"; indeſſen iſt der Grieche Procopius die Hauptquelle über dieſen Krieg. Uns ſcheint es nicht billig anzunehmen, daß die Gothen, welche in einem 60jährigen ruhigen Beſitz unter ihren talentvollen Fürſten die Kunſt ſchätzen gelernt, und eine beſondere Vorliebe dafür erhalten, welche ihren Geſchmack an den vollendeten Muſtern gebildet, mit Fleiß das Beſſere zu retten geſucht, und ihren eignen Schöpfungsgeiſt durch Errichtung gothiſcher Denkmäler bewährt hatten, daß dieſe Gothen nun ihr

1) Muratori, Antiq. ital. med. Aevi. Dissert. 23. 24. — Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. 7.

eignes Werk vernichten, und gegen die Schöpfungen ihrer Kunst oder die von ihnen so sorgfältig bewahrten Meisterwerke alter Zeit auf barbarische Weise gewüthet hätten. Es findet sich auch kein eigentlicher Beweis von ihrer Zerstörung der öffentlichen Monumente in Rom, und die häufigen Verbrennungen Roms durch dieselben sind eine Fabel, welche der Fanatismus ausgestreut und das Vorurtheil fortgepflanzt hat. Von den Griechen sind sicherere Beweise von Barbarismus vorhanden, wie besonders die ihnen Schuld gegebenen Greuel gegen die Kunst, welche sie in Rom bei der Belagerung durch die Gothen 537 verübten. [1]) Bei einem Sturm gegen das Grabmal Hadrian's (Engelsburg) nahmen die belagerten Griechen in Ermangelung anderer Geschütze die marmornen Statuen, brachen sie in Stücke und schleuderten sie auf die Feinde. Was noch mehr gegen die Griechen zu sprechen scheint, ist der ganz veränderte Geist, der mit der neuen Regierung über Italien wehte, und der den Sturz der gothischen Herrschaft nur bedauern läßt. Die Flamme einer edeln Begeisterung, die unter der letztern selbst die Römer wieder zu erwärmen begonnen hatte, war schnell verloschen, und neue Trümmer bezeugten einen neuen Untergang der Kunst. Die Griechen hatten selbst den schaffenden Geist verloren, und wirkten nicht mehr belebend, wie bei ihrem ersten Auftreten in Italien; ihren guten Geschmack zeigten sie nur noch in der bessern Auswahl, die sie beim Plündern trafen. Ihr Heißhunger für die Kunstwerke brachte Italien einen größern Verlust als die Zerstörungen des Kriegs. Der griechische Kaiser Constanz nahm im Jahre 663 nach einem zwölfjährigen Aufenthalt in Rom alle Kunstwerke von Bronce mit sich fort, und man suchte so genau nach diesem Metall, daß sogar die broncenen Dachziegel des Pantheons abgedeckt wurden. Die Verwüstungen der Hunnen und Vandalen sind kaum zu vergleichen mit dem Unglück, welches die Griechen über Italien brachten, deren unersättlicher Geiz sich während achtzehn Jahre mit Gold und Silber stopfte, und mit unglaublicher Emsigkeit das Land aller kostbaren Steine, Vasen und Statuen und überhaupt alles Kostbaren beraubte. Wenn Kenner plündern, so werden Freund und Feind gleich

1) Procopii de bello gothico, Libr. II, cap. 22.

wenig geſchont. Dazu kam, daß die Griechen bei ihrem vorübergehenden Aufenthalt nur Früchte raubten, ohne einen neuen Keim zu legen, der unter ihrer Pflege friſch getrieben hätte. Auf dieſe Art wirkten ſie, gleichwie die räuberiſchen Ungarn nur verheerend und verderbend, während die lange im ruhigen Beſitz bleibenden Oſtgothen und Longobarden durch ihre Empfänglichkeit für die Kunſt, die ſie vorfanden, durch ihre eigne Thatkraft, die ſie der veränderten Nation mittheilten, durch ihre Schöpfungen, Beförderungen, Anregungen eine neue Epoche der Kunſt vorbereiteten.[1]) Man hat den longobardiſchen Königen Roheit und Grauſamkeit Schuld gegeben, und darin eine Urſache des Schlafes der Menſchheit geſucht. Allein abgeſehen davon, daß das beſiegte Volk in einem Zuſtand war, welcher wohl den Uebermuth des Siegers reizen konnte, ſo gilt jene Behauptung nicht von allen longobardiſchen Königen, und ſelbſt dies angenommen, haben Fürſten nicht den ausſchließlichen Einfluß auf das Gedeihen der Künſte und Wiſſenſchaften, ja ſind nicht einmal die Kriege ein beſonderes Hinderniß, wie man aus der Geſchichte aller Zeiten und Völker ſieht. Uebrigens gibt Muratori (Annal. Ital. ad annum 618) den Longobarden das Zeugniß, daß ſie ſich bald civiliſirten, und die feinen Sitten und Gebräuche der alten Herren Italiens annahmen. Doch gaben ſie ihnen dafür viel Wichtigeres, indem ſie deutſche Rechtlichkeit und Ordnung, Freiheitsliebe und Wohlſtand in die verödeten Gauen verpflanzten. Sie hatten ihre eignen Geſetze, von welchen ihr König Rotari 643 zu Pavia zuerſt eine

1) „Es iſt gewiß, ſagt auch Denina (Rivol. d'Italia, T. I, Libr. VI. cap. 6), daß Italien mehr durch die Griechen unter Beliſar und Narſes litt, die es befreien wollten, als unter Gothen und Longobarden, und daß kein Einfall der Barbaren, die Hunnen vielleicht ausgenommen, Italien ſo viel Schaden zugefügt, als die griechiſchen Horden. Die nordiſchen Heere brachten Frauen, Kinder, Heerden, Geräthe, kurz ihr ganzes Beſitzthum mit, und erſetzten dadurch den Schaden. Selbſt die alten Cimbern erſetzten durch den Reſt ihrer Armee, nach dem Sieg des Marius, ihre Verwüſtungen. Es gibt ſogar noch gewiſſe Ortſchaften an den Gränzen des Veroneſiſchen, Vicentiniſchen und Trentiniſchen, wo die Einwohner die alte, wahre teutoniſche Sprache reden, und was noch mehr iſt, den reinen ſächſiſchen Dialekt (?); ein Beweis, daß die Bewohner dieſer Ortſchaften von den Kolonien der Cimbern abſtammen, welche nach ihrer Niederlage die Erlaubniß erhielten, ſich in dieſe Berge zurückzuziehen."

von ſeinen Nachfolgern ſpäter erweiterte Sammlung veranſtaltete. Sie waren aber nicht in ganz Italien befolgt, indem auch das Juſtinianiſche Geſetz galt. Die longobardiſchen Geſetze verrathen viele Spuren von Civiliſation, und enthalten vortreffliche und zur glücklichen Regierung eines Volks geeignete Grundſätze. [1]) Es iſt daher zu verwundern, daß Ginguené, der indeſſen den Longobarden überhaupt wenig Gerechtigkeit widerfahren läßt, ihren Geſetzen ſehr wenig Einfluß auf die Civiliſation Italiens zuſchreibt. [2]) Auch zeichneten ſich die longobardiſchen Provinzen, beſonders Norditalien, vortheilhaft vor den übrigen aus. Ihre Schulen waren, während die Römer ſelbſt über den traurigen Zuſtand der ihrigen klagten, in einem blühenden Zuſtand; die Zierde ihrer Hauptſtadt Pavia waren die Grammatiker Felix, Peter von Piſa, Flavianus und Andere, welche von ihren Königen hoch geehrt wurden. Auch im Modeneſiſchen blühten viele Schulen. Wenn dieſe alle keine ausgezeichnete Wirkung hervorbrachten, ſo lag die Schuld nicht an den Longobarden, ſondern an den Prieſtern, die ihnen vorſtanden. In keinem Zweig der Wiſſenſchaft blieben übrigens die erſtern hinter den Römern zurück, in den meiſten ragten ſie weit über ſie hervor. In ihrem Gebiet lebten die gelehrteſten Biſchöfe ihrer Zeit, wie Damianus von Pavia, 679, Manſuetus und Natalis von Mailand, im 8. Jahrhundert, und der dreijährige Aufenthalt des gelehrten iriſchen Abts Columban an dem Hof des Königs Agilulf, wo er ſehr geehrt wurde, während Gregor I. über die Abnahme ausgezeichneter Fremden in Rom klagt, dünkt uns zum Vortheil des erſtern zu beweiſen. Noch lange hin iſt der gute Geiſt der Longobarden ſichtbar, und die meiſten der Biſchöfe, welche ſich irgend auszeichneten, waren aus Norditalien. Die Poeſie war zu jener Zeit ganz geſunken, aber die einzigen Männer, welche auf den Dichternamen einigen Anſpruch machen konnten, waren ebenfalls aus dem Norden, Fortunatus aus der Gegend von Treviſo, und Johannitius aus Ravenna. Nicht weniger war die Geſchichtſchreibung bei dieſem thätigen Volk, das einer Geſchichte wohl werth war, betrieben, und Paul Warnefried

---

1) Muratori, Annal. Ital. ad ann. 643. Denina, Rivol. d'Ital., T. II, Libr. VII. cap. 8. Tiraboschi, T. III, Libr. II, cap. 5.

2) Ginguené, Hist. litt. de l'Italie, T. II, chap. 2, pag. 73.

und Luitprand glänzen als die beſten Hiſtoriker ihres Jahrhunderts. So vereinigten die Longobarden in ſich alle Beſtrebungen, keine blieb ihnen fremd, und faſt alle Fortſchritte der Zeit fanden ſie an der Spitze. Wenn die Menſchheit dennoch langſam fortrückte, ſo lag dies an Urſachen, mit welchen die Longobarden ebenfalls zu ringen hatten; ſie bildeten ſich an dem, was ſie vorfanden, aus, und hatten unter beſtändigen Kriegsunruhen, Angriffen der Griechen, Sarazenen, Ungarn doch Muße und Ausdauer gehabt, die Schwierigkeiten der erſten Schritte zur Kultur zu überwinden. Jedenfalls ſcheint es ſonderbar, wenn ihnen nach Allem, was ſie thaten, die Römer und ihre Nachkommen die Zerſtörung der Kunſt und Wiſſenſchaft Schuld geben, und ihnen doch auch den Ruhm laſſen, daß ſie ſich in der Wiſſenſchaft vor den Uebrigen ausgezeichnet haben, und ihre Könige die Künſte mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit beförderten und belohnten. Beſonders war die Baukunſt aufgemuntert, und faſt keiner unter ihren Königen, der nicht Klöſter und Kirchen als Denkmäler ihrer Frömmigkeit aufführen laſſen. [1]) Wenn wir auch Malerei und Skulptur anführen, die, wie Tiraboſchi (Tom. III, Libr. II, cap. 6) ſagt, nicht ganz untergegangen waren, und von den longobardiſchen Königen unterſtützt wurden, ſo geſchieht dies nur, um den „Barbaren" eine neue Ehrenrettung zukommen zu laſſen, deren ſie bei den vielen Verunglimpfungen ihrer undankbaren Nachkommen bedürfen. [2])

---

1) Muratori, Annal. Ital. ad ann. 660. 675. 700. 722. 650.

2) Um dieſe Angelegenheit der ungerechten Beſchuldigungen mit Einemmal zur Erledigung zu bringen, wollen wir hier eine Ueberſicht beſonders der ſpätern Zerſtörungen der Kunſtwerke Roms geben, welche noch mehr dazu dienen wird, die Grundloſigkeit der Anklagen gegen die germaniſchen Sieger ins rechte Licht zu ſtellen. Die Gothen und Vandalen hatten weder Zeit noch Luſt, die Zerſtörungen anzurichten, die ihnen Schuld gegeben werden; die Kriegswuth konnte wohl einige Thürme umwerfen, was aber an den Monumenten lange Jahrhunderte nagte, war der rohe Geiſt der Einwohner. Die Entvölkerung und Verarmung der Hauptſtadt hatte einen Theil der öffentlichen Bauwerke ganz unnütz gemacht; der Circus und die Amphitheater ſtanden da ohne Schauſpiele, die Tempel von Göttern und Menſchen verlaſſen, die Bibliotheken waren der geſunkenen Generation fremd und vermoderten. Schon der Kaiſer Majorianus ſpricht mit ſtrengem Tadel von dem Eigennutz, der die Zerſtörung ohne Scham und Hinderniß fort-

Die Franken machten der Herrſchaft der Longobarden, nicht aber ihrem Wirken und bedeutenden Einfluß auf die Verjüngung

---

ſetzte. Der römiſche Magiſtrat bewilligte unter dem geringſten Vorwand die Erlaubniß, Steine und Balken von den öffentlichen Monumenten abzureißen, welche ganz bequeme Steinbrüche für die Erbauung elender Häuſer wurden. (S. d. Citat. bei Gibbon, Decline and Fall of the roman Empire, chap 36.) Was alsdann der fromme Eifer der erſten Chriſten und die Wuth der Bilderſtürmer übrig gelaſſen hatte, das fiel unter der dürren Hand der Vernachläſſigung oder unter dem Stampfen des Bürgerkriegs und der Roheit. Schon im 8. Jahrhundert nahmen die Päpſte zur Herſtellung der Stadtmauern die Steine eingeſtürzter Gebäude und verbrannten die ſchönſten Marmorblöcke zu Kalk. Allein das 12. Jahrhundert eröffnete hauptſächlich eine Zeit der Vertilgung für die Monumente, als die Großen Roms in einer ſonderbaren Laune weder Päpſten noch Kaiſern, noch ihren ſelbſtgewählten Senatoren, noch ihren Geſetzen gehorchen wollten, und ſich in kraftloſer Eiferſucht einander zerfleiſchten Die angeſehene Familie der Frangipani hielt das ganze Thal des Coloſſeums, den Circus Maximus bis zu dem Velabrum beſetzt, und hatte auf dieſem Gebiet eine Reihe von Burgen angelegt, deren Zugang vom Forum her der Triumphbogen des Titus, durch der feſten Thurm, turris cartularia, geſchützt, bildete. So war jener Bogen nicht nur beſtändigen Angriffen ausgeſetzt, ſondern wurde auch durch das um und über ihn gebaute Kaſtell, wovon ihn erſt die neuere Zeit befreite, unendlich verdorben. In demſelben Jahrhundert wurde das Mauſoleum des Auguſtus von dem römiſchen Volk bei ſeinem Kampf gegen die Colonna, 1168, zerſtört. Das Coloſſeum erlitt beſonders ein unwürdiges Schickſal. Da es ſeine feſte Bauart beſonders gut zur Burg eignete, ſo ward es ein Zankapfel für alle diejenigen, welche nach der Uebermacht ſtrebten. 1130 war es in den Händen der Frangipani, dann abwechſelnd, jedesmal nach heftigen Stürmen, in der Gewalt des Volks, und der Annibaldi, nnd wieder ſeiner alten Herren; dann nahm es der Kaiſer Heinrich VII. ein. Nachdem endlich 1349 ein Erdbeben ſtarke Verheerungen angerichtet, legte die kleinlichſte der Leidenſchaften, der Eigennutz, die Hand an den untergehenden Rieſen. Die Frangipani kauften von den päpſtlichen Legaten die Steine für ihre Wohnungen, auch andere römiſche Geſchlechter folgten, und das Coloſſeum ward ein Steinbruch. Aus ſeinen Trümmern ward der Palaſt di Venezia, der Palaſt der Cancellerie und der Farneſiſche gebaut. Seitdem ward es allgemeine Sitte, die Meiſterwerke des Alterthums zu zerſtückeln, und für Bedürfniſſe des Augenblicks, für Wohnungen oder Befeſtigungen herzurichten, und ſelbſt zu den Hütten der Armen, Elenden und Abenteurer mußten jene coloſſalen Werke ihr koſtbares Material liefern. Im 13. Jahrhundert erhielt Rom einen tüchtigen Senator in Brancaleone, der aber, um den erbärmlichen Raufereien der Großen ein Ende zu machen, 1254 ihre Burgen

der Menſchheit, der Kunſt und Wiſſenſchaft ein Ende, und bis in die ſpäteſten Zeiten werden wir überall den Longobarden begegnen, wo an der Beförderung der höchſten Intereſſen gearbeitet wird. Karl's des Großen Regierung war für Italien von wenig Bedeutung, es iſt keine Nachricht da, daß er in dieſem Land

---

erſtürmen mußte, worauf er ſie, 140 an der Zahl, niederreißen ließ. Bei dieſer Gelegenheit ging denn auch die Mehrzahl der alten Monumente zu Grunde, und ganze Hügel von Schutt und Trümmern bezeugen noch jetzt dieſe wilde Epoche. — Ein Hauptzeugniß über die Zerſtörungen im 15. Jahrhundert gibt die Einleitung des Florentiners Poggio Bracciolini zu ſeinem Buch: De varietate utriusque Fortunae. Als Poggio zum erſten Mal in Rom war, 1402, ſah er den ſogenannten Concordientempel am Clivus Capitolinus noch unverſehrt als einen ſchönen marmornen Bau; ſpäter fand er die ganze Cella und einen Theil des Porticus zerſtört, und die herabgeſtürzten Säulen zum Kalkbrennen verwandt. Das Mauſoleum des Auguſtus war ein mit Reben bepflanzter Hügel geworden, den man noch Agoſto nannte. An der Via Appia fand er an dem Grab der Cäcilia Metella neue große Zertrümmerungen. — Auch Aeneas Sylvius Piccolomini bezeugt die fortwährende Zerſtörung durch folgende Verſe:

Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas
Ex cujus ipsu gloria prisca patet.
Sed tuus hic populus muris defossa vetustis
Calcis in obsequium marmora dura coquit.
Impia ter centum si sic gens egeris annos,
Nullum hic indicium nobilitatis erit.

Endlich iſt noch als Zeugniß der auch im 16. Jahrhundert fortgeſetzten Roheit der Brief Raffael Sanzios übrig, welchen dieſer als Aufſeher über die Monumente an Papſt Leo ſchrieb. „Jene berühmten Werke, heißt es u. A. darin, die heute mehr denn je blühend und ſchön ſein würden, ſind durch die verruchte Wuth und grauſame Zerſtörungsſucht boshafter Menſchen, nein, wilder Thiere verbrannt und zerſtört. — Weshalb beſchweren wir uns über Gothen und Vandalen und andere tückiſche Feinde, wenn jene, welche Roms arme Ueberbleibſel gleich Vätern und Vormündern hätten ſchützen ſollen, ſelbſt lange damit umgingen, ſie zu vernichten. Wie viele Päpſte haben alte Tempel, Statuen, Triumphbogen zerſtört; wie viele haben geſtattet, daß, bloß um Pozzolanerde zu finden, Fundamente aufgewühlt worden ſind, ſodaß die Gebäude ſelbſt bald einſtürzen mußten; wie viele Statuen und andere antike Ornamente ſind zu Kalk verbrannt worden. Ja, ich wage zu ſagen, dies ganze neue Rom iſt mit dem Kalk alter Marmorblöcke gebaut." — Ich habe die drei letzten Zeugniſſe aus Reumont's intereſſanten „Römiſchen Briefen von einem Florentiner", Bd. II, S. 362 und 382, genommen, wo ſie ausführlicher zu leſen ſind.

neue Schulen gegründet habe, und die vorhandenen konnten unter dem Druck des Klerus nicht der Aufklärung dienen. Die von ihm angeſtellten Lehrer waren freilich die beſten, meiſt aus Pavia und andern longobardiſchen Städten, allein die aufgezwungene Richtung der Zeit ließ noch keinen Gedanken an das Studium der klaſſiſchen Literatur aufkommen.[1]) Die Keime der Civiliſation lagen in dem Geiſte des Kaiſers, und er legte ſie in ſeinem Frankenvolke nieder, wo ſie fortwucherten. In Italien ließ er das Geſchäft in den Händen der Longobarden, wo er ſchon vortreffliche Vorarbeiten fand. Der Friede, den er die Halbinſel genießen ließ, gab nur dem Feind der Aufklärung ſehr verderbliche Kräfte, und die Frömmigkeit der Karolinger, die von der ſchlauen Kirche ausgebeutet wurde, vollendete eine Macht, welche ſchon früher alles freie Streben despotiſch unterdrückt hatte, deren Fundament die ewige Kindheit der Völker war, und die bald mit Feuer und Schwert hervortrat, um Glauben, Einſicht und Wiſſenſchaft auszurotten.

Tiraboſchi eifert ſehr über Denina's Behauptung (Rivol. d'Italia, T. I, p. 400), als habe Karl der Große ſich der Barbarei in Italien erbarmt, und dieſem Land ausgezeichnete Lehrer aus dem Norden, ſogar für das Latein geſchickt, beſonders zwei iriſche Mönche den franzöſiſchen und italieniſchen Schulen vorgeſetzt, und bemüht ſich in einer langen Reihe von Paragraphen zu beweiſen, daß der Kaiſer ſeine erſte und hauptſächlichſte Bildung italieniſchen Lehrern verdanke, und daß er vielmehr italieniſche Grammatiker, Mathematiker und Geſanglehrer nach Frankreich berufen habe. Wir laſſen den Streit, der nur von italieniſchem Nationalgefühl erhoben wurde, auf ſich beruhen; er könnte am Ende doch zu Ehren deutſchen wiſſenſchaftlichen Strebens ausfallen, von welchem Tiraboſchi freilich nichts wußte. Allein ſeine Vertheidigung beweiſt nur mehr zu Gunſten der Longobarden, denn bei der Aufzählung aller der berühmten Lehrer, welche der fränkiſche Kaiſer in Italien ſoll gefunden haben, verweilt Tiraboſchi doch meiſt in Pavia und andern longobardiſchen Städten. Ginguené ſchreibt dagegen dem Kaiſer zu viel Einfluß in Italien zu;[2])

1) Tiraboschi, T. III, Libr. III, cap. I.

2) Histoire littér. d'Italie, T. I, chap. 2, p. 73.

dieſes Land war nicht das Feld ſeines Ruhms; er hat allerdings die Studien ermuntert, doch gab er ſie unter der Obhut der Kirche vielen Gefahren preis. [1])

Nach den Karolingern fing für Italien eine Zeit des Geſtaltens und Veränderns an, welches die letzte Wucht des alten politiſchen Zuſtandes, der wie ein Starrkrampf die Völker niederhielt, abwälzen ſollte. Die Kämpfe, welche eine ſolche gründliche Heilung bezweckten, dauerten allerdings ſehr lange, und erſchütterten Italien bis in ſeinen tiefſten Grund. Wer nur die Oberfläche des neunten, zehnten und elften Jahrhunderts betrachtet, ſieht nichts als Kriege, Parteigeiſt, Verheerungen, verbrannte Schriften und geſchloſſene Schulen; man ſetzt den Maßſtab der römiſchen Kultur aus der beſten Zeit oder der neuen Civiliſation an dieſe Jahrhunderte, und findet ſie in die größte Finſterniß und Barbarei verſenkt, die Longobarden erſcheinen als die Feinde des Lichts, deren Rauſereien alle beſſern Keime erſtickten. Unter dieſer brauſenden und gährenden Oberfläche aber entdeckt ſich ein ſicheres, ſtetiges Fortſchreiten der Menſchheit, ein Entwickeln und Geſtalten beſſerer Verhältniſſe, das am Ende der Stürme als ein herrliches Reſultat entgegentritt. Die Longobarden ſind die Vermittler des Uebergangs aus der todtenähnlichen Erſtarrung aller Zuſtände zur außerordentlichſten Kraftentwicklung. Man betrachte ſie nicht in jedem Moment ihres Wirkens, bei jedem Schnitt und Schlag, den die neue Geſtalt nöthig machte, man betrachte ſie auch nach Vollendung ihres Werkes, in dem Glanz der Verjüngung, in der errungenen Bürgerkraft und Freiheit, in der energiſchen Entwicklung aller Keime; ſo allein iſt eine rechte Würdigung ihrer unruhigen Exiſtenz möglich. Ihr Werk war auch ein ganz verſchiedenes von dem der Oſtgothen; dieſe unterhielten eigentlich nur eine künſtliche Fortſetzung des römiſchen Lebens und der römiſchen Kultur; ſie hatten gleichſam nur das Alte ausgeflickt und ausgebeſſert, und die längſt abgenutzte Form noch einmal mit Leben verſehen. Die Longobarden hingegen warfen die Formen und auch das ſich in ihnen träg abrollende Leben um, ſie brachten eine völlige Aenderung der Ideen, Zuſtände,

1) Bettinelli, Risorgiment. d'Ital., cap. 1. Andres, Orig. Progr. e Stato attual. d'ogni Letterat., Tom. I, cap. 7, p. 108 ff.

Wünsche und Hoffnungen hervor; die Römer verschwanden, und aus dem Chaos traten die Italiener hervor, ein neues, kräftiges Geschlecht, während die Ostgothen sich nur bemühten, die untergegangenen Römer wieder heraufzubeschwören. Die Resultate beider Umgestaltungen mußten daher äußerst verschieden sein, besonders das der ostgothischen ungleich glänzender ausfallen; es war der ganze Schein ehemaliger römischer wissenschaftlicher Bildung, die freilich leider selbst nur Schein war. Das Reelle, das sich aus diesem bald zerfließenden Schein durch Vermittlung der Longobarden emporbilden sollte, hatte mehr Stadien durchzugehen, mehr stufenweise Zustände zu knüpfen und zu lösen, mehr gegen Widerstand der alten Natur zu kämpfen, und konnte nur langsam und still den Boden gewinnen, der den Longobarden selbst erst durch Anbau zugänglich wurde.

Die italienischen Geschichtschreiber bis auf Sismondi herab tragen ängstlich Sorge, die Integrität ihrer Abstammung von den Römern zu retten, und sich als ganz reine Race darzustellen. Es ist indessen ein Glück für sie, daß dies sich nicht so verhält, und daß sie eben von den „Barbaren", besonders von den verschrienen Longobarden, ein neues und besseres Blut bekamen. Allein so sehr sie auch, besonders Tiraboschi, den ihnen eigenthümlichen Scharfsinn anwenden, die ganze Last jener unglücklichen Finsterniß auf fremde Völker und fremde Einflüsse zu wälzen, bald die Eroberungen der Barbaren, bald die Besuche und Streitigkeiten der deutschen Kaiser, und alle sonstige Ausflüchte, die ihnen jenseits der Gränzen ihres Landes nur zu Gebote stehen, zu ihrer Rechtfertigung herbeibeschwören, so führt doch eben ihre eigne Darstellung, durch die wenige Befriedigung, die ihre Gründe gewähren, zu dem einzigen und Haupthinderniß alles Fortschreitens, zu der Finsterniß der Kirche und den Anmaßungen der theologischen Sekte. [1])

1) Tiraboschi findet (in der einleitenden Abhandlung des Tom. II, Part. I. seiner Storia della Letter. ital.) alle Ursachen des Verfalls der Literatur, d. h. alle Ursachen, die er in seiner Stellung anführen durfte, ungenügend zur Erklärung des Phänomens; die Hindernisse an der Schwelle der Kirchen und Klöster zu finden, vermochte er nicht, da er selbst schon im Innern befangen war.

Wenn von einer reinen Race, wenigſtens annähernd die Rede ſein ſoll, welche ſich mit möglichſter Abſchließung von fremden Einflüſſen von den Römern her fortgepflanzt hätte, ſo kann dieſe nur in Rom geſucht werden. Die ewige Stadt hatte wohl vorübergehende Beſuche, Eroberungen, Plünderungen auszuſtehen, behielt aber niemals ein ganzes fremdes Volk lange genug in ihren Mauern, um eine gründliche Verjüngung des Bluts ihrer Einwohner zu erleben. In dieſer politiſchen Ruhe, die von dem alten ſtagnirenden Zuſtand nicht viel verſchieden war, entwickelte ſich eine geiſtliche Macht, welche die Römer zu ihrem Unglück zu ſpät in Acht nahmen, welche alle Intereſſen des Volks in das ihrige hineinzog, die ganze Denk- und Handlungsweiſe ihrer Herrſchſucht opferte, und den religiöſen Sinn zur Nahrung ihrer Leidenſchaften ausbeutete. Das römiſche Volk verſchwand unter der Aegide der Kirche bald in den Hintergrund, ſie ſtellte ſich voran als die Lichtträgerin der Zeit, als die Bewahrerin und Beförderin der Wiſſenſchaften, als die Lenkerin jedes geiſtigen Fortſchrittes. Es gab kein Intereſſe der Menſchheit, keine Richtung des Geiſtes, welche die Kirche nicht entweder in ihr Gebiet hinüberzog und ſich unterwarf oder vernichtete. Die Kirche war nicht im Staat, ſondern der Staat in der Kirche; alle Staatshandlungen waren mit Meſſen und kirchlichen Ceremonien verbunden, Kaiſer und Könige waren Lehnsherren der Kirche. In keinem Reich blieb die Gerichtsbarkeit, die Sitten, die Gewohnheiten der Völker national, ſondern mußten den Dekreten der Kirchenverſammlungen, der Gewalt der Biſchöfe, der Liſt der Klöſter weichen. Selbſt die Wiſſenſchaften waren Sclaven der Kirche, in ihr mündeten alle Wege des Verſtandes, oder mußten von ihr Licht annehmen; nur was die Kirche wollte, wurde gelehrt und geſchrieben; Mönchsſchulen waren die einzigen Stätten der Kultur, die Geſchichte ward nur für die Kirche geſchrieben, ſelbſt die Arzneikunſt war in den Händen der Mönche, und ſo führte die Hauptſorge, die für das materielle Wohl, die Völker noch beſonders unter die Lenkung der Klöſter. An die Kirche alſo richtet ſich auch die Klage der verlornen Generationen, die ihr nur als Zahlen dienten, oder als Maſſen, womit der auflodernde Verſtand erſtickt wurde; von ihr verlangt die Geſchichte der Kultur Rechenſchaft über die Jahrhunderte der Finſterniß, über die Irr-

wege, die manche Völker eingeſchlagen, über die unheilbaren Wunden, die der geiſtige Despotismus der Menſchheit geſchlagen.

Erſtaunenswerth bleibt die innere Verfaſſung der Kirche; von dem Willen eines Einzigen beſeelt, der aber auch der Wille aller Prieſter war, den Intereſſen eines Einzigen dienend, der aber zugleich das Intereſſe Aller hob und beförderte, zeigte ſie das Bild der vollkommenſten Herrſchaft. Aber das Intereſſe dieſer überwiegenden Klaſſe war nicht das der Menſchheit, nicht das der Wiſſenſchaft und Kultur. Unwiſſenheit und Aberglauben legten den Grund zu dem Gebäude der Hierarchie, ſie allein konnten daſſelbe halten, und ganze Völker mußten Jahrhunderte im Barbarismus hinſchmachten, ganze Sekten wurden mit Feuer und Schwert ausgerottet, damit die Wenigen, welche ſich anmaßten, allein hell zu ſehen, es mit Ruhe thun konnten. Eine ſo unnatürliche Macht wie die kirchliche konnte ſich auch nur durch unnatürliche Mittel erhalten. Eines der widernatürlichſten, aber wirkſamſten war das Mönchsweſen, die wahre Pflanzſchule des Aberglaubens, Fanatismus und der Immoralität. Was ließ ſich für die Kultur der Völker erwarten, wenn ſich der geringe Theil der Menſchheit, von dem ſie allein Freiheit des Geiſtes und höheres Studium erwartete, in den finſtern Klöſtern nur zu Werkzeugen einer despotiſchen Macht herabwürdigte. Die Folge zeigte ſich auch nur zu bald. Faulheit und Wohlleben zogen in dieſe Mauern, welche bald ein furchtbares Kriegsheer gegen alle Verfechter der freien Geiſtesentwicklung aufſtellten. Wie ein Alp lagen die unzähligen Klöſter netzartig über die ganze Chriſtenheit ausgeſpannt, und wo ſie ſich erhoben, da hörte bald die nationale Entwicklung der Völker auf; nur Unwiſſenheit und Dummheit ſicherten den Kirchen die reichliche Nahrung und bequeme Exiſtenz, nur Mißverſtand und Angſt erhielt die angemaßte Herrſchaft. In den Klöſtern wurde das Chriſtenthum bis auf die letzte Spur verwiſcht, und dafür ein Syſtem voll Ceremonien, Götzendienſt, altaſiatiſcher und ägyptiſcher Lehren und Mythen aufgenommen, und mit erſtaunlicher Grauſamkeit den Völkern aufgedrungen. Der unſinnige Marienkultus mit ſeiner Mythologie, den die Kirche einem thraciſchen Weiberhaufen verdankt, und als eine neue Verſtärkung des Aberglaubens aufnahm, machte einen wirkſamen Uebergang zu der Anbetung der Heiligen, der

Bilder, Fetiſche und zuletzt gar fabelhafter Knochen. Das Volk war ſo gut durch die Mönche bearbeitet, ſeine Phantaſie durch die despotiſcheſte Erziehung ſo in Schrecken geſetzt, ſo aufgeregt durch die Furcht vor den unzähligen Göttern und Halbgöttern, die alle nur für Rache und Quälerei der Menſchheit glühten, daß nächſt der Spedition der Seelen aus dem Fegfeuer jener Reliquienhandel die einträglichſte Speculation wurde. Jeder Knochen konnte zuletzt dienen, zu jedem Knochen wußte der Mönchswitz einen Heiligen zu finden, und zu jedem Heiligen eine wunderbare Geſchichte zuſammenzuſetzen. [1]) So verſchwand das Chriſtenthum ſo völlig, daß es kaum noch anders als an ſteinernen und hölzernen Kreuzen zu erkennen war, und die Araber, welche eine weit reinere Religion hatten, bewieſen laut ihren Abſcheu gegen die Idololatrie der Orthodoxen, und zerſtörten alle Reliquien, Bilder und Götzen der Chriſten, welche ſie ſich unterworfen hatten. Unter ihrem wohlthätigen Einfluß entzündete ſich noch einmal im Morgenlande ein Funke des freien Geiſtes; es bildete ſich eine Partei, welche von ihnen den Ungeſtüm entlehnte, und die Bilderſtürmer, den griechiſchen Kaiſer Leo an der Spitze, machten 717 ihrer Anſicht mit dem Schwert Raum. Allein der Occident war ſchon gegen neue Ideen zu gut bewaffnet; es erging ein Aufgebot an alle Schrecken des Fanatismus, die Mönche wühlten in den verwundbarſten Seiten des Volks, die Päpſte nahmen noch die Politik zu Hülfe, und entflammten den alten Haß der Römer gegen die orientaliſchen Kaiſer, und ſo war der Ausgang des Kampfes, der ein anderer hätte ſein ſollen, daß Rom ſich ganz von den Kaiſern losſagte und den Päpſten freie Hand ließ, es ſich nach und nach zu unterwerfen. [2])

Da die Kirche nun auf unnatürlicher Grundlage ihr ebenſo unnatürliches Gebäude aufrichtete, da ihr höchſter und letzter Zweck ein rein egoiſtiſcher war, und ihr Syſtem mit der größten Conſequenz, Schlauheit und Energie durchgeführt wurde, und auf dem ausſchließlichen Hellſehen ihre Exiſtenz eigentlich beruhte, ſo läßt ſich im Voraus begreifen, wie viel Wahrheit oder Betrug von ihren Lippen floß, wenn ſie die Finſterniß jener Zeit auf

1) Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Empire, chap. 28.
2) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. I, chap. 3.

die „Barbaren" ſchob. Sie ſelbſt hatte die Macht über Licht und Finſterniß an ſich geriſſen, und wenn ſie den kümmerlichen Funken, der in den erſten Zeiten des Mittelalters mit dem Erlöſchen rang, in die Klöſter bannte, und dort unter dem Schutt des Aberglaubens, der Dummheit und der ſchlechten Sitten begrub, ſo kommt es zum Glimpflichſten lächerlich vor, wenn ſie, die die Völker beraubte, dieſe der Räuberei anklagte. Es gibt viele Vertheidiger des Nutzens der Klöſter in jener Zeit; die hitzigſten ſind natürlich die italieniſchen Kloſterherren ſelbſt. Indeſſen ihre eigne Zeit mit ihrem verworfenen Zuſtand klagt ſie an, und das Unglück vieler Völker häuft immer noch ſchwere Gewichte gegen ſie, welche der zweideutige Nutzen einiger wenigen nicht heben kann.

Wenn Karl der Große die Klöſter gemeinnützig machte und zu Schulen umbildete, ſo öffnete er die Wiſſenſchaft nur für eine privilegirte Kaſte, auch dauerte dieſer Nutzen nur ſo lange, als der Stifter der Einrichtung ſie mit ſeiner gewohnten Energie beaufſichtigte. In Italien war die ſtrenge Regel Benedict's bald vergeſſen, und Faulheit und Schwelgerei wurden ein undurchdringlicher Damm gegen alles Licht. Beſonders viel Gewicht wird darauf gelegt, daß die Klöſter die einzige Niederlage der Wiſſenſchaften waren und uns in jenen Kriegszeiten allein die Schätze des Alterthums retteten. Nach Benedict's Regel waren nächſt den Andachtsübungen die Handarbeiten eine Hauptbeſchäftigung der Mönche; die alten und ſchwächlichen wurden angehalten, Bücher abzuſchreiben. Da dies letztere Geſchäft weniger mühſam war, ſo meldeten ſich immer mehre dazu, und da durch das Abſchreiben die geiſtlichen Schriften der Kirchenväter und Heiligen, wozu das Geſetz eigentlich verpflichtete, vervielfältigt wurden, ſo ward es als eine Fortſetzung der Andacht immer mehr erlaubt und begünſtigt. Der Nutzen, den die Mönche dadurch leiſteten, erſtreckt ſich alſo auf die theologiſche Literatur, nicht auf die klaſſiſche, und iſt folglich ſehr gering anzuſchlagen. Es iſt dabei nicht zu läugnen, daß manche Prioren beſſere Bildung und Geſchmack für die alte Literatur hatten, und gegen die Ordensregel römiſche und griechiſche Schriftſteller abſchreiben ließen; Tiraboſchi führt ſie natürlich genau an, und ſpricht weitläufig von ihnen. Allein die Zahl mag äußerſt gering ſein; wo ſollten

ſonſt die vielen Manuſcripte hingekommen ſein? Denn daß eins oder das andere Kloſter im Krieg zerſtört wurde, wäre keine hinreichende Erklärung für den Umſtand, daß von manchem klaſſiſchen Schriftſteller kaum ſechs oder ſieben Manuſcripte ſich vorfinden. Aber auch in dieſer Hinſicht iſt der Nutzen der Mönche kaum höher anzuſchlagen, als der der Handlanger bei dem Bau eines Palaſtes; ſie copirten ganz mechaniſch, pingui Minerva, nur um ſich der beſchwerlichen Handarbeit zu entziehen. Auch wird ihnen das Copiren der Handſchriften erſt mit der Mitte des 9. Jahrhunderts nachgewieſen, als die größte Gefahr für die Literatur von Seiten äußerer Feinde vorüber war.[1]) Uebrigens erſetzten ſie durch dieſen zweifelhaften Fleiß nur einen geringen Theil von dem, was frühere Mönche in ihrem Fanatismus zerſtört hatten. Wenn ferner der Ruhm und die Anſprüche, die ſie ſich durch ihr Abſchreiben an die Dankbarkeit der Nachwelt erworben hätten, wirklich gegründet wären, ſo könnte man damit nicht die Klage zuſammenreimen, die allgemein über die außerordentliche Seltenheit der Bücher zu jener Zeit geführt wird. Tiraboſchi erklärt dieſen letztern Umſtand durch die Verheerungen der Kriege und die Feuersbrünſte, welche ſelbſt auch die Klöſter, wie das zu Monte Caſſini bei Neapel, heimſuchten. Indeſſen haben ſich doch die theologiſchen Schriften alle vollſtändig erhalten, und es iſt nicht denkbar, daß die beutegierigen Feinde gerade nur der klaſſiſchen Literatur nachgeſpürt hätten; wo alſo der eine Theil der Schriften ſicher war, da war es auch der andere. Indeſſen wird ein anderer Umſtand angeführt, daß im Anfang des 7. Jahrhunderts, nach der Eroberung Alexandriens durch die Araber, die Einführung des Papyrus in Europa faſt aufhörte, das Pergament aber außerordentlich theuer war;[2]) und dieſer Umſtand ſchmälert noch mehr das Verdienſt der Mönche um die alte Lite-

1) Tiraboschi, T. III, Libr. I, cap. 11. Denina, Vicende della Letterat., Tom. I, cap. 38 a. Ende. Ginguené, Hist. littér. d'Italie, T. I, Part. I, chap. 2. — Doch führt Tiraboschi (cap. 2) ſchon den Caſſiodor an, der ſich in ſeinen letzten Jahren in ein Kloſter zurückzog und den theologiſchen Wiſſenſchaften lebte; er ſagt von ihm ausdrücklich, daß er eine Bibliothek in ſeinem Kloſter anlegte, und die Mönche copiren ließ, freilich hauptſächlich theologiſche Schriften.

2) Hallam, Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 114

ratur, denn um dieſelbe Zeit fingen ſie erſt an zu copiren, und nahmen in Ermangelung andern Stoffes die Schriften des Alterthums, um ihre Heiligenlegenden und Chroniken darauf zu ſchreiben. Gegründet iſt jedenfalls die Klage über den großen Mangel an Büchern. Die vielen Bibliotheken, welche eine Zierde Roms zur Zeit der Kaiſer ausgemacht hatten, waren verſchleudert und zerſtört; die letzte Hand hatten die Bilderſtürmer (nicht die „Barbaren") daran gelegt. Die Päpſte fingen wohl an, zum Gebrauch der Kirche neue Bibliotheken aufzuſtellen, allein dieſe waren höchſt mangelhaft und ſchlecht verſorgt; auch waren die heidniſchen Schriften meiſt ausgeſchloſſen. Der Papſt Paul I., welcher von Pipin 757 den Auftrag erhalten hatte, ihm eine Sammlung von Schriften zu machen, ſchickte dieſem den Katalog von allen Büchern, die er habe auftreiben können; und was enthielt das Geſchenk, das ein Papſt einem Frankenkönig machte? — **Antiphonale et Responsale, insimul Grammaticam (vielleicht Logicam oder Dialecticam) Aristotelis; Dionysii Areopagitae libros, Geometriam, Orthographiam, Grammaticam, omnes graeco cloquio scriptores.** [1])

Die Seltenheit der Bücher war indeſſen nicht, wie gewöhnlich angegeben wird, eine Urſache des unglücklichen Zuſtandes der Literatur, ſondern vielmehr eine Folge der allgemeinen Vernachläſſigung und ſelbſt Unterdrückung des Studiums. Eine Kirche, die allein die Bewahrerin der literariſchen Schätze war, die allein den Unterricht der Völker unter ihre Leitung genommen hatte, und die dabei ihren eignen, jeder freien Entwicklung entgegenſtrebenden Zweck unabläſſig und mit Energie verfolgte, konnte die Ausbreitung der Wiſſenſchaft weder wünſchen noch ſelbſt gleichgültig anſehen. Ja ſelbſt das Oberhaupt derſelben empfand die Rückwirkung der allgemeinen Finſterniß, die ſie ſo gut auszubeuten wußte, und zog die Ausbildung der praktiſchen Eigenſchaften, welche nach und nach die Weltherrſchaft gründen ſollten, den Studien vor; und ſo finden wir in der langen Reihe von Päpſten vom 6. bis 11. Jahrhundert kaum einen oder zwei, welche die Wiſſenſchaften befördert hätten. Zuerſt tritt uns Gregor I. entgegen, deſſen Verhältniß zur Wiſſenſchaft zu vielen Streitigkeiten

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. II, cap. I.

Anlaß gegeben. Tiraboschi (Tom. III, Libr. II, cap. 2) übernimmt mit aller Hitze der Parteisucht seine Vertheidigung gegen den Hauptankläger, Brucker, in seiner kritischen Geschichte der Philosophie. Besonders werden vier Hauptklagen gegen Gregor erhoben: 1) daß er die Mathematiker von seinem Hof verbannt, 2) daß er die palatinische Bibliothek verbrannt habe; gegen 1) wird eingewendet, daß unter jenen Mathematikern eigentlich Astrologen zu verstehen seien, und für 2) ist der einzige Hauptzeuge Salisbury, der freilich 600 Jahre später lebte; allein die Gegengründe Tiraboschi's können ebenso wenig Zweifel, als die Erzählung selbst Glauben erwecken. Indessen sind auch diese zwei Anklagen von geringerer Bedeutung, und läßt sich dem modenesischen Abt leicht sein Sieg über den britischen Philosophen gönnen. Weit richtiger und besser motivirt ist die dritte Anklage, daß Gregor das Studium der Kunst und Wissenschaft verachtet und unterdrückt habe. Hier zeugen seine eignen Briefe gegen ihn; zuerst ein Brief an den heiligen Leander, seinen moralischen Abhandlungen über Hiob vorangesetzt, worin es über den Styl heißt: „Unde et ipsam artem loquendi, quam magisteria disciplinae exterioris insinuant, servare despexi. Nam sicut hujus quoque epistolae tenor enuntiat, non metacismi collisionem effugio, non barbarismi confusionem devito: situs motusque praepositionum casusque servare contemno, quia indignum vehementer existimo, ut verba caelestis oraculi restringam sub regulis Donati.“ Tiraboschi sagt hierzu als Vertheidigung, daß Gregor gegen sich selbst eine Unwahrheit gesagt, und daß sein Styl in allen seinen Werken nicht schlechter sei, als der aller profanen Schriftsteller seiner Zeit. Das zweite Zeugniß ist ein Brief an den Bischof Desiderius zu Vienne in Gallien. Gregor hatte in Erfahrung gebracht, daß der Bischof eine Schule für klassische Literatur hielt, und macht ihm darüber heftige Vorwürfe. Tiraboschi, der durch dieses Zeugniß ganz aus dem Felde geschlagen sein sollte, weiß sich zu helfen; da er zur Vertheidigung nichts vorbringen kann, findet er die Vorwürfe löblich und die Gründe seines Heiligen sehr triftig: „quia in uno se ore cum Jovis laudibus Christi laudes non capiunt; et quam grave nefandumque sit episcopis canere, quod nec laïco religioso conveniat, ipse considera.“ Gerade dieser Brief ist der deut-

lichſte Beweis, daß Gregor I. nicht ein Beförderer, ſondern ein Feind der Kunſt und Wiſſenſchaft war, und zwar um ſo ſicherer, als dieſe Stimmung aus ſeinen Grundſätzen und ſeiner religiöſen Ueberzeugung hervorging. Da dieſe klar am Tage liegen, ſo ſind alle übrigen Vertheidigungen Tiraboschi's, worauf er ſich übrigens nicht wenig zu Gute thut, äußerſt ſchwach. Ob es nun noch erwieſen iſt, was den vierten Punkt der Klage ausmacht, daß Gregor auch antike Gebäude und Statuen habe zerſtören laſſen, oder nicht, iſt von keiner Bedeutung, ließe ſich aber ſehr wohl aus ſeinen Grundſätzen begreifen. Ob Gregor durch ſeine kirchlichen Anordnungen den Titel des Großen und Heiligen verdient habe, gehört nicht zu unſerm Gegenſtand, die Geſchichte der Literatur wird ihm denſelben nicht zugeſtehen können. Er arbeitete allein für ſeine Kirche, und verbannte Alles was dieſer fremd war, beſonders alles Heidniſche, und hat dadurch, daß er ſeine Theologie ganz an die Stelle der klaſſiſchen Literatur drängte, nicht wenig zu dem Verfall der letztern beigetragen. Das Mißverſtändniß, das zwiſchen den Parteien für und gegen ihn obwaltet, ſcheint daher zu kommen, daß man ſeine Bemühungen für die Kirche mit ſeinen Thaten in Hinſicht der Literatur vermengte, und aus dem Einen Schlüſſe für das Andere zog. [1])

Die allgemeine Verachtung der Päpſte gegen die Wiſſenſchaften iſt übrigens durch die große Finſterniß von vier Jahrhunderten ſo gründlich bewieſen, daß Tiraboschi umſonſt eine Menge Namen von Päpſten anführt, die ſich durch ihre Gelehrſamkeit ausgezeichnet haben ſollen. Seit dem Anfang der chriſtlichen Zeit ſtand der Klerus der klaſſiſchen Literatur feindſelig entgegen; die beſſern Biſchöfe erſchöpften ſich aus mißverſtandenem Eifer in Klagen über die Verehrung der heidniſchen Schriftſteller, die rohen aber, die wahren Gladiatoren der Kirche, fuhren räuberiſch über dieſe Monumente einer gebildeten Zeit her, vernichteten ſie faſt bis auf die letzten Spuren und eröffneten ſo die Epoche der Finſterniß. Allein die orthodoxen Prieſter zerſtörten die Bibliotheken, nach welchen die germaniſchen Völker nicht

1) Denina, Vicende della Letter., Libr. I, cap. 38. Ginguené, Hist. littér. d'Italie, T. I, chap. 2. Andres, Orig., Progr. e Stato att. d'ogni Lett., Tom. I, cap. 7.

fragten, und erſtickten ſo durch Entziehung der Gelegenheit das Bedürfniß nach Gelehrſamkeit. Ihr Werk war vollendet durch die Fluth eines theologiſchen Wuſtes, welchen die Völker, die einer erwärmenden und erleuchtenden Religion bedurften, zurückſtießen. [1])

So ſchlief unter dem drückenden Schild der Kirche ein großer Theil des Abendlandes einen langen Todesſchlaf, während deſſen die Völker ihre nationale Entwicklung einbüßten. Kaum daß zwiſchen dem 7. und 11. Jahrhundert das eine oder andere Volk ſich zeitweiſe zu einiger Dämmerung herauf arbeitete. In Frankreich war die Unwiſſenheit am tiefſten im achten Jahrhundert, England, um dieſe Zeit weniger barbariſch, verſank erſt im neunten, beſonders im zehnten, während Frankreich ſeit Karl dem Großen ſchon einige Fortſchritte gemacht hatte; in Deutſchland fing ſeit jenem Kaiſer ebenfalls der Eifer für wiſſenſchaftliche Kultur an ſich zu erwärmen. Aber Italien verſank bis zum elften Jahrhundert immer tiefer in die ſchrecklichſte Barbarei. Die Contracte wurden mündlich gemacht, da ſelbſt die Notare der Schreibkunſt nicht mächtig waren, die allenfalls geſchriebenen Akten ſind in ſchrecklichem Styl. Von großen Zeiträumen iſt kaum ein literariſches Monument übrig, außer magern Chroniken und Heiligenlegenden. [2])

---

1) Die Fragen, welche Karl der Große an ſeine Geiſtlichen ſtellte, geben einige Züge zu dem allgemeinen Bild von dem Charakter jener Zeit: „Wie weit iſt es einem Biſchof oder Abt erlaubt, ſich in weltliche Dinge zu miſchen? — Heißt das die Welt verlaſſen, wenn man bald durch Verſprechungen des Himmels, bald durch Androhungen der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen, Einfältige oder Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, und die rechtmäßigen Erben um das Ihrige bringt, welche dadurch oft in die größte Armuth verſetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden? — Heißt das auch die Welt verlaſſen, wenn man noch eine unerſättliche Begierde nach fremden Gütern äußert, und Menſchen durch Geld zu Meineiden und falſchen Zeugniſſen verführt? — Wo ſteht geſchrieben, daß Jemand wider Willen zum Geiſtlichen oder Mönch gemacht werden könne? — Was frommt's der Kirche, wenn ein Prälat mehr auf die Menge, als auf die Tüchtigkeit ſeiner Untergeiſtlichen ſieht, und ſich mehr um ihr Singen als ihren Lebenswandel bekümmert?" —

2) Muratori, Antiquit. Ital. med. Aevi, Diss. 43. Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 112.

Wer ſtellte ſich denn alſo zwiſchen Licht und Finſterniß, und breitete den undurchdringlichen Schleier über die Augen der Völker? Doch gewiß nicht die germaniſchen Einwanderer, die mit aller Lebendigkeit einer friſchen Kraft nach Entwicklung rangen. Indeſſen die Kirche verſank, durch ihr eignes Syſtem getroffen, zuerſt in den niedern Regionen der Klöſter, in den Barbarismus, den ſie geſäet hatte. Das falſche Licht von Gelehrſamkeit, womit einige ihrer Vertheidiger noch eine Zeit lang geblendet hatten, machte gegen das 6. Jahrhundert einer kaum glaublichen Unwiſſenheit Platz. Als man ſpäter zu einigem Bewußtſein dieſer ſchimpflichen Lage kam, ertönten auf allen Concilien Klagen über die Ignoranz der Geiſtlichen, wie denn auf einem 992 gehaltenen Concil behauptet wurde, daß man mit Mühe, ſelbſt in Rom, Jemanden fände, der nur die erſten Elemente der Wiſſenſchaft verſtünde.[1]) Von dieſen hatte die Welt denn auch ſo ſehr die letzte Spur verloren, daß der vortreffliche Papſt Sylveſter II., der durch ſeine Kenntniſſe als ein wahres Meteor ſchimmert, von den Biſchöfen für einen Zauberer gehalten wurde. Und als ein wahrer Zauber müßte auch uns ſeine Gelehrſamkeit erſcheinen, wenn es nicht bekannt wäre, daß er, ein Ausländer, ſeine Studien bei den Arabern in Spanien machte. Tiraboſchi zählt zwar eine Menge geiſtlicher Schulen auf, allein was können Zahlen beweiſen, wenn im Gegentheil jeder Zuwachs ein Zeugniß mehr der geiſtigen Sclaverei liefert. Der Unterricht in den höhern geiſtlichen Schulen beſtand in Nichts, als der ängſtlichen Ueberlieferung der Glaubensartikel, in Vorbereitung zu Haß, Verfolgung und Angriffen der Ketzer, Ermahnung zum Feſthalten an dem orthodoxen Syſtem und zu einem dem gemäßen Leben.[2]) Von Sprachkunde, Kritik, überhaupt Ausbildung des Verſtandes war keine Rede; in jener Zeit findet ſich von öffentlichen Schulen und Profeſſoren der Eloquenz, Philoſophie und Jurisprudenz, in Rom nirgends Erwähnung. Iſt es alſo bei dem gänzlichen Mangel an Bildungsmitteln zu verwundern, wenn die ganze Gelehrſamkeit der Geiſtlichen ſich auf die kirchlichen Erfindungen ihrer Vorgänger, die ganze Weisheit derſelben ſich auf ſpitzfindige Wider-

1) Tiraboschi, T. III, p. 198.

2) Tiraboschi, T. III, Libr. II, cap. 1.

legungen der Ketzereien beſchränkt; und da bei ſolchen Disputationen oft Unſinn gegen Unſinn kämpfte, iſt es zu verwundern, wenn der Witz nicht mehr ausreichte, und ganz andere Fähigkeiten gemeiner Natur den Sieg entſchieden? Die Strafe dieſes finſtern Treibens folgte auf dem Fuße, und während Italien im 9. und 10. Jahrhundert in dem Aufwachen ſeiner Völker, die Longobarden an der Spitze, einer neuen Bildung der politiſchen Verhältniſſe entgegenging, verſank ſeine Geiſtlichkeit in den Zuſtand des ſchrecklichſten Barbarismus. An der Schwelle des Mittelalters, im 5. und 6. Jahrhundert, ragen noch einige Männer hervor, wie Euſebius, Ambroſius, Leo u. ſ. w., „die Orakel der Orthodoxen und die Schrecken der Ketzer;" allein von da an ward die Oede immer öder, der Trieb nach Wiſſenſchaft immer kälter, die Erforderniſſe an die Geiſtlichen immer geringer, und ſo bereitete ſich das eiſerne 10. Jahrhundert vor. Auswärtige Fürſten erbarmten ſich der tiefen Geſunkenheit; der Kaiſer Ludwig der Fromme fand ſich bewogen, den Biſchof Claudius nach Italien zu ſenden, um dort einiges Licht zu verbreiten. [1]) Aber es erloſch bald in dem bodenloſen Strom der Roheit und Unwiſſenheit, welcher nur die ſcandalöſen Exceſſe des päpſtlichen Stuhls gleich kamen.

Wenden wir uns ab von dem traurigen Bild, deſſen Ausmalung doch unſerm Zweck fremd iſt. Die wenigen Angaben genügen zur Begründung unſerer Meinung, daß den fremden Völkern Unrecht geſchieht, wenn man ihnen die Finſterniß jener Jahrhunderte Schuld gibt. Und ſonderbar iſt die hartnäckige Anklage gegen dieſe Völker, beſonders die Longobarden, da doch ſeit Langem die Gegenbeweiſe bekannt ſind. Tiraboſchi nennt, bei ſeiner Klage über den traurigen Zuſtand der Geiſtlichkeit, nur norditaliſche Städte, wie Pavia, Verona, Piſa, Ravenna, wo Schulen blühten, er führt nur norditaliſche Biſchöfe unter den ausgezeichnetern an, auch die meiſten Dichter und die beſten Geſchichtſchreiber waren Longobarden, und dieſes merkwürdige, ſo ſehr verkannte Volk ſteht an der Spitze jedes politiſchen und wiſſenſchaftlichen Aufſchwungs, und zwar zu einer Zeit, wo es alle Drangſale räuberiſcher Einfälle von Ungarn und Sarazenen erdulden mußte, während Rom vor äußern Feinden Ruhe genug

1) Muratori, Antiq. Ital., Tom. III, p. 816.

hatte, um unter der äußerſten Sittenloſigkeit unterzugehen. Welche Kraft ging in dem weiten Thal des Po verloren, und welch ein Volk hätten die Longobarden werden können, ohne die unnatürliche Stellung, in welche ſich die Kirche gegen alle Fürſten und Völker verſetzte, ohne das lähmende Uebergewicht des Aberglaubens, womit ſie die Geiſter für ihre egoiſtiſchen Zwecke zu lenken und auf der unterſten Stufe der Bildung niederzuhalten wußte.

Wenn wir den ganzen Abſchnitt noch einmal überſehen, ſo iſt kein Zweifel, daß ſich der Charakter des Volks in Italien während der finſtern Zeit geändert hat. Man vergleiche nur die Römer des 5. Jahrhunderts und die Italiener, beſonders im Norden, um 1000. Bei dieſer Veränderung iſt die wohlthätige Hand der germaniſchen Völker gar nicht zu verkennen, und es läßt ſich faſt mit Gewißheit ſagen, daß die Römer ſich mit eigner Kraft und ohne Auffriſchung des Bluts nie hätten ermannen können. Es lag ein weites Feld in Italien erſchöpft und ausgeſogen und aller Fruchtbarkeit beraubt; fremde Hände mußten es tief durchwühlen, um ihm wieder friſche Lebensgeiſter beizubringen, die es zur Annahme neuer Keime fähig machen ſollten. Lange Jahrhunderte lag es brach, immer von Neuem aufgewühlt, und die lange Anſtrengung der Jahre und Kräfte gibt uns einen Maßſtab für den Grad der Erſchlaffung, aus der es gerettet werden ſollte. Es iſt übrigens merkwürdig, daß nach dem Untergang der Etrusker die italiſchen Völker nie mehr zu einer eignen und nationellen Kultur gelangen ſollten. Die römiſche Poeſie, Beredſamkeit, Philoſophie, ſelbſt die Religion war ganz die griechiſche; und auch ſpäter mußte von den Griechen die Philoſophie, von den Arabern die Poeſie entlehnt werden. Eine finſtere Macht waltete über dem Lande, und erſtickte jede ihr fremdartige Regung des Volksgenius. Dieſe Macht war ein gränzenloſer Egoismus, der ſich ſtets in Herrſch- und Habſucht einer übermächtigen Partei zeigte. Er ließ ſchon bei den Römern nur ſolche Eigenſchaften aufkommen und zu einer oft ſehr glänzenden Höhe ſich ausbilden, welche für die Größe des Staats und die Macht der tonangebenden Großen dienten. Der Faden, der durch die ganze römiſche Geſchichte, durch alle Eroberungen, innere Streitigkeiten, Bürgerkriege ſich zieht, war von der Herrſchſucht gewoben, das Marsfeld der eigentliche Sitz der römiſchen Penaten. Daher das ſchnelle Zuſam-

menſtürzen römiſcher Größe, die ſchnelle Umwandlung des Charakters, ſobald die Herrſchſucht ihre höchſte Befriedigung erhalten hatte, von dem kaiſerlichen Thron aus ein unermeßliches Reich zu ihren Füßen ſah. Alles war erreicht, was für ſie erreicht werden konnte; die halbe Welt ſeufzte unter dem unerträglichen Druck, aber die Menſchheit galt nur ſo viel, als ſie ihren Zwecken unterthan war; nur als Boden für ihre rieſenhaften Pflanzungen. Daher die Unfruchtbarkeit, die Oede, die Verlaſſenheit in dem Volk, daher die Auflöſung aller Bande eines rein menſchlichen Verhältniſſes, die Umſtoßung aller menſchlichen und göttlichen Geſetze, die unglaubliche Immoralität. An Rom war indeſſen der Egoismus gebunden, und nach ihrem politiſchen Sturz ſuchte ſich die Herrſchſucht ein neues Reich in den Regionen des Geiſtes. Auch hier waren alle Mittel erſchöpft worden, und führten zu einem nicht minder glänzenden Reſultat. Die Kämpfe und Streitigkeiten waren nun anderer Art, aber ſie führten alle zu demſelben Ziel, nicht zur Auffindung und Feſtſtellung der Wahrheit, was dem geiſtigen Reich das Höchſte hätte ſein ſollen, ſondern nur zur Begründung einer abſoluten Herrſchaft über alle Geiſter, wozu nicht geiſtige Entwicklung, ſondern nur geiſtige Unterwerfung aller Völker führen ſollte. Sollen wir bei ſolchem traurigen Verhältniß, da die einzige Macht, die Hülfe geben konnte, die einzige, die ſich das ausſchließliche Recht der Erleuchtung, Belehrung und Errettung der Völker angemaßt und folglich allein die Verantwortung ihres Werkes übernommen hatte, ihren eignen Zweck gerade nur in der Finſterniß fand, ſollen wir bei ſolchem Verhältniß nicht endlich die Hand erkennen, die den Schleier gewoben hatte, und immer noch die germaniſchen Völker einer Wirkung beſchuldigen, deren ſie gar nicht fähig ſein konnten? Die ſogenannten Barbaren laſſen ſich eintheilen in Beziehung auf Italien in bloß durchziehende oder einfallende und in bleibende Völker. Daß die bleibenden, die Oſtgothen und Longobarden, nicht das Princip der Verfinſterung aufſtellten, können ſelbſt die Italiener nicht läugnen; denn daß Italien noch einmal eine Abendröthe ſeiner ſchönſten Kaiſerzeit ſah, verdankt es den Oſtgothen; daß es eine endliche Erlöſung aus dem Sclavenzuſtand, eine völlige Umwandlung der bürgerlichen Verhältniſſe, eine Heilung und Erfriſchung der innerſten Organe der menſchlichen Geſellſchaft er-

lebte, daß es ſich zu jenem Enthuſiasmus der Bürgertugenden, zu jener Geiſtesgröße in der Epoche der lombardiſchen Befreiungskriege gegen die deutſchen Kaiſer, der glänzendſten in der ganzen italieniſchen Geſchichte, erheben konnte, verdankt es den Longobarden. Solche Epochen ſind keine Erzeugniſſe eines finſtern Geiſtes, deſſen trauriges Wirken gleichwohl in jeder Epoche der italieniſchen Geſchichte unter gleichen Formen, mit derſelben Beharrlichkeit und Conſequenz wiederkehrt. Die Finſterniß kann noch viel weniger das Werk der nur durchziehenden und einfallenden Nationen ſein. Kurze Einfälle, einzelne Belagerungen und ſelbſt Plünderungen können unmöglich den Charakter eines Volks verändern, unmöglich allen Geſchmack, alle Liebe für die Kunſt und Wiſſenſchaft ausrotten; die Aſche der verbrannten Bücher, wenn ja die Vandalen, Ungarn, Sarazenen Schriften aus dem klaſſiſchen Alterthum, und nicht vielleicht vielmehr theologiſche, ſchon in vielen Abſchriften verbreitete, auf dem Gewiſſen haben, hat den Barbarismus in den Geſinnungen, die verkehrten Religionsanſichten, den niederdrückenden Aberglauben nicht gedüngt.[1]) Solche vorübergehende Erſcheinungen wirken nicht auf den Kern; ſie können, wie ſie es auch ſpäter gethan haben, nur eine vermehrte Aufregung und Energie hervorbringen, welche unter andern Umſtänden gewiß nicht anders als wohlthätig gewirkt hätte. Nicht kurze Stürme, die den Baum ſchütteln und entlauben, bereiten ihm den Tod, denn der Keim lebt noch, der neue Aeſte und Blätter treibt, wohl aber die Verſetzung in ungeſunden Boden und der Raub der Freiheit. Nur einer ſolchen Macht, welche die ganze ſittliche und politiſche Grundlage der Völker unterwühlte, jede freie Geiſtesentwicklung unterdrückte, welche die Völker vernichtete, um aus der geiſtigen Sclaverei ihre Nahrung zu ziehen: nur einer ſolchen iſt die Finſterniß des Mittelalters zuzuſchreiben. Krieg kann den Geiſt eines Volkes nicht niederhalten,

1) Die ſchrecklichſte Plünderung, welche Rom, nächſt den jahrhundertelangen Zerſtörungen durch die eifrigen Orthodoxen, zu leiden hatte, war die der Vandalen, welche 14 Tage und Nächte dauerte; und doch hat im Ganzen die Wiſſenſchaft wenig dabei verloren. Nur Gold und Silber reizte die Plünderer, und dies konnten die chriſtlichen Kirchen beſſer liefern als die alten Bibliotheken. Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, chap. 36.

aber eine Kirche, die nach Despotismus ſtrebte, und ihre Herrſchaft nur auf Aberglauben und Unwiſſenheit ruhig gründen konnte, die mußte den Geiſt der Völker unterdrücken oder ſich ſelbſt aufgeben.

Daß Gothen und Longobarden augenblicklich keine größere Kultur hervorgebracht, kann nicht wundern; auch ſie hatten mit der allgemeinen Finſterniß zu kämpfen und mit dem Mißtrauen, das ihr Ketzerthum ihnen bei allen Orthodoxen bereitete. Sie verfolgten übrigens, wie geſagt, zwei ganz verſchiedene Wege. Die Oſtgothen, welche zuerſt ankamen, wurden noch von dem Einfluß des Alterthums überwältigt; ſie lehnten ſich ganz an dieſes an, und wollten durch ihre Pflege eine Kraft wieder erwecken, welche längſt unter den Trümmern begraben lag. Ihr Einfluß mußte daher mit ihrer politiſchen Bedeutung verſchwinden, und die Kultur, welche ſie wiedererwecken wollten, gehörte nicht mehr ihrer Zeit an. Eine neue Zeit und ein neues Streben begann mit den Longobarden; ſie riſſen zuerſt die ihnen unterworfenen Völker Italiens von dem tief gewurzelten Alterthum los, ein ſchwieriges Werk, welches eigentlich bis auf den heutigen Tag noch nicht vollendet iſt. Ihr Wirken konnte nur langſam ſein, ohne blendende Reſultate; aber bewundernswerth, verglichen mit den Oſtgothen, iſt ihre Kraft, die ſich in dem ungeheuern Werk nicht erſchöpfte, und unter den feindlichen Einflüſſen nicht erlag.

Dritter Abschnitt.

Zeit des Aufschwungs des italienischen Volks und Bildung des Volkscharakters.

Eine neue Zeitrechnung für die Kulturgeschichte Italiens beginnt mit dem 11. Jahrhundert, der alte Römerstamm ist fast verschwunden, das stockende Blut durch ein frisches ersetzt, das dem ganzen Organismus eine neue Kraft und Lebendigkeit mittheilt. Die Longobarden sind nun ganz eingebürgert, und bilden mit allen übrigen Bewohnern Ein Volk, die Italiener, das in seinem ganzen Charakter und in seiner Entwicklung sich von dem Alterthum lossagt. Sie bieten ein großes Feld dar voll frischer Keime, das nur die Befruchtung erwartet, um eine reiche, mannigfaltige Ernte zu geben. Die Befruchtung blieb nicht aus, und wenn irgend ein Land im 11., 12. und 13. Jahrhundert eine reiche und ununterbrochene Gelegenheit zu vielseitiger Ausbildung, eine Aufmunterung zur Uebung aller Kräfte, eine Anregung patriotischer Begeisterung hatte, so war es Italien. Auch darin war eine völlige Aenderung in dem Volk eingetreten, daß die Fremden auf dasselbe nicht mehr überwiegend, entkräftend, vernichtend, wie in den letzten Zeiten des römischen Reichs wirkten; sie begegneten nun einer Kraft, welche der Veredlung empfänglich, und für die Kultur der Wissenschaft und Kunst gestimmt, ihren Einflüssen ermunternd entgegenkam; sie fanden ein Volk, das in Prüfungen siegreich bestanden, sich ein Vaterland, ein ehrendes Selbstgefühl,

eine Geſchichte geſchaffen hatte, dem ſeine Betriebſamkeit, ſeine Ausdauer und Kraft den erſten Platz in der Reihe der Völker gab, und welches ſein Land eine Zeit lang zum Sammelplatz aller ausgezeichneten Männer, zur Pflanzſchule aller Kultur machte. Zu dieſem hohen Schwung, zu welchem die Longobarden den Grund gelegt hatten, trugen eine Menge günſtiger Umſtände bei, welche den andern Völkern mehr oder weniger verſagt waren, und bei welchen wir vorerſt verweilen müſſen. Meiſt waren es wieder fremde Völker und Fürſten, welche den hohen Impuls gaben; der Boden war italieniſch, die Bearbeitung fremd. Manche der Urſachen, welche nun ſo günſtig wirkten, beſonders die phyſiſchen, exiſtirten ebenſo gut in den finſtern Zeiten, ihre Anführung iſt aber doch jetzt erſt an ihrem Platz, da ihr Einfluß erſt durch die Verbindung mit andern Umſtänden wichtig werden konnte.

§. 1.

Geographiſche Lage Italiens.

Und ſo betrachten wir zuerſt die geographiſche Lage Italiens. Ein Land, weder von Bergen noch Steppen rings eingeſchloſſen, ſondern ſeiner ganzen Länge nach von einem Gebirg in zwei große Küſten getheilt, nicht nur eine oder einige Seiten, ſondern vielmehr gleichſam ſich ſelbſt ganz dem Meer, dem großen Kanal der Civiliſation, öffnend, ließ ſchon an ſich eine große Circulation zu. Das Gebirg bewahrte mehr den Kern, die ſtabile Maſſe der Bevölkerung, an den Ufern war beſtändige Gährung und Auffriſchung. Und nicht einem nordiſchen Meer war Italien zugänglich, ſondern dem Mittelmeer, welches von den älteſten Zeiten her die höchſte Kultur vermittelt, deſſen Wogen die Weisheit ägyptiſcher Prieſter nach Paläſtina, Jonien und Griechenland gebracht, die griechiſchen Muſen nach Italien geführt, und zum Erſatz der Etrusker Kunſt und des Pythagoras edeln Orden in das heitere Griechenland getragen. Welche Vielſeitigkeit der Kultur war hier zu erwarten, welche mächtige Hebel und Hülfsmittel hatten die Italiener. Nach welcher Seite ihre Kiele ſie trugen, fanden ſie Muſter und Aufmunterung; im Oſten die Griechen, welche die Vermächtniſſe einer großen Vorzeit wieder hervorſuchten, und dem Verſtändniß der Nachwelt klar und zugänglich

machten; im Süden und Westen das begeisterte und Begeisterung einhauchende Volk der Araber, das ebenfalls an der unverlöschlichen Flamme altgriechischer Philosophie seine Wissenschaft entzündete, aber seine eigenthümliche Kunst in jungfräulicher Reinheit mit Stolz und Liebe bewahrt hatte. Konnte Italien zu jener Zeit glücklicher gelegen sein? Doch ein günstiges Geschick that noch mehr. Es führte ihm selbst jene cultivirten Nationen zu, und gab ihm gerade zur rechten Zeit Männer, welche jene zu fesseln und den fremden Samen zum Keimen zu bringen wußten. Italien war von jeher der Sammelplatz der kühnen, unternehmenden, wie der cultivirten Nationen, die Brücke, die den Norden mit dem Süden verband, die große Heerstraße, welche bei der beständigen Ausgleichung des Menschengeschlechts fast nie leer von Wanderern war. Gehen wir seine Geschichte durch, so bietet sie ein fast beständiges Hin- und Herwogen zwischen Süden und Norden dar. Frühe drängten von Süden her die Pelasger, dann die Kleinasiaten, die Griechen, die Karthager; gegen diese wogten von Norden die Schaaren der Gallier und teutonischen Völkerschaften, während in der Mitte der kräftige Stamm der Römer, ebenfalls Fremdlinge, sich herrisch ausbreitete. Nur unter der römischen Kaiserzeit war ein Stillstand eingetreten, und gerade dies war die finsterste Zeit für Italien. In der Epoche, an deren Schwelle wir jetzt stehen, übten die Wanderungen der Völker einen mächtigern Einfluß als je. Im Süden schufen die Araber, Normannen und Kaiser Friedrich eine neue Aera der Kunst und Wissenschaft, während im Norden die germanischen Völker ihre Kraft und Thätigkeit, ihre Ordnungsliebe, ihren Rechtssinn und ihre Freiheitsliebe einhauchten, und eine politische Wiedergeburt bewirkten, welcher die mit Eifer aufgefaßte provenzalische Poesie einen freundlichen Jugendschimmer gab. Das Werk dieser Wanderungen vollendeten die Kreuzzüge, welche Italien über ein Jahrhundert lang zum Stapelplatz von Heeren wie von Waaren machten, und eine ungemeine Lebendigkeit und Circulation aller Lebenskräfte bewirkte. Also gerade in der Zeit, wo die Italiener anfingen, eine Rolle zu spielen, brachte ihnen die geographische Lage ihres Landes den großen Vorschub, ja sie führte sie selbst zu dieser großen Rolle, und machte sie zu Leitern der Bewegung nach dem Orient, zum Centrum der allgemeinen Begeisterung für

das heilige Grab. Wenn ohnedies ſchon das Meer ſein ewig bewegliches Element auch den Küſtenbewohnern mittheilt, wenn die häufigen Wanderungen den Geiſt ſtets friſch und wach erhalten, und der mannigfaltige Verkehr mit Nationen aller Art die Bildung ungemein befördert: ſo mußten alle dieſe Vortheile ſich während der Kreuzzüge auf eine unglaubliche Art ſteigern, da ſie durch einen religiöſen Enthuſiasmus gehoben waren, da die ganze Chriſtenheit auf gleiche Art für dieſelbe Idee glühte, und folglich die Wanderungen der Kreuzheere nach Italien nichts feindlich Lähmendes, ſondern nur Erhebendes hatten.

Nicht weniger müſſen wir hier die klimatiſche Lage Italiens herrechnen. Ein meiſt heiterer Himmel, beſonders gegen Süden hin, der die Menſchen beſtändig aus ihren Wohnungen lockte und in immerwährenden Verkehr mit einander ſetzte, gab dem allgemeinen Leben eine ſehr wohlthuende Oeffentlichkeit. Das ſchöne, fruchtbare Land enthob der zu angeſtrengten Arbeit, und erweckte dagegen den Sinn für das Schöne und Anmuthige. Eine lachende Natur lud zu Fröhlichkeit und Herzensergötzungen ein, und es iſt überhaupt eine bekannte Sache, daß die Menſchen in lieblichen und anmuthigen Gegenden ſchneller zur Bildung heranreifen, als in finſtern und rauhen, und beweiſt zugleich, wie vielen Antheil das Herz an der Bildung der Menſchheit nimmt. In Italien gab das milde Klima noch den Vortheil, daß die Kunſt nicht hinter ſchützende Mauern ſich bergen mußte, ſondern ſich frei vor den Augen des Volks entfaltete; ſie ward Eigenthum Aller, Lehrerin Aller. Nur durch den beſtändigen Anblick der antiken Meiſterwerke, durch die beſtändige Uebung des Urtheils und die Anwendung der Geſetze der Harmonie, mit Einem Wort durch das Aufwachſen in den Armen der Kunſt, läßt ſich, wie früher in Griechenland, ſo jetzt in Italien der feine Kunſtſinn erklären, der alle Klaſſen der Bevölkerung leitet.

§. 2.

Geſchichtliche Vermächtniſſe und Erinnerungen.

Die letzte Bemerkung führt uns auf einen Umſtand, der weſentlich zu der Kunſtbildung der Italiener und zu der hohen Stufe derſelben beigetragen hat, nämlich das Vermächtniß einer

cultivirten Nation, welche alle Schätze der Kunſt in Italien aufgehäuft hatte. Wir wüßten kein Volk der Erde, ſelbſt die Neugriechen nicht ausgenommen, dem zu ſeiner Ausbildung ähnliche Hülfsmittel, ähnliche Vorarbeiten und Muſter zu Gebote geſtanden hätten, wie den Italienern. Welche Maſſe von Gegenſtänden, Säulen, Tempeln, Statuen, Amphitheatern, Triumphbogen, erinnerte mächtig an eine frühere Höhe der Kunſt, und forderte zu ähnlichen Beſtrebungen auf, indem ſie zugleich als Führer und Lehrer diente. Keiner neuen Nation lächelten ſo die Muſen in ihrer Wiege, keiner wurden ſelbſt von der Natur die Werkzeuge ſo in die Hand gegeben, keiner leuchteten die griechiſchen Meiſterwerke ſo aufmunternd voran, als den Italienern. War es zu verwundern, wenn unter ſolchen Umgebungen der ohnedies zur italieniſchen Natur gehörende Kunſtſinn erwachen mußte, ſobald die finſtern Einflüſſe einer römiſchen Fremdherrſchaft verwiſcht waren? Unter die befördernden Vermächtniſſe dürfen wir wohl auch die Wettſpiele in der Beredſamkeit und Poeſie und die Belohnungen der Sieger rechnen, welche von den römiſchen Kaiſern eingeführt waren. Wenn ſie unter tyranniſchem Druck auch nicht griechiſche Höhe erreichen konnten, ſo war das Beiſpiel doch gegeben, und wirkte ſpäter, als die Kunſt ſich freier entfalten konnte, ſehr ermunternd. Selbſt in der finſtern Zeit finden ſich hier und da Beiſpiele, daß Dichter gekrönt wurden. [1]) Später ließ Rom dieſes Vorrecht des Schiedsrichteramtes aus ſeinen Händen gleiten, und die normanniſchen Könige, wie auch Friedrich II. feſſelten den Dichterruhm Italiens an ihren ſiciliſchen Thron, und waren der Vereinigungspunkt der großen Geiſter, bis endlich ihr Beiſpiel die ewige Stadt ermunterte, ihr früheres Amt wieder auszuüben. Wenn dieſe Krönungen der Dichter in Italien aus mancherlei Urſachen weniger begeiſternde Macht hatten als in Griechenland, ſo waren ſie doch ſicher nicht ganz ohne Werth; doch gehört ihr hauptſächlicher Einfluß mehr in den folgenden Zeitraum. Konnte nun die italieniſche Nation, umgeben und getragen von Allem, was nur die Kunſt erwecken, befördern und aufs Höchſte ſteigern kann, weniger leiſten, als ſie in ihrer ſchönſten Zeit geleiſtet hat, und iſt es nicht ewig zu be-

1) Tiraboschi, T. II, Part. I, cap. 2, pag. 99.

dauern, daß eine unglückliche politische Entwicklung sie auf halbem Wege zu der Kultur aufhielt, den die Natur ihnen so sichtbar vorgezeichnet hatte?

§. 3.

Geschichtliche Entwicklung.

Wenn die Lage und das eigentliche Kunstklima die Italiener zu den höchsten Bestrebungen aufforderte, wenn ein Zusammenfluß glücklicher Umstände, welche ganz Europa in eine begeisterte Spannung versetzten, besonders auf Italien, die Straße der heroischen Züge, die außerordentlichste Wirkung haben mußte, wenn das beständige Anschauen der Meisterwerke aus einer großartigen Vergangenheit die Künste gleichsam in die Natur der Italiener einsetzte: so ward dagegen durch die verschiedene politische Entwicklung der Völker in diesen Jahrhunderten der Grund zu einer unglücklichen Getheiltheit und Zerrissenheit der einzelnen kleinen Staaten gelegt, der der Gesammtbildung in Rücksicht auf politische Macht sowie auf Kultur, Wissenschaft und Kunst äußerst nachtheilig war. Die verschiedenartigsten Interessen, hervorgerufen durch die verschiedene Lage der Länder, oft der einzelnen Städte, durchkreuzten sich, befehdeten und lähmten einander, und das Emporblühen einer Stadt, eines kleinen Staates, deutete immer den Untergang des andern an. Während im Norden das demokratische Princip vorherrschte, und nach seiner gewöhnlichen Weise sich in beständiger Unruhe, Gährung, Veränderlichkeit äußerte, und keine ruhige, gleichförmige Entwicklung weder der politischen Macht noch der Intelligenz zuließ, bildete sich der ganze Süden zu einer einzigen Monarchie aus, die sich unter einigen vortrefflichen Fürsten zu einem blühenden Zustand erhob. Die Scheidewand zwischen beiden bildete in der Mitte die Kirche, welche nun auch zu einem Staat geworden war, und, einzig ihre zum höchsten Gipfel gesteigerte Macht im Auge behaltend, und keinen Nebenbuhler und kein Interesse außer dem ihrigen in der Welt duldend, wenigstens in Italien äußerst vorsichtig jeden Wachsthum einer Macht verfolgte, jede Einigung zu einem Reich zu verhindern und beständige Getheiltheit und Befehdungen zu erhalten wußte.

In der Lombardei erhoben sich vom 10. Jahrhundert an die

einzelnen Städte gegen ihre Herzoge und Grafen, die ſich ſeit 880 unglaublich vermehrt hatten, und deren beſtändige Befehdungen das Aufſtreben der Bürger zur Freiheit ſehr begünſtigten. Die Städte der Lombardei waren blühend, ſehr volkreich, mit guten Feſtungswerken verſehen; die Einwohner thätig, unternehmend und krieggeübt in der Schule der Ungarn und Sarazenen, alle von heftiger Begierde glühend und durch die bedrängte Lage noch mehr dazu aufgefordert, das ſchwache Joch ihrer Regenten, das ihnen wenig Schutz gab und ſie beſtändigen Angriffen ausſetzte, abzuſchütteln. Manche von dieſen Städten ſtanden nicht unter Grafen und Herzogen, ſondern unter Biſchöfen, ein Umſtand, der ihre Emancipation ſehr erleichterte oder eigentlich herbeiführte; denn die Biſchofsſitze waren ſo gut wie die weltlichen Throne ein Gegenſtand heftigen Streits; oft fanden ſich drei und mehr Bewerber zugleich ein, und ſuchten ſich zu Erlangung ihrer Anſprüche eine Partei unter dem Volk. Dieſes gewann dadurch nicht wenig an Anſehen und Kraft, und widerſetzte ſich oft mit Erfolg den von den Kaiſern eingeſetzten Geiſtlichen. So gewann der Bürger Macht und Geltung, ſein Selbſtgefühl wurde durch die Siege erhöht, die er in der Abwehr ſowohl drückender Herren als auch mächtiger Feinde davontrug, und allgemein machte ſich im 11. Jahrhundert die Liebe zur Unabhängigkeit in republikaniſchen Formen in den lombardiſchen Städten Luft. Dies geſchah freilich nicht ohne heftige Wehen; manche Städte hingen noch an den Kaiſern, andere an den Grafen, und zu dem Kampf der Principien geſellte ſich noch der Kampf um die Uebermacht, ſelbſt zuweilen um die Exiſtenz. Doch lernten die Völker dabei ihre Kräfte meſſen. Die Herrſchaft der Lombardei entſchlüpfte unvermerkt den Händen der Kaiſer, deren Kräfte durch den Inveſtiturſtreit mit den Päpſten und die Unruhen in Deutſchland zu ſehr zerſplittert waren, und vor dem Tod Heinrich's V., 1125, waren die lombardiſchen Städte ſoweit, daß ſie ihre eignen Magiſtrate wählten, und in ihrer innern Verwaltung wie in ihren Kriegen als unabhängige Staaten handelten. Als das Princip der Freiheit gegen den mächtigſten Feind, den deutſchen Kaiſer, gerettet war, kehrten ſie ihre Waffen nach Innen, um ihren Sieg ganz vollſtändig zu machen. Die unzählig vielen Adligen, welche von ihren Schlöſſern aus immer noch die Städte regierten,

und die widerſpenſtigen hart bedrücken konnten, wurden bezwungen, ihre Schlöſſer zerſtört, und ſie ſelbſt in die Städte hereingezogen. Ihrem Ehrgeiz ſtand nun kein anderer Weg offen, als das Intereſſe der Bürger zu ergreifen, die oberſten Stellen im Staate zu beſetzen, und die Regierung der Städte in ihre Hände zu bekommen, wozu ihnen die allen Demokratien eigne Unruhe bald die beſte Gelegenheit gab.

Gleiches Schickſal mit der Lombardei hatte auch Toskana. Es war bis dahin durch einen vom deutſchen Kaiſer ernannten Markgrafen regiert; die Städte waren aber blühend und mächtig und hatten eine unabhängige innere Verwaltung. Die ewig unruhigen Prieſter zu Rom, die jede auf Einigkeit und Ruhe gegründete Macht ihrer eignen gefährlich achteten, hetzten die Städte gegen den Kaiſer auf, und brachten unter ihnen einen Bund zuſammen, der ganz dem päpſtlichen Intereſſe zugethan war. Den letzten Stoß erhielt der norditalieniſche Bund durch das mächtige ſchwäbiſche Kaiſerhaus, aber er hielt ihn glücklich aus. Die Kriege gegen dieſe Kaiſer, welche mit ungemeiner Erbitterung und ſelbſt mit Nationalhaß geführt wurden, dienten durch ihren ſiegreichen Ausgang nur dazu, die lombardiſchen Republiken mächtiger und ſicherer zu machen. Dieſe Zeit iſt für die Lombardei die glänzendſte in ihrer ganzen Geſchichte, ſie iſt ſogar diejenige Epoche, welche, im Ganzen betrachtet, Italien am meiſten Ehre macht, diejenige, wo es am meiſten National-Energie und Patriotismus zeigt. [1])

Wenn wir übrigens die faſt unglaubliche Kraftanſtrengung der lombardiſchen Städte, welche faſt zwei Jahrhunderte lang gedauert hat, überblicken, ſo ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl bei dem Gedanken, daß das eigentliche Reſultat derſelben faſt null war. Für Italien im Ganzen genommen waren dieſe Kämpfe von gar keiner Bedeutung, und der Lombardei gaben ſie nur den Aufſchwung, ſo lange der äußere Feind zu bekämpfen war. Ob ſich die Verhältniſſe der Lombardei ſchöner und ehrenvoller geſtaltet hätten, wenn bloß Bürgerthum, Vaterlandsliebe und Freiheit ihre Sache ohne alle fremde Einflüſſe verfochten hätten, iſt nicht mehr zu entſcheiden; aber gewiß iſt, daß die

1) Hallam, Europe during the Middle Ages.

Kirche mit ihrer Herrschsucht auch hier störend eingriff, und dem Kampf manche unreine Beisätze gab, die zuletzt überwiegend wurden und alle Verhältnisse außerordentlich trübten. Der Kampf gegen die Kaiser, besonders aus dem schwäbischen Haus, war zur großen Hälfte kein Befreiungs-, sondern ein Religionskrieg, wie man damals die gewaltsam geltend gemachten Anmaßungen der Päpste und die Protestationen der Fürsten dagegen nannte, ein Krieg, welchen mehr der Klerus als die lombardischen Städte führte, und wobei die letztern mehr blindes Werkzeug waren, das die Kirche sich sehr geschickt zugerichtet hatte. Den Päpsten kam es in diesem Kampf nicht auf Vertheidigung politischer Principien, auf Gründung des Wohlstands und der Macht jener Städte an, sondern auf ihren eignen ausschließlichen Vortheil, auf Befriedigung ihrer Herrschsucht durch Vernichtung jeder andern Macht. Sie konnten denselben Fürsten begünstigen und verfolgen, derselben Stadt Beistand leisten, dann wieder von irgend einer Seite einen Feind erwecken. Waren sie von Süden gedrängt, so schmeichelten sie den deutschen Kaisern und forderten sie zur Hülfe auf; war ein mächtiger Kaiser in Deutschland, so wurden die lombardischen Städte auf alle Art gegen ihn gereizt und unterstützt, und das republikanische Princip durchaus geltend gemacht, während die Päpste zu gleicher Zeit in Rom alle republikanische Ideen auszurotten trachteten. [1]) Dies Beispiel war um so gefährlicher, als es von dem Oberhaupt der Kirche gegeben war; der Kampf der Städte um ihre Freiheit verlor um so mehr von seinem reinen Glanze, und wurde in eben dem Grad um so erbitterter und hartnäckiger, je mehr es den Bullen der Kirche gelang, die Begeisterung der Lombarden mit ihrem Fanatismus zu vergiften. Die Saat der Kirche ging mit schrecklicher Ueppigkeit auf, und erstickte bald den Waizen. Der Patriotismus verrauchte, und die Städte zerfielen in Zwietracht. Nicht Unabhängigkeit war die Losung, sondern Verfechtung der päpstlichen Anmaßungen gegen die Kaiser; daher war keine Einheit, die ein begeisternder Kampf um eines der höchsten Güter immer erhalten hätte, denn dieses Gut war nicht der Hauptzweck. Der ganze Norden Italiens theilte sich in zwei blutige Parteien, die

1) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, chap. 8.

Anhänger des Papſtes (Welfen) und die Anhänger der Kaiſer (Gibellinen). Die Beimiſchung religiöſer Ideen in den Kampf, der rein nationaler Natur ſein ſollte, hatte, wie überall, die Aufregung zur ſchrecklichſten fanatiſchen Wuth geſteigert; Haß und unverſöhnliche Leidenſchaftlichkeit, welche in jener Zeit überhaupt die Privatſitten der Italiener auszeichneten, brachen mit aller Macht hervor, und verdarben den Nationalcharakter. Jede Stadt, ſelbſt jeder einzelne Bürger ſchlug ſich zu einer Partei, oft nur aus Haß gegen den Nachbar. Eiferſucht miſchte ſich in das ohnehin ſchon trübe Spiel, und beſtimmte oft die Wahl der Partei; alte Rivalitäten zwiſchen Piſa und Florenz, Modena und Bologna, Cremona und Mailand, ſtürzten die Einwohner immer in entgegengeſetzte Richtungen, und da die Städte in ihrem Innern ſelbſt getheilt waren, ſo wechſelten beſtändig die Rollen. Die ſiegende Partei hatte einen unaufhörlichen Kampf gegen die unterdrückte zu beſtehen; oft unterlag ſie wieder und eine welfiſche Stadt wurde dann plötzlich gibelliniſch und umgekehrt.

So wurde ganz Norditalien um den Zweck ſeines langen Kampfes betrogen, und das Reſultat der ungeheuern Anſtrengung war — nicht ein unabhängiges Reich der Lombardei, ſondern Sieg der Kirche und Niedertretung ihrer Feinde. Der Koſtnitzer Friede gab den lombardiſchen Städten nicht Ruhe und Ordnung, nicht das hohe Selbſtgefühl, ein theueres Gut mit Aufbietung aller Kräfte im ehrenvollen Kampf gegen einen mächtigen Gegner errungen zu haben. Denn in der That hatten ſie für ſich ſelbſt gar nichts, nur für die Kirche errungen; der Friede hatte ihnen gar keinen Zweck erfüllt, und folglich auch ihren Kämpfen kein Ende gemacht. Das Ziel ihres erſten Strebens hatte ihnen die Kirche ganz aus den Augen gerückt, und die Kräfte und Leidenſchaften, die einmal geweckt waren, kehrten ſich nun, da ein äußerer Gegenſtand fehlte, gegen das Innere, und wühlten alles Unglück auf, das nur Zwietracht und Aufhetzerei über bürgerliche Verfaſſungen, Gemeinden und Familien bringen kann. Ordnung und Geſetz waren gänzlich gelähmt. Um einen Urtheilsſpruch gegen einen Bürger zu vollziehen, mußte oft vorher eine ganze Familie, ja ganze Partei unterjocht werden. Die Frucht konnte von ſolcher Saat nicht beſſer ſein. Eine Menge feindſeliger Elemente durchkreuzten ſich über den unglücklichen Einwohnern, Strei-

tigkeiten zwiſchen Kaiſer und Papſt, Welfen und Gibellinen, Ariſtokratie und Volk, mächtigern und ſchwächern Städten. Nur die Leidenſchaft herrſchte, und die Sieger opferten ſelbſt zuweilen ihren Patriotismus dem Haß und der Rache auf. Als die Gibellinen nach blutigem Kampf wieder in den Beſitz von Florenz gekommen waren, 1260, wurde ſtark die Frage angeregt, ob nicht die Stadt gänzlich zerſtört werden ſollte, und ohne die Beredſamkeit des Farinata degli Uberti wäre die Hauptſtadt Toskanas dem Untergang geweiht worden.[1]) Privatzwiſte zwiſchen einzelnen Bürgern und Familien genügten oft, um die blutigſten Kämpfe in einer Stadt zu erzeugen, die nur mit der gänzlichen Vertreibung einer Partei endigten. Dante war bekanntlich auch ein Opfer ſolcher Zwiſte.

Nach dem Sturz des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes zerfiel die Macht der Gibellinen. Karl von Anjou und die päpſtlichen Excommunicationen vertrieben ſie aus Italien, und gegen Ende des 13. Jahrhunderts war ſchon der Name Gibellin ein Grund zur Proſcription in Toskana und der Lombardei. Dieſelbe Leidenſchaftlichkeit verblendete aber auch die Parteien, und machte es den kühnen Räubern leicht, über die unverwahrte Beute herzufallen. Kaum vierzig Jahre, nachdem ſie ihre Freiheit erkämpft hatten, fielen die lombardiſchen Städte ſchon wieder, durch Liſt oder Gewalt bezwungen, unter das Joch ihrer vornehmſten Bür-

1) Farinata war in der Verſammlung der toskaniſchen Gibellinen zu Empoli, wo Alle, die Geſandten von Piſa und Siena an der Spitze, mit Ungeſtüm die Zerſtörung verlangten, der Einzige, welcher den Muth hatte, ſich dem Toben zu widerſetzen, wobei er die ſchönen Worte ſagte, er habe ſich nicht ſo vielen Gefahren ausgeſetzt, um ſeine Vaterſtadt zu zerſtören, ſondern um darin mit Ehren zu leben. Pignotti, Storia di Toscana, Vol. III, Libr. III, cap. 5, pag. 101 ff. Sismondi, Histoire des Rép. ital., T. III, chap. 19, pag. 235 ff. — Hallam kann Dante mit Recht nicht verzeihen, daß er dieſen größten Patrioten ſeines Landes unter die Anime più nere in eine der traurigſten Regionen der Hölle verſtoßen hat. Die prachtvolle Stelle (Inferno, cant. X, v. 22—52 und 76—93), worin Dante ſich mit dem Helden unterredet, wirft viel Licht auf die toskaniſche Geſchichte; aber der Umſtand, daß Farinata ein Gibelline war, beweiſt, daß auch Dante ſich nicht über jenen allgemeinen Parteihaß zu erheben vermochte. Sismondi rechtfertigt ſchlecht die Strafe, zu welcher der Dichter ſeinen hochherzigen Gegner verurtheilt.

ger, welche ihre Herren und Tyrannen wurden. Haß und Rache ſchmiedeten ihre Ketten, und Eiferſucht gegen einander ließen ſie kaum fühlen, daß ſie das koſtbare Ziel ihres langen Freiheitskampfes verloren, daß ſie umſonſt geblutet, daß Mailand umſonſt in Trümmern gelegen hatte. Italien ſank in dem erſten Augenblick ſeiner Größe tief von dem kaum errungenen Rang herab. Die tapfern, freiheitliebenden Lombarden waren dahin gekommen, daß ſie oft das härteſte Joch geduldig trugen, und wenn ſie ſich je zuweilen auflehnten, ſo wechſelten ſie nur die Tyrannen. — Toskana blieb länger als die Lombardei unter einem kaiſerlichen Statthalter, der aber ebenfalls den beſtändigen Intriguen der Päpſte weichen mußte. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts bildeten Florenz, Siena, Arezzo, Piſtoja u. a. ſich zu unabhängigen Städten, deren größere Einwohnerzahl die Päpſte, beſonders gegen Friedrich II., auf ihre Seite zu bringen wußten. Die Gibellinen bildeten meiſt die adligen Familien, die ihre frühern Privilegien unter den Kaiſern wieder zu erlangen ſtrebten, und ſo war hier ebenfalls der Widerſtreit einer Menge von Principien gegeben, der ſich in fortwährenden Revolutionen und Regierungswechſel äußerte. Dante vergleicht daher Florenz mit einem Kranken, der zu augenblicklicher Erleichterung beſtändig ſeine Lage im Bette wechſelt.[1]) Dieſe Parteikriege wurden mit der ſchrecklichſten Erbitterung geführt, welche nur je der Fanatismus entzünden konnte. Jeder Sieg einer Partei war mit Proſcriptionen, Ermordungen, Zerſtörung der Wohnungen, und Blutbad in den Straßen bezeichnet, und dieſelben ſchauderhaften Scenen erneuerten ſich bei jedem Wechſel. Die Welfen behielten endlich 1266, von Karl von Anjou unterſtützt, das Uebergewicht, und die Gibellinen wurden gänzlich von der Verwaltung und Regierung ausgeſchloſſen. Die Anſtrengungen, welche der Adel zur Umſtoßung der ganz zu Gunſten der Welfen verfaßten Conſtitution machte, dienten nur zur Verſtärkung der Volkspartei. Eine neue Ariſtokratie erhob ſich aus den Familien, welche mehre Generationen hindurch die höchſten Staatswürden beſeſſen hatten, und Florenz erhielt wie das alte Rom, ſeine adligen Plebejer (populani grandi), die Peruzzi, Ricci, Medici. Die neue Ariſtokratie wußte ſich in-

1) Dante, Purgatorio, cant. VI, v. 148—151.

deſſen nicht beſſer als die alte die Gunſt des Volks zu erhalten; beide hatten eine unverſöhnliche Antipathie gegen einander, und beide wurden vom Volk gleich gehaßt. Ein unglücklicher Krieg ſteigerte endlich die allgemeine Unzufriedenheit ſo ſehr, daß die plebejiſchen Adligen, unfähig, ſich länger zu halten, 1342 die Republik einem fremden Herrſcher, dem Walter von Brienne, Herzog von Athen, übergaben.

In Rom begegnen wir auch in dieſem Zeitraum denſelben Elementen, welche über den verlaſſenen Ruinen wie Irrlichter ſchwebten, und ſeit dem Untergang des römiſchen Reichs an der Zuſammenſetzung eines merkwürdigen Volkscharakters arbeiteten. Sie ſind eine untergegangene Civiliſation, die dennoch fortwährend einen gewiſſen bleichen Schein durch die finſtere Zeit bemerken ließ; eine von früher her noch fortſchleichende Sittenverderbniß; ein ſehr reizbarer Stolz auf ehemalige Größe, der aber bei der wenigen Thatkraft, die die Römer den Anmaßungen des Klerus entgegenſetzten, ſich verhielt, wie die alten Ruinen zu den neuen Kirchen; eine Art Republikanismus ohne republikaniſche Kraft und Tugend, der ſich in beſtändigen zielloſen Revolutionen Luft machte; daneben aber doch ein geduldiges Schmiegen unter den fürchterlichſten geiſtigen Despotismus; ein mannigfaltig ausgebildeter Reſt von Heidenthum unter chriſtlichen Kirchendächern zwiſchen alter und neuer Zeit ringend; alle dieſe an dem unglücklichen Volk zerrenden Elemente, wovon kein einziges fähig war, einen gewiſſen Schwung zu geben, hielten die Römer eine lange Zeit in einem Zuſtand des Schlafwandelns gefeſſelt, den die Kirche, der allein wachende Theil, für ihre Vergrößerung benutzte. Doch gelang es der letztern, obgleich ſie in dieſem Zeitraum ausgezeichnete Männer voll bewundernswerther Kraft und Ausdauer beſaß, erſt nach langen Bemühungen, ſich im Beſitz der weltlichen Macht zu befeſtigen. Ihre Rechte waren durch keine Geſetze beſtimmt, der Kaiſer war noch lange Souverain, und das Volk wollte weder dem Einen noch dem Andern gehorchen. Die nämliche Inſubordination und Anarchie herrſchte hier wie in andern Städten, nur unterwühlte hier den Charakter noch beſonders das peinliche Gefühl einer untergegangenen Größe. Die zerfallenden Triumphbogen waren der ewig ſtille Vorwurf, der zu keiner Ruhe kommen ließ, der Stachel, welcher zu Unzufrie-

denheit und Aufruhr reizte. An dieſen Trümmern ernährten ſich beſtändig die republikaniſchen Ideen, die einzige Handhabe, woran der Ehrgeiz das brauſende Gefäß bemeiſtern konnte, an ihnen erweckte ſich der Stolz, der ſpäter den päpſtlichen Triumphen nicht wenig zu Hülfe kam, an ihnen aber auch der Unmuth über den unerſetzlichen Verluſt ihrer Macht, die glühende Leidenſchaft, die bei jeder Veranlaſſung in helle Flammen ausbrach.

Von den deutſchen Kaiſern wurde ihr Freiheitsſinn nur wenig und kurz vorübergehend angegriffen; doch fanden deren Anſprüche beſtändige Widerſetzlichkeit, obgleich bei weitem nicht die Kraft wie in den lombardiſchen Städten. Dafür erhob ſich in den eignen Mauern der Feind, und in dem Vatikan wurden die Ketten geſchmiedet, die eine kräftige Hand bei günſtigen Umſtänden dem Volk anlegen ſollte. Die Gelegenheit ließ indeß lange auf ſich warten, die Herrſchſucht der Kirche blickte früh durch alle Handlungen durch, und fand heftigen Widerſtand. Mehr als ein Papſt wurde verjagt, mancher ſtarb an den Wunden, die er in einem Aufruhr erhalten, und ſelbſt die Siege über Kaiſer und Könige ließen die Römer gleichgültig, ebenſo wie die Bedrängniſſe ihrer Biſchöfe. Ein mächtiger Gegner ſtand der Kirche in Arnold von Brescia auf, 1144, der ſie an ihrer verwundbarſten Stelle angriff. Mit hinreißender Beredſamkeit predigte er gegen ihre Anmaßung und Herrſchſucht, ſchmeichelte den Römern mit Erinnerungen an ihre Republik, und hatte dabei eine große Stütze an dem Abſcheu gegen die ſchlechten Sitten des Klerus. Die tobende Menge, die er ſelbſt bald nicht mehr bändigen konnte, ergriff ſeine Lehren mit Eifer und die lange gehegte Leidenſchaft brach ſich Bahn durch Aufruhr und gewaltthätige Ausbrüche gegen den geiſtlichen Despotismus. Doch Rom war nicht mannbar genug, um ſich der Ruthe der Kirche zu entziehen; das Interdikt des Papſtes Hadrian IV. verwandelte ſchnell die größte Volkswuth in kindiſche Reue um. Die Römer, welche eine Republik nach dem Muſter ihrer Ahnen hatten gründen wollen, baten die Kirche um Gnade, und der edle Arnold erkannte auf dem Scheiterhaufen, daß die Zeit der Größe für die ewige Stadt vorüber ſei, daß das Toben der Menge, welches er für ein Auflodern des alten republikaniſchen Feuers hielt, nur eine Leidenſchaft der Schwäche war, die, von alten Erinnerungen lange er-

hitzt, doch unfähig jeder männlichen Ausführung, nur gelegentlich einen Ausbruch ſuchte, der ebenſo gut gegen die Kirche als deren Gegner gerichtet ſein konnte. Rom war nicht mehr fähig, eine Republik zu gründen, der ganze Charakter des Volks war umgewandelt ſchon ſeit der Schlacht bei Actium. Der Freiheitsſinn äußerte ſich nur in kurzen Widerſpenſtigkeiten und Empörungen, Mord und Gewaltthaten, und achtete dabei wenig ihres Ziels, denn Päpſte und Kaiſer, Senatoren und Demagogen waren den Ausbrüchen gleich ſehr ausgeſetzt. Das Volk begnügte ſich dabei mit den wenigen republikaniſchen Formen, die ihm noch gelaſſen waren, und die ſpäter gerade die Schlingen für ſeinen letzten Reſt von Freiheit wurden. Denn die Regierung war in den Händen von 56 jährlich vom Volk gewählten Senatoren; an deren Stelle erhielt Rom 1192 einen einzigen Senator, der ein Ausländer war und ein Jahr im Amte blieb. Dieſer war nicht im Stande, die widerſpenſtigſte Ariſtokratie von ganz Italien im Zaume zu halten, aber nach ſeinem Charakter richtete ſich natürlich die weltliche Macht der Päpſte, und ſo konnte es nicht fehlen, daß dieſe, welche nun bloß mit Einem zu thun hatten, überwiegend wurden, und in dem Einen ganz Rom ihre Feſſeln anlegten. Schon Innozenz III., unſtreitig der ſchlauſte unter den Päpſten, der während der Minderjährigkeit des großen Hohenſtaufen freieres Spiel hatte, erreichte endlich durch Benutzung vieler günſtiger Umſtände das große Ziel, für welches ſich ſeine Vorgänger ſchon ſo vielen Gefahren ausgeſetzt hatten. Alle wahren und falſchen Geſchenke Konſtantin's, Pipin's, Karl's des Großen und Ludwig's des Frommen wurden unter ſeiner Hand vereinigt und vor den Augen der Welt rechtmäßig in Beſitz genommen. Selbſt der ſchlimmſte Feind, das römiſche Volk, mußte ſich, in ſeiner Apathie überliſtet, die neue Herrſchaft gefallen laſſen, und der Senator dem Papſt den Eid der Treue leiſten. Mit dieſer Zeit verſchwindet das römiſche Volk als ſolches aus der Geſchichte; nur einmal noch gibt es zu dem großen Drama Italiens eine Scene, die ihm ſo wenig Ehre macht als die andern. Während der gezwungenen Entfernung ſeiner neuen Herrſcher nach Avignon verfiel Rom, obgleich es ſich auch vorher ſchon keiner geſetzlichen Autorität und Ordnung zu erfreuen hatte, in den traurigſten Zuſtand der Anarchie. Räubereien, Gewaltthaten,

Unordnungen jeder Art waren tägliche Schauſpiele in den Straßen. Der Adel, deſſen Leidenſchaften nach Abgang des größern Meiſters jeder Zügel entnommen, deſſen Ehrgeiz und Herrſchſucht dagegen eine weite Bahn eröffnet war, verwandelte Rom in ein großes Schlachtfeld. Die befeſtigten Paläſte entſandten Scharen von Söldnern, welche nach Raub und Mord der feindlichen Partei ſuchten, ſelbſt die heiligſten Alterthümer dienten, in Feſtungen verwandelt, der Wuth und Rachſucht zum Schild. Die elenden Streitigkeiten der Orſini und Kolonna verwüſteten in dieſer kurzen Zeit mehr Denkmäler, als alle Plünderungen.

Süditalien hatte unterdeſſen die glücklichſte Gelegenheit, die ihm zu Theil gewordene Verjüngung ganz auszubilden, und ſich an den ihm zuſtrömenden Muſtern und Lehrern zu erheben. Von der lang gewohnten Herrſchaft griechiſcher Sitte und Bildung immer in einem gewiſſen Grad von Empfänglichkeit für feinere Lebensweiſe erhalten, ſah es nach einander eine Reihe von Völkern ſich an ſeinen Küſten anſiedeln, deren friſche, kräftige Natur ſich ungemein wohlthätig mit dem Charakter der Eingebornen vermiſchte, und deren Kämpfe nicht zerſtörten, ſondern gründeten. Die Provinzen wurden zwar mehrmals von Ankömmlingen erobert, fielen aus einer fremden Hand in die andere, allein jeder neue Herrſcher ſchien nur gekommen zu ſein, um der Kultur der vorhergehenden mehr Vielſeitigkeit zu geben. Nachdem lange die Longobarden das mächtige Herzogthum Benevent beſeſſen, und im Süden Italiens den Grund zu höherer Geſittung gelegt hatten, kamen gerade zur rechten Zeit die Araber an und bemächtigten ſich Siciliens und eines großen Theils von Neapel. Von ihrem Einfluß auf die europäiſche Literatur wird ſpäter die Rede ſein; aber auch ihr Charakter, ihre Ritterlichkeit, ihr Enthuſiasmus für ihren Glauben gaben ihren nicht unempfänglichen Unterworfenen ein vorzügliches Beiſpiel der Nachahmung. Sie kämpften mit Deutſchen, Griechen und Longobarden um den Beſitz des ſchönen Landes, und bürgerten ſich durch ihre Wiſſenſchaften, ihre Sitten und den neuen Schwung, den ſie dem ganzen Volksleben gaben, auf eine würdige Weiſe ein. Doch keine Herrſchaft der Ungläubigen war Neapel beſtimmt. Gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts erſchienen die tapfern und ritterlichen Normannen, die mit

unglaublichem Glück den Arabern bald das ganze Beſitzthum abrangen. Aus dem hohen Norden entſproſſen, der ihnen Tapferkeit und Leibesſtärke, eine tiefernſte Geſinnung, und die ſpäter ſo ſehr ausgebildete Ritterlichkeit gegen das weibliche Geſchlecht verlieh, hatten ſie bei ihrem Seeleben eine gewiſſe Gewandtheit und Fertigkeit und beſonders einen heftigen Drang nach Thaten und Abenteuern erhalten, der der Grundzug ihrer ganzen Geſchichte iſt. Im Frankenland zur chriſtlichen Religion übergetreten, regte ſich in ihnen auch gleich die Luſt nach chriſtlichen Abenteuern, Pilgerſchaften, Unterſtützung der bedrängten Pilger, Kampf gegen die Sarazenen. Solche Wallfahrer aus der Normandie lernten die ſchöne Halbinſel des Apennin kennen, und fanden hier ein weites Feld für ihren thatluſtigen Sinn. Sie wurden auch bald aus hülfeleiſtenden Bundesgenoſſen Eroberer, und es entſpann ſich ein Kampf zwiſchen ihnen und den Arabern, der gewiß wenige ſeines Gleichen hat. Beide Parteien gleich ritterlich, gleich enthuſiaſtiſch für ihren Glauben, gleich ſtolz auf edle Abkunft und gleich feurig fühlend für die Ehre, gleich tapfer und gewandt und dürſtend nach Abenteuern. Ein ſolches Zuſammentreffen erweckte Funken durch das ganze Land, welche auch bei den mehr zuſchauenden Einwohnern nicht ganz verlöſchen konnten, und noch lange nachher fortleuchteten. Die Araber mußten dem nordiſchen Sterne weichen, und der kluge Robert Guiscard ließ ſich von dem Papſte mit dem Herzogthum Apulien und Calabrien belehnen. Sein jüngerer Bruder Roger eroberte Sicilien, und deſſen Sohn Roger II. vereinigte 1130 die Krone beider Sicilien auf ſeinem Haupte. Die Vermiſchung nordiſcher Kraft mit ſüdlicher Feinheit brachte dem Land gute Früchte. Die Normannen gewöhnten ſich nach und nach an eine ruhige Lebensart, wurden treffliche Bürger, und wandten ihre Thätigkeit und Energie auf die Kultur des Landes, auf Handel und Wiſſenſchaften. Der lebhafte Verkehr mit Griechenland, den beſonders die Kreuzzüge unterhielten, brachte früh die griechiſchen Kenntniſſe herüber, welche ſchon die Araber emſig auf dem neuen Boden angepflanzt hatten. Ein Vermächtniß der letztern war beſonders die Schule zu Salerno, wo die Arzneikunſt für jene Zeit zu einer hohen Blüthe gedieh. In dem Aufſchwung gingen die Fürſten mit ſchönem Bei-

ſpiel voran; beſonders hinterließ der letzte König, Tancred, den Ruhm eines Aſtronomen, Philoſophen und großen Literaten. [1])

Nach dieſem Tancred kam Italien in den Beſitz der Hohenſtaufen. Heinrich VI. machte durch ſeine grauſame Beſitznahme und harte Regierung den deutſchen Namen in Neapel verhaßt, aber ſein Sohn, der große Kaiſer Friedrich II., erſetzte reichlich die kurze unglückliche Regierung durch den Segen, den ſein hoher Geiſt über das Land brachte. Die Epoche Friedrich's iſt unſtreitig die ſchönſte Zeit in Neapels Geſchichte, und das ſo glücklich aufgefriſchte, ſtufenweiſe veredelte und herangebildete Volk bedurfte auch nur noch eines ſolchen Wortführers, um die neue Flamme für Italien und Europa zu entzünden. Tiraboſchi übergeht die große Epoche aus einer für einen Abt in Modena ſehr erklärlichen Scheu. Um alle Verantwortung von ſich ſelbſt abzuwälzen, gibt er zwei fremde Charakteriſtiken Friedrich's, eine von Denina, der mit prieſterlicher Schlauheit der Kirche genug zu thun weiß, und doch vermeidet, eine Unempfänglichkeit gegen die aufgeklärtere Zeit zu beweiſen, und die andere von einem Zeitgenoſſen des Kaiſers, dem Frater Salimbene, der ſich auf der nämlichen Achſe herumdreht, daß, wenn Friedrich ein guter Katholik geweſen wäre, und Gott und die Kirche beſſer geliebt hätte, er Wenige ſeines Gleichen gehabt hätte. Ricordano Maliſpini, der ſich ſonſt in ſeiner Geſchichte nicht günſtig über ihn ausdrückt, ſagt von ihm, er war uomo ardito e franco e di gran valore, e di scritture, e di senno naturale fue savissimo, e seppe la lingua nostra Latina, e 'l nostro Volgare, e Tedesco, Francesco e Greco, e Saracino, e di tutte vertudi copioso, largo e cortese: ma fue dissoluto in lussuria, e tenne molte concubine, e mammolucchi a guisa di Saracini, e 'n tutti i diletti corporali si diede, e quasi vita Epicura tenne, non facendo che mai fosse altra vita. E questa fue principale cagione (!) perche divenne nimico de' cherici, e di Santa Chiesa, e ancora volle occupare le ragioni di S. Chiesa per male ispenderle, e molte chiese e monisteri distrusse nel regno di Cicilia e di Puglia. — —

1) Bettinelli, Risorgimento d'Italia, cap. 3.

Questi fece cose notabili al suo tempo. [1]) Giovanni Villani, der mit großer Unparteilichkeit ſchrieb, gibt ſeinem hohen Geiſte ein ehrendes Zeugniß. Ein Fürſt mit ſolchen großen Eigenſchaften that Italien Noth; die Kirche erkannte auch wohl die Gefahr, die ihr von ihm drohte, und nie rüſtete ſie ſich mit mehr Ernſt, nie bot ſie mehr Schlauheit, Kunſtgriffe, Verblendungen des Volks, kurz alle geiſtliche und weltliche Waffen auf, als gegen ihn. Auch war es ihr letzter Kampf dieſer Art, ihre Anſtrengungen hatten ihre Kräfte erſchöpft, der Triumph ihres Uebermuths war eine Lehre für die Fürſten und Völker, und wenige Jahre nachher erlag ſie der Macht des franzöſiſchen Philipp. Neapel war die Wiege des großen Friedrich, es reichte ſeiner Jugend die erſten Blüthen, und empfing dafür die erſten Wohlthaten von dieſem kühnen aufſtrebenden Geiſt. Als deutſcher Kaiſer von den Ränken der nie ruhenden Kirche von einem Kampf zum andern, von Schlachten zu Vertheidigungsſchriften, von der Lombardei bis nach Jeruſalem gehetzt, ließ er Neapel und Sicilien fortwährend der glücklichſten Ruhe genießen, und während das übrige Italien ſich in Parteiwuth aufzehrte, ſammelte ſich hier, von Friedrich's großem Geiſt angezogen, und durch ſein Beiſpiel ermuntert, eine Schar auserleſener Männer jener Zeit, welche den Grund zu der italieniſchen Sprache und Literatur legten. Mit Friedrich ging das Hohenſtaufiſche Haus unter, und franzöſiſche Räuber bemächtigten ſich, von der Kirche gerufen, des Erbtheils Konradin's, nachdem ſie den Beſitzer ermordet. Ein beſſeres Zeugniß als alle Geſchichtſchreiber zu Gunſten der deutſchen Regierung gibt die große Abneigung der Neapolitaner gegen die neue Herrſchaft, die freilich von der vorigen ſehr abſtach. Bedrückungen und Uebermuth der Franzoſen machten endlich das Joch unerträglich, und die lange im Stillen vorbereitete Empörung brach plötzlich in der ſchrecklichen Mordſcene der ſicilianiſchen Vesper aus, 1282.

Unterdeſſen hatte der Tod Friedrich's II. auch Norditalien von Deutſchland unabhängig gemacht, aber die Zerſplitterung in eine Menge kleiner, einander befeindeter Republiken leuchtete deſto

---

1) Ricordano Malispini, Storia fiorentina. Ausg. von Follini. Florenz 1816. Cap. 107.

greller hervor. Ihre unaufhörlichen Befehdungen führten ſie bald in die Netze ihrer ehrgeizigen Bürger, welche ſich die Trennungen in päpſtliche und gegenpäpſtliche Parteien zu Nutze machten, um in den Freiſtaaten ihre Throne zu errichten und zu befeſtigen. In der Mark Treviſo erhob ſich der ſcheußliche Tyrann Ezzelino, der ſich bald einen großen Theil der Lombardei unterwarf; er behandelte die Menſchheit mit ſolcher unerhörten Grauſamkeit, daß ſich eine allgemeine Ligue gegen ihn bildete, und 1259 ſogar ein Kreuzzug gegen dieſes Ungeheuer geführt wurde.[1]) Die Herrſchaft der Markgrafen von Eſte verbreitete ſich über Ferrara, Modena und Reggio. In Mailand brachten die Zwiſtigkeiten des Volks und des Adels die Macht in die Hände der Della Torre, darauf der Visconti. Unterdeſſen zerfleiſchte eine blutige Eiferſucht die Städte Genua, Piſa, Florenz und Venedig, und brachte der Gibellinen- und Welfenſtreit Florenz, Siena und Arezzo an den Rand des Untergangs. Am Fuße der Alpen erhob ſich der Markgraf Wilhelm V. von Montferrat zu einem mächtigen Fürſten durch Vereinigung mehrer kleinen Staaten oder Städte, Pavia, Novara, Aſti, Turin, Alba, Ivrea, Aleſſandria, Tortona, Caſale, und ſelbſt eine Zeit lang Mailand. Seine Herrſchaft wurde bald drückend und tyranniſch, er ward in einer Revolution geſtürzt, und endete ſein Leben in einem eiſernen Käfig, 1292. Alle jene Städte aber, bald vereinigt, bald getrennt, fuhren fort, wie das übrige Italien, ein Raub des herüber- und hinüberfluthenden Haſſes und Kriegs der Welfen uud Gibellinen zu ſein.

So waren alſo die drei Jahrhunderte, vom 11. zum 13., voller Unruhe, auswärtiger und innerer Kriege, Revolutionen, Staatsveränderungen. Das ganze Land von den Alpen bis zu Neapels Gränze war von beſtändigen Gährungen durchbrauſt; faſt keine Stadt, die nicht dem allgemeinen Drange gefolgt wäre. Es war eine Epoche des Uebergangs, des Bildens neuer Stoffe und Verhältniſſe, die ſich bald als Niederſchlag der Gährung zeigten. Der alte Zuſtand, in welchen römiſche Schwerter und Joche die italiſchen Völkerſchaften eine lange Zeit eingezwängt hatten, war unmöglich geworden, doch fehlte im Anfang die Kraft, die alte gei-

1) Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, chap. 12.

ſtige Form zu zerbrechen; eine Reihe fremder, meiſt nordiſcher Völker friſchte die Nation auf, und nun fehlte der überſprudelnden Kraft das Maß der Beſonnenheit. Leidenſchaft zerriß die Bande, die Italien allein Frieden, Macht und Genuß der errungenen Güter ſichern konnten, und die einzige Macht, welche in der Verwirrung die Beſonnenheit behielt, und daher allein unermeßlich gewann, die Kirche, wußte dieſe Zerriſſenheit der Staaten, als das Element ihres Wachsthums, wohl zu unterhalten. So wurden die Kämpfe der Städte um ihren Zweck gebracht, und dienten nur einem fremden Streben als Mittel. Der Koſtnitzer Friede, der Culminationspunkt der Erfolge der lombardiſchen Städte, war nicht der Anfang ihrer Freiheit, ſondern ihres Falles; das Zurückziehen der deutſchen Kaiſer aus Italien endigte nicht die furchtbarſten Kriege in dieſem Land, und es ergab ſich, daß jene Kämpfe nicht zwiſchen Republiken und Kaiſern, ſondern zwiſchen Feinden und Bundesgenoſſen der Kirche geführt wurden. Der politiſche Zuſtand Italiens nahm alſo eine unglückliche Wendung, welche die Anſtrengungen der Nation, wenigſtens in ihrem anfänglichen Streben, nicht verdient hatten. Allein ſollte die Menſchheit überhaupt in dieſem Theil der Erde nichts von dieſen Verwirrungen gewonnen haben? In den Reibungen der einzelnen Städte, in ihrer Eiferſucht, in den glücklichen Siegen über einen mächtigen Unterdrücker, welche Hoheit mußte der Genius des Volks ſchöpfen, welche Stärke mußte der Eigenwille einzelner Bürger erhalten, da jeder mit ſeinen Armen das Ganze trug, mit ſeinem Schild beſchützte; ſelbſt Haß und Eiferſucht, zwei durchaus aufregende Leidenſchaften, die im Anfang wenigſtens von Patriotismus veredelt waren, mußten ungemein dazu wirken, die Energie noch mehr anzuſpannen. Die Rivalität ſo vieler ſehr kleiner Staaten hatte in mancher Hinſicht die nämlichen wohlthätigen Folgen wie in Griechenland; ſie beförderte den Wetteifer und hielt die Aufmerkſamkeit der Bürger beſtändig wach. Der Staat war Eigenthum jedes Bürgers, das er aber ohne ſeine Wachſamkeit beſtändig in Gefahr war zu verlieren; jeder Einzelne ſtand dem Mittelpunkt und Sitz der Regierung viel zu nahe, um nicht das lebhafte Intereſſe an den Veränderungen derſelben, an jeder Ehre und jedem Schimpf, die die ihr widerfuhren, zu nehmen, und die geringſte Bewegung der

Maſchine zu verfolgen und zu verſtehen. Politik durchwebte alſo neben dem Beruf eines jeden das ganze Dichten und Trachten deſſelben, und zwar eine durch glänzende Erinnerungen belebte Politik, und gerade die Geſchichte ſeiner Zeit gab der glühenden Phantaſie des Italieners einen mächtigen Schwung zu begeiſterten Thaten. Alle große Männer, in welchem Fach es auch ſei, waren daher entweder ſelbſt Staatsmänner und im Beſitz der oberſten Würden, oder ſie nahmen doch den lebhafteſten Antheil an allen Schickſalen ihres Vaterlandes. Wir erinnern nur an Pier delle Vigne, Brunello Latini, ſpäter Dante, Petrarca und viele Andere. Als die Republiken ſich wieder in Herzogthümer verwandelten, wurden dieſe neuen Beſitzungen allerdings auf die Nachkommen vererbt, allein die Erbſchaft mußte doch erſt durch Kämpfe erworben werden, und fiel dem Tapferſten zu, ſodaß das Kriegsglück gar oft einen Riß durch das Teſtament machte. Zuweilen auch wurden die Herzogthümer durch unternehmende Soldatenchefs, die ſich ganze Gebiete zueigneten und mit dem ihnen anhänglichen Heer behaupteten, in viele kleine Herzogthümer zerriſſen, ſobald die kräftige Hand, die ſie zuſammenhielt, erkaltet war.

§. 4.

Handel.

Von der Entſtehung der bürgerlichen Ordnung aus dieſem Chaos der Verhältniſſe werden wir ſpäter zu reden Veranlaſſung haben. Als eine Haupturſache der frühen Kultur Italiens drängt ſich uns vor Allem hier der blühende Handel auf, welcher in dieſen Jahrhunderten zu einer faſt unglaublichen Höhe geſtiegen war. Venedig, Piſa und Genua ragen beſonders durch einen erſtaunlichen Erfolg hervor, und erneuern die Zeiten von Tyrus, Milet und Karthago. Nur die Küſten des Mittel- und ſchwarzen Meeres waren der Schauplatz ihrer Anſtrengungen, aber ſie erſchöpften in dieſen engen Schranken alle Größe, die ſich nur erreichen ließ. Venedig iſt die eigentliche Stadt des Mittelalters; ſie fing mit demſelben an, und ihre Größe brach mit dem Ende deſſelben zuſammen. Furcht vor den Hunnen und Longobarden trieb viele ärmere Bewohner Norditaliens auf die Laguneninſeln

des adriatiſchen Meeres, und bald erhob ſich auf Rialto der Regierungsſitz über eine volkreiche Stadt. Der Schützling des Hadria ward bald zu ſeinem Meiſter; durch große Handelsvortheile, die ihm von Rom und Conſtantinopel ertheilt wurden, hob ſich Venedig ſehr ſchnell, bot ſelbſt den Arabern die Spitze, und die Städte Illyriens und Dalmatiens ſtellten ſich unter ſeinen Schutz. Die Kreuzzüge waren der Höhepunkt des Glanzes der Venetianer. Sie beſorgten mit Genua und Piſa die Transporte der Kreuzheere, Waffen, Lebensmittel, Pilger; ja ſie nahmen ſelbſt thätigen Antheil an der Bekämpfung der Sarazenen im gelobten Land, und das Ritterheer der kleinen Republik Venedig erwarb ſich Achtung neben den deutſchen und franzöſiſchen Armeen. Die iſolirte Lage hielt die Venetianer mehr fern von den aufreibenden Streitigkeiten der lombardiſchen Städte, während ſie von dem großen Kanal des Handels und der Kultur unterſtützt, alle ihre Kräfte auf Vergrößerung ihrer Macht richten konnten. Ihre größte und erfolgreichſte Waffenthat, die zugleich einen Beweis von der Macht dieſer kleinen Republik abgibt, war die Eroberung Conſtantinopels und die Errichtung des lateiniſchen Kaiſerthums unter ihrem berühmten Dogen Dandolo. [1]) Die Plünderung der griechiſchen Hauptſtadt und des ganzen Reichs, die ihnen übrigens wenig Ehre machte [2]), brachte unermeßliche Reichthümer nach Venedig, und erhob manche ſeiner Bürger zu fürſtlicher Macht. Einzelne Kaufleute zählten unter ihre Beſitzthümer große Trümmer des morgenländiſchen Reichs, Candia, die Inſeln des Archipelagus und des joniſchen Meeres lieferten ihre Schätze an die

1) Ein Zeugniß von dem Anſehen dieſer Kaufleute gibt die Demüthigung, welcher ſich die Abgeordneten der franzöſiſchen Fürſten und Ritter bei ihren Unterhandlungen wegen der Ueberfahrt zum vierten Kreuzzug unterziehen mußten. Auf ihren Knien mußten ſie das auf dem Markusplatz verſammelte Volk bitten, daß es den Vertrag ſeines Dogen mit ihnen annehmen möge. Cit. bei Sismondi, Hist. des Rép. ital., Tom. II, chap. 14.

2) Die Italiener zeigten in dieſem Kreuzzug diejenige Barbarei, die ſie ſo gern den Barbaren der Völkerwanderung vorwerfen. Sie brannten und plünderten acht Tage lang Conſtantinopel, zerſchlugen die Statuen, zerſtörten die Gebäude, verbrannten die Bibliotheken, wobei manches einzige Werk des Alterthums verloren ging. Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie, Tom. I, pag. 147.

ſtolze Herrſcherin des Adria ab, der ganze Welthandel von Oſtindien und Perſien über die Städte Kleinaſiens und Conſtantinopel ging durch die Hände der Venetianer. Eine tiefe Wunde erlitt die Stadt in dem Augenblick des höchſten Glücks durch die rivaliſirenden Genueſen, welche 1261 das lateiniſche Kaiſerthum ſtürzten, das byzantiniſche Reich wieder herſtellten, und dem Handel einen neuen Weg über Alexandria nach dem liguriſchen Meerbuſen eröffneten. Doch hatte Venedig, das durch ſeine gewaltſame Einführung einer Erbariſtokratie 1297, den Grund zu ſeiner nachmaligen Schwäche legte, die Genugthuung, ſeinen Feind, die Genueſen, in dem harten Kampfe um die Herrſchaft der Lombardei unterliegen zu ſehen, und noch einmal im vollen Glanz eines mächtigen Eroberers aufzutreten. Aber dieſe zweite Glücksperiode gehört einer ſpätern Zeit an.

Piſa und Genua gingen anfangs ziemlich gleichen Schritt. Beide blühten nach Karl's des Großen Zeit durch den kräftigen Freiheitsſinn und thätigen Handelsgeiſt ihrer Bürger auf, beide wurden beſonders durch die Kreuzzüge gehoben, beide theilten aber auch das Schickſal aller lombardiſchen Städte, und wurden von Parteikämpfen zerrüttet. Piſa eroberte ſich im Kampfe mit den Sarazenen Sardinien, Corſica und die Balearen, und gründete eine Menge Kolonien in der Levante. Die ſtolze Stadt, welche ſich die Königin des Mittelmeers nannte, hatte damals eine Bevölkerung von 150,000 Einwohnern, und konnte dem König von Jeruſalem 40 Schiffe zu Hülfe ſenden. Genua, deſſen Lage ſchon zum Seehandel nothwendig antrieb, und welches ſchon vor Venedig Verbindungen mit der Levante unterhielt, breitete ſich an der Küſte des Mittelmeers aus, und unterwarf ſich Montferrat, Monaco, Nizza, Marſeille, faſt die ganze Küſte der Provence, und auf der öſtlichen Seite den Golfo della Spezzia. Aber nun gerieth es in einen gefährlichen Conflict der Intereſſen mit Piſa, welches, ſchon längſt ſeine Nebenbuhlerin im Auge behaltend, nun ihr nächſter Nachbar geworden war. Eiferſucht und Gewinnſucht erweckten einen furchtbaren, faſt 200 Jahre ununterbrochen fortdauernden Vertilgungskrieg zwiſchen beiden Handelsſtaaten, von 1119 bis 1284. Die Flotten beider Nebenbuhlerinnen ſuchten ſich auf allen Meeren auf; nach jeder Seeſchlacht machte die beſiegte Stadt neue Anſtrengungen, eröffnete neue

Hülfsquellen, ſuchte ſich neue Bundesgenoſſen, und griff mit neuer Wuth an. Die allgemeinen Befehdungen der Welfen und Gibellinen untergruben auch hier die Macht, und innere Parteiungen mächtiger Geſchlechter zerriſſen die Kräfte des Staates. So ſank zuerſt das gibelliniſche Piſa, nachdem es einen blutigen Zwiſt der welfiſchen Florenz, Lucca und Siena beſtanden, nachdem es alle ſeine Mittel gegen Genua erſchöpft, und ſelbſt die Privatleute die größten Opfer gebracht hatten. Das unglückliche Seetreffen bei Meloria, das dem Grafen Ugolino eine traurige Berühmtheit gegeben, ſchwächte die ſtolze Seeſtadt für immer, ſie verlor ihre Kolonien und ihren Handel, kam nach rühmlicher Gegenwehr, die eines beſſern Looſes würdig war, unter die Herrſchaft von Florenz, und trat ſeitdem aus der Reihe der bedeutenden Städte Italiens für immer heraus.

Genua konnte ſich nur halb des Sieges freuen, denn unterdeſſen hatten die Venetianer ein lateiniſches Kaiſerthum zu Conſtantinopel errichtet, und der ganze Handel von Europa ſchien an die Straße des adriatiſchen Meeres gefeſſelt. Um dieſen zu ſchaden, knüpften die Genueſen, die ſchon einen großen Antheil an dem griechiſchen Handel hatten, verſchiedene Bündniſſe mit den Morgenländern, und verſchafften ſich mit raſtloſer Thätigkeit Begünſtigungen beim Einkauf der reichen Erzeugniſſe der Levante. Von der Vorſtadt Pera aus, die faſt ganz unter dem Druck dieſer kühnen Kaufleute ſtand, beherrſchten ſie das ſchwarze Meer, und gründeten mehre Kolonien, beſonders auf der Halbinſel Krimm, unter welchen die Stadt Caffa einer der ſchönſten und reichſten Handelsplätze wurde. Von ſolchen mächtigen Hülfsmitteln geſtärkt waren die Genueſen nicht nur im Stande, die Venetianer aus dem Beſitz des griechiſchen Kaiſerthums zu verdrängen, ſondern ſie entriſſen ihnen auch den Hauptzug des Handels. Hierüber entſtand natürlich derſelbe Vertilgungskrieg wie mit Piſa, der die folgenden Jahrhunderte mit blutigen Denkmalen bezeichnete, und worin beide Republiken ihr gegenſeitiges Vorurtheil und die unerſättliche Habſucht ihrer Kaufleute zu beklagen hatten, die, mit den Leidenſchaften des Haſſes und Neides aufs Höchſte geſteigert, ihre Kräfte aufzehrten und ſie oft die zweckmäßigen Mittel verfehlen ließen. Genua litt übrigens auch an denſelben Uebeln, wie die lombardiſchen Städte. Dieſelbe Herrſch-

begierde der mächtigen Geſchlechter und ihr Streben ſich die Regierung anzumaßen führte gegen die Eiferſucht des Volks auf ſeine demokratiſche Verfaſſung beſtändig Krieg, und die Zerſtörung der Häuſer, Plünderung des Eigenthums, Verbannung und Verjagung der Parteien waren Scenen, welche Genua mit allen jenen Republiken gemein hatte.

Wenn gleich dieſe Handelsſtädte der allgemeinen Richtung Italiens zu jener Zeit, der Parteiwuth, dem Haß und der Eiferſucht unterlagen, und durch die innere Zerriſſenheit ihr eignes Werk zerſtörten, ſo war doch ihr Handel eine Zeit lang in der höchſten Blüthe, und für die allgemeine Kultur Italiens von großer Wichtigkeit, ja vielleicht ganz unentbehrlich. Der Waarenzug verbreitete ſich von dieſen Stapelplätzen aus in das Innere, und alle bedeutendern Städte nahmen mehr oder weniger Theil an den aus Oſtindien geſchöpften Reichthümern. Venedig und Genua verſorgten zunächſt die Lombardei, Piſa die Nachbarſtädte Florenz, Siena u. ſ. w. mit ihrem Ueberfluß. Das Beiſpiel regte mächtig an, die Luſt nach Thaten, nach Vergrößerung und Gewinn ergriff auch die ſüditaliſchen Städte, und unter den normanniſchen Königen und Friedrich II. war der Handel derſelben nach Griechenland und den Ländern der Sarazenen nicht unbedeutend. Der Handel iſt immer der Kanal der Kultur, und ſie nahm von jeher denſelben Weg wie der Waarenzug. Griechiſche Sitten und Künſte, die Blüthen des arabiſchen Ritterweſens, die Wiſſenſchaften und die Poeſie des Orients wanderten mit den Kaufmannsgütern ein. Die Völker lernten ſich näher kennen, ſuchten einander zu freundſchaftlichem Verkehr auf, und was kein Erobererſchwert je bewirken konnte, das gelang unter der Palme des Handels, Morgen- und Abendland tauſchten einander ihre Sitten und Gewohnheiten, ihre Kenntniſſe und Künſte aus. Europa, das überhaupt alles Fremde beſſer zu benutzen weiß, hat durch dieſen Austauſch ungemein gewonnen, und wenn unſere jetzige Kultur, Wiſſenſchaft und Kunſt aus jenen Zeiten ihren Urſprung herleitet, ſo hat unſtreitig der Handel der italieniſchen Städte einen großen Antheil an dem Aufwachen derſelben genommen. Aber auch ſchon gleich unmittelbar bewirkte er eine große Veränderung. Die ungemeſſenen Reichthümer, welche in den Städten zuſammenfloſſen, führten eine weichere, bequemere

Lebensart, dadurch größere Feinheit der Sitten und eine Prachtliebe ein, welche auf die Gewerbe, Manufacturen und Künſte einen ſehr belebenden Einfluß hatten. Beſonders war Piſa die erſte italieniſche Stadt, welche ſich durch Pracht in der Baukunſt auszeichnete. Die öffentlichen Gebäude derſelben ſind noch jetzt bewunderte Zeugen ihrer damaligen Größe. Der Rieſenbau des Doms iſt aus dem 11. Jahrhundert, das Battiſterio und der hängende Thurm ſind Monumente des 12. oder ſpäteſtens 13. Jahrhunderts, ſowie auch die Arkaden an dem merkwürdigen Campo ſanto, zu welchem die Piſaner die Erde von Jeruſalem holten. Auch die Markuskirche in Venedig und die Kirche S. Vital in Ravenna zeugen von dem Reichthum jener Zeiten. Neben der Baukunſt erwachte auch die Malerei, beſonders in Florenz, und die lange Reihe merkwürdiger Künſtler eröffnete Cimabue, Giotto und Oderigi. Mit der Vermehrung des Reichthums und dem vervielfältigten verfeinerten Genuß deſſelben ward auch der Wunſch und das Streben nach Ordnung, Sicherheit und Freiheit des Privateigenthums rege, und mitten durch den Uebermuth einzelner Reichen und mancher unternehmenden Männer, mitten unter den Befehdungen der mächtigen Familien und ihrer Parteien war die Richtung des Volks zu geſetzmäßiger Einrichtung ſichtbar, ja gerade dieſem Wunſch nach Ruhe, Einheit und Sicherheit verdankten oft die Tyrannen die Leichtigkeit, womit ſie ihren Thron in einer Stadt errichten konnten. Das Rechtsgefühl ward im ganzen Lande wach, und plötzlich ſah man eine Menge Rechtsſchulen entſtehen, wovon einige bald einen europäiſchen Ruf erlangten.

§. 5.

Ritterweſen.

Während ſich aus longobardiſchem Element und mit nordiſcher Kraft ausgerüſtet ein Bürgerſtand bildete und nach und nach durch Thätigkeit, Handel, Reichthum und Macht die höchſten Stellen der bürgerlichen Geſellſchaft einnahm, ging Hand in Hand mit ihm ein dem Mittelalter faſt eigenthümlich angehörender Stand, der Ritterſtand, welcher von dem überwiegendſten Einfluß auf die Ausbildung der menſchlichen Geſellſchaft war. Ebenfalls germaniſchem Boden entſproſſen war das Ritterthum, ſowie der

Handel, der Bildner der Menſchheit, der Verfeinerer der Sitten, und vollbrachte das, was eigentlich der Kirche zugekommen wäre. Die germaniſche Nation ſchied ſich von jeher in Herren und Knechte, Befehlende und Dienende, in mancherlei Schattirungen und Abſtufungen vom Herzog und Grafen bis zum gemeinen freien Mann. Jagd und Krieg waren ſeit den älteſten Zeiten die einzige für würdig gehaltene Beſchäftigung, Sieg und Beute das höchſte Ziel. Fröhliche Kampfesluſt, die wohl zuweilen in Uebermuth gegen die Schwächern ausartete, ein ſtolzes Selbſtgefühl, das aus dem Sieg und der Kraft hervorging, Gefühl der Ebenbürtigkeit, und der Drang, durch ausgezeichnete Thaten den Ruhm des Stammes zu wahren und zu mehren, unterſchied ſchon frühe die Stände. In dem Krieg gegen die Ungarn, welche durch ihre Reiterei den Deutſchen oft große Niederlagen beibrachten, kam es darauf an, einen ähnlichen Reiterdienſt in dem deutſchen Heere einzuführen, um das Gleichgewicht in den Schlachten herzuſtellen. Dieſem beſchwerlichen Dienſt widmete ſich der vornehmere Theil der Nation, erhielt dafür manche Privilegien, und ward ein beſonderer Stand, der Ritterſtand, zu welchem jeder Freie und Herrſchende gehörte. Wir wollen uns hier nicht über den Urſprung dieſer eigenthümlichen Erſcheinung, der in einer andern Sphäre zu ſuchen iſt, weiter aufhalten [1]), genug, wir finden ſie im 11. Jahrhundert in voller Blüthe und in verſchiedener Geſtalt auftreten, die ihr die verſchiedenen Länder und Nationalcharaktere nothwendig aufdringen mußten. Sowie Alles in dieſer Zeit ſich zu regeln und feſtzuſetzen begann, die Völker durch ein erhöhtes Nationalgefühl ſich ſtrenger ſchieden, die einzelnen Stände ihre Kräfte concentrirten und ſich vor den übrigen in Achtung zu ſetzen ſuchten durch äußerſte Anſtrengung, der Handelsſtand ſeine größte Thätigkeit mit glücklichem Erfolg entfaltete, der geiſtliche Stand nahe am Gipfel ſeiner Macht ſtand: ſo ſchloß ſich auch der Ritterſtand zu einem beſondern Inſtitut ab, und ſuchte nach beſtimmten Formen und Geſetzen, deren er viele aus der niedern Sphäre der Handwerkerzünfte und Mönchsorden entnahm. Dadurch ward der Stand ein abgeſchloſſener, die Aufnahme war be-

1) Hallam, Europe during the Middle Ages, Tom. IV, p. 285 ff. hat ihn unter Anderm weitläufig auseinander geſetzt.

dingt, die Regeln erforderten eine gewiſſe Fertigkeit, und der Neuaufzunehmende war als Page oder Bube, dann als Knappe manchen Vorübungen in allen ritterlichen Tugenden unterworfen, bis er im 21. Jahre unter vielen Feierlichkeiten zum Ritter geſchlagen wurde. Der Zweikampf als Gottesurtheil war der Richter in Streitigkeiten, die Wappen wurden äußere Unterſcheidungszeichen, und ſelbſt die Ahnenprobe, auf beſtimmte ſtrenge Geſetze gebracht, erhöhte das Anſehen des Standes. Die Zeit Karl's des Großen trieb dem Ritterthum die erſten Blüthen. Sie war die ſchöne fabelhafte Heldenzeit der Ritter, von welcher die Erzählungen immer ihre Friſche behielten. Kampf und Gefahr gegen rohe Völker, Unterdrückung der frechen Räuber und Uebelthäter, Schutz für das beleidigte Recht, waren die Grundſtoffe, aus welchen ſpäter die Verfeinerung die zarteſten Fäden ſpann, die Ritterkämpfe in Deutſchland in den Kriegen der Kaiſer, in Frankreich unter den Großen des Reichs, beſonders die Kriege in Spanien gegen die Araber waren die Schule, wo der Stand ſich veredelte. Die frühe Bekanntſchaft der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Völker mit den Normannen gab dem Ritterthum bald die romantiſche Färbung, die es ſo anziehend macht. Dieſes nordiſche Küſtenvolk, deſſen eigentliches Lebensprincip Abenteuer, Heldenſagen und Ritterübungen waren, brachte zu dem aufſtrebenden Thatendurſt des Ritterſtolzes den ernſt erhabenen Charakter, die dem Norden ſo eigne Innigkeit, die Hochachtung für das zarte Geſchlecht, welche als neue Blumen bald in den Kranz der Rittertugenden geflochten wurden. Dieſer tiefernſte Zug, dieſes Streben zum Erhabenen, welches das jugendliche Feuer jener Epoche zu allen Tugenden des Enthuſiasmus erheben konnte, gab dem ganzen Inſtitut eine höhere Richtung. Der Drang zur Thätigkeit verlangte ein höheres Ziel, die Innigkeit regierte im Schloß des Ritters, und belohnte ſeine über alle Prüfungen ſiegende Treue für die Dame ſeines Herzens; Tüchtigkeit und Biederkeit der Geſinnung, ehrenfeſtes Betragen, Abſcheu vor allem Gemeinen waren endlich nur einzelne Züge jenes erhabenen Charakters, der dem Ritterthum von dem Norden aufgeprägt wurde. Dieſer Charakter war unſtreitig ein Sohn der Natur jenſeits der Nordſee und des baltiſchen Meeres. Die eisbedeckte Flur, das rauhe Gebirg, der zerriſſene öde Meeresſtrand mußten von jeher den Be-

wohner auf ſich beſchränken, zur Einkehr in ſich nöthigen, die Phantaſie mächtig erwecken; die erhabenen Naturſcenen des nordiſchen Himmels gaben dem Gemüth reichliche Nahrung und einen höhern Schwung, während zugleich die Gefahren des unwirthlichen Klimas und des Seelebens Geiſt und Körper ſtählten. So ausgerüſtet ſteuerte der Normanne dem Süden zu, Abenteuer und Beute ſuchend, und gab ſicher dem Ritterthum, wenigſtens in den nördlichern Ländern, die eigentliche Seele, das tiefere Gemüth.

Dem Süden ſchien es vorbehalten, wie in allen Lebensverhältniſſen, ſo beſonders dieſem Stand die gefälligere Form, die feinere Sitte und Lebensart zu verleihen. Dies vollendeten die Araber, in mancher Hinſicht den Normännern ähnlich. Auch ſie ſtanden unter den Einflüſſen einer öden Natur, nur in anderer Art, an den Gränzen einer ſtillen Wüſte. Eigenthümliche, räthſelhafte Phänomene hielten ihre Phantaſie in immerwährender Spannung, wie bei den Normännern die Stürme des Meeres, ſo hier die Schreckniſſe der Wüſte, der eigentlichen Wiege der Wundermärchen; das heiße Blut regte mächtig auf, drängte den Araber nach Außen, nach der Form; da er dieſe aber in der gleichförmigen Natur vergebens ſuchte, ſo war die Phantaſie deſto geſchäftiger in Ergänzung, im Schaffen immer neuer Bilder, womit ſie die öde Umgebung ſchmückte und belebte. Dabei war die Richtſchnur dieſer ungemein thätigen Phantaſie ein gewiſſer Stolz und Sinn für das Edle und eine feurige Liebe. In der Unterhaltung des glühenden Morgenländers ſpielt überhaupt das Weib eine große Rolle; Kurzweil, Tändeleien, Spiele und Tänze ſind die Vergnügungen im Frieden. In dem Geſetz Mahomed's wurde ihre Stellung bedeutend erhöht, ſie hatten nicht geringen Antheil an der Bildung des arabiſchen Reichs, und die Helden waren auf die Freuden angewieſen, welche ihnen die ſchönſten Frauen im Paradies gewähren ſollten. Da dieſe idealiſchen Weiber das höchſte Gut waren, ſo mußten ihre irdiſchen Stellvertreterinnen ſchon ungemein in der Achtung ſteigen. Doch verhalfen ihnen dazu auch ſolidere Eigenſchaften; die Zelte der Frauen begleiteten die Araber bei ihren Wanderungen und Eroberungen, ſie trugen alles Ungemach des Krieges mit ihnen, verſüßten ihnen die Beſchwerden des Zuges, ja die beherzteſten feuerten ſie zum

Muthe und zur Auszeichnung in den Gefechten an. Sie hatten daher an der Größe der Nation, an dem Ruhm der Einzelnen ihren unbeſtrittenen Antheil, ungefähr wie bei den Spartanern, aber ſie nahmen eine höhere Stellung ein. Der galante Morgenländer legte ihnen die Frucht ſeines Sieges zu Füßen, und ſie erhielten das Amt der Ehrenertheilung. Die innige Verſchmelzung weiblichen Lebens und weiblicher Sitte mit dem Kämpfen und Ringen nach Ehre und Ruhm gab dem ganzen Treiben der Araber die zarte Färbung, die keiner ſeiner geringſten Reize war. Ehre und Liebe waren die zwei Haupttriebfedern des arabiſchen Ritterthums, die ihm auch einen ſo leichten Eingang in das Abendland verſchafften; Abenteuer, Kampf für die Ehre und den Glauben, Rache für jede Beſchimpfung ihres Stammes oder ihrer ſelbſt, Geſang und Wettkampf ihre Beſchäftigung; ihr edles Roß, das zur Familie gehörte, ihr Schwert, die Geliebte und der Stolz auf eine edle Abkunft ihre Leidenſchaft. Die Luft der Palmenwälder gab allen ihren Leidenſchaften eine höhere Gluth, aber der Enthuſiasmus für ihren Glauben, für ihre Geliebte, für ihr ganzes Eigenthum und ihren Stamm gab dieſer Gluth ſtets eine edle Richtung. Durch ihr leichtes Gezelt an keinen Ort gebunden, durch frühere Beſchäftigung ihrer Vorfahren an ein wanderndes Leben gewöhnt, übten und genoſſen ſie die heilige Gaſtfreundſchaft, eines der ſchönſten Erbtheile des Alterthums, welches ganz zu ihrer romantiſchen Natur gehörte, und welches ſie auch nicht verloren, als ſie Eroberer wurden, große Reiche gründeten und blühende Städte bewohnten.

Dies war zugleich die Zeit, wo die reizende Form ihres Ritterthums mit dem tiefernſten Gehalt des normanniſchen zuſammentraf, und beide als Ein vollendeter Guß im Abendlande Leben und Ausbreitung bekamen. Spanien war, ſowie früher die Vorſchule, wo unter Karl dem Großen die ſchweren Tugenden des Ritterthums in harten Kämpfen und Gefahren erlernt wurden, ſo jetzt der Garten, wo das arabiſche Ritterthum ſeine glänzendſten Blüthen ausſtellte. Dem ernſten Nordländer wäre es wohl nicht eingefallen, der ſtrengen Pflicht das heitere Gewand in den Feſten, Luſtbarkeiten, Turnieren und Wettgeſängen zu geben. Der Süden entfaltete die Pracht und lehrte den Lebensgenuß. Und unſtreitig erhielt der ganze Stand eine höhere Weihe durch

die zuerſt in Spanien veranſtalteten feierlichen Kampfſpiele, welche Ritter aus allen Klaſſen und Ländern vereinigten, wo perſönliches Verdienſt die Krone erhielt, und Aufwand, Glanz und Sinnenreiz aller Art das ſtolze Gefühl des Sieges ungemein ſteigerte, und wo dieſe Feſte eine eigne romantiſche Weihe durch ihre Beziehung zu den Frauen erhielten, denen zu Ehren ſie gefeiert wurden. Es war eine harmoniſche Verbindung der männlichen Kraft mit der zarten Anmuth. Der Sieger in ſeinem ſtolzen Gefühl beugte ſich in ſehr richtig gefühlter Huldigung vor der liebenswürdigen Weiblichkeit, das Bild ſeiner Dame thronte vor allen Augen in der Mitte der Bilder der beſiegten Ritter, und eine Arbeit ihrer Hand, eine Schärpe, ein Kleidungsſtück war der ſchönſte Lohn, der Dank der Liebe der ſchönſte Gewinn des Siegers. Was ſonſt dienen konnte, dem Feſt eine heitere Würde zu geben, ward aufgeboten, die Pracht der Aufzüge, die Mannigfaltigkeit der Kleider, Wappen, die bunten Farben, in denen das Gefolge der Kämpfenden glänzte, die verſchiedenen Beamten, Herolde, Richter, Alles mochte einen unbeſchreiblichen Eindruck hervorbringen, und diente gewiß dazu, dem Stand einen edeln Charakter einzuprägen. Von den Arabern aus ging dieſe feinere Sitte über Spanien in das übrige Europa, und von ihnen aus ging auch die fröhliche Dichtkunſt denſelben Weg, die dem fröhlichen Spiel immer eine anmuthige Gefährtin blieb.

Sowie die Wurzel des Ritterthums eine fremdartige war, ſo paßten ſeine Maximen freilich nicht ſo ganz zu der Ausbildung des geſellſchaftlichen Lebens. Der irrenden Ritter und Abenteurer nicht zu gedenken, die nur ein Auswuchs der überkräftigen Pflanze waren, beſtand immer ein gewaltiger Abſtand zwiſchen dem proſaiſchen Bürgerthum, das ſich in derſelben Zeit mit ungemeiner Thätigkeit entwickelte und geltend machte, und dem Ritterthum, das indeſſen ebenſo wie die Poeſie zu dem jugendlichen Leben der Menſchheit nothwendig gehörte, und dieſer für die reifern Jahre eine wohlthätige Fülle und Friſche des Gemüths mitgab. Aber auch für ſeine Zeit war es von unberechenbarem Nutzen. Die ſtrengen Geſetze der Ehre, welche die Seele des ganzen Corps waren, hätten damals in Hinſicht auf die moraliſche Disciplin durch kein anderes Inſtitut, weltliches oder geiſtliches, erſetzt werden können. Wenn der erhabene Schwung, den ſie dem ganzen

Leben und Weſen der Ritter gaben, auch nur in einer jugendlichen Zeit der menſchlichen Geſellſchaft eine ſolche Macht ausüben konnte, ſo war es eben ein Glück für die Geſellſchaft, daß ſie eine ſolche Zeit der Poeſie, der Begeiſterung, der Schwärmerei gehabt, welche ihre Kraft nur erhöht hat. Ritterwürde war das Ziel des Strebens, und zwar ein Ziel, welches dem Unbemittelten wie dem Reichen und Vornehmen gleich offen ſtand, aber von dem Einen wie von dem Andern durch ausgezeichnete Handlungen verdient werden mußte. Der Ritterſchlag gab dem Mann am Ziel mühevoller Uebungen hohe Ehren, aber auch hohe Verpflichtungen, deren ſchönſte die Vertheidigung der Schwachen und Unterdrückten war. Dieſer letztere Grundſatz in einer Zeit, wo die Handhabung der Geſetze und der Ordnung bei dem ſchwankenden und gährenden Zuſtand der Staaten kaum möglich war, macht allein das Ritterthum zum wichtigſten Inſtitut des Mittelalters. Er ging bald auch auf die Frauen über, und erreichte dadurch ſeine ſchönſte Blüthe und ſeinen höchſten Enthuſiasmus. Die rohe Stärke, der aufſprudelnde Uebermuth ward gebändigt durch die Galanterie und Courtoiſie. Beide Namen ſtammen aus Frankreich, dem klaſſiſchen Lande des Ritterthums. Dort gab das Zuſammentreffen des heitern Südens über die Pyrenäen her mit dem romantiſchen Norden von der Küſte der Normandie die lebendigſten Funken. Dort ward der Ton des feurigen Lebensmuthes, des heitern Genuſſes, der Ruhmbegierde angeſchlagen, der bald im ganzen Abendlande wiederhallte. Beſonders im ſüdlichen Frankreich, in der Provence und Languedoc trug der milde Himmel, der Reichthum des Bodens, der rührige, aufgeweckte Charakter der Bewohner, die Nähe von Spanien viel dazu bei, das Ritterweſen auf das Vollſtändigſte zu entfalten. Was das irdiſche Leben an Genüſſen darbieten konnte, wurde dort in den Schlöſſern und Burgen der Grafen, Herzoge und Ritter in Fülle genoſſen. Reichthum und Prachtliebe ſchmückten die Sitze mit allen Blüthen der Kunſt; glänzende Waffen, ein zahlreicher Hof, wo auch der Sänger der Heldenthaten und der Liebesabenteuer nicht fehlen durfte, zeichneten den Rang des gaſtlichen Wirthes aus; Jagdluſt, heitere Bankette, ernſter Strauß in eigner oder des Lehnsherrn Angelegenheit, und vor Allem die Turniere, der Höhepunkt aller Pracht und Feſtlichkeit, waren ihre Beſchäfti-

gung. Reichthum war ihnen nicht Zweck und Ziel, wie dem zugleich aufblühenden Stand der Handelsleute, ſondern er mußte ſchnell und in der vollſten Kraft des Lebens genoſſen werden, und hierin iſt der Ritterſtand wiederum der ächte Repräſentant der Jugend der neugebildeten menſchlichen Geſellſchaft. Dieſe überſprudelnde Jugend zeigt ſich in dem romantiſchen Geiſt, in dem ganzen Weſen des Inſtituts, in der Sucht nach Abenteuern, in dem Enthuſiasmus für eine gefaßte Idee. Die irdiſche Liebe ſpielte bei ſolchem Charakter natürlich eine Hauptrolle, und war in den erſten ſchönern Zeiten des Ritterthums eine ebenſo vorzügliche Erzieherin und Bewahrerin der guten Sitten, als ſie ſpäter eine Urſache der Ausartung und des Verfalls ward. Ueberhaupt war die Gefühlskraft mächtig vorherrſchend in dieſer ganzen Epoche, und die Phantaſie, mit dem bändigenden Zügel des Verſtandes noch unbekannt, erſtieg den Gipfel ihrer Herrſchaft. Daß ſie wie gewöhnlich ihre Freiheit mißbrauchte, war natürlich, und wir begegnen in der Geſchichte des Ritterthums einer unzähligen Menge von Sonderbarkeiten, Abenteuern, auffallenden Gelübden gegen Damen, einem kindiſchen Liebesſpiel ſelbſt in den ernſteſten Begebenheiten, ſogar Selbſtquälereien, wobei die Standhaftigkeit der Ritter uns Bewunderung abnöthigt, und eines beſſern Gegenſtandes würdig geweſen wäre. [1])

Die Kreuzzüge gaben endlich dem Thatendurſt eine beſtimmte Richtung, der unſteten Phantaſie ein gewiſſes Ziel, und dem Ritterthum eine neue Form. Bei der allgemeinen Stimmung konnte die abenteuerliche Idee einer Eroberung des gelobten Landes nicht verloren gehen; die Kreuzzüge waren nur zu jener Zeit möglich, und hätten ohne das Ritterthum nicht zu Stande kommen können. Sie dienten übrigens dazu, die merkwürdigſte und glänzendſte Blüthe dieſes Standes zu entfalten, ſowie ſie dieſen zum Zenith ſeines Lebens ſteigerten. Der Enthuſiasmus, der alle Völker für dieſelbe Idee vereinigte, war aus religiöſen Gefühlen hervorgegangen, und daraus läßt ſich die erſtaunliche Kraft, die Aus-

1) In dem erſten Feldzug Eduard's trugen mehre engliſche Ritter das eine Auge verbunden wegen eines Gelübdes, das ſie ihren Damen geleiſtet hatten. Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 298 ff. gibt noch mehre Beiſpiele ſolcher Sonderbarkeiten.

dauer, die Aufopferung erklären, welche Einzelne an den Tag legten. Kaiſer und Könige verließen ihre Throne, Grafen und Ritter ihre Schlöſſer, ihre Familien, um mühſame Pilgerſchaften, zweifelhafte Feldzüge zu unternehmen, wo unſägliches Elend ihrer wartete. Weder Hunger, Drangſale, Krankheiten in dem ungewohnten Klima, noch Kriegsunfälle, langjährige ſchimpfliche Gefangenſchaft waren im Stande, den Eifer ſobald zu ermüden, der faſt 200 Jahre das Abendland in Bewegung ſetzte. Indeſſen brachten die Kreuzzüge die edelſten der Völker mit einander in Berührung, der heilige Zweck knüpfte ein ſchönes Band um das Abendland, und das Werk auf dem gelobten Boden entzündete einen Wetteifer, dem kaum etwas der Art gleich kam. Und die Idee, welche während der Unternehmung immer weiter ausgebildet wurde, wirkte wieder erhebend auf die Helden zurück; indem auf den Zügen alle ritterlichen Tugenden, Glaube, Gehorſam, Selbſtverläugnung, Tapferkeit, Ausdauer bei den mächtigſten Hinderniſſen, Gefahren und Unglücksfällen im höchſten Glanz ausgeübt wurden, gaben ſie dem ganzen Stand jener Helden einen eignen Adel, der noch lange fortwirkte, und ſpät noch treffliche Früchte zur Reife brachte.

Die Kreuzzüge brachten den Ritterſtand zuerſt in nähere Verbindung mit der Kirche, und natürlich ſogleich in Unterwürfigkeit. Die Kirche wußte immer mit vieler Geſchicklichkeit den Kunſtgriff anzuwenden, ſich ſelbſt in den Augen der Völker an die Stelle der Religion zu ſetzen, und der Zoll, welchen die Frömmigkeit der Zeit dieſer entrichtete, ward immer in einen Vortheil für die Kirche verwandelt. Sie begann ihre Eroberungen meiſt damit, daß ſie ſich der Ceremonien bemächtigte, und damit war bei dem ſinnlichen Volk die Herrſchaft begründet. Die Kirche ward nun das Licht des ganzen Inſtituts, die Geiſtlichen leiteten es, vermehrten die Ceremonien bei dem Ritterſchlag, weihten Roß und Schwert des Ritters, und bemächtigten ſich ſeiner Güter, wenn er zur Befreiung des Kreuzes auszog. Waren vorher Liebe und Ruhmbegierde die Triebfedern des Ritterthums, ſo wurden ſie jetzt Liebe und Kirche, und bald fielen Galanterie und Religion in Eins zuſammen. Dieſe Vermengung der Elemente trieb in den erſten Kreuzzügen mehre ſchöne Zweige in den Ritterorden, welche durch ihre Entſagung und Ausdauer in Beſchwerden und Ver-

pflegung der Kranken, Unterſtützung der Pilger, durch ihren hohen Muth gegen die Sarazenen, und wieder ihre chriſtliche Demuth und ihren Gehorſam gegen die ſtrengen Ordensgeſetze unſere Bewunderung verdienen. Allein damit war auch die ungeheure Spannung des allgemeinen Enthuſiasmus aufs Höchſte getrieben, die Fibern der Geſellſchaft erſchlafften, und da die Maſchine nicht ſchnell eingehalten werden konnte, ſo trat die Phantaſie in Schwärmerei und Fanatismus über, beſonders da die Kirche ſich einmal der Sache angenommen hatte. Der von Prieſtern angeführte Kinder-Kreuzzug war das erſte Symptom der unſeligen Vermiſchung der Begriffe, und der verruchte Kreuzzug gegen die Albigenſer ſowie die Ausbreitung des Chriſtenthums an den Küſten des baltiſchen Meeres durch Feuer und Schwert bewies, daß das Ritterthum durch die Kirche nichts gewonnen habe.

Nach den Kreuzzügen möchte man faſt geneigt ſein zu glauben, daß das eigentliche Ritterthum abgeſtorben ſei, obgleich noch ſpäter einzelne hehre Geſtalten aus der Maſſe auftauchen. Die begeiſterten Züge nach Jeruſalem hatten den ganzen Stand zu hoch geſpannt, und es war nach ihnen nichts Großes mehr zu thun übrig, wenigſtens nichts, was nach dieſer Steigerung in ſo hohem Grad intereſſiren und ergreifen konnte. Die gereizten Kräfte zehrten nun an dem Innern, und die übermächtig gewordene Phantaſie trat ganz aus den Schranken. Die Ueberlieferungen von frühern Heldenthaten erhitzten die Sucht nach den ſonderbarſten Abenteuern; die Galanterie und Courtoiſie verloren nach und nach ihren guten Namen, ſowie die Sitten ihre Reinheit. Die Romane jener Zeit, die Novellen von Boccaccio, die Poeſien der Troubadour laſſen einen ſehr leichten Sinn und eine völlige Rückhaltsloſigkeit zwiſchen beiden Geſchlechtern durchblicken. Aus denſelben Schriften geht ebenſo hervor, daß das nähere Verhältniß zur Kirche Manches beigetragen hat, den tiefreligiöſen Geiſt des Ritterthums zu verflachen. Der Drang nach Thaten und Auszeichnung war durch die Erziehung des Ritters bedingt, hatte durch die Kreuzzüge eine mächtige Anregung, doch ein gewiſſes ordnendes Ziel erhalten, mußte aber bei dem nun eingetretenen Stillſtand ſich eine Bahn ſuchen, die der Geſellſchaft oft ſehr läſtig war. Der Bürgerſtand hatte ſich ebenfalls während der Kreuzzüge bedeutend gehoben, und ſich im Handel einen poſitivern

Zweck gefunden, welcher allerdings Ordnung und Geſetz mehr beförderte. Beide Stände kamen alſo vielfach in Haber mit einander, und den Rittern wird ein gewiſſer unruhiger Geiſt mit Recht vorgeworfen, der nach beſtändiger Oberherrſchaft ſtrebte, und einerſeits in Ariſtokratismus, andererſeits in Raubluſt ausartete. Dies war indeſſen die nächſte Folge nach den Kreuzzügen, ſpäter hörte die Gährung auf, das Ritterthum huldigte der höhern Macht des Geſetzes, und ſah noch einmal eine glänzende Zeit über die Erde leuchten. Wenn indeß dieſer gährende Zuſtand im 13. Jahrhundert in andern Ländern weniger nachhaltige Folgen hatte, ſo brachte er in einem Theil Italiens eine völlige Veränderung hervor, indem der Kampf zwiſchen der Ariſtokratie und dem kaum erſt gebildeten Bürgerthum mit dem Sieg der erſtern endigte, und die ſtolzen Republiken unter ihre ſogenannten Tyrannen ſich beugten.

Aller Vorwürfe ungeachtet, die man dieſem Stand machen kann, war er eben doch für ſeine Zeit von unberechenbarem Werth. Schon im Allgemeinen waren ſeine Principien ungefähr auf dieſelbe Art für die Menſchheit bildend, wie ein unbewußtes Streben und Ringen nach einem eingebildeten Ideal die davon erfüllte Jugend adelt und vom Gemeinen abzieht. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Menſchheit ſich ohne das Ritterthum auf eine grobſinnliche Art entwickelt hätte. Ein Ueberfluß von Kräften war vorhanden und ſprudelte regellos und ohne das ordnende Geſetz des Verſtandes über. Die Kirche wollte und konnte nach ihrem Zweck der allgemeinen Entwicklung keine andere Richtung geben; das Ritterthum allein rettete die Geſellſchaft gewiſſermaßen aus irdiſchen Feſſeln, und gab den jugendlichen Gefühlen, von einer gewiſſen Ahnung geleitet, einen höhern Aufſchwung, der Kraft den Adel, dem Leben die Poeſie. Es war von einem unverkennbaren Streben beſeelt, die moraliſchen Geſinnungen zu erheben und zu reinigen, und die Grundzüge ſeines Charakters, die Biederkeit, Gerechtigkeit, Aufopferung und adlige Geſinnung glänzen durch die Veredlung, die ſie der ganzen Menſchheit beibrachten, weit über jene Flecken hervor, welche die Ausartung der Galanterie und Schwärmerei über ſein Daſein geworfen haben. Alles Schöne, Edle, Große ging in jener Zeit von dem Ritterthum aus, denn Edle gehörten zu dieſem Stand; Macht,

irdiſche Herrlichkeit, die ganze Poeſie des Lebens thronte in den Ritterſitzen, und das Ritterthum war das Prisma, welches der jungen Geſellſchaft die Strahlen der neu aufgehenden Sonne in heitern Farben wiedergab. Sein für uns wichtigſter Einfluß auf die Poeſie erfordert eine eigne ſpätere Unterſuchung.

§. 6.

Araber.

Wir müſſen vorher noch einmal zu den Arabern zurückkehren, welche auch auf andere Weiſe die Erzieher Europas wurden, und unſtreitig das merkwürdigſte und originellſte Volk im Mittelalter waren. Zu dieſem eigenthümlichen Charakter trug ihr Land und Klima, ihre Lebensweiſe und Geſchichte bei. Die undurchdringliche Wüſte, von welcher kein herübergewehter Duft oder Laut das Daſein irgend einer Vegetation oder eines animaliſchen Lebens verkündete, von welcher dem an der Gränze Wohnenden nach langer Verſchollenheit plötzlich wieder bekannte Geſtalten auftauchten, war von jeher das Land der Geheimniſſe und Räthſel, und ſetzte die Phantaſie mächtig in Bewegung, wozu auch die ſchroffe Abwechſelung zwiſchen Tagesgluth und der kühlen Nacht, zwiſchen fruchtbarem Erdreich und dürrem Sand beitrug. Unter dieſen klimatiſchen Verhältniſſen führte der Araber ein freies und veränderliches Nomadenleben; Städte waren ihm verhaßt, das leichte Zelt war bald aufgeſchlagen, und ließ bei ſeinem Scheiden kaum eine Spur ſeines Daſeins zurück. Während ihn alſo der Mangel an feſtem liegendem Beſitz eines großen Theils der irdiſchen Sorgen und Feſſeln enthob, war ſein Geiſt durch das beſtändige Kommen und Gehen, durch die ſich ſtets erneuernden Verhältniſſe, durch die Gefahren und Abenteuer auf ſeinen Wanderungen ausnehmend beſchäftigt, und in dem ganz ungebundenen Volk mußte die freiſte Seelenkraft, die Einbildungskraft, als Herrin ſchalten. Dieſe machte ſich in unzähligen Geſchichten und Märchen Luft, worin die Araber Meiſter waren, und in Liedern und romantiſchen Poeſien. Je beſchränkter das Beſitzthum der Araber war, deſto einfacher war, ſo zu ſagen, die Draperie dieſer Märchen, und die wenigen Gegenſtände, welche fortwährend die Nebenrolle ſpielten, das Schwert, der Bogen, das edle Roß, er-

hielten durch dieſe Poeſien eine höhere Bedeutung, und wurden gleichſam als Heiligthümer betrachtet. Die außerordentliche Theilnahme an dieſen Dichtungen munterte zu großer Ausbildung auf, der Beifall ſchuf eine unzählige Menge Dichter, das Ohr der Araber verfeinerte ſich, und die Sprache erhielt eine Kultur, einen Reichthum und eine Biegſamkeit, welche ſie zu einem Gegenſtand enthuſiaſtiſcher Verehrung machten. Sie lieh ſich ebenſo wohl zu den Uebertragungen der tiefſinnigſten Forſchungen und zu bündigen Weisheitsſprüchen, wie zu den Ausbrüchen der glühendſten Phantaſie, zu den alltäglichen Bedürfniſſen des Lebens wie zu den zarteſten Dichtungen. So fand Mahomed ſeine Nation, und er ſelbſt mußte einen Triumph in der Sprache und Poeſie erringen, um ſeinem neuen Glauben Eingang zu verſchaffen. Religion und Poeſie gingen nun Hand in Hand, beide begeiſterten die Araber gleich ſtark, beide ſtreckten das ſiegende Schwert derſelben bis in die Thäler Spaniens aus. Die reine Sprache des Koran verdrängte bald alle übrigen Dialekte, und öffnete dieſem ſelbſt Ohr und Herz der Gläubigen. So erſchien das Heiligſte in dem Schmuck und der Anmuth des Ausdrucks, beide ergänzten einander, und es iſt nicht zu verwundern, daß der Araber eine reine Begeiſterung für ſeinen Koran fühlte, der ſich ihm unter ſolcher Form einprägte, und daß er ſtolz auf ſeine Sprache war, die ihm das Heilige erhöhte und werther machte. Bei ſolcher Pflege mußte denn die Sprache nothwendig immer gewinnen, ſie ward ausdrucksvoll, kräftig, volltönig und erhielt einen ſolchen Ueberfluß an Reimen, daß ſie den Dichter wenig hinderte, ſondern im Gegentheil ſeiner Phantaſie immer neue Bilder zuführte.[1]) So gehörte die Sprache weſentlich mit zu ihrem Ruhm, ſie war ein heiliges Erbtheil und ſpäter das einzige Bindemittel, welches die aus einander fallenden Theile des großen Reichs wie an eine gemeinſame Glorie band. Daher ward die Grammatik vor Allem von den Arabern mit Eifer getrieben, die Liebhaberei an der Rein-

1) Wie reimreich die Sprache iſt und wie ſehr der Reim zu ihrem Weſen gehört, beweiſt der Umſtand, daß ſich in der Bibliothek des Eskurial viele arabiſche Wörterbücher befinden, worin die Wörter nicht nach dem Anfangsbuchſtaben, ſondern nach den reimenden Endſilben geordnet ſind. Andres, Orig. Progress. et Stat. attual. d'ogni Letter., Tom. II, p 198.

heit und Schönheit der Sprache ging in wahre Leidenſchaft über, alle Wortformen wurden aufgezählt und bearbeitet, und ſo konnte es kommen, daß jener Gelehrte ſechzig Kamele mit Wörterbüchern belud.

Die Sprache war ſchon ganz vollendet und mit der ganzen Eigenthümlichkeit des Volks verwebt, als die Araber die griechiſche Literatur kennen lernten, und zum Glück der Welt wenigſtens den wiſſenſchaftlichen Theil derſelben mit beſonderm Eifer bearbeiteten. Dieſer neue Schatz war nicht eine Eroberung des Schwertes, ſondern der Gaſtfreundſchaft, welche beſonders Almamon den aus Conſtantinopel vertriebenen chriſtlichen Gelehrten an ſeinem Hof zu Bagdad gewährte. Ueberhaupt erſcheinen die Araber bei ihren Eroberungen ganz anders als die Römer. Anſtatt wie dieſe ein Centrum zu haben, dem zu Liebe der ganze beſiegte Erdkreis ausgeſogen wurde, verbreiteten ſie im Gegentheil in alle Länder gleichförmig den Segen ihrer eignen hohen Kultur. So kommt man nach und nach von dem von der Kirche früher verbreiteten Glauben ab, als hätten ſie die alexandriniſche Bibliothek zum Beſten ihrer Bäder verbrannt, da es ſich immer deutlicher herausſtellt, daß ſie nach den Mordbrennereien ſowohl der Orthodoxen als auch der Ketzer, beſonders Arianer, gar keine Bibliothek mehr zu verbrennen vorfanden. Bei dem Unrecht, das man vielleicht zur Beſchönigung jener chriſtlichen Heldenthaten ihnen aufbürdete, hat man noch dazu immer unbeſtimmt gelaſſen, welche Bibliothek denn eigentlich gemeint ſei, da Alexandrien mehrmals die ſeinigen verlor, und heidniſche ſowie chriſtliche beſaß. Die große Sammlung der Ptolemäer von 700,000 Bänden wurde ſchon von Cäſar ohne ſeinen Willen verbrannt, als er in Alexandrien belagert wurde. Hierauf gründete Antonius eine zweite von 200,000 Bänden im Serapium, und Auguſtus eine dritte. Dieſe letztere wurde unter Kaiſer Aurelian im 3. Jahrhundert bei bürgerlichen Unruhen zerſtört, und, was man davon noch retten konnte, mit der ſerapiſchen vereinigt. Alle dieſe Unglücksfälle thaten nicht den Schaden, welchen der berüchtigte Feldzug des wüthenden Kirchengladiatoren, des Patriarchen Theophilus, anrichtete. Sein heiliger Eifer hatte jedem Werk des heidniſchen Alterthums den Untergang geſchworen, und die Ausführung, zu welcher rohe Mönche die Hand boten, gelang ihm ſo vollkommen, daß mit dem pracht-

vollen Tempel zugleich jede Spur altklaſſiſcher Schriften aus Alexandrien verſchwand. Nichts blieb dort mehr übrig, als eine Sammlung von orthodoxen Schriften, mit welchen denn die Wuth der arianiſchen Sekte auf gleiche Art verfuhr. Da dieſe chriſtlichen Schriften aus den Klöſtern anderer Länder leicht zu erſetzen waren, ſo mögen die Araber bei ihrer Ankunft in Alexandrien immer wieder einige Sammlungen angetroffen haben, die ſie vielleicht zerſtörten. Indeſſen dieſe Schriften vermodern in Unzahl auf allen Bibliotheken Europas, und ſo iſt der Verluſt durch die Araber, wenigſtens dem Inhalt und Werth nach, gleich Null zu achten. [1])

Sind alſo die Araber auf jeden Fall von der Schuld frei zu ſprechen, als hätten ſie Werke des Alterthums zerſtört, ſo iſt im Gegentheil die Wohlthat nicht genug zu rühmen, die ſie durch Erhaltung und Verbreitung griechiſcher Schriften Europa erwieſen haben. Unter der glücklichen Regierung und durch den Enthuſiasmus mehrer Kaliphen, worunter beſonders die Namen Almanzor, Harun-al-Raſchid und Almamon glänzen, feierten die griechiſchen Wiſſenſchaften ein neues alexandriniſches Zeitalter. Eine Menge chriſtlicher Gelehrten aus Conſtantinopel fanden an dem unchriſtlichen Hof zu Bagdad Aufnahme und Ehre, brachten die Medizin, Aſtronomie, Rechtswiſſenſchaft mit in das Land der Ungläubigen, und öffneten ihnen die Schätze der Philoſophie. Welche Empfänglichkeit die Araber für jene tiefe Weisheit hatten, erhellt daraus, daß ſie den Koryphäen der Philoſophen, Sokrates, Plato, Ariſtoteles und Pythagoras den Namen der Göttlichen beilegten. Es ſcheint, daß chriſtliche Theologen nicht hinüber gewandert ſind, oder daß ſie wenigſtens nicht viel ausrichteten; Conſtantinopel war innerlich zu ſehr zerrüttet, um auf die kräftig aufblühende Nation irgend eine Wirkung äußern zu können. Eher zu verwundern iſt es, daß die Ariſtoteliſchen Schriften den arabiſchen Glauben nicht gefährdeten, da ſie der chriſtlichen Theologie ſo viel zu ſchaffen machten. Der Aufſchwung, den die Kaliphen gaben, bemächtigte ſich bald der ganzen Nation, und ſo weit das arabiſche Schwert den Ruhm ſeines Namens trug, ſo

1) Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Empire, chap. 51. Ginguené, Hist. litt. de l'Italie, Tom. I, pag. 190.

weit pflanzte auch die Wiſſenſchaft den edlen Samen der Geſittung in die eroberte Furche. Bagdad ward der Sitz hoher Kultur, Alexandria gründete ſeinen Ruf in der Gelehrſamkeit aufs Neue, über ganz Nordafrika bis nach Fez und Marocco hin ging das neue Licht auf, gerade in den Gegenden, wo die Intoleranz berühmter Patriarchen die alte Kultur kurz vorher gänzlich ausgerottet hatte. In allen arabiſchen Städten blühten Schulen auf, gelehrte Geſellſchaften und Akademien bildeten ſich, und arbeiteten mit Eifer, wenn auch nicht an der Erweiterung aller Wiſſenſchaften, doch an der Verbreitung und Ueberlieferung derſelben. Am meiſten wirkten die Araber auf Europa durch ihre ſpaniſchen Beſitzungen. Dort vereinigten ſich überhaupt zu einer wunderſamen Blüthe alle jene Richtungen, die dem verjüngten Europa den neuen Schwung gaben, Ritterthum, nordiſche Thatkraft, ſüdliche Gluth, wiſſenſchaftliches Streben, Schulen, Collegien und Akademien gaben den Städten einen Glanz und eine Berühmtheit, welche die Blicke von ganz Europa auf ſich zogen, und öffneten den Muſen eine neue Heimath. Philoſophie, Geſchichte, Geographie, Grammatik, Mathematik, Chemie, Medizin fanden dort eifrige Verehrer und glückliche Bearbeiter. Beſonders wetteiferten in dieſem Ruhm die Städte Granada, Sevilla, Valencia und Cordova; ſie waren mehre Jahrhunderte lang das Ziel gelehrter Pilgerfahrten aus ganz Europa, und nährten die übrige Welt mit ihren emſig geſammelten Schätzen. Siebzig Bibliotheken [1]) waren in Spanien ebenſo viele Fundgruben der Wiſſenſchaft, in welchen der Fleiß der Araber die Werke des griechiſchen Genies niedergelegt hatte. Dort ſuchte das neu erwachende Abendland ſich wieder auf die Stufe einer untergegangenen Bildung zu ſchwingen, während Rom und Conſtantinopel die Meiſterwerke ihrer Vorfahren kaum noch verſtanden. Ueber 300 Jahre hatten die Araber in Spanien das Monopol, die Lehrer des übrigen Europa zu ſein, und alle Wißbegierigen zu ſich pilgern zu ſehen, welche dann, ſo hoch ſtanden die Araber über dem Abendland, in ihrer Heimath für Zauberer gehalten wurden. Doch gewann nach und nach durch die fortwährenden Reiſen das Licht immer mehr Raum, die Copien der griechiſchen und arabiſchen Schriften ver-

1) Ginguené, Tom. I, pag. 207.

breiteten ſich über die andern Länder, und man fing an, dieſelben ins Lateiniſche zu überſetzen. Friedrich II., deſſen großer Geiſt die Araber zu würdigen wußte, ging hiermit in ſeinem Neapel mit gutem Beiſpiel voran, und verpflanzte zuerſt Ariſtoteles' Dialektik auf chriſtliche Univerſitäten. Haben ſich die Araber auch nicht als tiefe Philoſophen durch ihr Eindringen in den Geiſt der Griechen ausgezeichnet, wie man ihnen beſonders vorwirft, über den Ariſtoteles wenig Licht gegeben zu haben, ſo haben ſie die größten Anſprüche auf den Dank der Nachwelt durch die Erhaltung vieler Werke, welche ohne ſie für immer verloren wären; wie der Hippokrates, Dioskorides, Euklides, Ptolemäos u. A.

Deſto reicher und eigenthümlicher offenbarte ſich aber der arabiſche Geiſt in ihrer Poeſie; keine Spur von fremden Einwirkungen und Lehrern erſcheint darin, jede Caſſide, Ghazele und Romanze trägt das Gepräge ihres glühenden Temperaments und ihres abenteuerlichen Ritterthums. Kein Volk hat ſo wenig als ſie in ſeiner Poeſie von Fremden angenommen, und die Volkspoeſie iſt immer gewiſſermaßen der Kraftmeſſer einer Nation. Selbſt die Griechen, deren Geiſt ſie in ihren Philoſophen bewunderten, ließen ſie in ihren Dichtungen kalt. Weder die Helden vor Troja, deren Sitten und Geſinnungen von den arabiſchen nicht ſo ſehr verſchieden waren, noch der hohe Pathos der Tragödie konnte den Arabern Neigung für dieſe Blüthen des griechiſchen Genius einflößen. Manche wollen dieſen Umſtand ſchlechten Ueberſetzungen oder Unbekanntſchaft mit den Originalwerken zuſchreiben, doch wohl mit Unrecht, da die Araber überhaupt das Griechiſche ſo gut kannten; mit mehr Recht wird vielleicht ihr Abſcheu gegen Idololatrie und daher ihre Unbekanntſchaft mit der Mythologie der Griechen als Grund dieſes Mangels an Intereſſe angegeben.[1]) Ueberhaupt mag es ſich aber eben hierin am meiſten bewähren, daß in der Poeſie das innerſte Mark eines Volks ſich am ſtärkſten entfaltet, die Eigenthümlichkeit deſſelben am deutlichſten hervortritt. Stolz und frei, wie die Araber waren, quoll auch ihre Poeſie, eine freie Tochter der Natur, mächtig hervor, und verſchmähte fremde Hülfe und den Vergleich mit einer fremden. Der Feuereifer, der jede Duldung eines andern Glaubens

1) Ginguené, Tom. I, pag. 211.

unterſagte, entſprang aus derſelben Natur, die auch die ungemeſſene Vorliebe für ihre Sprache und Dichtung erzeugte; denn beide waren in ihren höchſten Intereſſen mit einander verſchlungen, und die Eine hielt und beſeelte die Andere. Beide aber, Religion und Poeſie, gehörten ſo eigenthümlich zum arabiſchen Leben, daß ſie auf gleiche Art als Heiligthümer betrachtet wurden. Während die Wiſſenſchaft über den Völkern ſteht, und gleichſam kosmopolitiſcher Natur iſt, ein gemeinſames Ziel, nach welchem alle vereint ſtreben, iſt die Poeſie die beſondere Blüthe jedes einzelnen Volkes, der reinſte Saft ſeines Kerns, und trägt alle Leiden und Freuden der ganzen Geſchichte ſeiner Entwicklung an der Stirne. Wenn die Wiſſenſchaft alle Völker vereinigt, ſo trennt die Poeſie dieſelben, ſie ſteigt und ſinkt mit dem Volk, und geht mit ihm unter, während die Wiſſenſchaft, unbekümmert um den Namen ihres Trägers, ſich nach deſſen Rücktritt nach einem andern umſieht.

Die Poeſie der Araber beſonders hatte ihre tiefen Wurzeln in dem Charakter des Volks, denn das ganze Volk war poetiſch, und bildete ſich ſchon in den älteſten Zeiten ſeine Sprache zu dichteriſchen Formen, womit ihre natürliche Beredſamkeit, ihre fruchtbare Phantaſie, ihr ſpruchreicher Geiſt auf eine verſchwenderiſche Art ſchalteten. Schon lange vor Mahomed war die Dichtkunſt eines der Lebensprincipien des arabiſchen Geiſtes. Erzählung und Geſang war ihm weſentlich, und die Begabten fanden immer einen großen Zuhörerkreis für ihre Eingebungen. Dieſe Sänger waren es eigentlich allein, die ihr Volk erhoben, ſie erhitzten ſeine reizbare Phantaſie mit Sagen aus der ſchönſten Epoche der arabiſchen Geſchichte, mit Erzählungen von edeln Thaten und von Abenteuern, wobei Liebe, Ruhmbegierde, geſchmeichelter Stolz auf Sprache, Land und Sitten die ſchönſte Würze waren. Aber auch weit über den engen Kreis der augenblicklichen Zuhörer, weit über den ungemeinen Eindruck auf einige Genoſſen verbreitete ſich die geiſtige Herrſchaft der Meiſter in ihrer Kunſt; der ganze Stamm war geehrt durch ſeine Sänger, und verſtärkte durch ſeine Theilnahme das ſtolze Selbſtgefühl der Meiſterſchaft. Ein Volk, das ſolchen Werth auf die Poeſie legte, und mit ſolchem ritterlichen Sinn eine ſolche Ehrbegierde beſaß, konnte nicht ohne dichteriſche Wettkämpfe ſein. Bei der jährlichen Meſſe zu Okhad,

wohin ſich alle Stämme begaben, widmete man dreißig Tage nicht nur dem Handel, ſondern auch den Wettkämpfen in der Beredſamkeit und Dichtkunſt. Dort war das Feld unvergänglichen Ruhms für die Sieger in den Gemüthern der ſpäteſten Nachkommen. Denn die gekrönten Werke wurden in den Archiven der Fürſten und Emirn niedergelegt, und die beſten derſelben wurden gemalt oder in goldnen Lettern auf ſeidne Stoffe geſtickt in dem Tempel zu Mekka aufgehängt. Bis zur Zeit Mahomed's war dieſe Ehre ſieben Gedichten widerfahren, und es war für das Anſehen dieſes Religionsſtifters gewiß von entſcheidendem Gewicht, daß auch ein Kapitel des Koran dieſer Auszeichnung würdig befunden wurde.

War auf dieſe Art die Poeſie in den ſchönſten und heiligſten Inſtitutionen gegründet, und gab ſchon von dieſer Wurzel aus das Lebensprincip für die arabiſche Sitte und moraliſche Kraft, ſo durfte nur die Gunſt der Kaliphen, die ihr übrigens nicht entgehen konnte, dem allgemeinen Enthuſiasmus nachgeben, um die Poeſie zum Nationalheiligthum zu erheben. Und dieſe Gunſt ward ihr in hohem Maße zu Theil. Kein Land kann ſich rühmen, daß ſeine Fürſten die Volkspoeſie in ſo entſprechender und volksthümlicher Weiſe begünſtigt hätten, wie dies bei den Arabern der Fall war. Ihre Poeſie ward durch die Gunſt nicht aus ihrem Kreis gerückt, ſie ward nur noch nationaler. Die Kaliphen Almanzor, Harun-al-Raſchid und Almamon waren leidenſchaftliche Verehrer der Dichtkunſt; ihr Hof hallte wieder von den Geſängen der beſten Meiſter, und die Freigebigkeit, womit ſie die Sieger in den lyriſchen Wettſtreiten belohnten, gab dieſen Inſtituten ein ungemeines Leben.

Die Erzählung, die Hauptunterhaltung der Araber, nahm unter den Wundern und Schrecken der morgenländiſchen Natur bald jenen Anſtrich des Ueberſinnlichen, Unbegreiflichen. Die glühende Einbildungskraft der Nation bevölkerte das Gebiet des Ungewöhnlichen mit höher begabten Weſen. So bildete ſich das fabelhafte Märchen aus, und die Reize, womit die Prachtliebe der Araber, die Anmuth der fruchtbaren Gegenden, die Ungebundenheit und das Abenteuerliche ihrer Sitten es ausſchmückte, machte es zum Liebling des erzählenden und den Eindrücken der Sinne ſich gern hingebenden Volks, während es durch die Moral, die

tiefen Weisheitssprüche und feinen Klugheitslehren, welchen das farbenreiche Gewand der Erzählung zur Folie und zum Commentar diente, zum einflußreichsten Bildungsmittel wurde. Von anderer Art, doch nicht minder begeisternd und national waren ihre Cassiden und Ghazelen, voll Zartheit und köstlicher Bilder, duftend wie ihre Gärten, von glühender Minne durchhaucht, mochten sie nun ein fernes Lieb betrauern oder zum flüchtigen Genuß des irdischen Glücks einladen.

§. 7.

Provenzalen.

Zur Zeit Hugo Capet's, des ersten kräftigen Franzosenkönigs, trat zuerst die Eigenthümlichkeit des französischen Charakters entschiedner hervor, und schied sich von den beigemischten Elementen. Diese Veränderung wurde zunächst in der bis dahin allgemeinen romanischen Sprache bemerklich, welche sich in mehre Zweige trennnte, und somit auch verschiedene Völker unterscheiden ließ. In der Mitte des Reichs, um Paris herum, dem eigentlichen Herzogthum Capet's, bildete sich die französische Mundart aus, während im Norden das wallonische, im Süden das provenzalische Idiom entstand. Die letztere Sprache ist uns hier besonders wichtig; ihr Leben war nur kurz, ihre Blüthen sind uns kaum noch genießbar; aber als erste Schritte auf dem Weg, den die europäische Poesie seitdem nur selten verlassen hat, bleiben sie immer merkwürdig. In den schönen Küstenländern des Mittelmeers, an den Ufern der Garonne und am Fuße der Pyrenäen vernahm Europa die ersten Laute seiner romantischen Poesie. Hier trafen normannisches und arabisches Ritterthum zusammen, hier war der Schauplatz der Züge Karl's des Großen und seiner Ritter, welche die Sänger des Roland begeisterten, hier war also nicht nur das klassische Land für die Rittergesänge und die ganze romantische Poesie, sondern auch die Lehrer und Muster derselben, die Araber, gleich in der Nähe. Märchen, Erzählungen, Heldensagen, fanden immer an den Höfen der Großen gute Aufnahme, und wurden bald allgemeine Unterhaltung. Selbst die Kirche folgte auch dieser Richtung wie allen übrigen, und unterhielt die andächtige Menge mit Legenden. So ward die Erzäh-

lung in Frankreich zur wahren Volksſache; unzählige Romane und Heldenſagen ſproßten aus den Thälern der Pyrenäen hervor, die Helden waren meiſt aus Languedoc, Provence, Guienne, ihre Feinde die Sarazenen, und die Ufer des Ebro die Zeugen ihrer Thaten.

Der Einfluß der Araber auf die Poeſie dieſer Länder machte ſich beſonders geltend gegen das Ende des elften Jahrhunderts. Der König Alphon's VI. von Caſtilien führte Krieg gegen die kühnen Eindringlinge, worin ihm viele franzöſiſche Edelleute Beiſtand leiſteten. Es gelang ihnen Toledo zu erobern, und eine große Zahl franzöſiſcher Ritter ſetzten ſich in dieſer Stadt feſt, ihnen folgten bald mehre nach; die überwundenen Araber erhielten die Erlaubniß in Toledo zu bleiben, ihrer Nationalſitte ungekränkt nachzuleben; ihre vortrefflichen Schulen blühten fort, ihre Poeſien und Geſänge erregten die Bewunderung der neuen Herren. Dies war der Anfang einer nähern Verbindung der Morgen- und Abendländer, welche für Europa ſo wichtige Folgen haben ſollte, und am Tajo entwickelte ſich der Keim, der dem Mittelalter die reizendſten Blüthen gab. Denn von dieſer Zeit an beginnen die erſten Verſuche der Spanier in der Poeſie, und bald nachher hallte Europa von den Geſängen der Troubadours wieder. [1]) Andres glaubt und beweiſt aus vielen Schriftſtellern, daß die provenzaliſche Sprache ihren Urſprung in Katalonien genommen, und ſich von da über Valencia, die Balearen, die Provence, Guienne, Sardinien und die Lombardei verbreitet habe. „Südfrankreich, ſagt er an dem angeführten Orte, war immer in großem Verkehr mit Spanien, mochte nun das franzöſiſche Gebiet von Gothen, Sarazenen, Kataloniern und Navarreſen beherrſcht ſein, oder mochten die franzöſiſchen Grafen ihre Herrſchaft bis nach Aragon und andern ſpaniſchen Ländern ausgedehnt haben. Dieſer Verkehr brachte eine gemeinſchaftliche Sprache hervor, und gewiß iſt, daß, ehe die Grafen von Barcelona nach Toulouſe zogen, beide Völker zugleich die provenzaliſche Sprache redeten. Die provenzaliſche Poeſie blühte auch ebenſo in Spanien wie in Frankreich, und wahrſcheinlich noch früher. Vor

1) Ginguené, Hist. littéraire de l'Italie, Tom. I, pag. 249. Andres, Origine, Progr. e Stato attual. d'ogni Letterat., Tom. I, cap. 11.

Wilhelm von Poitiers waren ſchon ſpaniſche Provenzalen, und die Vorliebe der Berengare für dieſe Poeſie beweiſt, daß ſie ihnen nicht neu war, und daß ſie ſchon in ihrem Vaterland den Werth derſelben gekannt hatten. Außer der Menge von ungekrönten Dichtern jenſeits der Pyrenäen gab auch kein Staat der provenzaliſchen Poeſie ſo viele Fürſten als Katalonien und Aragon."

Wir laſſen die Beweiſe des gelehrten Spaniers zu Gunſten ſeines Vaterlandes gelten, beſonders da es ſich nur darum handelt, wer zuerſt dem neuen Aufſchwung der Araber gefolgt ſei. Denn es iſt ohne Zweifel, daß die Franzoſen und Spanier ihre Poeſie und ihre ganze poetiſche Sitte von den Arabern entlehnt haben. Schon aus der Form bemerkt man dieſen arabiſchen Urſprung, aber keine Spur von der griechiſchen oder lateiniſchen Poeſie. Den Arabern war das Epos und Drama immer fremd geblieben; ſie hielten ſich in dem anmuthigen Gebiet der Liebeslieder, der Satire, und ihr Scharfſinn übte ſich in Weisheitsſprüchen. Die Provenzalen richteten ſich ſo genau nach dieſen Muſtern, daß auch nicht einmal die ſehr in Aufnahme gekommenen geiſtlich-theatraliſchen Moralitäten und Poſſenſpiele ihrem ſchöpferiſchen Geiſt eine andere Richtung gaben. Auch ſie hatten nur galante, ſatiriſche, didaktiſche und erzählende Gedichte, wobei ſie ſowie die Araber zuweilen die dialogiſche Form anwendeten. Auch die Romanzen und Novellen, die fabelhaften Erzählungen ritterlicher und galanter Abenteuer, die Märchen, welche der Moral zum Gewand dienten, haben arabiſchen Urſprung. Und was vielleicht mehr als alles dies die Araber als Lehrer der Provenzalen hinſtellt, iſt das ganze Leben und die Sitte dieſer Dichter, die eine vollkommne Copie der arabiſchen ſind. Wir finden auch bei den Provenzalen die poetiſchen Wettkämpfe, die Gunſt, welche die Sänger an den Höfen der Fürſten fanden, die hohe Ehre, welche ein ausgezeichnetes Talent ſelbſt den Armen und Geringen verſchaffte. Von den Arabern nahmen die provenzaliſchen Fürſten den Gebrauch an, den Sängern zum Lohn und aus beſonderer Gunſt ihre eignen Kleider zu geben. Die Araber hatten nicht nur ihre Erfinder oder eigentlichen Dichter, ſondern auch ihre Sänger, welche die Lieder der Dichter zur Inſtrumentalbegleitung vortrugen; von ihnen erhielten auch die Provenzalen ihre Giullari

oder Jongleurs, bloße Sänger, wie z. B. diejenigen, welche bei der Hochzeit von Cid's Töchtern im Geſang wetteiferten.

Die Provenzalen vereinigten im Anfang beide Aemter, der Dichter und der Sänger, und hießen alsdann nur Jongleurs, Sänger. Aus den Citaten, welche Ginguené (Tom. I. p. 259) anführt, geht hervor, daß die Jonglerie in dieſen erſten Zeiten in hohen Ehren ſtand, doch iſt uns von ihnen nichts übrig geblieben. Hierauf kamen die eigentlichen Troubadours, deren Reihe der Graf Wilhelm IX. von Poitiers, Herzog von Aquitanien, eröffnete († 1127). Von da an griff die neu erwachte Luſt ſchnell um ſich, und Alles, was zum fröhlichen Ritterthum nah und fern gehörte, feierte die Jugend der Menſchheit in jener Weiſe, die ſeitdem iſolirt geblieben iſt, und Könige, Herzoge, Fürſten, Grafen, Ritter, ſelbſt auch Damen ſuchten ihren Ruhm in bewunderten Canzonen, Madrigalen und Balladen. Eine Jugendzeit, ein aufſprudelndes Gefühl gehörte aber auch dazu, mit dem ganzen bunten Spiel des Ritterweſens, das ſich bei dem tiefen Frieden in Südfrankreich nicht anders Luft machen konnte, um dieſe ſonderbare Erſcheinung einer Poeſie hervorzubringen, die gleichſam von Außen in das Blut und innerſte Mark eines nicht poetiſchen Volks gedrungen war. Die ſchöne, fruchtbare Gegend, die behagliche Ruhe vor allen Feinden (der einzige Krieg in der Provence ſelbſt, der ſchändliche Kreuzzug gegen die Albigenſer, machte der Grafſchaft ein Ende, und benahm zugleich dem Provenzalismus ſeinen Boden und ſeinen Apparat), der Reichthum der Beſitzer, die Pracht bei den Feſten, waren die reichliche Nahrung, die die fremde Pflanze in dieſem Erdſtrich fand. Ganz Niederburgund war mit Schlöſſern beſät, und jedes Schloß war eine größere oder kleinere Hofſtatt, wo Feſte, Spiele, alle Aeußerungen eines weichen, üppigen Lebens faſt die einzige Anregung des Geiſtes waren. Hierzu waren nun die Troubadours durchaus nothwendig; ſie umſchwärmten die Ritterſitze mit ihren Jongleurs, und verherrlichten durch ihre Geſänge, Einfälle, Erzählungen die Feſte, welche den Freunden, Nachbarn, durchreiſenden Gäſten gegeben wurden. Die freien Sitten ihrer Zeit oder die geſchichtlichen Begebenheiten waren der tauſendfältig verbreitete Stoff ihrer galanten oder ſatiriſchen Poeſien. Die größten Künſtler unter ihnen wurden an den reichen Höfen feſtgehalten, und gehörten

gewiſſermaßen zum Luxus jener Zeit; Alle aber brachte ihre Kunſt zu Ehren und Wohlſtand. Der Mittelpunkt aller jener Beluſtigungen waren die Gerichtshöfe der Liebe (corti d'amore), beſtehend aus Rittern, Dichtern und Damen, welche über oft ganz abgeſchmackte Streitfragen über die Natur der Liebe ihre Ausſprüche und Beſchlüſſe gaben. Der Stoff dieſer äußerſt beliebten Unterhaltung waren Disputationen und ſpitzfindige Unterſuchungen über Gegenſtände der Galanterie, und ihr Reiz beſtand in der möglichſt weit getriebenen Sophiſtik und Gewandtheit in der Bekämpfung des Gegners. Dieſe unnatürliche Verrenkung und Zerlegung des ſchönſten Gefühls, das nur in der Heimlichkeit ſeine heilige Reinheit bewahrt, rächte ſich bald durch Auflöſung der Sitten, durch Zerfahren der Liebe theils in Pedanterie, theils in unwürdige Sinnlichkeit. Die ſonderbaren Urtheilsſprüche dieſer Höfe (arrêts d'amour) geben genügendes Zeugniß von der Zügelloſigkeit der Sitten, von der Seichtigkeit und Lockerheit, womit ſie einen Gegenſtand behandelten, von dem ſie freilich auch nicht ſehr durchdrungen ſein konnten, von der Frechheit, womit ſie die gröbſten Ausſchweifungen zur Schau trugen. Denn in dieſen Liebeshöfen handelte man vor den Ohren der Damen Streitfragen aus dem Gebiet der entweihteſten Liebe und niedrigſten Sinnlichkeit mit aller Gewiſſenhaftigkeit der Logik und Metaphyſik ab. So entſtand die gaya scienza, die fröhliche Dichtkunſt, die Wiſſenſchaft der Troubadours, welche in ihren Anfängen noch einige Blüthen von dem arabiſchen Geiſt mit Glück pflegte und ausbildete, ſpäter aber in den Händen der Jongleurs, Poſſenreißer und Hofnarren ſchrecklich entweiht wurde. Es iſt nicht zu läugnen, daß die Dichtkunſt der Troubadours, ſowie dieſe ſie von den Arabern erhielten, ungemein begeiſternd wirkte, durch ihre harmoniſche Anmuth, durch ihren echt ritterlichen Geiſt das Herz verfeinerte, Sprache und Sitten bildete. Allein ſie nahm die Blüthen der arabiſchen Poeſie, ohne ihre Wurzel zu beſitzen. Die Araber waren ein äußerſt thatkräftiges Volk, bei welchem die Poeſie nicht erſchlaffen konnte, ſondern in dem Waffengetümmel neue Reize gewann. Unter den Provenzalen, die ein hundertjähriger Friede erſchlaffte, konnte die Poeſie nicht gleichen Schritt mit der arabiſchen halten; ſie hatten keine Thaten, keinen patriotiſchen Aufſchwung, kein vertheidigtes oder ſiegreich geho-

benes Nationalbewußtſein zu beſingen, ſondern nur Zuſtände, lediglich Gefühle und Zuſtände, und mußten ſich alſo nothwendig an dieſem Gegenſtand erſchöpfen und verzehren. Die erſten Geſänge der Troubadours ſind daher die friſcheſten, obgleich man auch ihnen in den vielen arabiſchen Bildern und Figuren die Nachahmung zu ſehr anſieht. Als nach den unendlichen Wiederholungen ihre Dichtkunſt den Reiz der Neuheit verloren hatte, kamen ſie auf den unglücklichen Einfall, derſelben durch die Metaphyſik aufzuhelfen, während zugleich durch hundertfältige Verdrehung der Form eine Ueberraſchung bereitet wurde, und das gefällige Anſchmiegen der edlen Kunſt an die verdorbenen Sitten ihr ein kümmerliches Daſein friſten ſollte. So mußte die Poeſie der Troubadours untergehen, und wenn man ſie gewöhnlich als ein fröhliches Spiel der Kindheit jener Zeit darſtellen will, ſo ſtarb ſie eben als Kind frühzeitig hin, ohne die Kraft und Reife des Mannes erlangt zu haben, was ihr allein eine Stelle unter den Literaturen der Völker verſchafft hätte.

Ginguené glaubt, daß der provenzaliſchen Poeſie zu ihrer längern Dauer ein großer und unabhängiger Staat gefehlt habe, wo die romaniſch-provenzaliſche Sprache Nationalſprache bleiben konnte; indeſſen ſeine zweite Bemerkung, daß ihr eben wahrhaft geniale Dichter gefehlt haben, macht die erſte ganz unnöthig. Ihrer poetiſchen Ader fehlte das Herz, ihrer Phantaſie das Gemüth, ihrer Liebe der reine Sinn, ihrem ganzen Treiben die Seele und Innigkeit, woraus allein die wahre Poeſie vorquillt. Indem die Troubadours ihre Liebe mit niedriger Sinnlichkeit zur Schau ſtellten, war der reine Götterhauch, der den innern Dichterfunken zur leuchtenden und wärmenden Flamme belebt, längſt verweht. Ihre Poeſie war eine aus einem fremden Garten genommene Blume in einem Glas Waſſer; eine Zeit lang wirkte noch die Kraft, die ſie ihrer Wurzel verdankte, dann war die Blume hin, und das Waſſer wurde weggeſchüttet. Eine andere Urſache ihres Untergangs wird in dem Fall ihrer Sprache geſucht. Allerdings kamen die franzöſiſche, ſpaniſche und italieniſche faſt gleichzeitig im dreizehnten Jahrhundert auf, und bildeten die poetiſchen Keime, die aus dem Süden ſtammten, weiter und mehr national aus. Der ſtolze Spanier war an der Quelle, und entlehnte nicht von den Troubadours; auch der Franzoſe,

der ſeine trouvères beſaß, kümmerte ſich nicht um die ſüdlichen Sänger; Italien ehrte ſie noch am längſten, ſelbſt auch in ſeinen Nachahmungen, bis endlich größere Geiſter ſich eine neue Bahn öffneten, und die Troubadours ganz verſchwanden. Hauptſächlich aber bereiteten dieſe ſich ihren Untergang ſelbſt vor. Die überreife Kindheit, in der das Menſchengeſchlecht in jenen Erdtheilen ſich befand, konnte nicht fortbeſtehen. Sie machte ſich Luft in großer Zügelloſigkeit und verliebten Thorheiten, denen man die größte Oeffentlichkeit zu geben ſuchte. Noch größer ward die Narrheit, wenn ſich eine religiöſe Schwärmerei damit paarte. Kreuzzüge, Pilgerfahrten und Abenteuer aller Art, wobei es an Unſittlichkeiten nicht fehlte, waren die Folgen der allgemeinen Ueberſpannung der Phantaſie. Sie gaben zugleich den Troubadours einen reichen Stoff für ihre Geſänge, die nach dem Geſchmack der Zeit eben um dieſes Inhalts willen ihren Ruf durch das ganze Land verbreiteten und allgemeine Anerkennung fanden. Allein ſie überlebten nicht einmal dieſen verdorbenen Geſchmack; die Troubadours wurden ſchon im 13. Jahrhundert ſelten, und die Jongleurs und Poſſenreißer führten ſich ſo ſchlecht auf, daß ſie bald von allen Höfen gejagt wurden. Und ſo bedurfte es nicht der Dominikanerwuth gegen die Albigenſer, die der Grafſchaft Toulouſe ein Ende machte, um dieſe Blüthe zu knicken.

Die Poeſie der Provenzalen war nach ihrem Verfall lange Zeit ganz in Vergeſſenheit gerathen, und ihre Sprache ſelbſt unverſtändlich geworden. Erſt ſpät erregten Dante's und Petrarca's Lobreden die Neugierde der Gelehrten und den Wunſch, die verſchollene Poeſie wieder ans Licht zu bringen. Man fand ſich in ſeinen Erwartungen ſehr betrogen, und war in Gefahr, den beiden italieniſchen Dichtern Mangel an Geſchmack vorzuwerfen. Das ſo ſehr verſchiedene Urtheil über dieſe Poeſie, welche für ihre eigne Zeit einen unbeſtrittenen Werth hatte, lag eben in der Verſchiedenheit der Zeit. Dante und Petrarca lebten freilich während des Verfalls der Troubadours; aber ſie kannten doch auch noch edle Sänger unter ihnen und wußten überhaupt den Werth derſelben für ihre Epoche zu würdigen, da ſie die italieniſche Poeſie als Tochter der provenzaliſchen mit vollem Recht betrachteten, und wohl anerkannten, was dieſe ihrer Mutter zu danken hatte. Wir betrachten die provenzaliſche Poeſie unter anderm Geſichtspunkt,

nämlich an ſich, und finden, daß die Troubadours von den Dichtern anderer Völker weit überholt worden ſind, und daß keiner derſelben etwas geſchaffen hat, das den Stempel der Unſterblichkeit an ſich trägt. Die Geſchichte der Troubadours wird nie ganz aus ihrem Dunkel heraustreten, da ihre Hauptquellen ſelbſt aus jener Zeit der Wunder und Uebertreibungen herrühren, und uns mehr Roman als Kritik und Wahrheit überliefern. Dieſe Hauptquellen ſind zwei biographiſche Werke im Manuſcript, eines von einem Zeitgenoſſen der Troubadours, dem Mönch Carmentière, aus dem 12. Jahrhundert, das andere iſt eine Erweiterung und Verbeſſerung des erſtern, von einem Genueſen, bekannt unter dem Namen Monge des îles d'Or (lebte zu Ende des 14. Jahrh.). Zwei Jahrhunderte ſpäter gab Johann Noſtradamus ſein bekanntes unkritiſches und ungenügendes Werk, die Lebensbeſchreibungen der Troubadours, welches bei Ermangelung beſſerer Werke immer die Grundlage ihrer Geſchichte bleiben muß. Ein franzöſiſcher Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, la Curne de Sainte-Palaye, veranſtaltete eine ungeheure Sammlung von provenzaliſchen Gedichten in 25 Foliobänden; aber weder ſein Manuſcript, das nie zum Druck gelangt iſt, und das aller Ueberſicht und Ordnung mangelt, noch die geſchmackloſen Auszüge und Ueberſetzungen deſſelben von dem Abbé Millot haben das Eindringen in dieſes Blumenlabyrinth und das Vertrautwerden mit dem Geiſt der Provenzalen und ihrer Zeit befördert. Auf der Grundlage von Noſtradamus hat Crescimbeni einen Quartband ſeiner großen Literaturgeſchichte den Troubadours gewidmet, und bei den Biographien derſelben mit geſunder Kritik geſichtet. Raynouard's Werk hat den Erwartungen der Gelehrten nicht entſprochen. Tiraboschi hat in ſeiner großen Geſchichte der italieniſchen Literatur, welche nach unſern Anforderungen einer wiſſenſchaftlichen Tiefe gänzlich mangelt, die Poeſie der Troubadours, mit Ausnahme einiger Biographien von italieniſchen Dichtern, nicht aufgenommen; aber Sismondi und beſonders Ginguené geben uns treffliche Bemerkungen über dieſelbe. [1])

1) Millot, Hist. litt. des Troubadours. 3 Vol. Paris 1774. Crescimbeni, Giunta alle vite de' poeti provenzali. Raynouard, Choix de poesies originales des Troubadours. 3 Vol. Paris 1816—26. Ich bedaure

Man könnte faſt ſagen, daß die Poeſie der Troubadours nur äußerlich war, wenigſtens beſtand ihr Hauptweſen in der Form, die daher auch auf eine bewundernswerthe Art ausgebildet war. Die Mittel, womit ſie die große Mannigfaltigkeit hervorbrachten, waren die Maße und die Längen der Verſe, die Zahl derſelben und der Strophen, die Abwechſelung und Combination dieſer Maße und Längen und die Abwechſelung der Reime. Die Verſe der Troubadours beſtehen aus allen Zahlen von Silben, von zwei bis zu zwölf, doch finden ſich keine neunſilbigen, und die elf- und zwölfſilbigen ſind ſelten. Die Zahl der Verſe in jeder Strophe geht von vier bis zu zweiundzwanzig und mehren. Die meiſte Mannigfaltigkeit gibt die Stellung der Reime, die ſich bald folgen, bald auf die verſchiedenſte und gezwungenſte Art durchkreuzen. Hierin beſtand ihre Hauptſtärke, und man muß geſtehen, daß ſie es in dieſer Ausbildung der Form zu einer unerreichten Meiſterſchaft gebracht haben, beſonders wenn man erwägt, daß ihre Gedichte meiſt Eingebungen des Augenblicks in einer fröhlichen Geſellſchaft waren. Es iſt ein Zeugniß für die außerordentliche Biegſamkeit ihrer Sprache und die Gewandtheit der Dichter. Aber eben in dieſer Sucht, durch ihre Dichtungen nur auf das Ohr, und nicht auf die Seele zu wirken, lieber durch gewagte Reimſprünge Ueberraſchung und Bewunderung, als durch begeiſternde Gedanken Vergnügen und edle Anregung zu erwecken, ging ihre Poeſie, wenn ſie je eine wahre geweſen iſt, hauptſächlich unter. Dieſe äußerſt mühſame, oft unnatürliche Combination der Verslängen und Reime, die oft ſo wenig günſtig für den Ausdruck der Empfindung war, brachte das ſchöpferiſche Genie ins Gedränge, und daß dieſes ſich ſo leicht ins Gedränge bringen ließ, und nicht die Feſſeln durchbrach, beweiſt, daß es nicht ſehr kräftig geweſen ſein könne. In der äußern Form die größte Mannigfaltigkeit, im Inhalt und Geiſt der Gedichte die größte Einförmigkeit, dies zeigt die Stufe dieſer Poeſie an, und erklärt ihren ſchnellen Verfall. Nehmen wir zum Maßſtab beſonders die allgemein beliebte Seſtine, die ſchwierigſte und verwickeltſte Versart, deren ganzes Weſen auf der Form und

---

ſehr, das große Werk von Dietz über die Troubadours nicht zur Hand zu haben.

äußern Einrichtung beruhte. Sie beſteht aus ſechs ſechszeiligen Strophen und einer dreizeiligen. In jeder der ſechs Strophen müſſen die ſechs Schlußworte der erſten wiederkehren, und zwar in folgender Ordnung: das Schlußwort des letzten Verſes der erſten Strophe muß den erſten Vers der zweiten ſchließen, die andern fünf Verſe der zweiten Strophe können mit den Schlußwörtern der fünf erſten Verſe der erſten Strophe in willkürlicher Folge endigen. Die dritte Strophe endigt ihren erſten Vers wieder mit dem Schlußwort des letzten Verſes der zweiten, während die übrigen fünf Schlußwörter wieder willkürlich folgen, und ſo fort durch alle ſechs Strophen, ſo daß jedes der ſechs Schlußwörter einmal den erſten und einmal den letzten Vers der Strophen endigt, und der letzte Vers der ſechſten Strophe den nämlichen Schluß hat, wie der erſte der erſten Strophe. Die letzten drei Verſe wiederholen die ſechs Schlußwörter in der Ordnung der erſten Strophe, ſo daß jeder Vers zwei derſelben enthält, eines in der Mitte und eines am Ende. Alſo in den engen Kreis von ſechs Wörtern iſt der Stoff für ein Gedicht von 39 Verſen mühſam eingezwängt; die ganze Aufmerkſamkeit iſt natürlich auf die möglichſt ſinnreiche Verknüpfung dieſer ſechsmal wiederholten Wörter mit Ideen oder Gefühlen gerichtet, und dem Geiſt kaum etwas Freiheit für ſeine Schöpfung übrig gelaſſen. Daß die Italiener in jener Zeit mit Leidenſchaft dieſe gezwungene Dichtart annahmen, beweiſt weder zu Gunſten der Dichtart noch der Italiener, indem ſich höchſtens Witz und Scharfſinn an dieſer Colliſion des Geiſtes und der Form üben konnte, das poetiſche Genie aber unter ſolchen Ketten grauſam niedergedrückt wurde. Selbſt Dante's und Petrarca's vortreffliche Verſuche in dieſer verzweifelten Verſchlingung können die Form nicht retten, denn ſie zerſtört ihr Weſen ſelbſt, indem ſie ſich zum Zweck ſetzt.

Die Poeſie der Troubadurs iſt faſt durchaus lyriſch, ein Ausdruck ihrer ſubjectiven Zuſtände, Gefühle und Leidenſchaften, welchem bei dem beſtändigen Berechnen des Effects für die Ohren die höhere poetiſche Weihe ganz abgehen mußte. Am liebſten beſangen ſie die Frauen und ihre Liebe, und da bei dem allgemeinen zügelloſen Leben der eigentliche begeiſternde Reiz der zarten Weiblichkeit verloren ging, ſo läßt ſich die häufige Gezwungenheit und Ziererei in ihren Gedichten erklären. Die hauptſächlichſten

ihrer lyriſchen Poeſien waren entweder fröhliche Geſänge, **Soulas**, oder klagende Liebeslieder, **Lais**, oder Wettgeſänge über galante Streitfragen, **Tensons**, oder Morgen- und Abendſtändchen, **Albas** und **Serenas**. Alle dieſe und noch mehre andere Namen erfanden ſich die Provenzalen für die verſchiedenen Ausdrucksweiſen ihrer einförmigen Empfindung. Anfangs hieß eigentlich Alles nur Verſe; ſpäter kam der Name **Canzo**, Lied, auf; Sonette hießen Lieder von Inſtrumenten begleitet, bei den Provenzalen ohne beſtimmte Form, Ballade ein Lied, welches den Tanz begleitete. Die **Contes** oder **Novelles** finden ſich bei den Troubadours ſeltner als bei den franzöſiſchen Trouveres; die der erſtern ſind eine Miſchung von orientaliſchen Dichtungen mit europäiſchen Ritterfabeln und metaphyſiſchen Betrachtungen der Liebe, meiſt gefärbt mit naiver Zügelloſigkeit und Ueppigkeit. Die **Pastourelles** malen galante Abenteuer der ritterlichen Dichter mit Schäferinnen, wobei gewöhnlich noch die Dame ihres Herzens zu rechter Zeit erſcheint, und ſie von dem Pfad der Sünde abruft. Die **Sirvente, Servantese** waren die einzige Dichtart, welche andere Gegenſtände als die Galanterie behandelte. Sie waren entweder hiſtoriſch oder ſatiriſch. Der Dichter beſang bald ſeine eigne Thaten oder Züge der Tapferkeit und Großmuth der Ritter, bald geißelte er mit Schärfe allgemeine Fehler ſeiner Zeit oder die Schwächen und Laſter einzelner Menſchen. Sie ſind nicht unwichtig für die Geſchichte der Sitten jener Zeit, und wäre für den Hiſtoriker viel daraus zu ſchöpfen. Die ſchärfſten Satiren treffen die Geiſtlichkeit, die damals auf dem Gipfel ihrer Macht ſtand, und allerdings durch großen Mißbrauch die Geißeln in Bewegung ſetzte. Auffallend für jene Zeit iſt die freimüthige Bitterkeit, womit man die Geiſtlichen und ihr wüſtes Treiben angriff; ihre Laſter, ſchlechten Sitten, Habſucht, wurden ohne Scheu aufgedeckt und mit den ſtärkſten Ausdrücken geſchildert.[1]) Beſonders heftig ſind die Ausfälle gegen den Kreuzzug in der Provence, der freilich auch dem provenzaliſchen Leben den Faden abſchnitt. Manche dieſer Satiren ſind treffend und voller Leben, und vielleicht die einzige Dichtart, worin ſich Originalität findet.

1) Wie z. B. „Kein Geier riecht ein Aas ſo weit, als die Kirche einen reichen Mann" u. ſ. w.

Im Allgemeinen können uns die Gedichte der Troubadours wenig zuſagen, da ſie wenig poetiſchen Werth haben. Zuweilen finden ſich geiſt- und gemüthvolle Züge, aber ſie ſind ſelten, wie z. B. das ſo betitelte „halbe Lied" von Bertrand Allamanon, wovon wir die erſte Strophe, zugleich als Sprachmuſter, geben:

Pus que tug volon saber
Per que fas mieia chanso,
Jeu lur en dirai lo uer
Quar l'ai de mieia razo,
Per que dey mon chan mieiadar
Quar tals am que no m'uol amar,
Et pus d'amor non ai mas la meytatz
Ben deu esser totz mos chans meitadaz. [1])

Uebrigens darf allerdings bei Beurtheilung der Troubadours nicht außer Acht gelaſſen werden, daß ſie nicht für die reflectirende und leſende Nachwelt ſchrieben, ſondern ihre Eingebungen eines fröhlichen Gemüths einer heitern Geſellſchaft vortrugen, deren Stimmung in dem Augenblick des Dichtens und Recitirens mit der ihrigen vollkommen übereinſtimmte, deren Empfänglichkeit den Empfindungen des Dichters auf halbem Wegen entgegenkam, und die nur ihre Gefühle und Leidenſchaften, die ſie ganz mit dem Dichter theilte, auf eine feine und anmuthige Art ausgedrückt haben wollte. Alle ihre Gedichte ſind daher nur die Form der allgemeinen Empfindung, ſie ſind ſich daher auch alle, vom erſten bis zum letzten Dichter, dem Weſen nach gleich. Der Augenblick gab ihnen das Daſein, der Augenblick richtete ſie. Die fröhlichen Feſte der Liebe waren ihre Baſis, Muſik und Tanz ihre Träger; ſo umgaukelten ſie fröhliche Herzen, und fanden alle offen. Dieſe Betrachtung kann ſie indeſſen nicht von allem Vorwurf befreien. Die Araber improviſirten auch, blieben aber original, zeigen glühende Bilder, richtigen Ausdruck und jene warme Farbengebung, die alle geniale Productionen auszeichnet. Die

1) Der Sinn des ganzen Gedichts iſt: Man will wiſſen, warum ich nur ein halbes Lied dichte? Die Wahrheit zu ſagen, weil ich nur einen halben Gegenſtand habe. Nur ich liebe, und meine Dame will mich nicht lieben. In Ermangelung der Ja, die ſie mir verweigert, nehme ich die Nein, die ſie mir verſchwendet. Bei ihr hoffen, iſt beſſer, als bei jeder andern genießen. Ginguené, Tom. I, pag. 291.

Troubadours entlehnten aber ihre Bilder und Vergleichungen ganz dem orientalischen Boden, hielten sich in der Gedankenfolge streng an ihre Muster, und verfielen bei einem allgemeinen Mangel an Einbildungskraft und richtigem Ausdruck in eine Sucht zu Uebertreibungen und scholastischen Subtilitäten, welche den Leser durchaus kalt lassen. Ihren Werth gibt ihnen ihre Zeit, der sie unbezweifelt große Vortheile gewährten. Ihre Poesie, reich an harmonischen Tönen, reizte die noch ungewohnten Ohren, und bereitete die Empfänglichkeit für die höhere Poesie vor, und wenn ihr selbst die höchste Stufe der Vollendung versagt war, so muß sie doch immer in ihren Töchtern, der spanischen, italienischen und französischen Poesie geehrt werden.

Die glänzendste Zeit für die Troubadours war die letzte Hälfte des 12. Jahrhunderts, als der Kaiser Friedrich Barbarossa, zur Feier des mit der Lombardei geschlossenen Friedens einen Hof in Mailand hielt, dessen glänzende Feste, Turniere und Gelage alle Sänger der Liebe und der Waffen vereinigte, und dann in Turin, wo er 1162 den Grafen Raimund Berengar III. mit der Provence belehnte. Dieser hatte sich, so erzählt Nostradamus, mit einer großen Schar von Edelleuten und Troubadours an den Hof des Kaisers begeben, und ließ diese an den Festen eine Menge schöner Lieder in provenzalischer Mundart singen, worüber der Kaiser sich höchlich erstaunte und ergötzte, und die Sänger reichlich beschenkte. Begeistert von den Liedern improvisirte er selbst ein Madrigal in provenzalischer Sprache, zum Lob aller Nationen, die ihn zu seinen Siegen begleitet hatten, und für welches ihm, mit Unrecht, ein Platz unter den Troubadours gegeben wurde:

Plas my cavallier Frances
E la Dama Catalana
E l'onrar del Genoes
E la Court de Castellana
Lou cantar Provensales
E la dansa Trivisana
E lou corps Aragones
E la perla Juliana
La mans e kara d'Angles
E lou donzel de Thuscana.

Es lautet in italieniſcher Sprache:

Piace a me 'l cavaliero francese
E la Dama catalana,
L'onorar de genovese
E la corte castigliana
Il cantar provenzalese
E la danza trivigiana
E lo corpo aragonese
E la perla giuliana
Mani e cera dell' inglese
E il donzello di toscana.

Ein ſolches Beiſpiel trug natürlich außerordentlich zur Verbreitung der provenzaliſchen Poeſie bei. Die Troubadours fanden Eingang in Italien, und erhielten bald Bewunderer und Nachahmer. Der Verkehr zwiſchen den Ländern wurde lebhaft, die Troubadours reiſten, wenn ſie ſchon in der ganzen Provence Beifall und Lohn eingeerntet hatten, nach der Lombardei, wo ihrer an den vielen kleinen Höfen ein neuer Ruhm erwartete. Natürlich erhielt dadurch ihre Sprache auch ein weiteres Gebiet in Italien; um ihre Verſe beſſer zu genießen, lernte man die provenzaliſche Mundart, was der italieniſchen Sprache großen Eintrag that, und es läßt ſich nur hieraus erklären, daß, obgleich die Lombardei die frühſten und meiſten Dichter beſaß, doch der Urſprung der italieniſchen Poeſie nicht hier zu ſuchen iſt. Aber unſtreitig haben die Troubadours der italieniſchen Poeſie nicht nur vorgearbeitet, ſondern ſie gleichſam gegründet, und die meiſten Literatoren, wie Crescimbeni, Fontanini, Quadrio, Tiraboschi, Bettinelli, Ginguené, Sismondi, leiten von ihnen mit Recht die italieniſche Poeſie ab. Die Italiener, denen im 12. Jahrhundert eine poetiſche Sprache noch ganz abging, reihten ſich unter die Troubadours, nahmen ihre Gedichte als Regel und Muſter und ſelbſt ihre Sprache als Ausdrucksmittel an. So ging unmerklich die eine Poeſie in die andere über, die italieniſche war zuerſt weiter nichts als provenzaliſche Dichtung, nur mit anderer Sprache, und wäre es ohne Dante wahrſcheinlich lange geblieben. Alſo nicht eigentlich die Ausbildung der italieniſchen Sprache machte, wie allgemein angegeben wird, der provenzaliſchen Poeſie ein Ende, ſondern allein der Rieſengeiſt Dante's,

welcher der Dichtkunſt ihren längſt verſcherzten Adel wiedergab. Denn von der Lombardei nicht zu reden, wo die Troubadours die poetiſche Richtung ausſchließlich beherrſchten, war dieſen Dichtern auch in Neapel und ſelbſt in Toskana das Uebergewicht noch lange im 14. Jahrhundert geſichert. Daß Dante die provenzaliſche Sprache und Dichtkunſt genau kannte, iſt nicht zu verwundern, aber daß er in ſeinem Purgatorio den Troubadour Arnoldo Daniello in provenzaliſcher Sprache redend einführt, daß er ferner eine Canzone in drei Sprachen, der lateiniſchen, italieniſchen und provenzaliſchen, dichtete, beweiſt, daß die letztere in ganz Italien bis ins Volk gedrungen war, und ſich da durchaus geltend gemacht hatte. Boccaccio und Petrarca fühlten keinen Beruf, die provenzaliſche Dichtkunſt und ganze Manier durch eine beſſere zu erſetzen. Petrarca lebte und dichtete in der Provence, bereiſte die Sitze der Troubadours, und ſtand mit ihnen in beſtändigem Verkehr und Wetteifer. Boccaccio hat bekanntlich in ſeinem Decamerone die Schätze der Provenzalen zuſammengetragen, wie z. B. die zweite Novelle der zweiten Giornata und die erſte der dritten Giornata ganz nach zwei Romanzen des Wilhelm von Poitou gedichtet ſind.[1]) Und daß der Provenzalismus ganz in Blut und Nerven der Italiener übergegangen war, beweiſt eben der verſchiedene Erfolg jener drei Dichter: Dante konnte nur bewundert werden, ſeine Ausdrucksweiſe veraltete, während die beiden andern mit ihren Galanterien und provenzaliſchen Dichtungen die noch jetzt gangbare italieniſche Sprache ſchufen, und ihr den unverwiſchbaren Stempel aufdrückten.

Der glänzendſte Hof für die italieniſchen Troubadours war der des Grafen Azzo VII. von Eſte (1215—64); dort war der Mittelpunkt der Feſte und Wettgeſänge, dort alſo der Sammelplatz aller derjenigen, deren einziges Geſchäft Lieben und Singen war. Der älteſte der italieniſchen Provenzalen, welcher unbezweifelte Notizen von ſich hinterlaſſen hat, iſt Folchetto, von Geburt ein Genueſe, der ſich aber meiſt in Marſeille aufhielt, daher er von dieſer Stadt den Beinamen erhielt. Die Nachrichten über ſeinen Lebenslauf, welche Noſtradamus gibt, ſind ungewiß und

1) Andres, Orig., Progress. e Stat. attual. d'ogni Letter., Tom. II, cap. II.

ſehr fabelhaft. Nur das ſcheint ausgemacht, daß er, nachdem er viel von der Welt genoſſen, ſich in ein Ciſterzienſerkloſter zu Marſeille zurückzog, dann Biſchof von Toulouſe wurde, und 1213 ſtarb. Dies beſtätigt zum Theil Petrarca in ſeinem Trionfo d'Amore, cap. 4:

Folchetto che a Marsiglia il nome ha dato
Ed a Genova tolto, ed a l'estremo
Cangiò per miglior patria abito e stato.

Sein Vaterland bezeugt auch Dante, der ihm im Paradies begegnet, Parad. c. 9 v. 90. Er erfreute ſich der Achtung vieler Großen, beſonders des Grafen Raimund V. von Toulouſe, des Königs Richard I. von England und des Königs Alphons IX. von Caſtilien.

Dieſem Folchetto folgte eine unabſehliche Reihe italieniſcher Troubadours, die meiſten in Norditalien, wovon wir die hauptſächlichſten angeben: in Genua machten ſich berühmt Bonifacio Calvi, Percivalle und Simone Doria, Lanfranco Cicala, Ugo di Grimaldo, Jacopo Grillo; in Piemont und der Lombardei waren als ausgezeichnete Troubadours bekannt: Piero von Rovere, Niccoletto von Turin, Pietro von Caravana, Alberto Quaglia von Albenga, Guglielmo Briero von Nizza, Alberto, Marquis von Maleſpini von Lunigiana, Pietro dalla Mula in Montferrat, Lodovico von Pavia, Monaco von Foſſano, Bartolomeo Giorgi von Venedig und viele hundert andere, die bei Crescimbeni, Quadrio und Tiraboſchi nachzuleſen, während in dem übrigen Italien nur wenige Troubadours aufſtanden, wie z. B. Migliore degli Abati in Florenz, Paolo de' Lanfranchi in Piſa, Ruggerotto in Lucca, Lambertino Bovarello in Bologna, Maſtro Ferrari in Ferrara, welcher zu den Zeiten Azzo's VII. der Fürſt der Troubadours genannt wurde. [1]) Man kennt keine andere Namen von italieniſchen Troubadours ſüdlich des Po; Rom ſcheint von der allgemeinen Begeiſterung gar nicht berührt worden zu ſein, und in Neapel bereitete ſich zu jener Zeit eine neue Sprache und Poeſie vor. Als der berühmteſte ragt vor Allen weit hervor Sordello von Mantua, geb. 1189. Es wäre indeſſen zweifelhaft, ob ſein Ruhm ſich auf ſeine Werke oder auf die von ihm erzählten wun-

1) Muratori, Antich. Est., Tom. II, pag. 2.

verbaren Abenteuer gründete, wenn nicht Dante an mehren Orten seiner sehr ehrenvoll erwähnt hätte, einmal im **Purgatorio, c. 6, v. 61**, wo Sordello wirklich seine Unsterblichkeit der ausgezeichnet schönen Stelle verdankt, zu der er mittelbar Veranlassung gegeben, das andere Mal in dem **Vulg. Eloquio, Lib. I, cap. 15**, wo Dante von dem italienischen Styl des Mantuaners rühmt (er schrieb auch italienische Gedichte), daß er sich weit über seinen Ortsdialekt erhebe, und der reinen Schriftsprache sehr nahe komme. Auch die spätern Schriftsteller reden mit großer Achtung von ihm, ohne aber genaue Nachricht von seinem Leben zu geben. Er scheint ein wahrer Troubadour von echtem Schlag gewesen zu sein; seine Lebensbeschreibung ist ein wahrer Ritterroman mit unzähligen Heldenthaten, Abenteuern, Zweikämpfen, verliebten Fürstentöchtern u. s. w. Ziemlich gewiß ist seine vornehme Geburt und galante Intrigue mit einer Schwester Ezzelino's von Romano, die vielleicht seinen von Dante dunkel angedeuteten gewaltsamen Tod herbeigeführt hat. [1])

§. 8.

Geschichte der italienischen Sprache.

In der Geschichte eines Volks, dessen Sprache mit der Dichtkunst Hand in Hand ging, so daß beide einander gegenseitig ergänzten und gleichsam schufen, ist es zum vollkommenen Verständniß der letztern durchaus nothwendig, auch die Geschichte der Sprache zu verfolgen. Die italienische Sprache ist rein poetisch; man könnte sogar sagen, sie ist poetischer als das Volk. Sie kommt durch ihre Biegsamkeit, ihren Wohllaut, den Reichthum ihrer Reime der schaffenden Phantasie des Dichters so wirksam zu Hülfe, daß sie ein wesentliches Element dieser Poesie ausmacht, während sie auf der andern Seite derselben manche Fesseln anlegt.

Ueber den Ursprung ihrer Sprache sind die italienischen Gelehrten in ihren Meinungen sehr getheilt, und lassen sich im Allgemeinen in zwei Hauptparteien zusammenfassen. Leonardo Bruni und nach ihm Celso Cittadini, Ercole Strozzi, Gravina, Bembo,

---

1) Tiraboschi, T. IV, Libr. III, cap. 2. Sismondi, Histoire des Républ. ital., Tom. II, Ende.

und ſelbſt in neuern Zeiten noch Quadrio [1]) behaupten, die jetzige italieniſche Sprache ſei mit unbedeutenden Veränderungen dieſelbe wie die altrömiſche Volksſprache, und beide ſeien zu gleicher Zeit in Rom gebräuchlich geweſen, die erſtere im Munde des Volks und in den vertrautern Unterhaltungen, die andere als Sprache der Gebildeten, Gelehrten und Redner. Ihre Beweiſe ſind ziemlich leichtfertig, und ſtützen ſich allein auf die römiſchen Komödiendichter, welche in ihren Schilderungen des Volkslebens auch die Sprache des Volks nachahmten, und in ihren Dialogen viele Worte gebrauchten, welche aus dem edeln Latein verbannt waren, aber ſpäter in der italieniſchen Sprache blieben. Quadrio geht in dieſer Partei am weiteſten, indem er behauptet, daß die italieniſche Sprache ſchon vor dem klaſſiſchen Latein, und dieſes letztere eigentlich nur eine ausgebildete italieniſche Sprache geweſen ſei. Nicht weniger ſonderbar iſt die Meinung des Marcheſe Maffei [2]), daß die Sprache der fremden Eroberer auf die Bildung der italieniſchen gar keinen Einfluß gehabt, ſondern dieſe ſich von ſelbſt durch fortgeſetzte Veränderung und ſchlechte Ausſprache des Lateins ſowohl in Rom als in den Provinzen gebildet hätte. [3])

---

1) Leonardo Bruni, Lettere, Libr. VI, epist. 10. Gravina, Della Ragion poetica, Libr. II, cap. 5. Bembo Prose, Libr. I, cap. 6. Quadrio, Storia e Ragione d'ogni Poesia, Tom. I, Libr. I, pag. 41.

2) Maffei, Verona illustrata, Part. I, Libr. V. in ſeinen Opere, Tom. V, pag. 241.

3) Die Meinung von dem hohen Alter der italieniſchen Sprache macht ſich noch immer hier und da geltend, und hat in der neuern Zeit einen eifrigen Vertheidiger an Ottavio Mazzoni Toſelli gefunden, welcher in einem eignen Werk, Origine della lingua italiana, Bologna 1831, zu beweiſen ſucht, daß die italieniſche Sprache ihren Urſprung nicht in der lateiniſchen habe, und daß alle derartigen Meinungen hierüber unrichtig ſeien. Es wird dem Philologen vielleicht intereſſant ſein, wenn wir Toſelli's Hauptbeweiſe hier kurz zuſammenfaſſen, welche er in einem Vertheidigungsbrief an ſeine Gegner in dem Giornale dei Letterati, Bd. 27, S. 125, weitläufig auseinander ſetzt. „Die lateiniſche Sprache war nie in ganz Italien gemein. Zur Zeit Tarquinius' des Stolzen beſaßen die Gallier einen großen Theil Italiens. Wo ſie die Etrusker verjagten, wurde die etruskiſche Sprache vertilgt; wo ſie ſich aber mit den Beſiegten vermiſchten, erhielt ſich nur die alte einheimiſche Ausſprache. Zu Polybius' Zeiten hatten die Veneter ein

Die andere Partei, deren hervorragendſte Wortführer Muratori, Apoſtolo Zeno, Fontanini, Giambullari ſind, und welchen

---

von den Galliern verſchiedenes Idiom, auch die Rhätier ſprachen nicht lateiniſch, und Livius ſagt im 9. Buch, daß die etruſciſche Sprache in Rom wie die griechiſche gelehrt wurde. Alſo die ganze Lombardei und Toskana redete nicht lateiniſch. Appianus Alexandrinus (gegen Ende des 3. Buchs De bell. civil.) erzählt, daß Decimus Brutus bei ſeinem Uebergang über den Rhenus ſich galliſch kleidete, non ignarus et linguae. Bis in die ſpätern Zeiten hatte die Sprache der Römer einen beſchränkten Kreis. Aulus Gellius ſchrieb, nachdem er einen Redner in Rom hatte deklamiren hören: nescio quid tusce aut gallice dixisset. Pomponius Mela bemerkt, daß es den Römern unmöglich war, die galliſchen Wörter auszuſprechen. Es gab alſo ſchon früh viele Dialekte und ſogar ganz verſchiedene Sprachen in Italien, und die jetzigen italieniſchen Dialekte ſind nicht ſowohl das verdorbene Latein, als die alten Sprachen, inſubriſch, bojiſch, venetiſch, toskaniſch, osciſch, umbriſch u. ſ. w., und aus dieſen verſchiedenen Dialekten erhob ſich die italieniſche Schriftſprache. (So ſchreibt auch Romagnoſi: Wißt, daß das ſogenannte klaſſiſche Latein ein auf das Italieniſche äußerſt künſtlich gepfropfter Zweig iſt; es wurde durch die gebildetſten Männer herausgeſchmückt, und blieb ſeitdem Schriftſprache, wurde aber nie Volksſprache. Bibliot. ital. No. CCVIII, April 1833, pag. 58). Die italieniſche Sprache iſt aber celtiſchen Urſprungs, denn alle nordital. Völker, auch in der Romagna, Bologna, auch die Umbrer, waren Celten. Auch die etruskiſche Sprache hatte, wie einige aſiatiſche, Verwandtſchaft mit der celtiſchen, und die Toskaner nahmen galliſch-italiſche, nicht aber lateiniſche Wörter in ihre Sprache auf. So ſagen ſie z. B. cominciare, nicht incipere, passare, nicht transire, cavalcare, nicht equitare, parlare, nicht loqui u. ſ. w. Ein fernerer Beweis iſt, daß die meiſten Wörter der italieniſchen Sprache ſich in den Wörterbüchern der celtiſchen finden. Auch viele italieniſche Flußnamen ſtammen aus der celtiſchen Sprache. In derſelben heißt Fluß Av, Avon, Aven, und die Buchſtaben R, S, L ſind oft Abkürzungen der celtiſchen Artikel ar, es, la; daher kommen denn viele Flußnamen, wie: Savena aus s und Aven (Fluß), Ravòn, Lavèn, und die Wurzel des Bologneſer Flußnamens Ausa iſt die Wurzel des Wortes Aven. Aus den celtiſchen Wörtern, welche Wohnung und Kleidung bedeuten, wie: Abitua, dom, guest oder west, cas, borgo, cot, cam, capan, wurden von den Galliern die Wörter eingeführt: abito, domino, veste, casacca, borgolino, cotta, camicia, gabbano. Einen fernern Beweis gibt die Aehnlichkeit einiger italieniſchen Städte- und Flußnamen mit franzöſiſchen, wie Bologna (Boulogne), der Fluß Reno und der Rodano bei Reggio; endlich die deutliche Abſtammung einiger Wörter, wie aus dem celtiſchen cat, Holz, abgeleitet ſind: catasta von cat und asten, ausdehnen, cataletto von cat und letto, catafalco von cat und fal,

ſich in neuerer Zeit Tiraboschi, Perticari und wohl die meiſten italieniſchen Sprachforſcher anſchließen [1]), behauptet, die italieniſche Sprache habe ſich gebildet aus der verdorbenen lateiniſchen vermiſcht mit vielen fremden Wörtern und Redensarten; die lateiniſche Sprache ſei auch nach der Einwanderung der nordiſchen Völker die Hauptſprache geblieben, habe ſich aber mit den übrigen ſo ſehr vermengt, verhärtet, abgeſchliffen, daß eine ganz neue entſtanden ſei. Die lateiniſche Wurzel der italieniſchen Sprache und der Antheil, den die nordiſchen Eroberer an der Bildung derſelben hatten, iſt allerdings nicht zu verkennen; es bleibt dabei merkwürdig, daß die fremdgebornen Wörter in ſehr geringem Verhältniß zu denjenigen von lateiniſchem Urſprung ſtehen.

I. Lateiniſche Sprache. Ginguené, nach dem Vorgang von Pelloutier und Bullet [2]), gibt der celtiſchen Sprache einen großen Antheil an der Bildung ſowohl der lateiniſchen und griechiſchen als auch der italieniſchen. Die alten Celten oder Celto-Scythen verbreiteten ſich in uralter Zeit vom weſtlichen Aſien aus in Europa theils im Norden, theils längs der Donau. Die letztern gingen dann den Fluß hinauf, über den Rhein, und ſetzten ſich zwiſchen den Alpen und Pyrenäen feſt. Ihre Sprache vermiſchte ſich vorherrſchend mit der der Eingebornen, und erhielt ſich in manchen Gegenden in ihrer Reinheit. Einige Jahrhunderte ſpäter wurden dieſe Celten oder Gallier wegen Uebervölkerung genöthigt, die Pyrenäen und Alpen zu überſchreiten. [3]) In

---

errichtet; ſo leitet ſich auch von dem celtiſchen cal, Gefäß, ab das Bologneſer Wort calcedro, Milchgelte.

1) Muratori, Antiquit. ital. Dissert. 32. Giusto Fontanini, Biblioteca dell' eloquenza italiana, con le annotazioni dell' Apostolo Zeno. Tom. I, pag. 32. Algarotti, Pensieri diversi, pag. 16. Opere. Tom. VII. Perticari, Difesa di Dante, cap. 8 ff.

2) Ginguené, Hist. litt. d'Ital., Tom. I, chap. III, pag. 176. Simon Pelloutier, Histoire des Celtes. Paris 1770—71. Bullet, Mémoires sur la langue celtique. 1754.

3) Auch Gibbon glaubt, daß Spanien, Gallien und Italien urſprünglich von denſelben wilden Völkerſchaften bewohnt worden ſeien. Decline and Fall of the Roman Empire. Chap. 1. Dies würde die ſpätere verwandtſchaftliche Bildung und die leichten und ſchnellen Anklänge unter dieſen Völkern erklären.

Italien breiteten ſie ſich nach und nach aus in den Ländern der Umbrer, Sabiner, Etrusker, Osker u. ſ. w. Sie ſtießen dort bald mit den ſich in Süden ausbreitenden Griechen zuſammen, ſammelten ſich nach mehren Kriegen in dem alten Latium, und bildeten das Volk der Lateiner. Vor der Eroberung der Römer war die Lombardei kein Theil Italiens, ſondern eine Kolonie der Gallier. Zu Tarquinius' Zeit ſetzten ſich dort eine Menge Völkerſchaften feſt: die Lajer, Lebitier, Inſubrer, Cenomaner jenſeits des Po; diesſeits die Annaner, Bojer, Lingoner, Senoner, Ligurer, alle galliſchen Urſprungs. In der Mitte Italiens waren die Etrusker, welche zuerſt die Kultur verbreiteten, im Süden die Samniter, Campaner, Lucaner, Apulier, und die Seeküſten hielten die griechiſchen Kolonien beſetzt. In Latium miſchte ſich die Sprache der Gallier mit dem doriſchen Dialekt der Griechen, und mit verſchiedenen Sprachen der Eingebornen, beſonders der etruriſchen und osciſchen, welche letztere nach der Meinung Einiger wieder ein Dialekt der etruriſchen und das Idiom der Sabiner, Samniter und Brutier war. Aus dieſer Miſchung entſtand dann die lateiniſche Sprache, welche ſich durch die Bedeutung des Volks bald geltend machte, und an die obigen Hauptſprachen des alten Italiens als die vierte anreihte. [1]) Sie war natürlich in Latium verſchieden von der in Rom, doch war in dieſer Stadt der ſpäter ſogenannte sermo rusticus wahrſcheinlich im Anfang die allgemeine Sprache, deren ſich alle Klaſſen bedienten, und ſie mag mit der osciſchen allerdings viele Aehnlichkeit gehabt haben, da die Römer ſich zum großen Theil mit den beſiegten Völkern vermiſchten. Hieraus ergibt ſich ſchon eine große Mannigfaltigkeit von Dialekten in jener Epoche der Gründung Roms, die ſich aber zur Zeit der römiſchen Kaiſer, wo Rom der Mittelpunkt der eroberten Welt war, einander näherten und ſich verſtändigten, ſo daß ſo ziemlich eine allgemeine Sprache, immer mit der Verſchiedenheit der Dialekte, zu Stande kam. Denn daß das Latein zu Livius' Zeiten ziemlich allgemeine Sprache in Italien war, ergibt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß dieſem Hiſtoriker Patavinität vorgeworfen wird. [2])

1) Toselli, Origine della lingua ital., cap. 2, pag. 14—20.

2) Quinctilian, VIII, 1.

Jene urſprüngliche Sprache Roms muß übrigens doch noch einige Verſchiedenheit von dem ſpätern sermo rusticus gehabt haben, auch angenommen, daß Terenz den letztern in ſeinen Komödien nicht ganz natürlich gelaſſen, ſondern etwas veredelt habe; denn die geſchriebenen Monumente jener Zeit waren den Römern am Ende der Republik faſt ganz fremd und unverſtändlich geworden; dies war zum Beiſpiel der Fall mit dem Handelsvertrag zwiſchen Rom und Karthago, welcher im Jahr der Vertreibung Tarquinius' geſchloſſen wurde, und deſſen Urkunde Polybius im Jahr 130 v. Chr. auf einer broncenen Tafel im Tempel des Jupiter Capitolinus fand; man konnte ihn nur mit großer Mühe entziffern. Auch aus den Fragmenten der zwölf Geſetztafeln läßt ſich der große Unterſchied in der Sprache im 5. Jahrhundert und der Zeit des Terenz wahrnehmen, und von Numa's ſaliariſchem Gedicht ſagt Horaz ganz deutlich, daß es Niemand mehr verſtehen könne. [1]) In dieſen Fragmenten kommen Ausdrücke vor, wie cerus manus für creator bonus, praeceptat für praecipit, amptruare für dare motus in Geſang und Tanz, pa oder par für parte, po für populo. Dieſe Abkürzungen kamen von den Oscern, welche auch ſagten: gau für gaudium, coel für coelum, do für domo, famul für famulus, volup für voluptas, und andere, die man auch in Ennius' Fragmenten findet. [2]) Der Barbarismus herrſchte noch in der Sprache 60 Jahre vor Terenz in dem Fragment der Inſchrift auf dem Roſtrum, welches zu Ehren des Conſuls Duillius errichtet wurde; ein Theil derſelben lautet: Macellam pucnandod cepet en que eodem macestradod rem navebos marid consol primos ceset .... clasesque navales primos ornavet, cumque eis navebos claseis poenicas sumas copias cartaciniensis praesented Dictatored olorum, in altod marid pucnandod vicet. Man bemerke hierin den Gebrauch des o für u, c für g, welches lange unbekannt war, i für e und umgekehrt; die Conſonanten ſind nicht verdoppelt in clases und sumas, wie auch die alten Lateiner anus und ile für annus und ille ſchrieben;

1) Epistol., Libr. II, ep. 1, v. 86. Quinct. I, 6, 40. Vergleiche Carlo Troya, Storia d'Italia del Medio-Evo, Tom. I, Libr. V, §. 1.

2) Dante braucht in ſeiner Komödie häufig ähnliche Abkürzungen.

das Anhängen des d an die Wörter, wie in marid, war in jener Zeit gewöhnlich. [1])

So war die Sprache der Römer lange Zeit hart wie ihr Schwert und rauh wie ihr unbeugsamer Sinn. Es war die Sprache, die den Untergang Karthagos verkündete und Pyrrhus' Bestechungen beschämte. Als die Leidenschaften gesättigt waren, bewies ein weicheres, abgeschliffneres Organ das Walten eines neuen Genius und die Einkehr sanfterer Gesinnungen. Unstreitig haben die Griechen den Hauptimpuls zu einer neuen Organisation der Sprache gegeben, nicht gerade indem sie den Römern ihre Worte liehen, obgleich sich dies auch häufig nachweisen ließ, sondern indem sie ihnen ihre feinern Sitten, ihre Wissenschaft und Poesie lehrten, und so für den neuen Schwung, für den neuen Standpunkt des Geistes ein neues Organ nöthig wurde. Daher genügte bald der sermo rusticus, der im Terenz schon gegen jene Probe aus früherer Zeit sehr verfeinert erscheint, nicht mehr für die geistigen Bedürfnisse, und es bildete sich der sermo urbanus, die Schriftsprache, die sich durch die Sichtung der Grammatik und Kritik bis zu dem goldnen Zeitalter immer fester stellte und zum Bewußtsein erhob. Dieses Latein war in den bessern Zeiten ein würdiges Organ für Gesetzgebung, Geschichte und Beredsamkeit, und eiferte in Wohllaut, Biegsamkeit und Kraft mit Glück dem griechischen Vorbilde nach. Allein je fester die Regeln durch die Muster begründet waren, desto sorgfältiger mußten sie eingeübt werden, und nur diejenigen, welche die lateinische Sprache studirt hatten, sprachen und schrieben sie richtig. Dieses Studium wurde seit Cicero nothwendig, da die in Rom und ganz Italien sich mehrenden Fremden viele unreine Beisätze mitbrachten. Cicero beklagt sich darüber in mehren Stellen, und nennt unter jenen besonders die transalpinischen Völker, die Gallier. [2]) Allein wie wenig der sermo urbanus in Rom geläufig war, und welches Uebergewicht die Volkssprache in allen Ständen hatte, beweist, daß selbst die klassischen Schriftsteller zuweilen in Fehler gegen die Regeln verfielen, und der vertrauten Sprache

1) Quinctil., Libr. I, cap. 7.

2) Ciceron. Brutus de claris Orator., cap. 5. Epistol. famil. XV, 9. Quinctil. I, cap. 5.

und der des gemeinen Volks huldigten. [1]) Auch die vornehmen Römer gaben ſich nicht immer die nöthige Mühe, correct zu ſprechen; von Mäcen iſt dieſe Nachläſſigkeit bekannt, auch der Kaiſer Auguſtus erlaubte ſie ſich, und ſagte ſtatt ipse ipsus oder issus, wie noch jetzt die Neapolitaner, woraus die Italiener esso gebildet haben. [2])

Die Hauptſprache blieb alſo fortwährend die romana rustica, ein Gemiſch von mancherlei Idiomen, welches in verſchiedenen Abſtufungen, nach den Ständen von dem Handwerker bis zu dem Gebildeten, beſtand, und mit dem Fortgang der Zeit manche Verfeinerung von der Schriftſprache annahm, aber doch, wie bei allen Völkern, genau von derſelben geſchieden blieb. Dieſe romana rustica läßt ſich gerade nicht mehr klar und vollſtändig erkennen, da in derſelben nicht geſchrieben wurde, aber aus unzähligen Beiſpielen in den zwölf Geſetztafeln, im Ennius, in den alten Komödiendichtern, in Varro, Vegetius, Columella und Allen, welche für das Volk geſchrieben, läßt ſich ſehr wohl abſehen, daß ſie mit der urbanen Schreibart ſehr wenig gemein hatte, und zugleich eine merkwürdige Analogie mit der ſpätern italieniſchen Sprache erkennen. Aus jenen Schriftſtellern erſieht man, daß, was die Gelehrten und Hofleute ager, caput, os, domus, ignis, pulcher nannten, auf dem Markt und in den Buden campus, testa, bucca, casa, focus, bellus hieß, daß man caballus für equus, nanus für pumilio, tonus für tonitru, bramosus für cupidus ſagte. Marcus Varro, im 5. Buch de lingua, bezeugt, daß die rustici jubilare für quiritare, scortum für pellicula, obsonium für manducum gebrauchten, auch Pomp. Feſtus ſpricht im 16. Buch de verborum significatione von dieſem Unterſchied, und gerade die obengenannten und eine

1) So kommt im Catull XXXIX, 19 russus ſtatt ruber vor, und ſehr häufig bellus ſtatt pulcher; Horaz braucht caballus ſtatt equus oft in ſeinen Briefen und Satiren, aber nie in ſeinen Oden. Viele Beweiſe finden ſich noch hierfür in Muratori, Perfetta Poes., Tom. II, pag. 101, und in Bonamy, Reflexions sur la langue latine vulg. in dem 24. Band der Mém. de l'Académ. d. Inscr., pag. 603. Auch Quinctil., Libr. I, cap. 10 ruft aus: Aliud est latine, aliud grammatice loqui.

2) Muratori, Antiqu. ital. Diss. 32.

Menge andere Wörter des gemeinen Volksidioms gingen ſpäter in die italieniſche Sprache über. [1])

Es läßt ſich annehmen, daß die **romana rustica**, welche ohne Regel und Gränze die Bedürfniſſe des Volks vermittelte, in den Provinzen Italiens in einer Menge von Dialekten vorhanden geweſen ſei. Außerdem daß bekanntlich Livius zuweilen in den Dialekt von Padua verfiel, und ſchon Plautus die ſchlechte Ausſprache der Rom ganz benachbarten Präneſtiner und ihr **tammodo** und **coniam** verſpottete, ſo blieb vor allen andern die osciſche, etruſciſche, celtiſche und griechiſche Sprache auf dem Lande lebendig. Die osciſche Sprache blühte noch zu Ennius' Zeit, in ihr wurden ſelbſt in Rom die Attellanen aufgeführt; die etruſciſche war zu Auguſtus' Zeit noch nicht erloſchen, und wurde in den Schulen gelehrt. Alſo ſelbſt in der Epoche, wo das Latein der Schriftſteller und Dichter die höchſte Politur erhalten hatte, blieben die Volksdialekte in ihren Rechten. Das gemeine Volk bildet in jeder Nation den härteſten Kern, die eigentliche Wurzel, welche, wenn Blätter und Blüthen längſt verwelkt ſind, doch noch unangefochten bleibt und zuweilen im Stande iſt, neue hervorzutreiben. Das Volk Italiens, beſonders längs dem Gebirgszuge hin, blieb gleichſam fortwährend der ſtabile lebendige Träger deſſelben Idioms, auf deſſen Grundlage ſich unter dem Einfluß zweier verſchiedenen Elemente zwei verſchiedene Sprachen gründeten; zuerſt unter dem Einfluß des erobernden Schwertes die kräftige Sprache der Römer, ſpäter unter dem weichern Flügel der Kirche und des Handels die italieniſche Sprache. Die römiſche Schriftſprache entſtand, als der Charakter der Römer gebrochen war, und vermochte ſich daher nicht lange zu halten. Schon die nächſten Jahrhunderte nach ihrem Entſtehen ſtrichen ſie aus der Reihe der lebenden Sprachen aus, da ſie ja doch der römiſchen Größe nicht mehr dienen konnte. Das Licht, das ſie auf eine würdige Art getragen hatte, blieb lange unter der Laſt

1) Perticari, Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 5. Ferner brauchten noch die Römer in ihrer vertrauten Sprache battuere, ſchlagen, minare und menare, führen, carricare se, ſich beladen, remediare, heilen, sermonari, reden, tornare und detornare, drehen. Bekannt iſt jenes torna, torna, frater! des verwundeten Soldaten unter dem Kaiſer Mauritius, welches die ganze Armee zur Flucht bewog.

theologiſcher Wiſſenſchaft in den Klöſtern begraben, um von da ſpäter in den Bibliotheken von einem ehemals thatvollen Herrſchervolke zu zeugen. Nicht mit ihr vermiſchten ſich die Laute anderer Völker, denn ſie vermittelte nicht die Bedürfniſſe des Volks, ſondern vielmehr der Wiſſenſchaft und Kunſt.

Die eigentliche Stammmutter der romaniſchen Sprachen, folglich auch der italieniſchen, iſt, ſo ſehr auch manche Patrioten an dem Arno und der Tiber dagegen ſtreiten, die **latina rustica**, die Sprache des Volks und des vertraulichen Umgangs. In dem Maße als die römiſche Größe ſank, als Wiſſenſchaft und Kunſt in Verfall geriethen, drängte ſich die gemeinere Sprache vor, und machte ſich durch die Richtung des Volks, durch das Vorherrſchen gemeiner Bedürfniſſe immer nothwendiger.[1]) Dieſe **romana rustica** war es, welche die germaniſchen Eroberer kennen lernten, mit welcher ſie ihre eignen Idiome vermengten, und ſo eine neue Sprache bilden halfen. Aus den Beiſpielen, welche Perticari[2]) zuſammenſtellt, ergibt ſich, daß die gemeine römiſche Sprache mit der gemeinen italieniſchen, ſelbſt wie ſie in einigen Dialekten, beſonders in Sabinum und Latium, noch jetzt gebräuchlich iſt, die größte Aehnlichkeit hat; noch größer war dieſe natürlich mit dem Latein in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten. Auch Muratori[3]) ſtellt eine Menge lateiniſcher Wörter auf, welche nicht nur im 8. und 9. Jahrhundert, ſondern auch noch früher im Gebrauch waren, und ſpäter in der italieniſchen Sprache blieben.[4])

---

1) Quinctil. IX, 3. Si antiquum sermonem nostro comparemus, paene jam quidquid loquimur, figura est.

2) Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 5.

3) Antiqu. ital. Diss. 32.

4) Im Terenz finden ſich noch manche Eigenheiten, die ſich dem Charakter der neuern italieniſchen Tochterſprache annähern. Erſtens werden viele Vocale zuſammengezogen oder verſchluckt, um das Wort um eine Silbe zu verkürzen, wie z. B. in rei, via, diutius, ei, solius, eam, unius, suam, illius u. ſ. w., daſſelbe muß man bei dem Leſen der italieniſchen Verſe thun. Ferner in den Wörtern auf ein kurzes us und is wird das s und zuweilen die ganze Silbe vor Wörtern, welche mit einem Vocal anfangen, weggeſtoßen. Endlich wurde das m am Ende der Wörter ſehr ſchwach ausgeſprochen und bekanntlich in den Verſen gar nicht. (Quinctil. IX, cap. 4). Alle dieſe Freiheiten waren ſehr wahrſcheinlich auch in der Unterredung, wie denn der gewöhnliche Fehler in der Umgangsſprache iſt,

II. Einfluß der nordiſchen Völker auf die Sprache. Dieſes ſchon längſt alſo verdorbene Latein hörte nach den Einfällen der nördlichen Völker nicht auf, die allgemeine Sprache zu bleiben. Die Sieger machten ſich das ſchöne Land bald zur Heimath, und gaben ſich gern dem Einfluß des milden Klimas hin, der ſich bald in der Verweichlichung ihrer Sprache zeigte. Sie fanden hier ſchon alle Einrichtung zur Befriedigung von Bedürfniſſen, die ſie vorher nie gekannt hatten, die ſich ihnen aber mit allem Reiz der Neuheit darboten; und da ſie immer die geringere Zahl ausmachten, ſo bequemten ſie ihre Sprachwerkzeuge zu den weichern Lauten. Daß dies nicht immer beſonders gelang, iſt begreiflich, ebenſo, daß die eingebornen Völker aus Höflichkeit ihren neuen Herren, die im Nothfall ihre Gedanken mit dem Schwert zu verſtehen gaben, in der Sprache auf halbem Wege entgegenkamen. So führte ſich denn während der hundertjährigen Einwanderung eine Sprache ein, die weder lateiniſch noch ganz frembartig war. Die Gothen, Longobarden und Franken brachten den Gebrauch des Artikels in Aufnahme, der ſich ohne Zweifel aus dem lateiniſchen Pronomen ille, illa, illi etc. durch Abkürzung bildete. Dieſes Pronomen ſcheint ſich am erſten zu der abgekürzten Form geliehen zu haben, da ſich ſchon im Terenz die erſte Silbe deſſelben ſehr häufig kurz findet. So lernte man bald ſtatt ille caballo — il cavallo ſagen, ſtatt illae feminae — le femmine. Dieſe Meinung beſtätigt ſich beſonders durch das italieniſche Pronomen loro, ohne Zweifel aus illorum gebildet, wie aus einigen Dokumenten aus der Zeit Karl's des Großen erhellt; ebenſo ſcheint lui aus dem Dativ illui, wie man ihn wahrſcheinlich in den frühern Jahrhunderten zur Unterſcheidung von dem Nom. Plur. ſchrieb, entſtanden zu ſein. Ferner führten

die Wörter abzukürzen. (Quinctil., Libr. II, cap. 3. Dilucida vero erit pronunciatio, primum, si verba tota exegerit, quorum pars devorari, pars destitui solet, plerisque extremas syllabas non proferentibus, dum priorum sono indulgent.) Wenn aber dieſe Fehler ſchon bei gebildeten Römern vorkamen, wie viel mehr mußte ſich die Sprache bei dem Volk und in den entlegenen Provinzen verderben, beſonders in den ſpätern Zeiten des römiſchen Reichs, wo bald auch das politiſche Leben und Regen ſchlaff wurde, jede Circulation ſtockte, und die Mittel der Sprachreinigung erſchwert waren.

jene Völker ſtatt der Caſusendung die Präpoſitionen und zu der Conjugation die Hülfsverba ein. Sie endeten auf lateiniſche Art eine Menge celtiſcher, lombardiſcher und fränkiſcher Wörter, und gaben dagegen den Lateinern die Endungen ihrer Sprache. So glaubten beide, durch eine lange Gewohnheit ſachte geleitet, nicht eine neue Sprache zu haben, während doch alle Formen verändert waren. [1])

Perticari, in ſeiner Difesa di Dante, macht hierzu eine ſehr gute Bemerkung: „Wenn wir die Schriften jener Zeit leſen, ſo entdecken wir, daß die zum gemeinen Leben nöthigen Worte aus dem Lateiniſchen herſtammen, die Gegenſtände des Kriegs und der Regierung bezeichnenden aber von den Fremden genommen ſind. Dieſe Eigenheit der Vermiſchung entſtand aus zwei Nothwendigkeiten: der Beſiegte mußte die Worte lernen, welche die Gewalt ihm aufdrang, der Sieger aber diejenigen, welche das tägliche Lebensbedürfniß erheiſchte. So verſuchte der Gothe bald, da mihi illum panem in da mi il pane zu verſtümmeln, und der Italiener lernte nothgedrungen die Namen der Waffen, welche ihn beſiegt hatten, und der neuen Regierungsweiſen und Staatsformen, welche ſich bildeten. Daher führten ſich bald die fremden Worte ein: usbergo, Panzer, arnese, Harniſch, spada, Schwert, strale, Pfeil, ammazzare, tödten, alloggiamento, Herberge, scherma, Gefecht, scaramuccia, Scharmützel, battaglia, Schlacht, guerra, Krieg; ferner feudatario, vassallo, barone, maliscalco, Marſchall, bargello, Häſcherhauptmann, und viele andere, wofür die Italiener ihre Sieger die Namen der

---

1) In den Litaneien von 790, welche Mabillon in ſeinen Analect. herausgegeben, lieſt man: Adriano summo Pontefice et universale Papa. Redemptor Mundi, tu lo (illo, d. h. illum) juva. Und ſpäter: tu los (illos) juva. In einer andern Urkunde aus Karl's des Großen Zeit heißt es: Inde percurrent *in la* Vegiola, ex alia vero parte *de la* Vegiola etc. — In einer andern Schrift, welche Lucheſini mittheilt: Sicut constat antedicta villa ab ipso Principe *lui* fuisse concessa. (Dante gebraucht lui auf dieſelbe Art. Inferno, I, v. 81). Außerdem gibt Muratori in der 24. Diss. ſeiner Antiqu. ital. noch eine Menge Beiſpiele von dem Gebrauch der Präpoſitionen und Artikel, wie: Offero a Deo omnipotenti et ad ecclesia monasteri; — Da pars da uno capu corre via publica etc.

Künſte und Wiſſenſchaften und ihrer Inſtrumente lehrten.[1]) Da aber die Fremden keine allgemeine kräftige Sprache vorfanden, die ſich in kräftigen Menſchen geltend zu machen wußte, und an der ſie nur ihre Idiome abzuſchleifen gehabt hätten, ſondern da ſie ebenſo wie die Beſiegten ſich den äußern Eindrücken des Bodens, Klimas und der Beſchäftigung überlaſſen mußten, die hier ſchwächer, dort ſtärker auf ſie einwirkten: ſo bildeten ſich ohne alle Regel, und bloß nach Verſchiedenheit des Orts, Zufalls und der Gurgel, unzählig viele Dialekte, welche noch jetzt der italieniſchen Sprache den außerordentlichen Reichthum an Synonimen gewähren. Da man in jener Zeit wenig ſchrieb, und kaum in einer Sprache, die ſchon als todt gelten konnte, ſo fanden die neuen Idiome kein Mittel der Einigung, und jede Provinz war ſich ſelbſt überlaſſen, einer und derſelben Vorſtellung nach ihrer Art einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben, der aber doch durch die beſtändigen Wanderungen und die Aenderungen in der Herrſchaft meiſt allgemein verſtändlich wurde.[2])

Die allmälige Aenderung der lateiniſchen Sprache läßt ſich am beſten unter den galliſchen Völkern verfolgen, beſonders unter der trefflichen Leitung des Akademikers Bonamy im 24. Band der Mémoires de l'Acad. des Inscript. Wir dürfen dabei nicht fürchten, uns zu weit von unſerm Gegenſtand zu entfernen. Denn von Gallien ging der neue Schwung aus, der auch Italien erheben ſollte. Der Geiſt des italieniſchen Volks war in den

---

1) Auch Giambullari (Origine della lingua fiorentina) führt eine Menge ſolcher aus den gothiſchen und longobardiſchen Mundarten eingeführten italieniſchen Wörter an, davon wir nur diejenigen folgen laſſen, deren Abſtammung deutlicher erſcheint: balzello, becco, benda, bendare, bruno, bufalo, busto, bosco, cappa, ciuffo, colazione, daga, desco, dove, elmo, fiascho, fresco, gallozza, giallo, insalata d'erbe, landa, marca, mantello, milza, nappo, nespola, palco, pangia, panziera, piazza, scacco, scarlatto, schermire, sega, segolo, spanna, sparviere, spiedo, sprone, spuola, squilla, tagliere, tromba, trescare, zucchero, bandiera, banco, fodera, frotta, guanti, mancare, maniera, spazzare, stracco, stivali.

2) Proben der vielen Dialekte zu jener Zeit geben: Marchese Maffei, Stor. di Verona, Opere, Tom. IV, p. 36 und Tom. V, p. 254. Lucchesini, Illustrazioni delle lingue antiche e moderne, Part. I, cap. 6. Niccolini, Della parte del popolo nella formazione di una lingua, pag. 21.

erſten ſechs Jahrhunderten gleichſam eingeſchlafen, und verhielt ſich nur empfangend, wartend und zuſchauend; er war weder im Stand, ſeine alte Sprache zu halten noch eine neue zu ſchaffen. Die Gallier hatten viel mehr Friſche und Kräftigkeit behalten, in welcher der Genius der germaniſchen Einwanderer nicht unterging; in Gallien erhielt ſich ein Reſt des römiſchen Reichs, als dieſes in Italien längſt abgeſtorben war. Dort bildete ſich zuerſt die neue Sprache, während die einzigen Stände in Italien, welche auf Gelehrſamkeit Anſpruch machten, die Geiſtlichen und Notare, noch immer an einem erbärmlichen Latein ſich abmühten. In Gallien bildete ſich auch die erſte Poeſie in romaniſcher Sprache; die Italiener empfingen ſie aus der Provence, ſtudirten ſie, und ahmten ſie nach, ein Beweis, daß ſie ſelbſt noch keine hatten.

Zur Zeit Auguſtus' waren in Gallien vier Sprachen im Gebrauch, die celtiſche, lateiniſche, germaniſche und griechiſche; unter ihnen war die lateiniſche vorherrſchend, und gab der neuen Sprache die meiſten Wörter. Gallien war lange vorher mit Rom in ſtarkem Verkehr, beſonders die ſüdlichen Provinzen von den römiſchen Kaufleuten ſehr beſucht; ſo war eines Theils der Handel der Vermittler der Völker, und die Gallier nahmen Sprache und Sitten der Sieger ſchon vor Cäſar an. Dazu kam aber, daß die römiſche Sprache auch an der Spitze des Schwertes in die eroberten Länder einzog; in den Gerichten wurde nur lateiniſch geſprochen, alle Akten und Urkunden nur lateiniſch abgefaßt, und ſo mußte freilich die Landesſprache in den Hintergrund weichen. Auch der Ehrgeiz bahnte der römiſchen Sprache den Weg, ſie ward das Mittel, zu Ehren und Würden zu gelangen, und ſelbſt ein Sitz in dem römiſchen Senat war ſchon ſeit Cäſar ein nicht unerreichbares Ziel für den Gallier.[1]) In dieſen Beſtrebungen gingen immer die Einwohner der ſüdlichen Provinzen voran. Schon als Nachkommen griechiſcher Koloniſten mit einem regern Geiſt begabt, nahmen ſie früh von den Römern eine gewiſſe Kultur an; beſonders wird von jeher ihr Talent zur Beredſamkeit gerühmt. Seit den erſten chriſtlichen Jahrhunderten waren die berühmteſten Redner Gallier. In mehren Städten Südgalliens, in Marſeille, Narbonne, Toulouſe, Bordeaux, Lyon, be-

1) Sueton. Jul. Caesar, cap. 76.

ſtanden Akademien und öffentliche Schulen für lateiniſche und griechiſche Grammatik und Rhetorik. Die übrigen Gallier folgten nach und nach dieſer Richtung, und je genauer ihre Verhältniſſe zu Rom wurden, deſto mehr waren ſie genöthigt, ſich die lateiniſche Sprache anzueignen.

Doch fehlte der letztern noch viel, um populär in dieſem Lande zu werden, und ſie mußte immer ſtudirt werden, wenn auch nicht in Cicero, doch in Schriftſtellern niedern Ranges. Das celtiſche Idiom war ſo wenig als in Afrika das puniſche ausgeſtorben; beide blieben ſelbſt noch unter Alexander Severus, 230 n. Chr., wenigſtens auf dem Land die allgemeine Sprache, und wurden zu manchen Akten auch von den Gerichten anerkannt [1]), während in der Nachbarſchaft des Rheins die germaniſchen Dialekte fortbeſtanden. Vier Jahrhunderte ungefähr brauchte die lateiniſche Sprache, um ſich in Italien, Gallien und Spanien ganz einzubürgern. Im 6. und 7. Jahrhundert wurde das Latein, obgleich natürlich äußerſt mangelhaft geſprochen; wir beſitzen noch Aufſätze aus jener Zeit, für das Volk beſtimmt, welche zwar von der Reinheit Cicero's keine Spur an ſich haben, aber doch lateiniſch geſchrieben ſind, ein Beweis, daß dieſe Sprache dem Volk geläufig war. [2]) Seitdem iſt ſie aus jenen Ländern nicht mehr verſchwunden, hat nie ganz aufgehört, familiär zu ſein, und findet ſich ſpäter wenigſtens als Grundton in den romaniſchen Sprachen wieder. Bis zum 12. Jahrhundert wurde Alles lateiniſch geſchrieben, die Geſchichte, die Geſetze, die Ordonnanzen der Könige, die Briefe der Laien und Geiſtlichen, ſelbſt an Frauen, die Reden und Predigten für das Volk. Doch welch ein Latein konnte dies ſein, das die Gallier meiſt von den Kaufleuten, Handwerkern, Soldaten und Sclaven gelernt und mit ihren Idiomen vermiſcht hatten. Die Urbanität lernte ſich nur in Rom, in andern Ländern kannte man nur die lingua rustica, vulgaris, militaris,

1) Digest. Libr. XXXII, tit. 1, cap. XI. Fidei-commissa quoquunque sermone relinqui possunt, non solum latino vel graeco, sed etiam punico vel gallicano. — Die punica lingua beſtand ſelbſt noch zu Auguſtinus' Zeit im 5. Jahrhundert. Gibbon, Decline and Fall of the Rom. Emp., chap. 2.

2) Bonamy in dem 24. Bd. der Mémoires de l'Acad. des Inscr., pag. 617.

provincialis, usualis. Das Volk konnte freilich weder leſen noch ſchreiben; aber ſogar die damals ſogenannten Gelehrten hatten keine Ahnung von Cicero, und in den meiſten Schriften aus dem 6. bis 11. Jahrhundert finden ſich keine Citate aus den klaſſiſchen Schriftſtellern, ſondern höchſtens aus der Vulgata oder den Kirchenvätern, eine gänzliche Verläugnung aller Regeln der Grammatik und Vernachläſſigung der Caſus, des Geſchlechts und der Zahlformen. Als Beleg hierzu betrachte man den Heirathscontract, der in der Stadt Angers zur Zeit der erſten franzöſiſchen Könige abgefaßt wurde. Der Gatte verſpricht darin ſeiner Gattin: „Cido tibi de rem paupertatis meae, tam pro sponsalitia quam pro largitate tuae, hoc est casa cum curte circumcincta, mobile et immobile, silvas, pratus, pascuas, aquas aquarumve decursibus, junctis et subjunctis, et in omnia superius nominata, tu dulcissima sponsa mea, ad die filicissimo nupciarum tibi per hanc cessione dileco, adque transfundo, ut in tuae jure hoc recepere dibeas. Cido tibi bracile valeute solidus tantus, ... annolus valentes solidus tantus. Cido tibi caballus cum sambuca, et omnia stratura sua“ etc. Ferner eine Schenkung an eine Kirche: „Cedo vobis ad die praesente ad mea eleemosina faciundo a pauperis vel a sacerdotibus ad Missas canendo, cessumque in perpetuum esse volo . . . . . habent ipsas terras cum omni super posito de longo tanto; similiter in latus, et in frontis subjungit de ambobus latus terra illius“ etc. Und noch ein gerichtlicher Akt unter Miron, Graf von Rouſſillon, 874, wovon der Anfang lautet: „In judicio Mirone comite, seu de judices qui jussi sunt causas dirimere . . . . . id est Longobardus, Bera . . . . Guintiocus judicum . . . . veniens homo nomine Sesenandus mandatarius Mirone Comite et dixit: Audite me cum isto Laurentio qualiter servus fiscalis debet esse ex nascendo de parentes de abios suos cum fratres vel parentes suos“ etc. [1]).

In Italien waren nun die Fortſchritte in der Corruption des

1) Bonamy gibt noch viele Beiſpiele dieſer verdorbenen Latinität in den angeführten Mémoires, Bd. 24, pag. 657.

Latein dieſelben wie in Gallien. Schon die Inſchriften aus dem 4. und 5. Jahrhundert ſind zum Theil voll Solöcismen und orthographiſcher Fehler. Die geſetzlichen Akten unter den longobardiſchen Königen geben die Wörter mit lateiniſchen Biegungen, aber dieſe ſind ſo unregelmäßig, daß man deutlich die Unwiſſenheit der Schreiber in der Grammatik bemerkt. Daſſelbe kann man auf die meiſten Akten bis ins 12. Jahrhundert in Italien, Frankreich und Spanien anwenden. In denſelben iſt oft ein deutlicher Charakter der italieniſchen Orthographie und Grammatik ſichtbar, wie man denn im 8. Jahrhundert unter andern Corruptionen findet: diveatis für debeatis, da für de im Ablatif, avendi für habendi, dava für dabat. [1]) Das Latein, ſagt ein Schriftſteller aus der Zeit Karl's des Großen, war ſo verdorben, daß man es faſt nicht mehr verſtand. Italien hatte freilich auch mehr als Frankreich gelitten, und war tiefer in die Barbarei verſunken; dennoch aber bewahrten die Italiener mehr von ihrer urſprünglichen Sprache als die Franzoſen. Die einzigen Stützen, welche die lateiniſche Sprache in jenen finſtern Zeiten noch hatte, waren die Geiſtlichen und die Notare, und dieſe Stützen waren äußerſt ſchwach. Wie ſehr ſich die letztern, deren Wirkungskreis ſich ganz auf die alltäglichen Verhältniſſe des Volks beſchränkte, dem allgemeinen Gang des Verderbens fügen mußten, erſieht man aus den barbariſch geſchriebenen Contracten jener Zeit, welche, um dem Volk verſtändlich zu ſein, ſich auch nach deſſen Sprachgebrauch richten mußten. Denn wenn ſchon die Namen der Städte und kleinern Orte ſich änderten, Tibur in Tivoli, Interamne in Terni, Praeneste in Palestrina verwandelt wurde, ſo geſchah dies noch viel vollſtändiger mit den Namen der Beſitzungen und Güter, beſonders nachdem die in den Archiven niedergelegten Regiſter, Teſtamente und Contracte bei der allgemeinen Zerſtörung zu Grunde gegangen, oder durch den häufigen Wechſel der Magiſtrate zerſtreut worden waren, und die Beſitzungen entweder gewaltſam oder durch freiwillige Abtretung neue Herren bekommen hatten. Von dem äußerſt geringen Schwung, den der Klerus in den erſten Jahrhunderten des Mittelalters den Wiſſenſchaften und folglich auch der Sprache gab,

1) Muratori, Antiqu. Ital., Diss. I und 43.

iſt früher die Rede geweſen. Das Latein wurde freilich das Organ des Evangeliums, der Kirchengeſchichte, der Heiligenlegenden, es wurde die pontificaliſche, katholiſche, allgemeine Sprache, und erhielt als ſolche eine ausgedehnte Verbreitung, beſonders da man richtig erkannte, daß ſie ſich zu dem Ernſt und der Würde des Gottesdienſtes beſſer paſſe, als die vielen jugendlichen Tochterdialekte. Allein in welcher traurigen Geſtalt es damals über den bekehrten Erdkreis wanderte, davon geben jene Legenden und andern geiſtlichen Schriften ſelbſt den Beweis, wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß die unglückliche Manie ſchlecht lateiniſch zu ſchreiben, woran ſelbſt die hellſten Köpfe jener Zeit, wie Gregor I., litten, allgemein geweſen wäre. Da ſich zudem die auf Tradition gegründete Macht der Kirche nur durch Tradition erhielt, ſo mußte ſich dieſe in den Gang der Zeit fügen, und der Sprache durch alle Irrgänge im Munde des Volks folgen. Die Bekehrung der Völker und folglich die Erweiterung der Hierarchie war übrigens auch nicht anders möglich als durch die Volksſprache. Daher ſagt Fortunatus in ſeinem Leben des heiligen Aubin d'Angers, das, wie andere Heiligenlegenden, unſtreitig zu Vorleſungen für das Volk geſchrieben war: **Praecavendum est, ne ad aures populi minus aliquid intelligibile proferatur**; und Baudemind erklärt in ſeinem Leben des heiligen Amand, daß er in einem niedrigen und bäuriſchen Styl ſchreibe, um dem Vorleſer ein Beiſpiel zur Nachahmung zu geben, **rustico et plebejo sermone, propter exemplum et imitationem.** [1])

III. Romaniſche Sprache. Dieſes ſeltſame Gemiſch von römiſchen, germaniſchen und galliſchen Mundarten bildete ſich nach und nach zu einer eignen Sprache aus, deren Hauptelement immer die **latina rustica** blieb, die ſich aber durch die ſchlechte Ausſprache und Orthographie, durch die Einbürgerung fremder Wörter, durch die Declination und Conjugation ſehr weſentlich von dem Latein getrennt hatte. Man nannte ſie daher nun, zum Unterſchied von dem letztern, **lingua romana** oder **romana rustica**, romaniſche Sprache. Sie verbreitete ſich faſt gleichförmig über alle Theile des weſtrömiſchen Reichs, und ward ſo vorherrſchend, daß ſelbſt die ſpätern Franken bei ihrem Uebergang über die

1) Mém. de l'Académ. des Inscr., Tom. 17, pag. 712.

Maas, Moſel und Saone ihre deutſche Sprache vergaßen, und die romaniſche annahmen, und ſo die Trennung beider Völker vollſtändig wurde. [1]) Unter Karl dem Kahlen, 842, war die deutſche Sprache faſt ganz aus Frankreich verſchwunden, und einige Jahre ſpäter mußte man ſchon junge Geiſtliche aus jenem Land in deutſche Abteien ſchicken, um die Sprache zu lernen. Ueber den eigentlichen Anfang der romaniſchen oder auch ſogenannten vulgären Sprache läßt ſich keine beſtimmte Nachricht geben. Einige ſetzen ihn erſt an das Ende des 10. Jahrhunderts, und berufen ſich als älteſten Beweis von der Exiſtenz der **lingua vulgaris** auf das Epithaphium, welches man dem Papſt Gregor V. († 999) ſetzte, daß er das Volk in drei Sprachen, der fränkiſchen oder germaniſchen, der vulgären und der lateiniſchen, gelehrt habe. [2]) Doch glauben Andere, beſonders Leboeuf [3]), daß man ſeit Karl dem Großen Ueberſetzungen in die romaniſche Sprache zu religiöſem Gebrauch gemacht habe. Die Verfaſſer der **Histoire littéraire de la France** (Tom. VII, pag. 12) ſagen ſogar, daß der Name **romana rustica** ſich ſeit dem 7. Jahrhundert finde, wo eben auch die Verderbtheit des Latein auffallend war, und daſſelbe den deutlichen Charakter einer neuen Sprache annahm. Wenigſtens läßt ſich aus dieſer Menge fremder, ſpäter italieniſcher Wörter in den lateiniſchen Schriften des 8. Jahrhunderts mit ziemlicher Gewißheit ſchließen, daß in dieſer Zeit die romaniſche Sprache allgemein geläufig war. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient in dieſer Hinſicht eine ſehr alte Handſchrift in dem Archiv der Kanoniker zu Lucca (von Muratori in ſeiner 24. Diſſertation herausgegeben), welche Mabillon in die Zeit Karl's des Großen verſetzt. Sie gibt verſchiedene Vorſchriften, die Moſaik zu färben und mit flüſſigem Gold zu ſchreiben, und enthält unter andern folgende Ausdrücke: **secundo quod (secondo che) — cuse ipsas pelles, — laxas desiccare (lascia seccare) —**

---

1) Daher ward jenes Land, zum Unterſchied von dem deutſchen oder öſtlichen Frankenland, Francia romana genannt (von der romaniſchen Sprache). Die deutſchen Schriftſteller des 11. Jahrhunderts nannten es Francia latina.

2) Usus franciscа, vulgari et voce latina,
Instituit populos eloquio tripliei.

Vergl. Fontanini, Dell' Eloquenza ital., pag. 15. Muratori, Diss. 32.

3) Mémoires de l'Acad. d. Inscr., Tom. 17, pag. 711.

batte lamina, et post illa battuta — scaldato illo in foco batte et tene illum cum tenalea ferrea — sed tornate de intro in foras — pone ad battere — modicum laxa stare etc., lauter Wendungen, welche offenbar den ſpätern italieniſchen Charakter an ſich tragen. Als Hauptbeweis geben die Gegner dieſer Anſicht an, daß das Volk im 11. und 12. Jahrhundert noch Latein verſtanden und geſprochen habe, weil noch lateiniſch gepredigt wurde. Dies beweiſt indeſſen nicht mehr, als in unſern Tagen die lateiniſchen Meſſen. Und daß das Volk die lateiniſchen Meſſen nicht verſtand, geht deutlich aus den Interpretationen hervor, die gleich nach der lateiniſchen Predigt über dieſelbe in vulgärer Sprache gemacht wurden. [1]) Jedenfalls war aber die letztere im 9. Jahrhundert allgemein im Gebrauch und auch Schriftſprache geworden, was ein Zeugniß über den Abt Adelardus von Corvei beweiſt: Si vulgari, id est romana lingua loqueretur, omnium aliarum putaretur inscius; si vero theutonica, enitebat perfectius; si latina, in nulla omnino absolutius. Testantur hoc quamplures ejus epistolae. [2]) Ferner wurde auf dem Concilium zu Tours, 813, allen Biſchöfen aufgegeben, die lateiniſchen Homilien in die romaniſche und deutſche Sprache zu überſetzen, welches Decret in der Mainzer Synode, 847, wiederholt wurde.

Nur ſehr wenige Proben ſind uns von der romaniſchen Sprache der erſten Zeit übrig. Das älteſte Dokument derſelben iſt der Eid, womit der deutſche König Ludwig und Karl der Kahle von Frankreich ihre langen Streitigkeiten im Jahre 842 beendigten. Damit beide Völker, jedes des andern ſicher ſeien, ſchwur jeder der Könige in der Sprache des andern. Der Eid in romaniſcher Sprache lautete auf folgende Art: „Pro deu amur et pro christian poble et nostro commun salvament d'ist di en avant, in quant deus savir et podir me dunat, si

1) Antich. Estensi, Part. I, cap. 36, pag. 356. Die Rede iſt hier von einer Homilie des Patriarchen von Aquileja. Dann heißt es: quum praedictus Patriarcha liberaliter, sapienter praedicasset, et per eum (für ihn) Gherardus Paduanus Episcopus *maternaliter* ejus praedicationem explanasset etc. Dies nimmt allen Zweifel über den gleichzeitigen Gebrauch beider Sprachen.

2) Muratori, Antiqu., Diss. 32.

salvarai io cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradre salvar dist in o quid il mi altresi facet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karlo in damno sit.“ Zu einer intereſſanten Vergleichung geben wir hier die lateiniſche Ueberſetzung von Du Cange (Praef. ad Glossar., cap. 36) und die italieniſche: Pro Dei amore, et pro Christiano populo, et nostro communi salvamento in antea in quantum Deus sapere et posse mihi dederit, salvabo hunc istum meum fratrem Karolum, et in auxilio ero, et in unaquaque causa, sicut homo per drictum suum fratrem salvare debet, in eo quod ille mihi alter faceret, et cum Lothario nullum placitum unquam capiam, quod mea voluntate huic isti meo fratri Karolo in damno sit. In italieniſcher Sprache lautet er: Per amor di Dio e per il popolo cristiauo e nostro comun salvamento, di questi giorni innanti, per quanto Dio mi darà di sapere e potere, cosè io salverò questo mio fratello Carlo, essendogli in ajuto in cadauna cosa, siccome per diritto il suo fratello salvar dee in ciò che egli altresì mi farebbe, e da Lotario a niun patto prenderò che per mio volere a questo mio fratello Carlo sia (recato) danno.

Die romaniſche Sprache erhielt ſich lange Zeit und genügte in ihrem dürftigen Gewand einer Menge von Völkern, die ſich jetzt nicht mehr verſtehen. Sie war mehre Jahrhunderte im Gebrauch, blühte aber beſonders im 9. und 10. Jahrhundert, wo ſie ſich mit der deutſchen und lateiniſchen in die ganze fränkiſche Monarchie theilte. [1]) Was ihr die große Ausdehnung gab, war

1) Sie hat ſich faſt unverändert bis auf den heutigen Tag im Engadin und einigen benachbarten Thälern zwiſchen Graubünden, Tyrol und Italien erhalten, ſelbſt als Schriftſprache; denn die Einwohner haben die Bibel in ihre lingua rumanscha überſetzt, und ſollen auch eine Zeitung in derſelben beſitzen, die mir aber nicht zu Geſicht gekommen iſt. Der Anfang der Geneſis lautet in dieſer Sprache:

1. In il principi creet Deis il tschel è la terra.

2. Mo la terra eira ūna chiaussa zainza fuorma è voeda: è scūrezas eirau sur la fatscha dal abiss: et il spirit da Deis s'muveiva sur la fatscha dallas aguas.

ohne Zweifel der Umſtand, daß ſie lange das Organ für die Hauptangelegenheit der Zeit, die Ausbreitung des Chriſtenthums war. Dieſes war gerade in einer Periode ſeiner Entwicklung, ſeines Eindringens in die Völker; alle nahmen den lebhafteſten Antheil daran, und zwar mit einer Gluth, die nur jene einfache und kräftige Zeit geben konnte. Ward nun gleich das Latein zu der Sprache des Kultus erhoben, ſo war ihm die romaniſche Sprache ſo nahe verwandt, und durch die Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Prieſter noch ſo viel näher gebracht, daß ſie leicht ſeine Stelle einnehmen konnte, und ſelbſt, wo die Predigt ihr nicht den Platz einräumen wollte, durch Ueberſetzung für das Volk ihre Rechte geltend machte. So gab die Religion ſelbſt ihr die höhere Nothwendigkeit, aber auch Unwiſſenheit die lange Dauer. Die Italiener vermochten weder ihr Latein zu erhalten, noch eine neue ſelbſtändige Sprache zu ſchaffen. Von Außen mußte dieſem Künſtlervolk ſeine Dichterſprache zubereitet werden, von den Provenzalen, welche die Kunſt der Dichtung ſelbſt wieder weiter von den Wettkämpfen der Araber holten. In der Provence erhielt die romaniſche Sprache ihre eigentliche Weihe, indem ſie dort zum Organ der Poeſie erhoben wurde. Veredelt kehrte ſie dann zunächſt nach Sicilien zurück, wo ſie, wieder unter dem Schutz eines Fremden, ſich für die erhabenen Anſchauungen Dante's organiſirte.

Doch in demſelben Augenblick als der alte Stamm der romaniſchen Sprache, ſo zu ſagen, in der Seele des Volks Wurzel gefaßt hatte, als dieſelbe bis ins Innerſte gedrungen war, und der poetiſchen Kraft die neue Lebensbahn geöffnet hatte, theilte ſie ſich auch in mehre Zweige, deren übermächtiger Wuchs die alte Wurzel bald abzehrte. Schon als Hugo Capet die Provinzen ſüdlich der Loire dem franzöſiſchen Reich einverleibte, fing die dritte Sprache, die franzöſiſche, an ſich geltend zu machen; ein rauheres Klima und eine verſchiedene Kindheit führte ſie einen andern Weg als die italieniſche, und beide entfernten ſich ſo ſchnell von einander, daß ſchon vor der ſicilianiſchen Vesper die

3. È Deis diss: saia la lgūm, è la lgūm suo.

4. È Deis vazet chia la lgūm eira buna: è Deis separet la lgūm our dallas scūrezas.

Franzoſen nicht mehr im Stande waren, das Italieniſche richtig auszuſprechen. Sowie aber die franzöſiſche Tochter ſich allmälig von der romaniſchen Sprache losriß, ſo ſchied ſich dieſe auch im Süden in mehre Tochterſprachen: jenſeits der Pyrenäen in die ſpaniſche und portugieſiſche, jenſeits des adriatiſchen Meeres in die illyriſche, und jenſeits der Alpen in die italieniſche. Sie ſelbſt hielt die Mitte, an den Ufern der Garonne und Rhone, und blieb von den Provenzalen zur Blüthe getrieben, und an der Ausbildung ihrer Töchter mächtig wirkend, einige Zeit in Kraft und Anſehen, bis außer den politiſchen Veränderungen beſonders die früher angeführten Gründe ſie nach und nach verwiſchten. Dieſe Aenderung der Sprachen ging indeſſen ſo unvermerkt vor ſich, daß die Gelehrten des einen Volks noch lange die des andern grammatiſcher Fehler beſchuldigten. [1])

Während dieſer Belebungen und Verjüngungen blieb das Latein immer noch die Sprache der Gelehrten oder was man damals ſo nannte. Andres [2]) meint ſogar, ſie ſei fortwährend die Hauptſprache geblieben, und der Eid Ludwig's des Deutſchen in romaniſcher Sprache etwas ganz Außerordentliches und gegen allen Gebrauch geweſen. Doch ward dieſes Latein in den Händen der Mönche und Sachwalter immer dürftiger und unbehülflicher und erwies ſich immer mehr als eine todte Sprache. Die, welche ihrer am meiſten mächtig waren, durften eben nur in den Kirchenvätern einen guten Styl und eine poetiſche Begeiſterung ſuchen, und die gelehrte Thätigkeit beſchränkte ſich hauptſächlich auf die Bekämpfung der chriſtlichen Kirche, auf Heiligenlegenden und Kirchenchroniken. Unter den vielen Proben ſchlechter Latinität, welche Muratori in der 24. und 25. Diss. ſeiner **Antiqu. Ital. med. aevi** zuſammenſtellt, geben wir eine Schrift aus einem Archive zu Cremona vom Jahre 1004, um zu zeigen, wie ſehr es an der Zeit war, die lateiniſche Sprache als ein ehrwürdiges Monument einer längſt vergangenen Zeit zu betrachten, und für die neue Geiſtesrichtung ein neues Organ zu ſchaffen: „Pro-

---

1) S. Perticari, Difesa di Dante, cap. 8 ff. Diez, Grammatik der romaniſchen Sprachen, Thl. I, S. 3—88.

2) Origine, Progresso e Stato attuale d'ogni Letteratura, Tom. II, cap. 11.

mitto et oblico me, qui supra Ubertus, una cum meis eredibus ac proëredibus vobis Ubaldo Episcopo, vestrisque successoribus, ut si vos aut vestris successoribus sive vestri Missi venerint in Civitate Papia, ut ego predictus Ubertus aut meis eredibus vel nostri Missi, non abemus vobis venire ospicium ad abere, sicut nuper solidus fuisti abere, et vestris Antecessoribus, in pecia una de terra (un pezzo di terra?) juris suprascripto Episcopo sancte Cremonensis Ecclesie, que esse videtur infra suprascripta Civitate Papia prope Monasterio Sti Felicis; et est ipsa pecia de terra cum in parte Ecclesia, que est consecrata in onore Sti Johanni, et casa soleriata atque terranea, etiam puteum, sive broilo super abente, et in parte curte (corte) et orto" etc.

IV. Provenzaliſche Sprache. Die romaniſche Sprache erhielt ſich alſo an den Küſten des Mittelmeers, in der Provence und Languedoc, in Katalonien, den baleariſchen Inſeln, Sardinien und Norditalien, noch mehre Jahrhunderte lang in ihrer urſprünglichen Reinheit faſt unverändert. Die erſten Troubadours ſangen in derſelben bis ins 12. Jahrhundert, nach dem Ausſpruch des Goffredo Rudello, und auch ſpäterhin blieb ſie die nämliche, nur mit den Verfeinerungen und Bereicherungen, welche jede poetiſche Begeiſterung erzeugt, und hier ganz beſonders die übertriebene Spielerei mit der Sprache, das Coquettiren mit den zarteſten Empfindungen hervorrufen mußte, und mit den Zuſätzen, welche der Fortgang der Zeit und der Sitte gibt. Später als die romaniſche Sprache auch in den andern Ländern ausſtarb, wurde ſie in dem Land der Troubadours provenzaliſche genannt. Das erſte provenzaliſche Gedicht, von dem man noch etwas weiß, kommt nicht vor 1100 vor. Gegen dieſe Zeit beſchrieb Gregor von Bechada, limoſiniſcher Edelmann, in einer ſehr langen Geſchichte in Verſen die damals noch ganz neue Begebenheit des erſten Kreuzzugs. Der Gegenſtand mag ſehr populär geweſen ſein; da aber dennoch das Gedicht ſpurlos verſchwunden iſt, ſo ſchließt Sismondi wohl mit Recht, daß es wenig Verdienſt gehabt haben müſſe. Seitdem ertönte die provenzaliſche Sprache in tauſendfältigen Weiſen, und erweckte einen im Abendland nie gekannten Enthuſiasmus, obgleich man dabei auch die Zeit der all-

gemeinen Aufregung und das originelle Leben der Troubadours mit in Anſchlag bringen muß. Von ganz beſonderer Wirkung war ſie auf Italien, welches eine Zeit lang nur provenzaliſch dichtete. Die italieniſchen Literatoren geben ſich zum Theil viele Mühe, ihrer Nation den Ruhm der Selbſtbildung ohne fremde Hülfe zu retten; beſonders betrifft ihre entſchiedene Zurückweiſung die Provenzalen. Selbſt in der neuern Zeit ſucht Perticari [1]) alle mögliche Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten in Worten, Wendungen, Buchſtaben und Silben hervor, um zu beweiſen, daß die italieniſche Sprache den Provenzalen nichts verdanke, ſondern ſich ganz allein ausgebildet habe. Der Patriotismus iſt indeſſen hier übel angebracht; denn die italieniſche Sprache verdankt ſehr viel den Provenzalen, und iſt mittelbar zum Theil ihr Werk. Als Friedrich Barbaroſſa ſich mit den Provenzalen in Italien ſelbſt ergötzte, wußte man noch nichts von italieniſchen Dichtern, ſpäter waren ſelbſt viele Italiener provenzaliſche Sänger, da ſich der Ruf der Provenzalen über ganz Spanien, Frankreich und Italien verbreitet hatte. Kaiſer Friedrich II. zog provenzaliſche Sänger an ſeinen Hof in Neapel, und gründete dort in Sicilien die italieniſche Poeſie, die anfangs nichts als eine Nachahmung der provenzaliſchen Geſänge war. Selbſt der große Meiſter Petrarca bereiſte die ganze Provence, um die Sitten und Geſänge jener Dichter kennen zu lernen, und ſeine Sonette ſind ebenfalls eine Nachahmung der provenzaliſchen Liebeslieder, freilich mit Petrarca's Genius nachgeahmt. Uebrigens iſt es ganz klar, daß die provenzaliſche Sprache der italieniſchen nicht gleich kommt; ſie ging derſelben voraus, und ging ſogar unter, als die italieniſche ſich erhob. Es wäre eine vergebliche Mühe zu unterſuchen, ob die italieniſche Poeſie auch ohne jene gaia scienza der Troubadours etwas geworden wäre, aber es ſteht eben feſt, daß ſie jener Vieles verdankt. Im ganzen Weſten war die provenzaliſche Sprache in großer Achtung, ſodaß eine Zeit lang Jeder, der gut ſchreiben und beſonders dichten wollte, Franzoſe, Flamänder, Gasgogner, Burgunder, Katalonier, Italiener, es in dieſer Sprache that; ſelbſt in das innere Spanien, an den Hof des

1) Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 7 und Difesa di Dante, cap. 20—22.

Königs Alphons von Aragonien, drang ihr Ruf. Aus der Provence wanderte sie dann schon veredelt mit vielen ausgezeichneten Sängern nach Neapel und Sicilien. So folgte Bonifacio von Castellana und Guglielmo von Bergamo dem König Karl I., Blancastro lebte unter Karl II., und Pietro Cardinale am Hofe der Beatrice, Karl's Tochter. Dort war es nun, wo diese Sprache zum Italienischen verfeinert und umgestaltet wurde, daher Dante den Anfang der italienischen Sprache nach Neapel und Sicilien versetzt. Zu gleicher Zeit aber wie in Sicilien hatten sich die provenzalischen Gesänge in ganz Italien verbreitet, und wirkten wie im Süden, so auch im Norden auf die Veredlung des Idioms, nur in Sicilien aus mancherlei Ursachen schneller und besser. Der sicilianische Dialekt und nach ihm die italienische Sprache ist also eigentlich nur die verfeinerte provenzalische Sprache, und diese ging als eine selbständige unter, als sie sich verfeinerte und zur italienischen wurde. Freilich gaben, wie wir später sehen werden, die einzelnen Provinzen Italiens nach ihrer Eigenthümlichkeit auch ihre eignen Formen zur Bildung der neuen Sprache, wie sie mit der Erweiterung des Ideenkreises nothwendig wurden; doch bleibt es ausgemacht, daß von der Provence aus der eigentliche Aufschwung geschah, und diese einen großen Einfluß auf italienische Poesie und Sprache behielt, wie man denn auch noch lange in den sicilianischen Dichtern Provenzalismen findet. [1])

Diesen Einfluß bezeugen erstlich viele provenzalische Worte, welche noch jetzt in ihrer ursprünglichen Form in dem Mund des Landvolks in der Gegend von Rom und Neapel, in den entlegensten Thälern Sabinums und Campaniens, und auch in der Lombardei gebräuchlich sind, gerade so wie wir sie in den provenzalischen Gesängen lesen. Diese Landleute haben ihre Sprache nicht aus den Liedern des Beltrame und Arnaldo gelernt, aber jener Umstand beweist, wie allgemein der Einfluß jener provenzalischen Sänger über ganz Italien sich verbreitet haben muß. Aber auch in die höhere und in die Schriftsprache gingen viele provenzalische Wörter über, wovon wir einige, um unsern Beweis ganz vollständig zu machen, hier folgen lassen: abbassare,

1) Vergl. Gravina, Ragion poëtica, Libr. II, cap. 7.

acciaio, aita, alloggiare, ancora, apparecchiare, acquistare, arrostire, assaggiare, assembrare, attendere, avanzare, avorio, barbiere, bastardo, burro, cammino (für viaggio), cacciato, carcasso, caricare, cereare, civetta, cominciare, corazzo, crucciato, cugino, damigella, davanzo, fardello, formaggio, franco, gaggi, gagliardo, garzone, gioja, guadagnare, guarire, guchiajo, imbrattare, impacciare, intendere, intorno, leno, lasso, ligio, maraviglia, metà, montone, nero, niente, onta, orgoglio, osteria, paese, pensiero, possanza, prigioniero, roba, rogna, ronzino, sabbione, scaldare, sforzare, soggetto, tirare, toccare, trovare, vermiglio, verrettone, poggiare, obbliare, rimembrare, badare, donneare (altes Wort), riparare (für stare), albergare, gioire, calere [1]), soggiorno, arringo, guisa, uopo, quadrello, prode, talento, tenzona, gaio, isnello, sovente, altresì, dottare, dottanza, und eine Menge Wörter in anza und enza, sehr beliebt bei den Provenzalen, und dann häufig nachgeahmt von den italieniſchen Dichtern Guinicelli, Cavalcanti, Cino, Oneſto, Buonagiunta, Piero dalle Vigne, und ſelbſt noch von Dante, Boccaccio und Petrarca.

Beſonders die großen Genien des 14. Jahrhunderts, die eigentlichen Gründer der italieniſchen Sprache, erkannten den reichen Schatz, den das provenzaliſche Idiom zum Ausdruck ihrer Ideen darbot, und ſchöpften viel aus demſelben, um ihre eigne Sprache zu bereichern, und je näher ſich dieſe ihrer Kindheit befand, deſto mehr mußte die provenzaliſche aushelfen. Dante nahm beſonders folgende Wörter auf: aranda (für appena), bozzo (für bastardo), gaggio (obgleich er dieſe drei nicht zuerſt in Toskana einführte), landa, miraglio, smagare (irren, welches letztere Wort auch Petrarca, doch nur einmal, gebraucht), drudo, marca, vengiare, giuggiare, approcciare, inveg-

1) Dieſes Wort hatten die Provenzalen ſehr im Gebrauch; wenn Jemand ausdrücken wollte, daß er ſich um etwas gar nicht bekümmere, ſo ſagte er, er habe es gelegt in non calere, oder a non calere, oder auch a non calente, welche Wendung auch die Toskaner und Dante annahmen, und ſelbſt noch Petrarca:

Per una donna ho messo
Egualmente in non cale ogni pensiero.

giare, scoscendere (für rompere), bieco, grajo, forsennato, tracotanza, welche Wörter auch von den andern Toskanern, beſonders Boccaccio, ſehr oft gebraucht wurden. Petrarca ahmte weniger nach, doch nahm er die Wörter: gaio, lassato, scurare, gramare, oprire (für aprire, ſehr gebräuchlich in der Provence), ligio, tanto o quanto (für per un poco); auch provenzaliſche Wörter, welche nur wenig von toskaniſchen verſchieden waren, gebrauchte er viel lieber als die gleichen toskaniſchen, z. B. alma für anima, fora für saria, ancidere für uccidere, augello für uccello, primiero für primo, conquiso für conquistato. Aber nicht nur viele Wörter und Wendungen nahmen die italieniſchen Dichter von den Provenzalen (z. B. io amo meglio für io voglio più tosto, bei Boccaccio ſehr häufig), ſondern auch viele Redefiguren, viele Sentenzen, viele Stoffe für Lieder, ſelbſt viele Verſe ganz wörtlich, und die beſten Dichter nahmen am meiſten. Dies Alles beweiſt zur Genüge nicht nur die große Achtung, in welcher die provenzaliſche Sprache zur Zeit der Kindheit der italieniſchen ſtand, ſondern auch den mächtigen Einfluß, den ſie auf die Bildung derſelben gehabt hat.[1])

V. Italieniſche Sprache. A. Sicilianiſcher Dialekt. Von den Provenzalen aus verbreitete ſich der Aufſchwung in der Kunſt zuerſt nach Sicilien. Dorthin zogen die vorzüglichſten Sänger, und fanden bei den normanniſchen Königen, beſonders aber an dem Hof Friedrich's II., dieſelbe Aufmunterung und Pflege wie an Raimund's Hof zu Toulouſe. Hatte ſich die romaniſche Sprache ſchon in der Provence unter ihrer Feile ſehr verfeinert, ſo fanden ſie hier ein Idiom, welches für ihre zarten Tändeleien nicht glücklicher geſchaffen ſein konnte. Die Inſel, welche Theokrit's, Bion's und Moſchus' Hirtenlieder erweckte, war von jeher ein Günſtling Pans, der Sitz der Ceres, die Kornkammer Roms, das klaſſiſche Land der Hirtenliebe. Sowie die weichere Sprache, ſo erhielten ſich hier auch weichere Gefühle, ſanftere Empfindungen, welchen das arabiſche und normanniſche Ritterthum mit ſeiner Courtoiſie keinen Abbruch that. Die Provenzalen lernten bald die erotiſchen Laute ſchätzen, und erkannten die Vorzüge der Form, die ihren Ideen erſt den Hauptwerth ge-

1) Siehe hierüber Bembo, Prose, Libr. I, p. 20—37.

ben ſollte; ſo tauſchten ſie gern ihre Endconſonanten gegen die vollern Vocallaute um, die ſich zu dem verweichlichenden Klima beſſer paſſen wollten. Dabei half auch der beſtändige Verkehr mit Griechenland, der blühende Handel mit der Levante, der Zuſammenfluß griechiſcher Gelehrten, welche aus Conſtantinopel geflüchtet waren, und die Früchte griechiſchen Geiſtes und arabiſchen Fleißes hier ausſäeten, und endlich das Beiſpiel und der Eifer vortrefflicher Fürſten unendlich dazu, einer edlern Empfindung, einer höhern Wißbegierde, einer feinern Sitte, einer neuen Literatur die Bahn zu eröffnen.

So viel glückliche Umſtände vereinigten ſich, um die romaniſche Sprache in Sicilien bald zu einem ausgezeichneten Dialekt zu machen. Die Dichter, welche ſich derſelben bemächtigt hatten, verſchafften ihr in ganz Italien Eingang, und machten ſie des Erlernens und Nachahmens werth. Von dieſem Augenblick an ſiechte die provenzaliſche Sprache, und eilte der Vergeſſenheit zu, von der ſie nur ihr Recht als Mutter der noch jetzt ſo genannten romaniſchen Sprachen retten konnte. Die provenzaliſchen Sänger hingegen, die ſich nach Neapel gezogen hatten, haben ſich ein dauerndes Denkmal in der italieniſchen Sprache geſtiftet, die ihre Entſtehung hauptſächlich ihnen zu danken hat. Sie waren es, die zuerſt das gemeine Romaniſche zum **Italico illustre** erhoben, was man ſchon dadurch anerkannte, daß die italieniſche Sprache bis zu Dante's Zeit ſicilianiſche genannt wurde. Die jetzt noch übrigen älteſten Dokumente ſind wohl ſchwerlich die erſten Verſuche in der neuen Sprache geweſen, und dieſelbe mag ſich nicht ſo plötzlich, wie man nach ihnen vermuthen könnte, ſondern erſt nach einigem Ringen von allen Rauheiten losgeſchält haben. Der Mund der Dichter bewirkte, wie in allen Sprachen, dieſe Verjüngung. Die Proſa iſt das Organ der Wiſſenſchaft, und dieſe, welche die Sprache gebrauchen, aber nicht erſt bilden will, wartet deren Mündigwerden gewöhnlich ab, und bleibt eher im entgegengeſetzten Falle aus; Völker, deren Sprache nicht nach gewiſſen Seiten hin ausgebildet iſt, mangeln auch der entſprechenden Zweige der Wiſſenſchaft. Die italieniſche Proſa erſchien faſt hundert Jahre ſpäter, als die erſten Werke der Dichtkunſt, als Schriftſprache in dem Geſchichtswerk des Matteo Spinello, eines Neapolitaners (1247—68). Kaiſer Friedrich's Hof zu Neapel

und Sicilien war die erſte und vorzüglichſte Wiege der italieniſchen Sprache. Dieſer großherzige und erleuchtete Kaiſer rief die Künſte und Wiſſenſchaften wieder hervor, ſein mächtiger Ruf bewirkte das Erwachen der Italiener, unter ſeinem Einfluß bereiteten ſie das große Werk vor, das Dante kühn begann.[1]) Nicht nur ſeine Begünſtigung, ſondern ſein Beiſpiel ſelbſt wirkte mächtig auf die Erhebung und Veredlung der Sprache, welche er mit ſeinen Söhnen Manfred und Enzio und ſeinem Sekretair Pier dalle Vigne pflegte. Er dichtete in ſeiner Jugend, hundert Jahre ehe Dante ſeine Terzinen ſchrieb. Und das Wort, das ein Geiſt wie Friedrich ausſprach, ging nicht verloren. An ſeinem Hofe hatte ſich die Blüthe der ganzen Sängerſchaft Italiens und der Provence verſammelt; daher man in einer alten Novelle lieſt: **la gente che aveva bontade veniva a lui da tutte le parti: e l'uomo (Federigo) donava molto volentieri, e mostrava belli sembianti: e chi aveva alcuna speciale bontà a lui veniano, travotori et belli parlatori.**[2])

Seine Söhne Enzio und Manfred ahmten ihren Vater in der Neigung zur italieniſchen Poeſie nach. Von Manfred erzählt Matteo Spinello, daß er oft Nachts durch Barletto zog, indem er Strambotti und Canzoni ſang; er hatte dann zur Begleitung zwei ſicilianiſche Muſiker, welche große Romanzatori waren.[3]) Mit ihnen wetteiferte der berühmte Pier dalle Vigne, von welchem noch einige durch ſchöne Gleichniſſe ausgezeichnete **stanze amorose** übrig ſind. Eines ſeiner Gedichte, welches Allacci in den **Poeti antichi** aufbewahrt, hat ganz die Form eines wahren Sonetts, woraus Manche den Beweis ziehen, daß dieſe Dichtart ſiciliſchen Urſprungs iſt. Wir geben hier einige Proben dieſer erſten Dichter, da ſie doch in einer Geſchichte der Sprache mehr Intereſſe darbieten, als in einer Geſchichte der Poeſie einen hohen Rang einnehmen. Zuerſt von dem älteſten ſicilianiſchen Sänger, Ciullo von Alcamo:

---

1) Perticari (Degli Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 7) iſt einer von den wenigen Italienern, welche Friedrich's Wirken vorurtheilsfrei gewürdigt haben.

2) Cento Novelle antiche, nov. 20.

3) Muratori, Scriptores rerum ital., Vol. VII, pag. 1095.

Rosa fresca aulentissima ch'appari inver l'estate,
Le Donne te desiano pulcelle, maritate:
Traheme d'este focora, se t'este a bolontade;
Per te non ajo abento nocte e dia
Pensando pur di voi Madonna mia.
Se di meve trabalgliati, follia lo ti fa fare,
Lo mare poteresti arrompere avanti a semenare
L'abete d'esto secolo tutto qnanto assembrare,
Havere me non poterìa esto monno
Avanti li capelli m'arritonno.

Eine Probe von Kaiser Friedrich II.:

Valor sur l'altre avete,
E tutta canoscenza.
Null' uomo non poria
Vostro pregio contare,
Di tanto bella siete!
Secondo mia credenza
Donna non è che sia
Alta, si bella, e pare,
Nè ch'aggia insegnamento
Di voi, Donna sovrana.
La vottra cera umana
Mi da conforto, e facemi allegrare:
Allegrare mi posso, o Donna mia!

Einige Stanzen von Pier dalle Vigne:

Amore in cui i' vivo ed ho fidanza,
Di voi, bella, m'ha dato guiderdone:
Guardomi infin che venga la speranza,
Pure aspettando bnon tempo e stagione.
Com' uom ch'è in mare, ed ha speme di gire,
Quando vede lo tempo ed ello spanna,
E giammai la speranza non lo 'nganna.
Così farà, Madonna, il mio venire.
Oh potess' io venire a vo' amorosa,
Come 'l ladrone ascoso, e non paresse!
Ben mi terria in gioia avventurosa,
Se amor tanto di bene mi facesse.

I' ben parlante, donna, con voi fora,
E direi, come v'amai dolcemente
Più che Piramo Tisbe, e lungamente
I' v'ameraggio, infin ch' i' vivo ancora.
Vostro amore mi tiene in tal disire
E donami speranza e sì gran gioi',
Che non curo, sia doglia, o sia martire
Membrando l'ora, ch'io vegno da voi.
Che s' io troppo dimoro, aulente cera,
Sarà ch'io pera, e voi mi perderete.
Adunque, bella, se ben mi volete,
Guardate ch'io non mora in vostra spera.
In vostra spera vivo, Donna mia,
E lo mio core ad esso voi rimando:
Già l'ora tarda mi pare che sia:
E fino amore al vostro cor dimando.
I' gardo tempo che mi sia piacente,
E spando le mie vele in ver voi, Rosa,
E prendo porto là, u' si riposa
Lo mio core allo vostro insignamente.
Mia canzonetta, porta i tui compianti
A quella che in balia ha lo mio core:
Tu le mie pene contale davanti,
E dille, com' io moro per su' amore.
E mandami per suo messaggio a dire,
Com' io conforti l'amor che la porto.
E se io ver lei feci alcuno torto,
Donimi penitenza al suo volere.

Es kann nicht anders ſein, als daß ſich in den erſten Anfängen der italieniſchen Poeſie viele Provenzalismen finden. Faſt alle jene Gedichte vor Dante waren ja nur provenzaliſche Liebesgeſänge, Provenzalen waren zum Theil die Dichter ſelbſt, welche ihr Idiom in Sicilien änderten, den Text ihrer Lieder brachten ſie ſchon aus Südfrankreich mit, und manche Ausdrücke mußten bei der beſtändigen Wiederholung und Bearbeitung eine gewiſſe Autorität erlangt haben, und in ihrer kräftigern Form ſchwer durch weichere Laute zu erſetzen geweſen ſein. Dieſen Dichtern deswegen den Ruhm der Gründung der italieniſchen Sprache ab-

ſprechen zu wollen, wie es hin und wieder geſchehen iſt und ſogar noch geſchieht, kann nur dem einſeitigſten Municipalpatriotismus einfallen.

B. Toskaniſcher Dialekt. Unter den übrigen italieniſchen Dialekten verdient beſonders der toskaniſche noch eine eigne Betrachtung. Etrurien hatte ſchon in den älteſten Zeiten eine eigne Sprache, welche ſich mit der celtiſchen und griechiſchen in die Herrſchaft Italiens theilte. Es iſt merkwürdig, daß von einem Volk, welches durch ſeine Kultur, ſeinen Handel, ſeine Kunſt ſo weit über alle ſeine Zeitgenoſſen hervorragte, in Hinſicht auf Wiſſenſchaft und Sprache ſo äußerſt ſpärliche Monumente übrig ſind. Das Hauptmaterial für das Studium der etruſciſchen Sprache ſind nur noch die verſchiedenen, theils längern, theils kürzern Inſchriften. Die kürzern befinden ſich auf den Gemmen, Medaillen, und beſtehen faſt nur in einzelnen Namen, welche eine Erklärung der ſie begleitenden Figur zu geben ſcheinen; die längern enthalten die Grabmonumente, Urnen, Vaſen u. ſ. w., und beſonders die Altäre, Candelaber und Statuen. Die Hauptſache iſt dabei die häufig angebrachte lateiniſche Ueberſetzung, in welcher die Eigennamen den Schlüſſel zum etruſciſchen Alphabet abgeben. Indeſſen haben dieſe Ueberſetzungen immer noch ſehr wenig Licht über den Sinn der Inſchriften verbreitet, und die Forſcher haben ſich noch vergeblich bemüht, ſie mit den etruſciſchen Originalen in vollkommene Uebereinſtimmung zu bringen. Die wichtigſte Entdeckung für dieſe Sprache waren die ſieben eugubiniſchen Tafeln, welche im Jahre 1444 in der Gegend von Gubbio ausgegraben wurden. Ihre Inſchriften bilden nun das Hauptmonument, ſind aber, ſowie die übrigen, aller Bemühungen der Gelehrten ungeachtet, bis jetzt ein unauflösliches Räthſel geblieben, und man kam meiſt in den Fall, wie Pignotti ſagt, di prendere l'ombre per corpi.

Schon in frühern Jahrhunderten erwachte mit der Liebhaberei, etruſciſche Monumente zu ſammeln, auch das Studium der Sprache; allein die grelle Verſchiedenheit der Meinungen, die ſich noch immer bei jedem neuen Entzifferungsverſuch kund gibt, beweiſt, wie weit man noch von der Kenntniß derſelben entfernt iſt. Man gab ihr bald einen ägyptiſchen, bald einen griechiſchen, bald einen aſiatiſchen Urſprung. Giambullari, in ſeinem Werk

Dell' origine della lingua fiorentina, gibt ihr die hebräiſche Sprache zur Schweſter, und leitet beide von der armeniſchen ab. Er verwechſelt aber die etruſciſche Sprache, welche er ſo wenig als Andere kannte, mit der toskaniſchen, welche allerdings manche Eigenheiten und Wendungen den alten Erinnerungen und Nachklängen aus dem etruſciſchen Idiom verdanken mag, das ja auch an der Bildung der lateiniſchen Sprache mithalf. Sein Beweis wird dadurch verwirrt und unvollſtändig, und verliert noch mehr Kraft, da er Schlüſſe von der neuern Sprache auf die alte macht, und doch die toskaniſche aus einer Vermiſchung mehrer ſpätern Idiome entſtehen läßt. [1])

Die meiſten Gelehrten leiten die etruſciſche Sprache von der

---

1) Ich gebe hier ſeinen Beweis vollſtändig, nicht als wirklichen Beweis, ſondern weil ſeine Bemerkungen manche Aufklärung über die Bildung der Sprache geben können: „Die Eigenheiten der etruſciſchen Sprache, welche ihren armeniſchen Urſprung verrathen, ſind: 1) die Subſtantiven haben keine Caſusendung, ſondern ändern ſich nur zum Zeichen des Singular und Plural. 2) Die tuſciſche Sprache hat, wie die armeniſche, keinen Comparativ, ſondern muß più vor das Adjectiv ſetzen. 3) Die armeniſche hat keinen Superlativ, ſondern drückt ihn durch Wiederholung des Worts aus; ſo auch häufig die toskaniſche, z. B. va ratto ratto (für rattissimo), me ne resta poco poco (für pochissimo). 4) Die Toskaner verbinden, wie die Armenier, oft den Singular des Verbi mit dem Plural des Subjects, wie: e' vi è dieci cavalli; ſo auch Dante, Inferno, 19. v. 19. L'un degli quali, ancor non è molt' anni. 5) Die Armenier gebrauchten ſehr oft das Pronomen angehängt an das Verb, an die Präpoſition, und häufig an das Nomen; ſo ſagen auch Dante und Boccaccio: signorso (für signor suo), fratelmo (mio), fratelto (tuo). 6) Die Armenier, wie die Toskaner, haben den Artikel. 7) Die Toskaner haben nach armeniſchem Urſprung nur zwei Genera. 8) Bei den Toskanern, wie bei den Armeniern, bejahen nicht zwei Verneinungen, ſondern ſie verneinen ſtärker." Alle dieſe Eigenheiten, fährt Giambullari fort, bezeugen, daß die toskaniſche Sprache ihren Urſprung in derjenigen habe, welche jene auch im Gebrauch hat, und das iſt weder die lateiniſche, noch die griechiſche, ſondern die armeniſche, welche die alte toskaniſche Sprache ſelbſt war, und von welcher noch jetzt eine unendliche Menge Wörter im Gebrauch ſind, wie z. B. ambasciata und ambasceria, abgeleitet von bascer (verkünden), mezzo und ammezzare, von mezah (in zwei Hälften theilen), avello von aval (klagen, weinen), batto, battaglia und batosta von batas (durchſtoßen); botte von gabot (Weingefäß), caruccio und carozza, von caruz (kleiner Karrn), come von chemo (wie), cotta von cot (Weſte, Kleid) u. ſ. w.

griechiſchen ab. Den Anfang mit den Unterſuchungen machte der Aretiner Attilio Aleſſi, welcher aus den ſeit dem 15. Jahrhundert zuſammengetragenen Inſchriften ein etruſciſches Alphabet aufzuſtellen verſuchte. [1]) Nach ihm folgte der Engländer Thomas Dempſter, deſſen Etruria regalis lange ein Hauptwerk über etruſciſche Alterthümer blieb. Die große Menge von Dokumenten bezeugen den Fleiß, ſowie manche Entdeckungen und Schlüſſe den Scharfſinn des Verfaſſers; allein ſeine oft leichtfertigen Conjecturen, welche ebenſo unſichere Widerlegungen hervorriefen, beweiſen, wie wenig Licht auf dem von ihm befolgten Weg zu erlangen iſt. Doch iſt ſein Werk immer noch die Grundlage und der Anfangspunkt aller Unterſuchungen. Es blieb faſt ein ganzes Jahr unbeachtet, dann erwachte plötzlich in Toskana ein großer Eifer für die vaterländiſchen Alterthümer. In Cortona (bei Arezzo), dem Mittelpunkt der Ausgrabungen, bildete ſich eine Academia etrusca; man ſtudirte Dempſter's Werk, ſammelte von Neuem, verglich, widerlegte, und ſo entſtanden eine Menge Streitſchriften, verſchiedene Alphabete, und ganz widerſprechende Ueberſetzungen und Interpretationen, welche die Ueberzeugung feſter begründen, daß uns der Schlüſſel zu dem Innern des altitaliſchen Lebens für immer verloren gegangen iſt. Die Hauptſchriftſteller, welche ſich mit der Entzifferung dieſer Monumente bemühten, waren Maffei, Paſſeri, Mazzocchi, Olivieri, Bourguet, Buonarroti, Gori, Salvini, Lami, allein ſo viel Köpfe, ſo viele verſchiedene Meinungen. Die Hauptſchwierigkeit war, das Alphabet aufzuſtellen, um nur die Inſchriften leſen zu können, und über dieſe Elemente der Unterſuchung ſind die Gelehrten noch nicht hinausgekommen. Der Franzoſe Bourguet glaubte einige Anhaltspunkte in dieſem Sprachlabyrinth zu entdecken. Indem er die von Dempſter herausgegebenen eugubiniſchen Tafeln verglich, wovon zwei in lateiniſchen Lettern, aber in etruſciſcher Sprache geſchrieben ſind, glaubte er zu ſehen, daß die vierte in etruſciſchen Lettern einen Commentar der zwei lateiniſchen enthielt, indem es ihm ſchien, als ob ſich hier viele Wörter der lateiniſchen mit wenigen Aenderungen wiederholten. Auf dieſer Baſis baute er ſein Alphabet auf, welches

1) Sein Werk iſt nicht gedruckt worden; das Manuſcript befindet ſich in der Bibliotheca Riccardiana in Florenz.

nach weitern Vergleichungen vermehrt, beſtritten, vertheidigt, den Spätern den Weg bahnte. Die zwei heftigſten Gegner über das etruſciſche Alphabet waren Gori und Maffei. Der Letztere ſuchte den Urſprung der Etruſker bei den Kananäern und die Wurzel ihrer Sprache in der ſamaritaniſchen. Gori fand mehr Analogie mit der altgriechiſchen, und ihm ſtimmten die meiſten bei. Lami findet große Aehnlichkeit mit der lateiniſchen, was ſich leicht begreifen läßt, da die etruſciſche Sprache mit ihren Dialekten, dem osciſchen, umbriſchen u. ſ. w. die lateiniſche bilden half. Einen Hauptſchritt endlich zur Löſung dieſer Räthſel machte des ſcharfſinnigen Abbate Luigi Lanzi großes Werk, welches er auf mühſame Studien über die alte lateiniſche Sprache, die älteſten griechiſchen Dialekte und die Geſchichte der erſten Bewohner Italiens gründete. Viele Vergleichungen mit lateiniſchen und griechiſchen Wörtern, die er von den Lexicographen, Scholiaſten und alten Grammatikern ſammelte, und viele ſinnreiche Conjecturen leiteten ihn auf eine neue Beſtimmung des etruſciſchen Alphabets und der Orthographie, und auf eine Auslegung der Inſchriften, bei der man bis jetzt meiſtens ſtehen geblieben iſt. Er leitet die etruſciſche Sprache theils von der altgriechiſchen, theils von der altlateiniſchen ab, wogegen ſich nun freilich mit Pignotti einwenden läßt, daß die Griechen ebenſo gut ihre Sprache, Kenntniſſe und Künſte von den Etruskern können erhalten haben, welche nach Winkelmann (Geſch. der Kunſt, III, Kap. 1) das älteſte europäiſche Volk waren, welches die Künſte noch vor den Griechen betrieb. Wie viel aber bis jetzt durch alle jene mühſamen Forſchungen und Streitigkeiten gewonnen wurde, kann man aus den verſchiedenen Auslegungen der eugubiniſchen Tafeln erſehen: Buonarroti hält ſie für einen Völkervertrag, Gori und Bourguet für eine osciſche Poeſie oder ein Klagelied der Pelasger, Gori überſetzt eine derſelben in ein Carmen Orthium lamentabile, Olivieri, Maffei und Paſſeri halten ſie theils für Beſchreibungen von Gebräuchen, theils für gerichtliche Aktenſtücke, bezüglich auf Privatſtreitigkeiten, Lanzi endlich glaubt, ſie beziehen ſich auf Religion und Opfergebräuche. [1])

1) Die Geſchichte der etruſciſchen Sprache findet ſich ziemlich vollſtändig in dem Giornale de' Letterati von Apoſtolo Zeno und Pier Cate-

Es iſt ausgemacht, daß die etruſciſche Sprache eine lange Zeit vorherrſchend in Italien war. Auch nach der Ausbreitung römiſcher Macht, Sitte und Sprache verlor ſie nicht ganz ihre Eigenthümlichkeit, obgleich ſie ſich ſtark mit der lateiniſchen vermiſchte, bald darauf ihre Selbſtändigkeit aufgab, und an allen Schickſalen der Sieger Theil nahm. Daher mag die romaniſche Sprache in Toskana von der in Neapel oder Gallien und Spanien verſchieden geweſen ſein, und ſich darin alte etruſciſche Wendungen erhalten haben, die dann in die italieniſche Sprache übergingen, und noch jetzt darin zu erkennen ſind. Daß aber die Meinung einiger Patrioten, als habe ſich die italieniſche Sprache nur allein in Toskana und aus der alten etruſciſchen Sprache gebildet, alles Grundes entbehre, beweiſt, daß auch andere Städte, die von der etruſciſchen Sprache und der ganzen Geſchichte ihrer Exiſtenz wohl wenig gewußt haben, das Italieniſche ebenſo früh wie die Florentiner ausbildeten. Aber das iſt unbeſtreitbar, daß die Toskaner ſich von jeher vor den übrigen italiſchen Völkern durch ihre höhere Kultur ausgezeichnet haben, und daß ihr angeborner feiner Kunſtſinn, der ihnen ſchon eine ſo alte Berühmtheit gab, und der ſie zuerſt unter den Italienern von den verbrauchten Liebesgeſängen auf die Bahn der höhern Poeſie leitete, ſich natürlich auch bei der hohen Ausbildung ihrer Sprache kundgab. Es iſt dabei die fremde Kraft nicht zu verkennen, welche der etruſciſchen Kunſt bei ihrem Erwachen in der chriſtlichen

---

rino, Venedig; ferner in Gori's langer Vorrede zu der Difesa dell' Alfabeto etc. Noch vor dieſen erſchien: Passeri, Picturae etruscorum in vasculis etc., Romae 1767 u. 75, 3 Bde. in Folio, und Deſſelben In Th. Dempsteri libros de Etruria regali paralipomena, Lucae 1767. In dem erſtern Werk befindet ſich: linguae oscae specimen singulare quod superest Nolae in marmore musaei seminarii, das etruſciſche Alphabet von Amaduzzi, eine tavola eugubina, d. h. die zweite Dempſter'ſche, erklärt von Paſſeri, und drei kurze Lexica, eines von hebräiſchen Wörtern, von welchen ſich viele etruſciſche und lateiniſche ableiten, eines von etruſciſchen, welche ſich in den Schriften und alten Monumenten finden, und eines über die eugubiniſchen Tafeln. — Vergl. ferner: Bourguet Saggi di Diss. dell' Acad. di Cortona. Luigi Lanzi, Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia per servire alla Storia de' popoli, delle lingue e delle arti. Rom 1789, 3 Bde. Pignotti, Storia di Toscana, Tom. I, pag. 98. Lami, Lettere Gualfondiane. Lett. 20.

Sphäre zu Hülfe kam. Die Provenzalen wirkten mächtig erregend auf die toskaniſchen Sänger ein, und dieſe griffen begierig nach der poetiſchen Speiſe; ſie nahmen von ihren Lehrern viele Wörter, Wendungen und Bilder, ſelbſt den Reim und viele Dichtungsarten, wie Perticari in ſeiner Difesa di Dante an vielen Beiſpielen beweiſt.[1]) Als hierauf der neue Ruf von des großen Friedrich Hofe in Neapel ausging, folgten die Florentiner auch dieſer Richtung, und bemächtigten ſich ſo, in der Mitte liegend, beider Formen, welche ſie vereinigt mit ihrer eigenthümlichen Kunſt zu jener Feinheit und Anmuth ausbildeten, die im Petrarca bewundernswerth erſcheint. Dieſer Ausbildung der Sprache kam noch das beſondere Schickſal des Staates zu Statten. Der Hof befand ſich hier im Volk, und alle Feinheit der Sitten und der Sprache ſtrömte zuletzt in demſelben zuſammen. Die vielen Redner, der beſtändige Antheil an den gerichtlichen Verhandlungen mußten das Volk verfeinern, beſonders nachdem es einmal die Unabhängigkeit von kaiſerlichen Präfecten von Rudolph I. erkauft, und ſich eine Demokratie conſtituirt hatte, welche übrigens bald von Aufruhr, Tumulten, Neid, Wuth und Raub der Parteien zerriſſen wurde. Nirgends wurden ſo viele Regierungsformen geändert, nirgends ſo viele Magiſtrate abgeſetzt, ſodaß, wie Dante ſagt, a mezzo Novembre non giungea quel ch'ella di Ottobre filava. Dieſe beſtändige Verfolgung, Anklage, Abſetzung, wobei das Volk den Schiedsrichter machte, hatte inſofern eine große Ausbildung der Sprache zur Folge, als die Gewalt der Rede hier, wie in allen Demokratien, den Ausſchlag gab. Wer die Magiſtratsſtühle erobern oder ſich erhalten wollte, mußte ſich bei dem feinen und geübten Ohr des Volks einer ausgezeichneten Sprache befleißen, um in den Verſammlungen die richtende Menge für ſich zu gewinnen; und dies war nicht nur die Sorge einiger Weniger, ſondern Aller, die bei dem Wechſel gewinnen wollten. Bald triumphirten die Welfen, bald die Gibellinen, bald die Schwarzen, bald die Weißen. So blieb alſo die feine Sprache niemals das Erbtheil weniger Herrſcherfamilien, ſondern da Alle herrſchen konnten und wollten, ſo drang dieſe hohe Ausbildung bis in die unterſte Klaſſe des Volks.[2])

1) Vergl. auch Bembo, Prose, Libr. I, pag. 20—37.

2) Vgl. Gravina, Ragion poetica, Libr. II, cap. 8.

Wo viel Gährung und Aufregung in der Politik ist, da entwickelt sich gewöhnlich auch eine ungemeine Energie in allen Richtungen, besonders in der Kunst. Das Beispiel der Provenzalen und Sicilianer hatte in Florenz einen mächtigen Wetteifer erweckt, und wir sehen hier gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine große Menge von guten Schriftstellern und Dichtern auferstehen, die dem Volk einen beständigen Reichthum an guten Mustern vorhielten. In der That befliſſen sich die florentiniſchen Schriftsteller mehr als die übrigen einer großen Reinheit der Sprache, und feilten mehr alle gemeinen Ausdrücke und hartklingenden Worte weg, sodaß der toskaniſche Dialekt bis zu Dante's Zeit der beste und edelste war. [1]) Wenngleich Folcacchiero de' Folcacchieri, der Dichter, welchen die toskaniſchen Literatoren gewöhnlich als den Gründer der italieniſchen Sprache voranstellen, in seinen Versen noch manche Rauheit und wenig Gewalt über die neue Sprache zeigt, so singt schon einige Jahre später Mico von Siena mit aller Reinheit, welche die kaum im Werk begriffene Befreiung aus den Fesseln der Provenzalismen erlaubte. [2])

---

1) Selbst die lateiniſche Sprache hatten die Toskaner noch im 16. Jahrhundert reiner erhalten als die Uebrigen. Als auf dem ersten Tridentiner Concilium die Deliberationen allen Vätern vorgeleſen werden sollten, wählten Alle den Biſchof Baccio Martelli von Fieſole zum Vorleſer, damit das Leſen Allen verſtändlich sei. Salvini, Note alla Perfetta Poesia del Muratori.

2) Zur Probe eine Stanze von Folcacchiero (blühte um 1200):

Tutto lo mondo vivo sanza guerra,
Et eo pace non posso haver neionte.
O Deo, coma firaggio,
O Deo, como sostenemi la terra.
E par, eh' eo viva ca noia de la gionto
Ogni homo m' è salvaggio:
Non paiono li fiori
Per me oom gia soleano,
E gli angei per Amori
Dolci versi faceano a gli alberi.

Und von Mico von Siena:

Movitl, Amore, e vatteno a Messere
E cantagli le pene, eh' io sostegno:
Digli eh'a morte vegno,
Cielando per temanza il mia volere.

Ein großes allgemein anerkanntes Verdienſt hatte um die Sprache der Florentiner Brunetto Latini, der Lehrer Dante's (blühte 1260 — 94). Dieſer in Philoſophie und Rhetorik ſehr bewanderte Sekretair der Republik iſt, nach den Zeugniſſen der Geſchichtſchreiber Giov. und Filippo Villani, der Hauptbeförderer der guten Ausſprache in Toskana, indem er alle ſeine Mühe und ſeinen Einfluß anwendete, dieſelbe in dem Volk einzuführen und auszubilden, und in ſeinen vielen Staatsreden mit dem beſten Beiſpiel voranging.[1]) Sein Name wird daher in den Annalen der italieniſchen Sprache unvergeßlich ſein. Denn er war der Hauptgründer des toskaniſchen Dialekts, und ſein Werk war es hauptſächlich, daß dieſer Dialekt als der beſte unter den italieniſchen anerkannt wurde. Dante vorzüglich ſchöpfte die meiſten Wörter zu ſeinem Italico illustre aus Toskana.[2]) Auch ſpäter, als die italieniſche Schrift- und Dichterſprache längſt feſt gegründet war, erhielt ſich der Ruf von den Vorzügen des toskaniſchen Dialekts, und manche große Dichter reinigten durch deſſen Vermittlung ihren Styl. Arioſto hielt ſich häufig in Florenz auf, um ſeinen norditaliſchen Dialekt zu mildern[3]), auch Taſſo rühmt in vielen Stellen ſeiner Schriften die toskaniſche Sprache, und Alfieri ſagt in ſeinem Viaggi:

Merzede Amore a man gionte ti chiamo,
Ch' a misser vadi là dove dimora.
Di che sovente loi desio, ed amo,
Sì dolcemente lo cor m' innamora:
E per lo foco ood' io tutta m' infiammo,
Temo moriro, e già non saccio l'hora,
Ch' io parta da sì grave pena, e dura;
La qual sostegno per lui, disiando,
Temendo e vergogoando
Deh il mal mio per Dio fagli a sapera.

1) Egli fu cominciatore e maestro in digrossare i Fiorentini, e fargli scorti in bene parlare, e in sapere giudicare e regere la Republica secondo la politica. Giov. Villani, VIII, cap. 10. Fil. Villani, Vita di Brunetto.

2) Dante, Vulg. El., Libr. I, cap. 17. Gravina, Ragion poetica, Libr. II, cap. 7. Maffei, Storia della Lett. ital., Tom. I, Libr. I, cap. 4.

3) Baruffaldi, Vita dell' Ariosto, pag. 131.

Eccomi all' Arno; ove in sonanti note,
La plebe stessa atticizzando addita
Come con lingua l'aer si percote.

Der jungen Sprache thaten aber auch ſolche Stützen wie Brunetto Latini ſehr Noth. Friedrich's II. Tod war die Loſung zum Einbruch der Franzoſen, welche unter Karl von Anjou bald ganz Italien überſchwemmten, und dieſe ſcheinen es von jeher darauf abgeſehen zu haben, ihrer Sprache die Herrſchaft der Welt zu geben. Die italieniſche ward ſehr bedrängt, und die franzöſiſche ein Gegenſtand des allgemeinen Studiums. Die Univerſität zu Paris genoß damals ſchon eines außerordentlichen Rufes, und nächſt dem Latein ward das Franzöſiſche das Organ ſelbſt der italieniſchen Gelehrten, und erhielt hauptſächlich in Toskana eine Zeit lang das Uebergewicht. Selbſt Brunetto ſchrieb während ſeines Exils in Paris ſein Hauptwerk, den Tesoro, in franzöſiſcher Sprache, hauptſächlich, wie er ſelbſt angibt, aus dem Grund, weil ſie angenehmer und allgemeiner verbreitet ſei, als alle andern. [1])

C. Anfang der italieniſchen Sprache. Hallam wundert ſich darüber, daß die Kindheit der italieniſchen Sprache in Dunkel gehüllt iſt. [2]) Doch iſt dies derſelbe Fall mit jeder Sprache, und wenn ein Volk überhaupt erſt etwas in ſeiner Sprache geleiſtet haben muß, das auch der Aufmerkſamkeit Anderer werth iſt, um zu dem Bewußtſein derſelben zu gelangen, und ihrem Grund und Urſprung nachzuſpüren, ſo mußte dies in der italieniſchen Sprache ungleich ſchwieriger ſein, da der Anfang dieſer Poeſie nur eine Fortſetzung der provenzaliſchen iſt, und eine Sprache in die andere faſt unmerklich überging. Ein allgemeiner Anfang der italieniſchen Sprache läßt ſich daher nicht ge-

1) „Et se aucuns demandoit pourquoi chis livre est écris en romans, selon la raison de France, pour chose que nous sommes ytalien, je diroie que ch' est pour chose que nous sommes en France; l'autre pour chose que la parleure en est plus délitable est plus commune à toutes gens." Daſſelbe Zeugniß gibt der franzöſiſchen Sprache auch Martin da Canale, welcher eine Venetianiſche Chronik aus dem Lateiniſchen ins Franzöſiſche überſetzte, aus dem Grund, parceque la lengue franceise cort parmi le monde, et est la plus délitable à lire et à oir quo nulle autre. Tiraboschi, Tom. IV, Libr. III, cap. I.

2) Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 374.

nau beſtimmen. Doch findet ſich keine Spur von italieniſcher Poeſie vor Ciullo von Alcamo in Sicilien, welcher von Saladin als lebend ſpricht, und alſo vor 1193 geſchrieben haben muß. Crescimbeni iſt in ſeiner Meinung ſchwankend.[1]) Er fängt die lange Reihe italieniſcher Dichter aus der erſten Zeit mit dem Toskaner Ubaldino dal Cervo an, von welchem ſich eine gereimte Inſchrift in dem Haus der Ubaldini in Florenz befinden ſoll, und läßt die italieniſche Poeſie zur Zeit Barbaroſſa's in Toskana beginnen, meint aber doch, daß die Wiege derſelben in Sicilien zu ſuchen ſei, und nennt gleich darauf Ciullo von Alcamo als den erſten Dichter.[2]) Seine Conjecturen ſind nicht ſehr ſcharfſinnig,

---

1) Commentarj intorno all' istoria della Volgar Poesia, Vol. II, Part. II, Libr. I.

2) Das Gedicht wird in das Jahr 1184 geſetzt, und erzählt, wie einer der Ubaldini bei Gelegenheit einer Hirſchjagd von Friedrich Barbaroſſa den Kopf des Thiers zum Geſchenk erhielt, und ihn in ſeinem Wappen aufnehmen durfte. Es iſt urſprünglich wie in Proſa geſchrieben und erſt von Quadrio nach den Reimen abgeſetzt worden. Es lautet:

De favore iste
Gratias refera Christe
Factus in festo serenae
Sanctae Mariae Magdalenae
Ipsa peculiariter aderi
Ad Deum pre me peccatori
Con io mee cantare
Dallo vere aarrare
Nallo ne diparto
Anno Millesime
Christi salute centesime
Octuagesimo quarto
Cacciate da veltri
A fureri per quindi eltri
Mugellani cespi un Cervo
Per il cerni olie fermato
Ubaldico genio aoticato
Alio sacre Imperio servo
Uce piedi ad avacciarmi
Et con ie mani aggraparmi
Alil corni suel d'un tracto
Le magno Sir Fedrico
Che scergeo ion tralcica

und ſtützen ſich auf viele Vielleicht. Tiraboschi hat genauer nachgeſehen, und ſehr triftige Zweifel gegen das Alter der Inſchrift erhoben, da das angegebene Datum gar nicht paßt, und nach Muratori und andern Schriftſtellern Kaiſer Friedrich Barbaroſſa am 22. Juli 1184, als am Feſt der Magdalena, weit von Toskana entfernt war.[1]) Muratori gibt nach Quadrio eine alte Inſchrift, die ſich auf dem Bogen des größern Altars in dem Dom zu Ferrara befindet.[2]) Allein Tiraboschi und ſelbſt Muratori halten es für zweifelhaft, daß die Inſchrift gerade im Jahre 1135 verfertigt worden ſei, indem die italieniſche Sprache kaum im Entſtehen begriffen war, und alſo ſchwerlich zu Inſchriften auf öffentlichen Monumenten gebraucht wurde. Die Fabel, welche Giambullari, und nach ihm viele Toskaner über einen gewiſſen toskaniſchen Lucio Druſi verfertigt hatten, um den Ruhm, die italieniſche Sprache gegründet zu haben, den Toskanern zuzuwenden, iſt längſt von den beſſern Literatoren abgefertigt worden.[3])

Accreo io anene di facto
Pero mi fee don della
Cornata fronte bella
E per le ramora degna
Et vuele che la sia
Della prosapia mia
Gradiuta insegna
Lo meo Padre e Ugicio
E Guerento Avo mie
Gia d' Ugicio, gia d'Azo
Dello gia Ubaldino
Dello gia Gotichino
Dello gia Laconazo.

1) Tiraboschi, Tom. III, Libr. IV, cap. 4. Muratori, Annal. d'Ital. ad ann. 1184.

2) Muratori, Antiqu. Ital. med. aevi, Diss. 32. Quadrio, Storia e Ragion d'ogni Poesia, Tom. I, pag. 43. Die Inſchrift lautet:

In mille ecato trenta cinqee nato
Fe questo temple a Zerzi coosacrato:
Fo Nicolao scolptere
E Glielmo fo l'anctore.

3) Crescimbeni, Vol. II, Part. II, Libr. I. Tiraboschi, Tom. III, Libr. IV, cap. 4. Tom. IV, Libr. III, cap. 3. Pignotti, Storia della Toscana, Vol. IV, Del Rinascim. delle scienze e lettere, p. 67. Maffei, Stor. della Letter. ital., Tom. I, cap. 3 ff. Bembo, Prose, Tom. I,

Muratori führt in der 32. Diss. ſeiner Antiqu. ital. eine Schrift von 1122 aus Ughelli's Italia sacra (Tom. IX) an, als erſte Urkunde der italieniſchen Sprache. Allein dies ſcheint mir ein Irrthum zu ſein. Sie enthält allerdings ſchon viele italieniſche Wörter und Wendungen, wie alle lateiniſche Urkunden jener Zeit, allein ein Hauptgrund, ſie eher für ein höchſt verdorbenes Latein als für italieniſch zu erklären, ſcheint mir in ihrem Inhalt ſelbſt zu liegen. Denn ſie iſt eine gerichtliche Urkunde über einige

---

pag. 40. Perticari, Difesa di Danto, cap. 4. — Giambullari (Origine della lingua fiorentina, p. 133) hatte nämlich ein Sonett von einem gewiſſen Agatone Druſi, Zeitgenoſſen des Dante, entdeckt, in welchem dieſer ſagt, daß ſein Urgroßvater ein großer Dichter geweſen ſei, der zuerſt das ſicilianiſche mit dem norditalieniſchen Idiom vereinigt habe, und hierauf gründet Giambullari ſeinen ganzen Beweis, indem er hinzufügt, daß jener Lucio Druſi ein gelehrter Mann geweſen ſei, der ein Buch in Reimen Della Virtù und eines Della Vita amorosa geſchrieben habe, daß er dieſe beiden Werke zum König nach Sicilien bringen wollen, um ſie dort prüfen zu laſſen, ſie aber durch ein Unglück im Meer verloren, und ſich darüber ſo betrübt habe, daß er bald darauf geſtorben ſei. Das Sonett iſt an Cino von Piſtoja gerichtet, und lautet:

So 'l grand' avolo mio, che fu 'l primiaro
Cho 'l parlar Sicilian giuase col nostro,
Lassato avesso un' opera d' iachiostro,
Coma sempro ch' e' vissa ebbe in pensiero,
Non sarebbe oggi in pregio il buon Romiero,
Arnaldo provenzal, nè Beltram vostro;
Cha questo do' poeti unica mostro
Torria di tutti il trionfanto impero.
Ei di sententia et d'amorosi detti
Gli vinsa, et di dolcissimo parole;
Ma nella iavention vinse sè stesso.
Non Brunelliesco o Danto sarian lotti;
Chè la luco di questo unico sole
Sola rilucerla lungi e da presso.

Die Prahlerei iſt etwas zu ſtark, beſonders was den Vergleich mit Dante betrifft, und flößt daher gerechte Zweifel ein. Aber ſelbſt im entgegengeſetzten Fall ſagt das Sonett weiter nichts, als daß Druſi der erſte Norditaliener geweſen ſei, der die weſentlichen Verbeſſerungen der Sicilianer in der italieniſchen Sprache annahm; er wollte ja auch nach Sicilien reiſen, um dort ſeine Werke einem Richterſpruch zu unterwerfen, folglich waren zu ſeiner Zeit ſchon die Sicilianer in ganz Italien anerkannt als die beſten Dichter in der neuen Sprache.

Gränzbeſtimmungen zwiſchen zwei Kloſtergütern, und die gerichtlichen Aktenſtücke wurden zu jener Zeit und noch lange nach dem Anfang der italieniſchen Sprache nicht italieniſch, ſondern lateiniſch geſchrieben, aber in einem Latein, welches allerdings dem Italieniſchen ſehr nahe kam.[1]) So bleibt alſo das Gedicht des Ciullo von Alcamo, trotz allen Anfechtungen, das erſte Monument der italieniſchen Sprache und die Sicilianer die Gründer. Die Dichter hatten ſich deſſelben zuerſt bemächtigt, und die Geſchichte, welche immer gern den Spuren der Poeſie folgt, empfing von dieſer zuerſt das neue Geſchenk, um es für die Wiſſenſchaften einzuweihen.

Durch die ganze Geſchichte der italieniſchen Grammatik bis auf die neueſten Tage zieht ſich ein widerlicher, im Ganzen alberner Streit darüber, in welcher Provinz die italieniſche Sprache gegründet worden ſei. Die toskaniſchen Gelehrten ſtehen darin gegen alle übrigen zu Felde, und wenden alle Waffen der Rhetorik, Dialektik und Sophiſtik an, um ihrem Dialekt das Primat zu retten. Indeſſen die größten Dichter Italiens, die zum Theil Zeitgenoſſen des Aufwachens ihrer Sprache waren, ſtimmen in dem Zeugniß zu Gunſten der Sicilianer überein. Dante ſagt in ſeinem Vulgari Eloquio (Libr. I, cap. 12): „Wir unterſuchen zuerſt den ſicilianiſchen Dialekt, welcher, wie es ſcheint, vor allen andern einen Ruf hatte, videtur Sicilianum vulgare sibi famam prae aliis asciscere, da alle Gedichte der Italiener ſicilianiſche genannt werden.“ Er findet den Grund dieſes Vorzugs in dem Charakter der Fürſten, „weil der Kaiſer Friedrich und ſeine Söhne nobilitatem ac rectitudinem suae formae pandentes, donec fortuna permansit, humana secuti sunt, brutalia dedignantes, ſodaß alle ausgezeichnete Männer ſich an Friedrich's Hof begaben, und Alles, was in italieniſcher Sprache gedichtet war, ſicilianiſch genannt wird, was auch wir beibehalten, und unſere Nachkommen werden es nicht ändern können, quod quidem retinemus et nos, nec posteri nostri permutare valebunt.“ Daſſelbe Zeugniß gibt ihnen auch Petrarca,

1) Wir theilen einen Auszug dieſer Schrift in dem Anhang dieſes Paragraphen mit.

in der Vorrede ſeiner Epist. famil., und in ſeinem Trionfo d'Amore, wo er ſagt:

Ecco i due Guidi che già furo in prezzo,
Onesto Bolognese, e i Siciliani,
Che fur già primi, e quivi eran da sezzo.

Die Nachkommen Dante's entſprechen aber ſeiner Erwartung nicht, und häufen Beweiſe auf Beweiſe voll verunglückter Logik gegen ſeinen Ausſpruch, wobei es dem Fremden mit Bedauern klar wird, daß der Italiener gar kein italieniſches Vaterland hat, ſondern nur ein toskaniſches, römiſches, neapolitaniſches u. ſ. w. Lucheſini [1]) glaubt den toskaniſchen Ruhm mit einigen Urkunden zu verfechten, welche aber meiſt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts ſind, wie die Capitoli dei disciplinati della ven. Compagnia della Madonna von 1295, die Capitoli e Ordinamenti für die Compagnia nuova della passione di ihesu cristo von 1299, das Teſtament der Contessa Beatrice von 1278 und viele Chroniken und Legenden vom Jahre 1238 an. Man ſucht des großen Dante Zeugniß als hervorgerufen von ſeiner Abneigung gegen Florenz zu verdächtigen, die allerdings in ſeinem unglücklichen Schickſal hätte gegründet ſein können, und dagegen darzuthun, daß die ſicilianer und alle andern Dichter der erſten Zeit nicht ſicilianiſch, ſondern allein toskaniſch geſchrieben haben! [2]) Beſonders ſcheint der Prof. Abbate De Angelis ſeine Logik dem Municipalpatriotismus aufopfern zu wollen. [3]) Er läugnet ſelbſt den unberechenbaren Einfluß des Kaiſers Friedrich, und beweiſt mit großem Wortaufwand, daß ſein Sianeſe Folcacchiero de' Folcacchieri ſchon um 1150 geboren ſei, und daß Lucio Druſi noch viel früher gelebt habe.

D. Italieniſche Schriftſprache. Aus der friſchen und kräftigen Zuſammenwirkung der provenzaliſchen und ſicilianiſchen Dichter bildete ſich alſo die romaniſche Sprache immer mehr zur italieniſchen aus. Die Provence wirkte von Norden her durch die Lombardei, und bereitete durch den Aufſchwung, den ſie in den

1) Illustrazione delle lingue antiche e moderne, Parte I, cap. 6.

2) Giornale de' Letterati, Pisa, 1822; Tom. III, p. 56. Discorso del Bagnoli sulla lingua italiana.

3) Lett. apol. in favore di Folcacchiero.

Hauptſtädten Italiens erregte, auf das feinere Idiom vor, welches von Sicilien ausgehen ſollte. Doch hatte auf die Bildung deſſelben, ſowie früher auf romaniſche Sprache zur Zeit der Völkerwanderung, Klima, Temperament und Lebensweiſe großen Einfluß, und dieſe drei Urſachen veränderten ſehr mannigfaltig die Ausſprache, deren Verſchiedenheit übrigens auch ſchon in den vielerlei Völkerſtämmen vor und zu Zeiten der Römer, und den Gäſten, die ſich nachher in Italien anſiedelten, begründet war. Die Lombarden und nördlichen Italiener, ein kriegeriſches Volk in einem kältern Klima, hatten härtere Sprachorgane, folglich eine härtere Sprache, mehr Conſonanten und einſilbige Wörter. Die Toskaner, von ihrem Urſprung an ein weicheres, handeltreibendes Volk, hatten eine weichere Ausſprache, und da ſie gerade in der Mitte lagen, ſo ziemlich die rechte. Den Neapolitanern gab ihr heißes Temperament mehr Geläufigkeit und Geſchwätzigkeit der Zunge, daher häuften ſie die Vocale und Silben in ihrer Rede an. So waren ſchon durch dieſe örtlichen Urſachen mehre Dialekte erzeugt, die ſich, da die Italiener nicht unter Einer Regierung ſich befanden, ihre Sprache nicht an Einen Hof gebunden war, an dem ſie ſich immer wieder hätte läutern können, in eine unendliche Menge von Idiomen abſonderten. Denn die neue Sprache war nicht bloß durch den Einfluß von Nord und Süd und durch das Gebirg verändert, welches Italien in zwei große Hälften theilte, ſondern die Unterabtheilungen der Dialekte gingen ins Unendliche. Die Verſchiedenheit beſtand nicht nur unter den benachbarten Völkern, z. B. Toskanern und Römern, ſondern ſelbſt wieder in den Provinzen deſſelben Landes, z. B. in der Romagna unter den Faentinern und Ravignanern, und ſogar oft unter den Einwohnern derſelben Stadt, wie in Bologna unter den Bewohnern des **Borgo di S. Felice** und denen der **Strada maggiore.** [1])

Unter dieſen vielen Dialekten gab Dante in ſeiner **Vulg. Elocut.** nach der Sprache, die er als die allgemeine Schriftſprache gründete, und **illustre, aulica, cardinale, cortigiana** nannte, dem Bologneſer Dialekt vor allen andern den Vorzug. Auch ſind die Schriftſteller, deren Sprache die **Crusca** als klaſ-

1) **Perticari, Scritt. del trecento, Libr. I, cap. 12.**

ſiſch gelten läßt, nach den Toskanern der größten Zahl nach Bologneſer. Napioni ſchreibt dies wohl mit Recht der berühmten Univerſität zu, welcher Profeſſoren und Schüler aus allen Gegenden zuſtrömten, wodurch ſich nothwendig eine allgemeine und feine Sprache bilden mußte.[1]) Was auch von den erſten Bologneſer Dichtern noch übrig iſt, rechtfertigt zur Genüge das Lob, das ihrer Sprache von allen vorurtheilsfreien Literatoren ertheilt wird, welche zugleich Dante's Urtheil vollkommen beſtätigen[2]), und Guido Guinicelli, Guido Ghislieri, Semprebene, Oneſto, beſonders der Erſtere, welcher ſchon 1220, alſo ganz zu Anfang der Aera der italieniſchen Literatur geblüht hat, werden in Reinheit des Styls von keinem Andern übertroffen.[3])

---

1) Napione, dell' uso e dei pregj dell. ling. ital., Libr. III, cap. 2, §. 5. Ueber dieſe Vorliebe Dante's für den Bologneſer Dialekt haben geſchrieben: Rosini, Risposta ad una lett. del Cav. Monti. Pisa, 1818. Deſſ. Risposta ad una lett. del Galeani Napione di Cocconato, Pisa, 1818. Niccolini, Discorso in cui si ricerca qual parte aver possa il Popolo nella formazione d' una lingua. Firenze, 1819. Bagnoli, Discorsi, in dem Giorn. de' Lett. Pisan. — Einem dreijährigen Aufenthalt in Bologna ſchreibt Napioni auch die ausgewählte Feinheit und Lieblichkeit in der Sprache Petrarca's zu, die auch wirklich ohnedies bei ſeinem Aufenthalt fern von Italien faſt ohne Muſter ein wahres Wunder wäre Man ſieht aber aus Petrarca's Styl, welche feine Sprache in Bologna geherrſcht haben muß. Vgl. auch Tiraboschi, Tom. V, pag. 414.

2) Crescimbeni, Comment. intorno all' istoria della Volg. Poesia, Vol. II, Part. II, Libr. I. Tassoni, Consideraz. sopra il Petrarca, p. 238. Gravina, Ragion Poetic., Libr. II, §. 7. Muratori, Perf. Poesia, Tom. I, Libr. I, p. 16. Giornale de' Lett. d'Ital. 1710, T. I, p. 217.

3) Zur Probe eine Stanze aus einer Canzone von Guido Guinicelli:

Al cor gentil ripara sempre Amore,
Si com' augelle in selva la verdura:
Nen fe Amore, anzi che gentil core,
Ne gentil core, anzi ch' Amor, Natura:
Ch' adesso com' fu 'l Sole,
Si teste le splendore fue lucente;
Ne fue davanti a 'l Sole:
E prende Amore in gentilezza loco,
Così prepiamente
Com' il calore in clarità de 'l foco.

Die Sprache verbreitete ſich mit erſtaunenswerther Schnelligkeit über ganz Italien, ſodaß wenige Städte waren, die nicht einige Reime von einem ihrer Bürger aufzuweiſen hätten. Doch nicht alle dieſe Dichter arbeiteten an der Vervollkommnung der Sprache; manche waren in einem engherzigen Municipalgeiſt ſo verwachſen, daß ſie außerhalb ihrer Mauern kein Vaterland und kein Intereſſe mehr kannten, und dieſe wollten und konnten nicht an dem gemeinſamen Bau einer vaterländiſchen Sprache und Literatur mithelfen; dann muß überhaupt bemerkt werden, daß bei faſt allen ſich mehr oder weniger Provenzalismen vorfinden. Von ſicilianiſchen Dichtern verdienen hier, außer den ſchon genannten, noch einiges Lob: Guido und Odo dalle Colonne, Arrigo Teſta, die Dichterin Monna Nina. Toskana war um dieſe Zeit beſonders reich an Dichtern, unter welchen vor Allen Guido Cavalcanti und Cino von Piſtoja durch ihre reine Sprache hervorragen. Die meiſten übrigen werden von Dante in den gleichen Rang mit den rauhen Sicilianern, Bologneſern und Lombarden geſetzt, wie z. B. Buonagiunta von Lucca, Gallo von Piſa, Mino Mocato von Siena, ſogar Brunetto Latini, ſein Lehrer, und der Mönch Guittone von Arezzo. Das päpſtliche Gebiet, Bologna ausgenommen, nahm wenig Theil an der neuen Sprache, und hat auch äußerſt wenig Ausgezeichnetes aus jener Zeit aufzuweiſen. Der heilige Franziscus von Aſſiſi wird gewöhnlich in erſter Reihe aufgeführt; allein ſein vielbeſprochener Cantico del

---

Und ein Sonett von Oneſto da Bologna (blühte um 1280):

Quella cha in cor l'amorosa radice
Mi piantò nel primier; che mai la vidi
Cioè la dispietata ingannatrice
A morir m' ha condotto e tu nol credi
Gli occhi miei mira morti in la cervice
Ed odi gli angosciosi dol cor stridi,
E de l' altro mio corpo ogni pendice
Che par ciaschuna da la morte gridi,
A tal m' ha gionto mia Donna crudele
Ch' entro tal dolor sento in ogni parte
Che l' alma a forza da lo cor si parte.
Che 'l mio dolzor con l' amaror del fele
Ha già ben visto Amor com' si comparte
Ben ti consiglio a elo mai non fidarte.

Sole iſt in einer Proſa geſchrieben, die ſehr an das Latein ſeiner Zeit erinnert. Am ärmſten war wohl die Lombardei, nicht an Dichtern überhaupt, da ſie viele der ausgezeichnetſten Troubadours lieferte, aber gerade aus dieſer Urſache an italieniſchen Dichtern. Doch ſchrieben in einer reinen Sprache Gotto von Mantua, der dieſelbe Perſon mit dem Provenzalen Sordello ſein ſoll, und Bandino von Padua.

Der allgemeine Eifer, der ſich durch ganz Italien für das neu gefundene Idiom kundgab, müßte uns erſtaunlich ſcheinen, hätten wir nicht die provenzaliſche Poeſie in demſelben Lande ebenſo anregend vorhergehen ſehen. Die ganze Poeſie des 13. Jahrhunderts war nur provenzaliſch, und man vertauſchte vielleicht nur darum das alte Gewand mit dem neuen, weil der abgenutzte Gegenſtand der Gedichte darin wieder einen neuen Reiz bekam. Man war ſich im Ganzen (mit wenigen Ausnahmen) noch nicht bewußt, daß man eine neue Sprache hatte, man arbeitete noch nicht mit allgemeinen Kräften, mit einem begeiſternden Nationalgefühl an der Veredlung einer allgemeinen Schriftſprache. In der Zeit, wo dieſelbe entſtand, war eben Italien mehr als je zerriſſen und für keine der vielen Parteien ein Vaterland. Dazu kam nun ein fremder Impuls zur Dichtkunſt, eine fremde Form derſelben, die dem Geiſt gebieteriſch voranging, und in welcher er ſich verlor. Kein Wunder alſo, daß jeder Dichter dieſelbe nach ſeiner Weiſe benutzte und ausbildete, nur ſeine Stadt, die er allein als Vaterland kannte, zum Richter und Muſter nahm, den Dialekt derſelben als den einzig richtigen und als die allgemeine Sprache des italiſchen Volks darzuſtellen, und dieſes Vorrecht durch mehr oder weniger glückliche Productionen zu verfechten ſuchte. Bei dieſen vereinzelten Bemühungen kam es bald ſo weit, daß es faſt keine Stadt von einiger Bedeutung in Italien gab, die nicht einige Poeſien in ihrem Dialekt aufzuweiſen gehabt hätte. Dieſe Unzahl von Dialekten mag im Anfang für die Gründung des Italico illustre von Nutzen geweſen ſein, zu welchem die einzelnen Dichter, durch Rivalität angeregt, doch immer ein möglichſt ausgebildetes Idiom zubrachten. Allein das Uebel beſteht, faſt unbegreiflicher Weiſe, noch, nachdem die italieniſche Sprache längſt durch Meiſterwerke feſt beſtimmt und geregelt iſt, und ſcheint faſt unheilbar, oder

will die italieniſche Municipalmuſe warten, bis ſie aus der Hand der Politik eine größere Heimath erhält?[1]) Wir geben zu vollſtändigerm Beweis, und um nicht wieder darauf zurückkommen zu müſſen, nach Quadrio die Hauptdialekte, in welchen noch bis zum 18. Jahrhundert Schriften verfaßt wurden.

1) Bergamasciſcher Dialekt: Ueberſetzung der Metamorphoſen von Ovid, von Colombano. Eine Traveſtie des Orlando furioso. Taſſo's Jeruſalem, überſetzt von Carlo Assonica. Alle im 17. Jahrhundert.

2) Bologneſer Dialekt: Giulio Cesare Croce, 1600, viele Gedichte. Ueberſ. des Taſſo von Francesco Negri, 1630. Michelangelo's Komödie, La Tancia, überſ. von Timido, 1654. Antonio Maria Monti, zwei Dramen: I Deporti d'Amore in Villa, 1681, und Amor torna in s'al sò, 1698. Lotto Lotti, 1685, großes Gedicht in Ottave Rime über die Befreiung Wiens von den Türken, betitelt: Ch' n' ha cervel, hapa gamb; und mehre Dialogen. Geminiano Megnani, 1688, Dialogen und Gedichte. Tommas Stanzani, 1694, zwei Dramen. Lelio Maria Landi, 1696, Drama. Auch im 18. Jahrhundert finden ſich noch einige.

3) Calabriſcher Dialekt: Einige Geſänge des Taſſo, überſ. 1690.

4) Florentiniſcher Dialekt: Lorenzo di Medici, einige Stanzen, 1568. Francesco Berni, la Cattrina, dramatiſches Gedicht, und Il Mogliazzo. Gabbriello Simeoni, Gedichte, 1549. Francesco Doni, mehre Stanzen, 1552. Giacinto Cicognini, Gedichte, 1619. Michelangelo, La Tancia, Komödie, 1585. La Fiera, Komödie. Francesco Baldovini, Gedichte, 1694.

---

1) Quadrio (Storia e Rag. d'ogni Poesia, Vol. I, Libr. I, cap. 7) rühmt dieſe Unzahl von Dialekten als einen großen Vorzug, indem dadurch die allgemeine Schriftſprache immer gewonnen hätte. Wie war dies aber möglich, da dieſelbe Eiferſucht, die den einzelnen Dialekt hervorhob, auch die andern ausſchloß? Der einzige Gewinn, den die vielen Dialekte bis jetzt gegeben, iſt eine außerordentliche Menge von Synonymen, welche aber die Italiener, und ſelbſt die Crusca (bei einer Vergleichung ihres Vocabolario mit dem Dict. de l'Acad. franç) fälſchlich einen Reichthum ihrer Sprache nennen. Es geht damit, wie mit Bibliotheken, welche man wegen einer Unzahl von Doubletten reich nennen wollte.

5) Dialekt von Friaul: Graf Ermes Colloredo, Gedichte, 1694.

6) Genueſiſcher Dialekt: Cristofano Zabata, Gedichte, 1588. Paolo Foglietta, Gedichte, 1600. Gian. Giacopo Cavallo, Gedichte, 1636. Francesco Maria Viceti, Ueberſ. des Taſſo.

7) Mailändiſcher Dialekt: Giov. Paolo Lomazzo, Gedichte, betitelt: Rabischdra, der zweite Theil: I divers Rabisch, over Sversarigl etc., 1589. Carlo Maria Maggi, vier Komödien und verſchiedene Gedichte, 1650.

8) Modeneſer Dialekt: Giov. Francesco Ferrari, Rime burlesche, 1570.

9) Neapolitaniſcher Dialekt: Giulio Cesare Cortese, ein epiſches Gedicht, La Vajasseida, 1628. Idylle: La Rosa, ſehr gerühmt von Gravina. Domenico Basile, überſ. den Pastor Fido, 1628. Giov. Batista Basile, ſehr gerühmte Eclogen, 1678. Fasano, überſ. den Taſſo, 1687. Valentino, großes Gedicht: Napoli scontrafatto dopo la Peste, 1674. Virgil's Aeneide, überſ. von Sitillo, 1699.

10) Paduaniſcher Dialekt: Drei Dichter Rava, Maganza und Rustichelli, im 16. Jahrhundert.

11) Römiſcher Dialekt: Cammillo Peresio, Gedicht in Ottave Rime: Il Maggio romanesco, 1688. Giuseppe Berneri, Il meo Patacca, Gedicht, 1780.

12) Saneſiſcher Dialekt: Viele Mitglieder der Akademie ſchrieben eine Menge Farſen. Silvio Forteguerri, Komödie La Filippa, 1705.

13) Sicilianiſcher Dialekt: Antonio Viniziano, ein dicker Band belobter Gedichte, 1572. Le Muse Siciliane, Sammlung von vielen Dichtern, 1645. Giov. Batista del Giudice, bucoliſches Gedicht, Il Battilo, 1686. Simone di Rau, vortreffliche Gedichte, einer der beſten ſicilianiſchen Dichter, 1659.

14) Venetianiſcher Dialekt: Andrea Calmo, Gedichte, 1553. Maganza, 1572. Angelo Ingegneri, 1580. Maffeo Veniero, 1580. Dario Varotari, 1671. Gianfrancesco Businello. Tommaso Mondini, überſ. den Taſſo: Il Goffredo del Tasso cantà alla Barcariola, 1693.

Dieſe Dialektverſchiedenheit war zu Dante's Zeit am größten, und wie die politiſchen Parteien, ſo ſtanden ſich auch die

Dichter in ihren grammatiſchen Anſprüchen ſchroff entgegen. Am hitzigſten waren in Verfechtung ihrer Sprachvorzüge die Toskaner, und ſie fachten darüber einen Streit an, der noch immer nicht beendet iſt, und der damals, ehe noch irgend eine Nationalpoeſie exiſtirte, gewiß den Untergang der Sprache herbeigeführt haben würde. Wie wenig übrigens die Toskaner mit ihren Anſprüchen im Recht waren, geht aus der ſcharfen Zurechtweiſung hervor, die ihnen Dante darüber gab, die aber ſeine gelehrten Mitbürger und Nachkommen, obgleich von den größten Literatoren aller Jahrhunderte vielfach beſtätigt, noch immer im Allgemeinen nicht klüger gemacht hat.[1]) Wir werden ſpäter auf dieſen Streit zurückkommen. Der Vorwurf der Parteilichkeit, womit die Toskaner das Urtheil des großen Dante verdächtigen wollen, möchte wohl auf jene ſelbſt zurückfallen, indem aus dem Werk, worin Dante ſeinen Italienern erſt ihre eigentliche Sprache gab (De Vulg. Eloqu.), nur die reinſte Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand, nur die feurigſte Vaterlandsliebe hervorleuchtet, und ſeine Landsleute hätten aus dem Werk noch mehr als bloße Sprachbemerkungen lernen können, daß nämlich ihr Vaterland ſich weiter ausdehnt als bloß auf die Scholle, auf welcher ihre Wiege geſchaukelt wurde. Dante geht alle Dialekte, in welchen damals gedichtet wurde, gründlich durch, erkennt das Gute, was jeder hat, ſowohl der toskaniſche als jeder andere, unparteiiſch an, findet aber keinen für ſich allein geeignet, die allgemeine italieniſche Schriftſprache zu werden. Sein Urtheil kann uns zuweilen hart erſcheinen (was immer der Fall iſt, wenn ein Uebel mit der Wurzel ausgerottet werden ſoll), aber nicht ungerecht, und daß er die Toskaner, deren vortreffliche Dichter er doch bei jeder Gelegenheit hervorhebt, derber zurückweiſt, kam daher, daß dieſe mehr Anmaßung zeigten als die übrigen.[2]) Inſofern Dante keinem einzelnen Dialekt an-

1) Sie gründen ihre Anſprüche hauptſächlich auf den ſehr unbedeutenden Zufall, daß die drei Gründer der italieniſchen Sprache, Dante, Petrarca und Boccaccio, in ihrem Land geboren ſeien; indeſſen der Erſtere hat ſich ſelbſt von ihrem Dialekt losgeſagt, und Petrarca hat die toskaniſche Sprache eigentlich gar nie gekannt, da er ſeit ſeiner frühſten Kindheit von Toskana entfernt gelebt hat.

2) De Vulgari Eloquio sive Idiomate, Libr. I, cap. 9—16. Unter allen Dialekten findet Dante den römiſchen als den ſchlechteſten; Romanorum

gehörte, ſondern aus allen das Beſte herauslas und zu einem harmoniſchen, auch für erhabene Gedanken und Empfindungen fähigen Ausdruck verarbeitete, inſofern iſt er mit allem Recht der Gründer der italieniſchen Sprache genannt worden. Und ſchon allein als ſolcher iſt er unſterblich. Um ſein Verdienſt beſſer würdigen zu können, betrachten wir die Abwege, auf welche die ganze große Dichterzunft zu ſeiner Zeit gerathen war, und den Standpunkt in Hinſicht der Sprache, auf welchem Italien damals ſtand. Die Begeiſterung, welche den Provenzalen ihre Liebesgeſänge dictirte, war natürlich erkaltet. Der Gegenſtand dieſer Lieder hatte über zwei Jahrhunderte lang die beſten wie die ſchlechteſten Sänger beſchäftigt und trug den Keim des Untergangs in ſich ſelbſt. In dem Maße als die Begeiſterung für den Gegenſtand nachließ, mußte aber nothwendig auch die Friſche und das jugendliche Glühen des Ausdrucks matter werden, und ſo ſehen wir

---

tristiloquium Italorum vulgarium omnium est turpissimum. So ehrwürdig ihm die alten Römer waren, ſo verächtlich ſtellt er ihre Nachkommen dar. „Man muß ſich, ſagt er, über ihre ſchlechte Sprache nicht wundern, denn in ihren Sitten, ſowie in ihrer Tracht ſind ſie roher als alle andern.“ (Dies hat ſich übrigens ganz geändert, denn der Dialekt der Stadt Rom iſt jetzt einer der beſten.) Nach dieſem iſt der ſchlechteſte der von der Mark Ancona, dann der von Spoleto; doch ſind in allen dreien Canzoni gedichtet worden. Dann der mailändiſche und bergamasciſche, dann der aquilejiſche und iſtrianiſche, qui crudeliter accentuando eructuant; mit ihnen werden verworfen die Dialekte aller Bergbewohner, wie Caſentiner, Pratenſer, Sardinier u. ſ. w. Den apuliſchen und ſicilianiſchen rechnet er unter die beſten, ſagt aber dabei, daß in beiden auch Dichter mit ſchlechtem Styl vorkommen. Hierauf wendet er ſich an die Toskaner, weiſt ihre Anſprüche zurück, nennt mehre ihrer gefeierten Dichter, die doch nur in ihrem Dialekt geſchrieben haben, quorum dicta non curialia sed municipalia tantum invenientur; und um die Toskaner ganz von ihrer Hartnäckigkeit zu heilen, quoniam Tusci prae aliis in hac ebrietate bacchantur, ſo hält er ihnen mehre ihrer Provinzialausdrücke namentlich vor. Selbſt der Bologneſer Dialekt, bei deſſen Würdigung er am meiſten Parteilichkeit hätte zeigen können, wird von ihm nicht als die Schriftſprache angenommen, obgleich er von ihm rühmt, daß er durch ſeine Miſchung von harten und weichen Ausdrücken ein vorzüglicher Dialekt ſei, eorum locutio per commistionem oppositorum ad laudabilem suavitatem remanet temperata. Sein Ausſpruch iſt übrigens auf das Urtheil aller beſſern Toskaner, Sicilianer und Bologneſer ſeiner Zeit gegründet.

die äußere Form, die jenes erſetzen ſollte, immer regelmäßiger und beſtimmter, aber auch immer kälter und todter hervortreten. Doch die Zeit für dieſe Tändeleien war vorüber, und ſie verdankten wohl ihre lange ausſchließliche Herrſchaft mitunter auch dem angenehmen Contraſt, den ſie in den Gemüthern der Menſchen in jenen ſturmbewegten, gährenden Staaten machten. Dabei erzeugte die wachſende Zahl von Reimern einen größern Wettſtreit, und das Halbgenie ſuchte, was ihm verſagt war, durch äußere Mittel zu erſetzen. Daher die vielen Dialekte, womit jeder Reimer dem engen Kreis ſeiner Stadt ſchmeicheln wollte; daher die Ueberſchwemmung von elenden Versmachern, die ſich theils auf dem alten Kiſſen der Provenzalen breit machten, theils die Mythen des Marienkultus (in wie ganz anderer als griechiſcher Weiſe!) beſangen. Dante begriff die Gefahr, und arbeitete ihr mit allem Eifer entgegen. „Es mögen einmal aufhören, ſagt er an verſchiedenen Stellen, die Anhänger der Unwiſſenheit, die den Guittone von Arezzo und einige Andere erheben, welche in ihren Ausdrücken immer der gemeinen Menge zu gleichen pflegen, ſich nicht zu der reinen Schriftſprache erheben wollen, von keiner Regel der Rede wiſſen, und Alles durch Zufall haben.“ [1])

---

1) Perticari (Scrittori del trecento, Libr. I, cap. 4 und 9—12) führt zur Rechtfertigung Dante's eine Menge Beiſpiele des ſchlechten Styls jener gefeierten Autoren an, wovon wir nur zwei ausheben, zuerſt eine Ode von Fra Jacopone:

O pregna senza semina
Non fu mai fatto la femina.
O parto inaudito!
Il figliuol partorito
Da entro del ventre uscito
Di madre sigillata.
A non romper segello
Nato è lo figliuol bello
Lassando il suo castello
Colla porta serrata.

Welcher Gegenſtand und welcher Styl! Wie wenig waren jene Dichter von griechiſchem Geiſt beſeelt, als ſie eine Mythologie für ihren Marienkultus erfinden wollten. Noch ein Beiſpiel von Fra Guittone's italieniſcher Proſa: L'anima gaude mia in nova e magna grazia, che esso pieno di grazia, onde grazie ogne audo a voi fatte e per voi a catun che prendere

Dieſe kühne Säuberung der Dialekte, womit ſich Dante der ganzen damaligen Fluth von bequemen Schriftſtellern entgegenſetzt, und die er in ſeinem Convito und ſeinem Vulg. Eloqu. beharrlich durchführt, machen auch ohne ſeine Commedia ſeine Verdienſte für Italien unſterblich. Aber nicht durch Lehre allein, auch durch ſein Beiſpiel ward Dante der Schöpfer einer neuen Sprache, und ſetzte ſie, durch die Macht ſeines Genius gebietend, als die alleingültige ein. Er trat mit einem großen nationalen Gedicht auf, welches ganz Italien mit Stolz das Seine nennen mochte, und welches ſeine Nation würdevoll bei andern Völkern empfahl. Unter der Einheit ſeines Stoffes umfaßte er eine Menge Kenntniſſe, welche zu den erhabenſten damals bekannten Wiſſenſchaften gehörten, und in einer Menge oft allegoriſcher Skizzen ſtellte er die Geſchichte ſeines Vaterlandes und ſeiner Zeit in lebendigen und ſeelenvollen Bildern dar. Dieſes Gedicht wurde bewundert, durchſtudirt, ſeine Geſänge ertönten in allen Klaſſen des Volks, durch daſſelbe ward die italieniſche Sprache eine allgemeine der ganzen Nation, und in ihm bewirkte ſich der Zuſammenfluß aller verſchiedenen Dialekte. Das Unternehmen war aber ebenſo ſchwierig als großartig. Die Dialekte boten wohl reiche Mittel zu einem Spaziergang in dem Labyrinth der Liebe, reichten aber bei weitem nicht zu dem erhabenen Flug Dante's aus, und er war genöthigt, ſich auch bei andern Sprachen, der lateiniſchen, griechiſchen und ſelbſt hebräiſchen, Ausdrücke zu entlehnen. Aber auch dieſe Mittel reichten oft nicht aus, und er mußte zu andern greifen, die ſeinem Styl die eigenthümliche Form gaben. Wenn man nämlich ſeine Commedia aufmerkſam lieſt, ſo bemerkt man, daß er beſtändig Umſchreibungen ſtatt des genauen Worts und Aehnlichkeiten ſtatt der Beiwörter gibt. Dies zeigt deutlich die Nothwendigkeit, in welcher ſich der Dichter befand, durch Hülfe ſolcher Umſchreibungen, Wendungen und Beifügungen manche Ideen auszudrücken, denen ein genaues Wort fehlte, und mit Fleiß eine Menge anderer Ideen in ſeinen Diskurs einzuſchieben, um durch ſie den Ausdruck derjenigen zu ergänzen, die er durch ein einzelnes Wort dem Leſer nicht deutlich

---

grazie vuole. Grazia hae fatto voi il corpo vostro piagando, e affriggendo: esso hae fatto e voi ricevuto avete gradivamente. (Lett. 24).

machen konnte. Dieſe von der Noth gebotenen Zuſätze machten denn freilich zuweilen ſeine Sprache dichteriſcher. Noch ſchwerer und faſt unmöglich war der Ausdruck abſtrakter Ideen. Dante mußte ſich daher derſelben enthalten und ſich darauf beſchränken, dem Leſer ſinnliche Gegenſtände vor Augen zu führen, oder ſeinen allgemeinen Ideen eine ſinnliche Einkleidung geben. Daher in ſeinem Gedicht der Ueberfluß an Sittengemälden ſeiner Zeit. Endlich mußte der Wunſch, ſeine Gedanken mit möglichſter Genauigkeit auszudrücken, ihn bei dem ſchwankenden Begriff der Worte bewegen, alle Wortfiguren, Metaphern u. ſ. w. zu vermeiden. Alle dieſe Wendungen machten übrigens auch oft ſeine Sprache unbeholfen und ſelbſt kindiſch. Dies gereicht aber nicht ihm zur Laſt, ſondern iſt Fehler der Sprache, die er erſt mit Kämpfen ſchaffen mußte, und die ihm oft in ſeinem hohen Flug Feſſeln anlegte. Faſt alle Dichter des 14. Jahrhunderts beklagen ſich, daß ſie für ihre Gedanken und Empfindungen keine genauen Worte in ihrer Sprache fänden. Dante redete alſo zu den äußern Sinnen, und vermied eine Sprache der Einbildungskraft. In ſeinem Gedicht zeigt ſich wohl ein Gewebe der Phantaſie, aber ihm fehlt die Phantaſieſprache; es iſt voller Gemälde und Bilder, aber die Sprache kehrt immer zur ſinnlichen Beſchreibung zurück. Ein Vergleich mit Arioſto und Taſſo wird das Jedem deutlich machen. Die unbeſchränkte Faſſungskraft Dante's ſinkt im Augenblick des Ausdrucks herab, heftet ſich an ſinnliche Gegenſtände und endigt in einer beſtändigen Beſchreibung, während die Imagination der Andern ihre Ideen ausdrücken und in ihrem abſtrakten Zuſtand laſſen kann. Zur Ungenauigkeit des Ausdrucks trug noch bei, daß er aus verſchiedenen Dialekten Worte nahm, die daſſelbe bedeuteten. Dann ahmte er oft die Römer in ihren bündigen Wendungen nach, und hatte dabei den Geiſt erfüllt mit den Allegorien der heiligen Schrift und mit der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Schule.[1])

Neben und ſelbſt vor Dante erwarben ſich auch andere Dichter großes Verdienſt um die Bildung der italieniſchen Sprache. Doch waren ſie eher der guten Richtung, die von Sicilien aus

1) Vgl. Lunati, Cenni sull' Origine, sul Progresso et Stato attuale della lingua ital. Roma, 1827. Cap. 3.

gezeigt wurde, gefolgt als ſelbſt ſchaffend hervorgetreten, und ihr Stoff bewegte ſich meiſt innerhalb dem Kreis, den die provenzaliſche Poeſie gezogen hatte. Unter ihnen bemerken wir hauptſächlich Cino von Piſtoja, welchem Dante (De Vulg. Eloquio, I, cap. 17) das Zeugniß gibt, daß er die Sprache veredelt, ſie von vielen rauhen Worten, verwirrten Wendungen, fehlerhaften und gemeinen Ausdrücken befreit habe; Guido Guinicelli, welchem Dante zwei ehrenvolle Beinamen: il nobile und il massimo, ertheilt, und beſonders Guido Cavalcanti, einen Freund Dante's, von Benvenuto da Imola das zweite Auge der italieniſchen Literatur genannt. Auch die Proſa wurde ſehr gefördert, und neben der unendlichen Menge von Chroniken- und Legendenſchreibern, welche bei den Miniaturkriegen ihre Städte mit übertriebenen Lobeserhebungen in erbärmlichem Styl überſchwemmten, glänzte auch ein beſſerer Hiſtoriker, der Florentiner Ricordano Maleſpini, welcher hier beſonders hervorzuheben iſt, da er zuerſt die Geſchichte ſeiner Zeit in gutem und reinem Italieniſch ſchrieb. (Der erſte Proſaiſt iſt Matteo Spinello, 50 Jahre vor jenem, aber er ſchrieb in neapolitaniſchem Dialekt.) Bei dieſem allgemeinen Eifer durfte der Klerus nicht zurückbleiben. Bis 1300 hielt man die lateiniſche Sprache der Würde der Religion für angemeſſener; jetzt aber wurde die erſte italieniſche Predigt geſchrieben von Fra Giordano, einem Dominikanermönch aus Rivalta, einem Dorf im Piſaniſchen. Seine Predigten ſind, wie alle aus jener Zeit, roh, ohne Rhetorik und Eleganz. Es genügte damals für eine Predigt, in bunter Miſchung Stellen aus der heiligen Schrift, ascetiſche, myſtiſche Materien, Reflexionen, Allegorien und Sentenzen der heiligen Väter zuſammenzutragen. Doch hat Giordano wenigſtens das Verdienſt, zuerſt der italieniſchen Predigt die Bahn gebrochen zu haben.

E. Rhythmik der Italiener. Es iſt hier der Ort, etwas über den Urſprung und die Anwendung des Reims zu ſagen, welcher einen ſo wichtigen Beſtandtheil der italieniſchen Dichtkunſt ausmacht. Die Meinungen über ſeinen Urſprung ſind außerordentlich verſchieden, und faſt alle, die darüber ſchrieben, geben ihm einen andern Erfinder. Bembo nennt die Provenzalen, Giambullari die Toskaner; Quadrio, Huet, Andres, Muratori, Ginguené und Sismondi glauben, der Reim ſei von den

Arabern durch die Provenzalen den neuen Völkern zugekommen.[1] Fauchet glaubt, daß er eine Erfindung der nördlichen Völker ſei, und dieſe ihn früh nach Italien gebracht haben, wo er erſt in den Kirchenhymnen und dann in den Liedern und Oden eingeführt worden ſei, um das Ohr der für das Metrum nicht mehr Empfänglichen zu rühren. Die Deutſchen brauchten allerdings ſehr frühe den Reim in ihren Kriegsliedern, von welchen Karl der Große eine Sammlung veranſtalten ließ, und des Benedictiners Otfried Harmonie der Evangelien in Reimen iſt ſchon aus dem 9. Jahrhundert; auch die Normannen und Angelſachſen hatten ihre Reime ſehr früh, und Pasquier ſchließt aus dieſem Allen, daß der Reim von Deutſchland aus nach Frankreich übergegangen ſei.[2] Kurz, von dem Erſten, der eine Abhandlung über den Reim und ſeine Anwendung ſchrieb, Antonio di Tempo von Padua (14. Jahrhundert) bis auf unſere Zeit zieht ſich ein Chaos von widerſprechenden Meinungen, die jeder Literator vor den übrigen geltend zu machen ſucht; und wir möchten hinzuſetzen, daß Jeder recht und Jeder unrecht hat: recht, indem jedes Volk ſeinen Reim unabhängig von den übrigen gehabt hat, unrecht, wenn er ein einziges Volk als Erfinder des Reims und Lehrer aller andern darſtellen will. Der hitzige Streit über dieſen Gegenſtand in Italien im Anfang des 17. Jahrhunderts war jedenfalls ganz müßig.[3]

Es iſt ausgemacht, daß jede Sprache Wörter hat, die ſich auf gleiche Art endigen, folglich reimen, und es ſcheint daher nichts natürlicher, als daß die Anwendung dieſer Reime zu Liedern, beſonders zu improviſirten, wie ſie wohl in der erſten rohen Zeit waren, nicht eine Folge einer mühſamen und combinirten Erfindung war, ſondern ſie ſich in einem begeiſterten Kopfe ganz von ſelbſt zuſammenſtellten, wie dies ja auch noch jetzt im-

---

1) Bembo, Prose, I, pag. 30. Giambullari, Orig. della ling. fior., p. 242. Quadrio, Storia et Rag. d'ogni Poesia, IV, p. 299. Andrès, Orig. Progr. etc., T. I, p. 311. Muratori, Antiq. ital., Diss. 40. Ginguené, Hist. litt., T. I, p. 250. Sismondi, Litt. du Midi, I, p. 64.

2) Fauchet, De la Langue et Poesie franç., I, chap. 3 et 7. Pasquier, Recherches de la France, Livr. VII, chap. 3.

3) S. darüber Giornale de' Letterati d'Italia, Tom. VII, pag. 269.

mer der Fall iſt. So hat alſo jedes Volk ſeine Reime ſo gut wie ſeine Dichtkunſt gehabt, ohne ſie von den andern zu lernen, nur daß der Reim bei dem einen Volk einen ſehr untergeordneten, bei dem andern einen Hauptbeſtandtheil der Poeſie ausmachte. Daß der Reim bei jedem Volk früher gebraucht wurde als das Metrum, liegt in der Natur beider, indem das letztere ſchon eine große Ausbildung der Sprache erfordert. Jede erhöhte Empfindung, beſonders der Luſt, die ſich im Geſang Luft macht, hat die rhythmiſchen Verſe hervorgebracht, die Luſt des Augenblicks gab ſie ein, ein gewiſſer Takt machte ſie geſanggerecht, und der Reim unterſchied die einzelnen Verſe, wobei weder die Beobachtung des Metrums noch des Accents den Improviſator beſchränkte. Von dieſer Art waren wahrſcheinlich jene ausgelaſſenen Lieder, welche die Soldaten und das Volk bei den römiſchen Triumphaufzügen ſangen. Livius erwähnt ihrer mehrmals (Libr. 4. 5. 7. 28. 39) und nennt ſie **versus incompositos ac rudes.** Auch in Athen ſangen (nach **Maximus Tyrius, Serm. 21**) die Landleute rhythmiſche Verſe, wenn ſie von der Ernte oder Weinleſe luſtig in die Stadt einzogen, und ihre Lieder improviſirten. Der Gebrauch dieſer Verſe iſt alſo, wie es ſcheint, uralt, ihre Compoſition die rohſte und leichteſte, und daher bei den untern Volksklaſſen immer im Gebrauch geweſen. Nach Rom kamen ſie, wie Livius (Libr. VII, cap. 2) ſagt, durch die etruſciſchen Spieler, fanden bald bei der römiſchen Jugend Aufnahme und Nachahmung [1]), und wurden Feſcenniniſche Verſe genannt (von der etruſciſchen Stadt Feſcennia). Beſonders wurden ſie bei den Vornehmern zu den ausgelaſſenen Hochzeitliedern angewendet, und kamen daher bald in ſchlimmen Ruf, abgeſehen davon, daß die höhere Dichtkunſt die rhythmiſchen Verſe überhaupt nie zuließ. Nur die erſten Dichter aus der Zeit, wo die Sprache noch durchaus roh war, dichteten in rhythmiſchen Verſen, und ſelbſt mit Reimen, wie man denn einige von Ennius kennt. [2]) Mit

1) Livius, im Anfang des 7. Buchs: Imitari deinde eos (ludos etruscos) juventus simul inconditis, inter se jocularia fundentes, versibus coepere.

2) Coelum mitescere, arbores frondescere,
Vites laetificae pampinis pubescere,
Rami baccarum ubertate incurvescere.

der Ausbildung der lateiniſchen Sprache und der Veredlung der Dichtkunſt durch die griechiſchen Muſter verſchwand der Reim gänzlich, und das Metrum trat an ſeine Stelle. Zur Zeit der Klaſſiker gab es alſo zwei verſchiedene Dichtarten bei den Griechen und Römern, die plebeiſche oder rhythmiſche, von der das gemeine Volk nicht abging, und die ſich auch bei fröhlichen Gelegenheiten, beſonders Hochzeiten, unter die Gebildetern einſchlich, und die edlere oder metriſche, die ganz ausſchließlich von den beſſern Dichtern angewendet wurde.[1]) Ungeachtet der ausdrücklichen und ſehr deutlichen Zeugniſſe der klaſſiſchen Dichter, daß ſie die rhythmiſchen Verſe und beſonders den Reim nie gebrauchten, hat man ſich in neuerer Zeit, zumal in Italien, alle Mühe gegeben, um bei ihnen Reime zu finden. Selbſt im Homer haben ſcharfſinnige Gelehrte einige, obgleich ſehr wenige, erwiſcht; es ſind meiſt ähnlich lautende Perſonennamen, die ſich zufällig zuſammenfanden. Deſto reicher ſchien die Ausbeute in den lateiniſchen Klaſſikern, und Einige, die in Virgil und Horaz wahrſcheinlich nichts Beſſeres zu finden wiſſen, haben doch wenigſtens eine erſtaunliche Menge Reime aus ihnen zuſammengebracht, worin aber, wenn man ſie nach dem Metrum lieſt, ſich meiſtens keine Spur von Reim entdecken läßt. Kommen ja einmal gereimte Endungen vor, ſo ſind ſie ein Werk des Zufalls und keine Abſicht dabei zu erkennen; im Gegentheil ſieht man aus allen Schriften der Klaſſiker, und beſonders aus einer Stelle des Ser-

---

Haec omnia vidi inflammari,
Priamo vi vitam evitari,
Jovis Aram sanguine turpari.

Cicer. Tuscul. I. Vgl. Quadrio, Libr. II, Dist. II, cap. 2. Muratori, Ant. Diss. 40.

1) Cicer. de Oratore, III, 49. Nec sunt haec rhythmicorum ac musicorum acerrima norma dirigenda. Horat. Epist. II, 1, 145 und beſonders 157:

Sic horridus ille
Defluxit numerus Saturnius, et grave virus
Munditiae pepulere; sed in longum tamen aevum
Manserunt hodieque manent vestigia ruris.

Virgil, Georgicon, Libr. II. nennt dieſe Verſe incomtos Rusticorum versus, und Servius ſagt dazu: Carminibus saturnio metro compositis, quae ad Rhythmum solum Vulgares componere consueverunt.

vius zu Virgil, daß ſie den Reim als etwas Fehlerhaftes vermieden. [1])

Je mehr die klaſſiſche Poeſie in Verfall gerieth, deſto mehr machte ſich die Volkspoeſie mit ihrem Rhythmus geltend, und ſie nahm zuletzt ganz wieder den Platz ein, der ihr vor Ennius gehört hatte. Schon ehe das Latein aufhörte, eine lebende Sprache zu ſein, waren die Regeln der Quantität vergeſſen, oder durch eine accentuirte Ausſprache erſetzt. Commodianus, ein chriſtlicher Schriftſteller (gegen Ende des 13. Jahrhunderts, nach Andern unter der Regierung Conſtantin's), hat uns ein in metriſcher Beziehung ſonderbares Werk hinterlaſſen, eine Satire gegen den heidniſchen Aberglauben. Seine Hexameter richten ſich großentheils nach dem Accent, ſtatt nach der Quantität der Silben. Der Anfang deſſelben lautet:

Praefatio nostra viam erranti demonstrat,
Respectumque bonum, cum venerit saeculi meta,
Aeternum fieri, quod discredunt inscia corda.
Ego similiter erravi tempore multo,
Fana prosequendo, parentibus insciis ipsis.

---

1) Zu Aeneid. II, v. 56. Trojaque nunc staret Priamique arx alta maneret, macht Servius die Anmerkung: Stares si legeres, maneret sequitur, propter ὁμοιοτέλευτον. — Es konnte übrigens kaum anders geſchehen, als daß manche Verſe einen ähnlich lautenden Ausgang hatten, ſelbſt, wenn die Dichter gar nicht daran dachten. Wir theilen einige von dieſen entdeckten Reimen aus Virgil und Horaz mit, um zu zeigen, auf welche Höhe jene Philologen die Dichtkunſt der Römer zu ſtellen mußten:

Totaque thuriferis Panchaia pinguis arenis.
Hic vero subitum, ac dictu mirabile monstrum.
Et premere et laxas sciret dare jussus habenas.
Cornua velatarum obvertimus antennarum.

Nec venenatis gravida sagittis.
Pone me pigris ubi nulla campis
Arbor aestivâ recreatur aurâ,
Aut in umbrosis Heliconis oris
Aut super Pindo gelidove in Haemo etc.

Natürlich zwei Ablative in a oder o, zwei Accuſative in as oder os müſſen ſich reimen. So hat Cicero auch in Reimen geſchrieben. Selbſt Ginguené läßt ſich irren, und findet in Tibull, Ovid und Propertius eine Menge Reime.

Abstuli me tandem inde, legendo de lege.
Testificor Dominum, doleo, proh! civica turba
Inscia quod perdit, pergens deos quaerere vanos.
Ob ea perdoctus ignaros instruo verum.

Oft gibt Commodianus manche Reihen für Verſe aus, die man, ſelbſt nach ſeinem Syſtem, gar nicht ſcandiren kann, wie:

Paratus ad epulas, et refugiscere praecepta,

oder:

Capillos inficitis, oculos fuligine relinitis.

Hallam (Europe during the Middle Ages, Vol. IV, p. 100), von welchem ich dieſe Stellen genommen habe, hält es für wahrſcheinlich, daß Commodianus in Afrika dichtete, wo die lateiniſche Sprache am wenigſten rein geſchrieben wurde.

Am Ende des 4. Jahrhunderts griff der heilige Auguſtinus die Donatiſten, ebenfalls mit den Waffen der Satire, an, und zwiſchen ſeinen und des Vorigen Verſen iſt ein merklicher Schritt der Zeit ſichtbar. Beider Schriften waren für das Volk; aber wenn Commodianus doch noch eine Art von Hexameter anwendete, ſo ſchien dieſes Versmaß zu Auguſtinus' Zeit dem Volk ſchon ganz fremd geworden, und in ſeinem Gedicht erblicken wir den Reim. Der Anfang deſſelben lautet:

Abundantia peccatorum solet fratres conturbare;
Propter hoc Dominus noster voluit nos praemonere,
Comparans regnum coelorum reticulo misso in mare,
Congreganti multos pisces, omne genus hinc et inde,
Quos cum traxissent ad littus, tunc coeperunt separare,
Bonos in vasa miserunt, reliquos malos in mare.

Aus dem Lateiniſchen könnte alſo freilich der Reim in den neuern romaniſchen Sprachen abgeleitet werden (wie beſonders Velasquez in ſeiner Geſchichte der ſpaniſchen Dichtkunſt die Uebereinſtimmung zwiſchen den lateiniſchen und den frühſten ſpaniſchen Reimen deutlich zeigt), aber nicht aus dem klaſſiſchen Latein, ſondern aus dem der Kirchenväter und Päpſte, die ſich bekanntlich meiſtens aller Klaſſicität entäußerten, und mit ihren Reimen ſchon zu einer Zeit ans Licht traten, wo das Latein noch in ſeiner alten Reinheit geſchrieben wurde, wie z. B. der heilige Auguſtinus ein Zeitgenoſſe Claudian's war. Die geiſtlichen Schriftſteller waren demnach die erſten neuern Reimer, und zwar beſonders in ihren an

das Volk gerichteten Schriften, während ihre philoſophiſchen Abhandlungen in einem ernſtern und würdigern Styl geſchrieben ſind. Der Sinn des Volks reichte nicht mehr zu dem edeln Versbau Horazens und Tibullens hinauf; es verlangte andere Mittel, um die Sprüche und Lehren, die ſchon eine verdorbene Sprache zum Organ wählen mußten, zu verſtehen, zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, und dieſe gaben ihm ſeine erſten Religionslehrer in den gleichlautenden Endſilben. Der Verfall der Proſodie läßt ſich auch in den ſpätern Jahrhunderten verfolgen. Die geiſtlichen Dichter Galliens zeigten für dieſelbe im 4. und 5. Jahrhundert wenig Geſchmack und Achtung. Ein an den Grafen Arbogaſti von dem Biſchof von Toul, Auſpicius, gerichtetes Gedicht (wahrſcheinlich ſchon vor dem Einfall Klodwig's) iſt ohne alle Rückſicht auf die Quantität geſchrieben. Deſſen Anfang:

Praecelso exspectabili bis Argobasto comiti,
Auspicius, qui diligo, salutem dico plurimam.
Magnas coelesti Domino rependo corde gratias
Quod te Tullensi proxime magnum in urbe vidimus.
Multis me tuis artibus laetificabas antea,
Sed nunc fecisti maximo me exsultare gaudio.

Noch viel ſchlechter ſind Chilperich's lateiniſche Verſe aus dem folgenden Jahrhundert.

So ſtieg alſo der lateiniſche Reim auf dem Verfall des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft und Kultur zu immer höherer Würde. Zuerſt kaum dem Witz der Soldaten und des Pöbels dienend oder der ausſchweifenden Luſt eines Hochzeitstaumels, verband er ſich bald mit der ernſtern Satire, und ward eine Waffe zur Abwehr des Heidenthums und zur Vertheidigung heiliger Intereſſen; durch ſolchen Gebrauch geadelt ſtimmte er nun auch zum Lobe Gottes und der Heiligen, und ſelbſt die erhabene Hymne verſchmähte ihn nicht mehr. Dies begann ſchon unter den chriſtlichen römiſchen Kaiſern, noch mehr aber unter den germaniſchen Königen, obgleich zu dieſer Zeit noch gute Dichter vorkommen, und die Schriftſteller des Mittelalters unterſchieden ſehr genau metriſche und rhythmiſche Verſe. Der heilige Bonifacius, Biſchof von Mainz, um 740, ſchreibt in ſeinem vierten Brief: Obsecro, ut mihi Aldhelmi Episcopi aliqua opuscula, seu Prosarum, seu Metrorum aut Rhythmicorum dirigere

digneris. Im Jahre 1195 rühmt Sylveſter Giraldus in ſeinem Speculum Ecclesiae, Libr. IV, cap. 16 von einem gewiſſen Golia, daß er Carmina famosa pluries et plurima, tam metrica quam rhythmica evomuit.[1]) Vorherrſchend war der lateiniſche Reim ſeit dem 6. Jahrhundert, wie man aus vielen Monumenten dieſer Zeit erſehen kann. So begegnen uns eine Menge Reime in dem Werk des heiligen Columbanus: De Vanitate Vitae:

Differentibus vitam mors incerta surripit:
Omnes superbos, vagos moeror mortis corripit etc.

Plerique perpessi sunt poenarum incendia,
Voluntatis lubricae nolentes dispendia etc.

Der Anfang zu dieſen lateiniſchen Reimen des Mittelalters ward wahrſcheinlich mit den leoniniſchen Verſen gemacht, wie man eine Art Hexameter nannte, deren Mitte und Ende zuſammen reimten. Ihr Name ſoll von einem gewiſſen Leonio oder Lionino, Mönch in St. Victor in Marſeille (im 12. Jahrhundert), herſtammen, der aber nicht der Erfinder, ſondern höchſtens der Vervollkommner dieſer geſchmackloſen Verunglimpfung des prachtvollen Hexameters geweſen ſein kann; denn die leoniniſchen Reime kommen ſchon viel früher vor. Crescimbeni (in dem 1. Buch des I. Bds. ſeiner Comment. alla Storia della Volg. Poesia) citirt den Tractat des Theodolus: Von der Verachtung der Welt, der ſchon 480 geſchrieben war, und leoniniſche Reime enthält, wie:

Pauper amabilis et venerabilis est benedictus,
Dives inutilis, insatiabilis est maledictus, etc.,

ſodann die Vorſchriften der alten ſalernitaniſchen Schule, um 1100:

Ova recentia, vina rubentia, pinguia jura,
Cum simila pura naturae sunt valitura.

Oder:

Coena brevis vel coena levis fit raro molesta:
Magna nocet, Medicina docet; res est manifesta.

Auch Muratori gibt in ſeiner 40. Diſſertation viele Beiſpiele von frühen leoniniſchen Reimen, wie die Inſchrift in einem von Beliſar 538 zu Rom gebauten chriſtlichen Tempel:

---

1) Muratori, Ant. Diss. 40.

Hanc vir patricius Vilisarius urbis amicus
Ob culpae veniam condidit ecclesiam.
Hanc idcirco pedem sacram qui ponis in aedem,
Ut miseretur eum, saepe precare Deum.

Wenn aber Einige dieſe Inſchrift in das 10. Jahrhundert verſetzen wollen, ſo hat der heilige Auguſtinus um 393 ſchon eine Menge ſolcher Reime geſchrieben, beſonders in ſeinem Pſalm Contra partem Donati. Im 11. Jahrhundert wurde aber der Gebrauch der Reime allgemein, wie einige Verſe in dem Gedicht des Mönches Othlonus, 1050, beweiſen:

Porro quod interdum subjungo consona verba,
Quae nunc multorum nimius desiderat usus,
Hoc quoque verborum plus ordine convenienti,
Insuper antiqua de consuetudine feci.

Muratori (a. a. O.) gibt noch eine Menge Reime aus dem 11. und 12. Jahrhundert, und überhaupt waren von da an keine Epitaphien, Inſchriften, Hymnen und andere Poeſien, wo nicht der Reim der Hauptſchmuck wäre. In derſelben Zeit entſtand eben auch die provenzaliſche und bald darauf die italieniſche Poeſie.

Wir laſſen daher unentſchieden, ob die Provenzalen ihren Reim ganz allein den Arabern verdanken, oder auch ohne dieſe nach und nach für ihre Geſänge herausgefunden hätten. Dennoch möchten mehr Gründe für die Araber ſprechen. Die einzigen den Provenzalen bekannten Reimer vor ihnen waren die Araber und die geiſtlichen Dichter. Allein es iſt nicht denkbar, daß Wilhelm von Poitiers oder die erſten ſpaniſchen Dichter zu ihren ausgelaſſenen und fröhlichen Gedichten, die dem Geſang und Tanz Worte geben ſollten, ihre Reimmuſter von den Kirchenvätern genommen hätten. Die ganze Aehnlichkeit nach Inhalt, Zweck und Form der Gedichte beweiſt den arabiſchen Urſprung. Es wäre auch nichts natürlicher, als die Araber zu Lehrern in der neuen Reimkunſt anzunehmen. Die Spanier und Provenzalen ſahen täglich und hörten die Araber in ihrer Sprache dichten, in gereimten Verſen ihre Liebe und Leidenſchaft beſingen, und durch die Grazie und Anmuth ihrer Einfälle und Verſe alle Zuhörer vergnügen und begeiſtern. Ein ſolches Beiſpiel war anregend und zur Nachahmung und weitern Ausbildung ermunternd; die ſchleppenden lateiniſchen Reime der Kirchenväter hätten nie ange-

regt.[1]) Es iſt wahr, daß den Arabern von ganz Europa viele ausgezeichnete Männer zuſtrömten, um ihre Wiſſenſchaften, Keiner aber, um ihre Poeſie zu lernen. Allein eben weil die Richtung jener erſten Zeit im 10. und 11. Jahrhundert rein wiſſenſchaftlich war, konnte die Poeſie nur in dem heitern Gepränge des jugendlich ſchwärmeriſchen Ritterthums ihren Boden finden, und wanderte mit dieſem von den Arabern aus; ſie ward gleichſam nur durch Anſchauung geweckt.[2]) Dabei iſt aber auch nicht zu verkennen, daß die Provenzalen durch ihre ungebildete Sprache nothwendig zu einem ſolchen Hülfsmittel des Reims hingewieſen wurden; auch iſt die Ausbildung deſſelben und die Anwendung zu unendlichen Formen und Dichtarten ihr Werk. Von ihnen aus verbreitete er ſich dann in die eben entſtehenden romaniſchen Sprachen, und war in ihnen lange Zeit, und iſt noch in der franzöſiſchen Sprache, ein Hauptbeſtandtheil der Poeſie.[3]) In der italieniſchen Sprache war er es bis zum 16. Jahrhundert, wie er denn überhaupt in allen romaniſchen Sprachen ſeine Alleinherrſchaft nur ſchwer verloren hat. Der Vers der Italiener hat ſich, nach dem eignen Urtheil ihrer Gelehrten, weit von der Harmonie und Melodie des lateiniſchen entfernt, und das italieniſche Metrum nähert ſich ſehr der Proſa, ja es unterſcheidet ſich

1) Andrès, Orig. Prog. e Stat. att. d'ogni Lett., Tom. II, cap. 11, pag. 198.

2) Caſtelvetro behauptet gegen Bembo, daß die Sicilianer ſchon vor den Provenzalen die Dichtkunſt gepflegt haben. (Giunte alle Prose del Bembo. Ed. di Napoli, 1714, p. 38). Er ſtützte ſich auf die Stelle in Petrarca's Praefatio ad Epist. famil.: Pars mulcendis vulgi auribus intenta suis et ipsa legibus utebatur. Quod genus apud Sicolos (ut fama est) non multis ante saeculis renatum brevi per omnem Italiam ac longius manavit; apud Graecorum olim ac Latinorum vetustissimos celebratum, si quidem et Romanos vulgares rhythmico tantum carmine uti solitos accepimus; — und dann auf die ſchon angeführten Verſe in dem Trionfo d'Amore, c. 4. Beide Beweiſe ſind aber nicht genügend, denn es iſt jedenfalls ſicher, daß Wilhelm IX. von Poitiers ſchon am Ende des 11. Jahrhunderts dichtete, während ſicilianiſche Gedichte erſt am Ende des 12. Jahrhunderts vorkommen, außerdem, daß die erſten Sicilianer auch nur Provenzalen waren.

3) Die Verſuche des Grafen von St. Leu, in franzöſiſchen ungereimten Verſen zu dichten, ſind ganz verunglückt.

ſo wenig von derſelben, daß man auf jeder Seite eines jeden Buchs in italieniſcher Proſa eine Menge Verſe in allerlei Metren findet; die Sprache bedurfte alſo etwas, das die verlorne Harmonie einigermaßen erſetzte, und dies war der Reim.[1]) Schon Quadrio (Libr. II, Distinz. IV, cap. 2) behauptet geradezu, der Reim ſei in der italieniſchen Poeſie ſo nothwendig, daß ohne ihn der Vers bloße Proſa ſei, er mache die Schönheit und eigentliche Seele des Verſes aus. Wenn dieſe Aeußerung übertrieben iſt, und von der an mehren Orten geäußerten ſtarken Vorliebe Quadrio's für den Reim herrührt, ſo entbehrt ſie doch nicht alles Grundes. Der Italiener hat einen eignen Sinn für die vollendete Form, und weiß ſelbſt geringfügigen Dingen ein geſchmackvolles Aeußere zu geben. Selbſt der gemeinſte Mann kann nicht umhin, ſeinen zerriſſenen Mantel in einige maleriſche Falten zu zwingen; Ordnung und Reinlichkeit ſind in den Häuſern und bei den Einwohnern meiſtens entbehrliche Eigenſchaften, aber Alles muß ein kunſtgerechtes Anſehen haben, und Reiſende haben ſchon mehrfach den Inſtinkt der Italiener bewundert, maleriſche Gruppen zu bilden. Auch im politiſchen Leben wurde, obgleich die Lage der Bürger meiſt dieſelbe blieb, beſtändig an der Staatsform gerüttelt, und ſelbſt die Kirche gründete ihre Weltherrſchaft nur durch die beſtimmteſte und ausgeprägteſte Form, welche ſie ihrem Syſtem gab. So war alſo von jeher der Sinn des Italieners auf die Form gerichtet; auch die Form ſeiner Gedanken, die Sprache, fand vielfache Pflege, und gelangte in unglaublich kurzer Zeit faſt zu ihrer Vollendung. Und ſo mag es nun ein, wenigſtens von den Italienern ſehr begierig aufgenommenes Geſchenk der Provenzalen oder ein Zug des Volkscharakters ſein; die Poeſie trat ebenfalls gleich von Anfang in die Form heraus, und verließ dieſe nur ſelten, um von ihrer höhern Stellung zu leuchten. Selbſt viele Gedichte des Petrarca verdanken nur der Feinheit und Anmuth der Sprache ihren Werth, den ihnen der Inhalt niemals geben kann. Dieſe Vorliebe für die Form war zum Theil auch wohl begründet in der Anwendung, die man in der erſten Zeit von der Poeſie machte. Nicht für prüfende Gelehrte,

1) Pignotti, Del Rinascimento delle Scienze e Lett., pag. 60, im IV Bd. der Storia della Toscana.

ſondern für heitere, ausgelaſſene Geſellſchaften wurde gedichtet; die Geſänge ſollten nicht durch ihren Inhalt den Geiſt der Leſer erheben, ſondern mehr das Ohr der Zuhörer entzücken, oder ſie dienten zum Ausdruck der geſelligen Fröhlichkeit. Daher ihr leichter Inhalt und ihre ſchwere Form, und die größten Dichter, Dante, Boccaccio u. ſ. w., verſchmähten es nicht, ſich in den verwickeltſten und gezwängteſten Formen abzumühen. [1])

Es war eine Gewohnheit der alten Reimer, zwei Verſe in eine Linie zu ſchreiben, wie aus einem Sonett von Francesco da Barberino, 1290, hervorgeht:

Testo d'un erba, ch'a nom zantilina, fa la mia donna zioiosa partire:
Testo d'nn altra, ch'è plu menutina, e gran casone del meo rezoire:
Testo di molta menor persolina, fa basso cor en gran donna gradire:
Testo che nova foia raglina, caro di flato bramoso di gire:
Testo con testo bagnando si scnra, che move quella per mie zioie contare,
Il bel parlare, e l'onesto semblante. Testo con testo altra mainera aclusa
Che l'una si mostra per claro diamante, e l'altra cela il splendor che ivi tant' è.
Di testo en testo ancor zia tanto testo,
Che non porei la glosa star nel sesto.

---

1) Selbſt Quadrio behauptet noch zu einer Zeit, wo die Dichtkunſt billig höher geachtet werden ſollte, alles Ernſtes, die italieniſchen Dichter arbeiteten nur dahin, das Ohr zu vergnügen, und die Verſe dienten nur zur Erleichterung des Gedächtniſſes. (Libr. II, Distinz. III, cap. I). — Gravina iſt wohl der einzige Grammatiker der Italiener, welcher dem Reim den Krieg machte: Nachdem man, ſagt er in ſeiner Ragion poetica, Vol. I, Libr. II, pag. 723, den feinen und gefälligen Fall des Verſes, der aus dem Silbenmaß entſteht, verloren hatte, s'introdusse quella grossolana, violenta e stomachevole distinzion delle desinenze simili.

Die älteſten Dichter waren übrigens nicht allzugewiſſenhaft in ihren Reimen, und man findet oft poi mit cui, dolere mit mandare, regni mit maligni, coloro mit azzurro gereimt. Jenen Reim regni mit maligni hat ſich noch der König Robert von Neapel († 1342) zu Schulden kommen laſſen.

Die Reime Petrarca's ſind in der Ubaldiniſchen Ausgabe auf dieſelbe Art gedruckt, wie ſie auch der Dichter ſchrieb. Ueberhaupt ſind in allen alten Handſchriften nicht nur die Sonette, je zwei in eine Zeile, ſondern auch die Canzonen von Strophe zu Strophe wie in Proſa geſchrieben.

Es gibt im Italieniſchen drei Arten von Reimen: **Rime piane**, mit dem Accent auf der vorletzten Silbe, **Rime sdrucciole**, mit dem Accent auf der vorvorletzten Silbe, und **Rime tronche oder rotte**, welche den Accent auf der letzten Silbe haben. Der Gebrauch der **versi rotti** gerieth kurz nach Petrarca, welcher meiſt nur ſiebenſilbige Verſe dafür anwendete, in Verfall, kam aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts ſtark wieder auf, wie die Rime von Tibaldeo, Seraſina dall' Aquila, Girolamo Benivieni und vieler Andern beweiſen, dann gerieth er im 16. Jahrhundert in Vergeſſenheit, und ward im 17. wieder ſehr beliebt; die **Canace**, eine Tragödie von Sperone Speroni, iſt voller **versi rotti** jeder Art. Das äſthetiſche Geſetz erlaubte den Dichtern nur als höchſtes Maß elfſilbige Verſe. Doch wurde es hin und wieder, ſehr geſchmacklos, überſchritten. Der Gebrauch der zwölfſilbigen **sdruccioli**, d. h. mit dem Accent auf der zehnten Silbe, iſt in Toskana ſehr alt, obgleich er mit wenig Glück angewendet wurde, und der Poeſie ein ſehr proſaiſches Anſehen gab. In einem Manuſcript der **Chisiana**, das eine Sammlung von Poeſien des 13. und 14. Jahrhunderts enthält, befindet ſich ein Sonett des Florentiners Andrea di M. Bindo Bisdomini, das ganz in **sdruccioli** geſchrieben iſt. Auch zwölfſilbige Verſe mit dem Accent auf der elften Silbe finden ſich hier und da unter andern vermiſcht, wie in dem Pataffio des Brunetto Latini:

Pe' falli de' folli, che ton troppo felli
Che fanno le fiche con fioca favella.

Aleſſandro de' Pazzi, in der Mitte des 16. Jahrhunderts, ſchrieb mit ſolchen Verſen ganze Komödien und Tragödien.

Die Sache war einmal in den Gang gebracht, und wurde bald übertrieben. Francesco Patrizio erfand dreizehnſilbige Verſe, und nannte ſie heroiſche; er ſchrieb darin ſein Gedicht **l'Eridano** (Ferrara, 1557) mit einem Aufſatz über die Bildung dieſer Versart. Der Anfang ſeines Gedichts lautet:

O sacro Apollo, tu che primo in me spirasti
Questo mio nuovo altero canto, e voi, che intorno,
O sacre Muse, a me danzaste, allorche lieto etc.

Luigi Alamanni übertrieb noch ärger. Er erfand ſich ein sdrucciolo von 16 Silben, und ſchrieb darin ſeine Komödie Flora. Ein Beiſpiel davon:

E' mi conviene ogni mese, com' hor, venire a rendere
I miei conti in Villa a Simone, il qual sempre dubita,
Che tutti i fattor, c' hanno le sue faccende in mano, il rubino etc.

Endlich meinte der Abt von Guaſtallo, Bernardino Baldi (1600), der heroiſche Vers müſſe 18 Silben haben:

Non da terrena Musa, non da fallace imaginato Nume,
Come già feci errante, cheggio, Signor, la sospirata aita
Solo in te suo principio, fine havrà in te de le mie labra il suono.

Außer allen dieſen hatten die Italiener noch eine Menge beſonderer Versarten, die alle bloß in einer mehr oder weniger gezwängten Form beſtanden, versi semiletterati, metrici, reciprochi, incatenati, repetiti, isolettici, correlativi, und andere. Unter ihnen ſind noch beſonders zu bemerken in den Canzoni der älteſten Dichter die Rimate alla Provenzala, worin die Reime theils am Ende, theils am Anfang oder in der Mitte der Verſe angebracht waren, z. B. in der Canzone von Rinaldo d'Aquino:

Cantando in lor manera
In fra la Primavera, che ven presente
Frescamente così fronduta
Ciascuno invita d'aver gioia intera.
— — — — — — —
E li versi novelli
Che fan sì dolci, e belli, e divisati
Lor trovati a provasione
A gran tenzone stan per li arbuscelli.

Die Reimſucht erreichte ihren Gipfel in der Leporeambiſchen Manier, welche den Reim in allen Ecken und Enden des Gedichts anzubringen ſuchte. Dieſe geſchmackloſe, höchſt ermüdende Reimart ſcheint ſchon in den älteſten chriſtlichen Zeiten bekannt geweſen zu

ſein; denn in einer Hymne des heiligen Auguſtin kommen folgende Leporeambiſche Reime vor:

Abest limus, deest fimus, lues nulla cernitur.
Hyems horrens, aestas torrens illic nunquam saeviunt.
Flos perpetuus rosarum ver agit perpetuum.
Gaudent lilia, rubescit crocus, sudat balsamum.
Virent prata, vernant sata, rivi mellis influunt.

Sie wurde aber erſt recht in die Poeſie eingeführt durch Lodovico Leporeo, der einen dicken Band Sonette und Canzonen auf dieſe Art ſchrieb, und dafür die Ehre genoß, ihr ſeinen Namen zu geben. Hier zur Probe ein Sonett von Pucciandone Martello, von Piſa (13. Jahrhundert):

Similemente gente criatura,
La portatura pura et avenente,
Faite plagente mente per natura,
Siche 'naltura cura vo la gente.
Callor parvente nente altra figura
Non a fattura dura certamente,
Però neente sente di ventura,
Chissua pintura scura no prezente.
Tanto doblata data vè bellessa
Et adornessa messa con plagensa,
Cogna chei pensa sensa permirata;
Però amata fata vonnaltessa,
Che la fermessa dessa conoscensa
In sua sentensa bensa onorata.

Von der Seſtine iſt ſchon die Rede geweſen; ihr ziemlich ähnlich iſt die Diſteſe, worin die Verſe einer Stanze nicht unter ſich, ſondern mit den Verſen der folgenden Stanze reimen. Beide Versarten, ein Vermächtniß der Provenzalen, die aber eigentlich erſt nach Dante recht in Gebrauch kamen, wurden hauptſächlich für die Canzoni angewandt. Zu den vorhandenen Reimarten erfand ſich Dante die **Terza Rima** für ſein großes Weltgedicht, Boccaccio die **Ottava Rima** für das Epos, in ſeiner Teseida, Fra Guittone ordnete den Reim des Sonetts, und ſpäter, im 15. Jahrhundert, erfand Poliziano den dithyrambiſchen Vers.

Betrachten wir nun kurz die hauptſächlichſten Dichtarten, zu welchen jene Reime den Grund gelegt haben. Die **Cobola** oder

Cobbola oder Gobola, obgleich auch jede lyriſche Compoſition in ſich begreifend, ſcheint von Francesco Barberino auf gewiſſe kleine Gedichte von gereimten Verſen beſchränkt worden zu ſein, wie z. B.:

A pelago laudato
Mal pescar ò trovato
Et ancora il nascoso
Troviam pericoloso.
Pigliate al communale
Di cui sai loco, e fondo, e quanto vale.

Das Mottetto, ein ähnliches Gedicht, aber kleiner, geht der Regel nach nicht über die Zahl von fünf Verſen hinaus. In Barberino's Gedichten finden ſich deren von jeder Art:

Ognun che parla, non parla, ma tace:
Ciascun, che dorme in pace,
Vita fa male, è dottrina verace.

Die Frottola oder Frotta war ein Gemiſch von Sprüchwörtern, Gnomen u. ſ. w., ohne Ordnung zuſammengereiht; ein Beiſpiel von Ranieri de' Samaritani:

Comen Samaria nato for di fe:
Fermo lo nome sovra quello cagio
Così come ver voi son dricto in fe:
Messere Polo però del senno cagio
Sono vi mando canvero Dio fe
E ki rincontra lui vantene cagio
Ludite volte mante,
Ad anime camante:
Probate son parole:
Dicio ke fo parole.

Die älteſte Dichtart war die Canzone, deren Erfinder der Provenzale Gherardo di Bornello geweſen ſein ſoll. Die Italiener bildeten ſie ſehr aus, und gaben ihr mannigfaltige Erweiterungen. Die Hauptreimarten der Canzoni waren die Seſtine und Diſteſe, und in der Regel ſollte die Zahl der Stanzen fünfzehn nicht überſchreiten; doch gab es außerordentlich viele Arten dieſer beliebten Dichtung, alle verſchieden nach der Länge der Verſe, der Stanzen, der Vertheilung der Reime u. ſ. w., und jedes Jahrhundert hat deren neue hervorgebracht.

Eine Eigenheit der alten Canzoni war das Commiato, die letzte Stanze oder auch nur einige Schlußverſe, an das Gedicht ſelbſt gerichtet, eine Art Segensſpruch bei ſeinem erſten Ausgang aus der Hand des Dichters; wie z. B. das Commiato in der Canzone von Odo dalle Colonne von Meſſina:

Va canzonetta fina
Al buono aventuroso
Ferilo a la corina
Sal truovi disdegnuoso
Ma ferilo chil tene
Ancidela sen fallo
Poi faccia cha me vene
Lo viso di cristallo
E sarò fuor di pene
Et havrò allegranza, e gusto.

Im 17. Jahrhundert war das Commiato etwas außer Gebrauch gekommen, ſpäter erſcheint es aber wieder.

Die Canzonetta haben auch ſchon die ältern italieniſchen Dichter gehabt, ſie ſind aber in Styl und Charakter ſehr gegen die neuern zurück. Derſelbe iſt leicht und familiär und nicht verſchieden von dem Styl der andern lyriſchen Dichtarten, aber die ſpätern Dichter wußten ihm die ganze Grazie und Anmuth zu geben, welche Anakreon ſeinen einfachen Liedern eingehaucht hat. Hier mag ein älteres von Francesco Barberino folgen:

La pazienza
Qui comenza;
E fatti dimostranza,
Che sofferenza
Par che venza
E parte di Costanza.

Ma per tanto
Che da canto
Amor la manda quinta.
Fa che l'oda;
Che più soda
Serà in te pinta.

Sua figura
Sta secura
Ad un' altra, che pare
Che le voglia
A mala voglia
Una gautata dare.
Quinci prendi;
Se contendi
Al gran ferir d'Amore;
Ne averai
Ne troverrai
Del suo sommo dolzore.
Veste à spernata
Ch' ell' è stata
Da molti percossa.
Così pensa
Graza offensa,
Se da Amor la mossa.

Das Sonett iſt eigentlich eine Erfindung der Provenzalen, nur hatte es bei ihnen eine andere Geſtalt und glich ziemlich der Canzone. Dieſe provenzaliſche Art war auch bei den Italienern ein Jahrhundert lang in Gebrauch, bis Guittone von Arezzo (nach der allgemeinen Annahme) ihm die jetzige bekannte Geſtalt gab. Uebrigens finden ſich gleichzeitig mit ihm viele andere italieniſche Sonettendichter, wie Pier delle Vigne, Girolamo Terramagnino, Pucciandone Martello, Lapo Salterello, Maſerello von Todi, Guido Guinicelli und viele Andere. Bis die Form des Sonetts feſtgeſtellt war, finden ſich manche Freiheiten in demſelben, Sonette von 13, 15 bis 20 und mehr Verſen, dann von elf- und ſiebenſilbigen Verſen, entweder rein oder beide vermiſcht. Ferner ſind an die Sonette noch ein, zwei oder drei Verſe angehängt, worin ſich meiſt der Dichter demjenigen empfiehlt, an den das Sonett gerichtet iſt, wie der Schluß bei einem Sonett des Antonio da Faenza:

Servo son vostro, e con amor sincero
A piacer vostro tutto mi profero.

Man nannte dies **Sonetto colla coda.** Dieſe Coda, welche zuerſt an ernſte und ſcherzhafte Sonette nach Laune angehängt

wurde, ging auch zu den Neuern über, welche ihr aber beſtimmte Regeln gaben, ſie auf drei Verſe beſchränkten, wovon der erſte mit dem letzten des Sonetts und die beiden andern unter ſich reimen ſollten, und ihren Gebrauch nur in burlesken Sonetten erlaubten. — In der erſten Zeit finden ſich auch häufig, ſelbſt unter Dante's Gedichten, die ſpäter ganz außer Gebrauch gekommenen Sonetti rinterzati oder doppii, wovon hier ein Beiſpiel von Fra Guittone folgen mag:

O benigna, o dolce, o preziosa,
O del tutt' amorosa
Madre del mio Signore, e Donna mia,
O refugio a chi chiama, o sperar osa
L'alma mia bisognosa
Se tu mia miglior madre aila in obbria.
Chi se non tu misericordiosa,
Chi saggia o poderosa.
O degna 'n farmi amore e cortesia,
Mercè dunque non più mercè sia ascosa,
Ne appaia in parva cosa
Che grave in abondanza è carestia.
Ne sanaria la mia gran piaga fera
Medicina leggiera,
Ma si tutta si fera, e brutta pare
Sdegneraila sanare
Chi gran mastro, che non gran piaga chera.
Se non misera fusse ove mostrare
Se porea ne laudare
La pietà tua tanta e sì vera;
Convien dunque misera
Madonna a te miserando orrare.

Die **Ballata** war ein Lied, welches, wie auch ihr Name anzeigt, zum Tanz geſungen wurde; ihre ganze Conſtruction, ihre Länge und ihr Inhalt mußte ſich alſo nach dem Charakter des Tanzes richten. Am Schluß der Ballade wurde gewöhnlich noch einmal der Anfang derſelben wiederholt, welchen man daher **Ripresa** nannte. Um aber dieſe Wiederholung zu vermeiden, pflegten die Dichter auch einen der Ripresa in Zahl und Länge der Verſe und im Reim ganz gleichen Schluß anzufügen, wie

ein Beiſpiel von dem Florentiner Mönch Buonagiunta zeigen wird:

De che fera pesanza
Lo meo cor mantene
Poichè cangio lo bene
Daffor ragione di perir dotanza.
} Ripresa.

Per tal rimasso stato
Meo vivere gravoso
E dubioso di dover morire
E se fosse locato
In vaso grazioso
Est amoroso cesseria languire
Pero meo porgo dire
A tal difinitore
Cui nome dico Amore
Che il soprapeso rendera possanza.
Lo dolce membramente
Che spesso al cor mi vene
Talor di pene mi spero alleggiare
Ma in tal paventamento
In quel punto lo tene
Che sta in mene e non sa che lasciare
Onde merze chiamare
La mia mente non fina
Cui per signore inchina
Che tal sospetto vinca sicuranza.
Contra voler m'avanza
Greve doglia di pene
Se chiamar mi convene
Amor che di gioir rende speranza
} Verſe ſtatt der Ripresa zu ſingen.

Das Madrigale, ein kurzes, gewöhnlich aus einer ungeraden Zahl von ungezwungenen Verſen beſtehendes Gedicht, welches einen artigen Gedanken durchführt, iſt eine provenzaliſche Erfindung, aber der Urſprung ſeines Namens unbekannt. Hier eines aus der erſten Zeit von Guido Cavalcanti:

Se m' hai del tutto obliato mercede,
Già però fede il cor non abbandona:
Anzi ragiona di servire a grato
Al dispietato core.

E qual ciò sente simil, me non crede;
Ma chi tal vede? certo non persona;
Ch'amor mi dona un spirito in suo stato,
Che figurato muore:
Che quando quel piacer mi stringe tanto
Che lo sospir si muova;
Par che nel cor mi piova
Un dolce amor si bono
Ch'io dico: Donna tutto vostro sono.

Eine eigne Dichtart ſind die Echos, versi ecchici, welche ſich in Italien zuerſt von Angelo Poliziano finden (1480). Die Anfangsverſe einer Stanze ſeines Orfeo lauten:

Che fai tu, Ecco, mentre ch'io ti chiamo? Amo.
Ami tu due, o pur un solo? Un solo.

Wir theilen hier ein ſchönes Gedicht dieſer Art von Daniele Barbaro (1560) mit:

Ecco, figlia de i boschi e de le valli,
Ignudo spirto e voce errante e sciolta,
Eterno esempio d'amorosi falli,
Che tanto altrui ridice, quanto ascolta;
S' Amor ti torne ne' suoi allegri balli,
E che ti renda la tua forma tolta,
Fuor d'este valli abbandonate e sole,
Sciogli i miei dubbj in semplici parole.
Ecco, che cosa è il fin d'Amore? Amore.
Chi fa sua strada men sicura? Cura.
Vive ella sempre, o pur s'en' more? More.
Debb'io fuggir la sorte dura? Dura.
Chi darà fine al gran dolore? L'ore.
Come ho da vincer chi è pergiura? Giura.
Dunque l'inganno ad Amor piace? Piace.
Che fin' è d'esso, guerra o pace? Pace.

Dieſe Dichtart ward natürlich in Italien nicht viel angewandt; doch findet ſie ſich hier und da unter den lyriſchen Poeſien von Serafino Aquilano, von Conte di S. Martino, Giambattiſta Amalteo, Tommaſo Mocenigo, Cieco d'Adria. Häufiger brauchte man ſie in der dramatiſchen Poeſie, beſonders in den Farſen des 15. und 16. Jahrhunderts. Auch iſt ein ſehr ſchönes Echo in

Guarini's Pastor fido. Giuseppe de' Curtis brachte in einem phantastischen Drama gar ein doppeltes an:

Nè pur dunque oggi t'odo?
Sn Caronte volta a Lete
Col tuo remo il mio rimodo, modo, odo.

Höchst sonderbar war die Manier, Gedichte in mehren Sprachen zugleich zu schreiben, sodaß entweder die Strophen oder selbst die einzelnen Verse in verschiedenen Idiomen abwechselten. Die Erfindung ist ebenfalls provenzalisch, und wird einem gewissen Garins d'Apcher zugeschrieben, die Dichtart selbst aber in einem provenzalischen Glossarium, Manuscript der Laurentiana zu Florenz, als eine Cantilena habens sonos diversos bezeichnet. Bei den französischen Dichtern des 12. Jahrhunderts war diese Gattung sehr beliebt, und sind von ihnen noch mehre Proben übrig. Am merkwürdigsten ist unter ihnen das Gedicht des Provenzalen Rambaut de Vaqueiras († 1226). Er nannte es Descort, Streit, Klage eines Liebenden, welcher weder mit seiner Dame noch mit sich selbst einig ist, und für die Ausbrüche seiner Leidenschaft, um besser die Verwirrung seines verliebten Geistes deutlich zu machen, fünf Sprachen zu Hülfe nimmt. In der ersten Strophe klagt die provenzalische, in der zweiten die italienische, in der dritten die französische, in der vierten die gascognische, in der fünften die spanische, endlich in der sechsten Strophe von zehn Versen nimmt er zu je zwei Versen eine von den fünf Sprachen in der nämlichen Ordnung wie in den Strophen. Wir geben das Gedicht ganz, da es zugleich sehr schön die Verwandtschaft jener fünf Idiome ins Licht stellt:

1. Strophe, provenzalisch.

Aras quan vey verdeyar
Pratz e vergiers e boscatges;
Vuelh un descort comensar
D'amor per que vauc aratges.
C'una Dona m sol amar,
Mas camiatz lès son coratges;
Per qu'ieu fauc dezacordar
Los motz els sos els lengatges.

Uebersetzung:

Wenn ich die Wiesen, Weinhügel und Wälder wieder grünen sehe, will ich eine Klage der Liebe anfangen, von der ich gequält bin. Eine Dame, von der ich geliebt war, hat ihr Herz von mir gewendet, so lass' ich auch verstimmen die Reime, die Töne und die Sprache.

2. Strophe, italieniſch.
(Nach Crescimbeni toskaniſch.)

Jeu sui selh que be non ayo,
Ni enqueras non l'avero,
Per abrilo ni per mayo,
Si per ma dona no l'o
E entendo son lenguaio;
Fa gran beutat dire no so,
Plus fresca es que flor de glaio,
E io no m'en partiro.

Ueberſetzung:

Ich bin der, welcher kein Gut hat noch haben wird, weder für April noch Mai, wenn ich's nicht durch meine Dame habe, und ihre Sprache höre; nicht weiß ich ihre große Schönheit zu beſingen, friſcher als eine Schwertlilie, und nie werde ich mich von ihr trennen.

3. Strophe, franzöſiſch.

Belha doussa Dama chera,
A vos mi don e m'autroy,
Ja n'aurai mes joy entera
Se no vos ai e vos moi.
Molt estes mala guereya,
Se ja muer per bona foy.
Mas per nulha maniera
No m partrai de vosta loy.

Schöne, ſanfte, liebe Dame, dir ergebe ich mich und verpfänd' ich mich; nie werd' ich vollkommene Luſt haben, wenn ich dich nicht habe und du mich. Wohl biſt du mir grauſame Feindin, wenn ich für meine guten Dienſte ſterbe, aber auf keine Art werde ich mich von deiner Gewalt losmachen.

4. Strophe, gascogniſch.

Dauna, io mi rent a bos,
Quar eras m'es bon e bera.
Ancse es guallard' e pros,
Ab que no 'm fossetz tan fera.
Mout abetz beras faissos,
Ab color fresqu' e novera,
Bos m'abetz e si eu 'bs ag os;
No'm sofranchera fiera.

Dame, ich ergebe mich dir, weil du mir jetzt gut und wahr biſt. Immer warſt du froh und ehrbar, wenn du mir nicht ſo grauſam wäreſt. Du haſt offene Miene, mit friſcher Farbe. Du haſt mich, auch hab' ich dich, ich werde meinen Einkauf nicht fehlen.

5. Strophe, ſpaniſch.

Mas tan temo vostre pleido,
Todon soi escarmentado.
Per vos ai pen e maltreito,
E mon corpo lazerado.
La nueit quan jatz e mon leito,

Aber ich fürchte ſo ſehr dienen Zorn, daß ich davon ganz niedergeſchlagen bin. Durch dich hab' ich Mühe und Qual und mein Herz ganz zerriſſen. Wenn

	Ueberſetzung:
Soi mochatz ves resperado. Pro vos cre e non proferto, Falhit soy en mey cuidado, Mais que falhir non cuideyo.	ich Nachts in meinem Bette bin, wache ich oft auf. Ich liebe dich ſehr, und gewinne nichts dabei. Ich bin in meiner Hoffnung betrogen, mehr als ich glaubte betrogen zu werden.

6. Strophe, alle fünf Sprachen.

Prov. Bels cavaliers, tant es cars Lo vostr ouratz senhoratges, Ital. Que cada jorn m'esglayo Ho me lasso que faro; Franz. Si sely que g'ey plus chera Me tua, no sai por quoy. Gasc. Ma dauna fe que dey bos, Ni pe l cap sanhta Quitera, Span. Mon corasso m'avetz trayto, E mout gen faulan furtado.	Schöner Ritter, ſo lieb iſt mir deine ehrbare Seigneurie, daß ich täglich erſchrecke. Ach, ich Unglücklicher, was ſoll ich thun, wenn die, die mir theuer iſt, mich tödtet, ich weiß nicht warum. Denn bei der ſchuldigen Treue, bei dem Haupt der heiligen Quitera, du haſt mir mein Herz entriſſen, und durch deine ſüße Rede geraubt.

Dieſe ſonderbare Manier war zu Dante's Zeit in Italien ſehr beliebt; ſowohl einzelne fremde Wörter als auch ganze Sätze wurden in den Gedichten eingeſchaltet, und man wählte dazu gewöhnlich die italieniſche, provenzaliſche und lateiniſche Sprache. Petrarca ſchränkte dieſe Vermengung auf die beiden erſtern ein, aber im 15. Jahrhundert kam der Gebrauch der lateiniſchen wieder zurück, und italieniſche und lateiniſche vermengten ſich ſo, daß nicht nur Poeten, ſondern auch Proſaiker beide in denſelben Sätzen anwendeten. Dieſe Unnatur war in allen Dichtarten, außer der Tragödie, erlaubt, alle alten Dichter gefielen ſich darin, und ſelbſt Dante ſchrak nicht davor zurück. Außerdem daß in ſeiner Commedia zuweilen fremde Worte vorkommen, gab er noch eine lange Canzone zum beſten, worin provenzaliſche, lateiniſche und italieniſche Verſe abwechſeln; die erſte Strophe lautet:

Ahi faulx ris per qe trai haves
(Falso riso, ahi perchè tradito avete)
Oculos meos, et quid tibi feci
Che fatto m'hai così spietata fraude?
Jam audissent verba mea Graeci
Sai omn autres Dames e vous saves
(Sanno tutt' altre Dame e voi sapete)
Che 'ngannator non è degno di laude.
Tu sai ben come gaude
Miserum ejus cor qui prestolatur
Eu vai sperant, e par de mi non cure:
(Io vo sperando)
Ahi Deu quantes malure
(Ahi Dio quante sciagure)
Aque fortuna ruinosa datur
A colui, ch' aspettando il tempo perde,
Ne già mai tocca di fioretto verde.

In neuerer Zeit wurde dieſe Art angewandt von Giov. Giacomo Ricci in ſeinem Drama I Poeti rivali, worin jeder Dichter in ſeiner Landesſprache redend eingeführt iſt. Der Neapolitaner Antonio Ricco ſchrieb gar eine Disperata in Terzinen, deren jede mit einem Hexameter aus Virgil ſchließt, wie:

Si bene mi piacque de seguir amore
Hor fugio adesso dal inghanni pravi
Umbrarum hic locus est, somni noctisque sopore.

Selbſt auch hebräiſche Wörter wurden eingeſchaltet. Doch die ſonderbarſte Art dieſer Vermengung iſt von Antonio Lenio in ſeinem Oronte Gigante in ottave rime (Venedig, 1531). Seine Stanzen haben abwechſelnd italieniſche elfſilbige Verſe und lateiniſche Pentameter.

Man möchte dieſe Gedichtegattung, wenigſtens bei den Italienern der erſten Zeit, zum Theil als einen Kampf des Losreißens des Neuen von dem Alten, des Lebenden vom Todten bezeichnen. Eine unglückliche Folge dieſer Vermengung war die im 15. Jahrhundert entſtandene Poesia pedantesca und maccheronica. Sie beſtand in ſcherzhaften lateiniſchen Gedichten, in welchen eine Menge latiniſirter italieniſcher Wörter eingeſchaltet waren. Der Hauptdichter in der pedantesca war der Vicen-

tiner Camillo Scrofa, der Erfinder der maccheronica aber, welche ſich weiter ausgebreitet hat, iſt der Mantuaner Mönch Teofilo de' Folenghi († 1544). Er ſchrieb in dieſer Art einen dicken Band lyriſcher und idylliſcher Poeſien und ein epiſches Gedicht über die Thaten des Baldo da Cippada, welches er unter dem Namen Merlino Cocaio herausgab. Wir geben von ihm folgendes Epigramm, betitelt De Cingaris facetia:

Squassabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de salata carne pienus erat.
Frangitur arbor, aquas sorbet fundata carina,
Et plorans coeli quisque dimandat opem.
Cingar se misit tantum rosegare mezenos,
Ac si non esset tunc prigolandus aquis;
Scridatur quare mangiat, nec donat ajutum,
Respondet, quia sum sat bibiturus, edo.

Dieſe Manier, ſo unnatürlich ſie war, fand doch manche Liebhaber, und, was noch unglaublicher ſcheint, wurde auch zu ernſthaften, empfindungsvollen Gedichten angewandt. Unter Cocaio's Nachfolgern nennen wir beſonders zwei: Ceſare Orſini, von Ponzano, 1620, ſchrieb ein Werk, betitelt: I Capricci Maccheronici di Maestro Stoppino da Ponzano, und der Graf Antonio Affaroſi von Reggio, 1638, ſchrieb verſchiedene Elegien und Eclogen.

Die ungereimten Verſe, versi sciolti, kamen erſt im 16. Jahrhundert mehr in Gebrauch [1]), und wurden angewendet zu Komödien, Tragödien, Elegien, Idyllen, epiſchen, lyriſchen und didaktiſchen Gedichten. Sie ſind dreierlei: 1) elfſilbige, deren Erfinder wahrſcheinlich Triſſino in ſeiner Italia liberata, 1525, und in ſeiner Tragödie Sofonisbe, 1529, durch welche letztere er dieſe Verſe in die Dramen einführte; 2) elfſilbige sdruccioli, eine Erfindung des Lodovico Arioſto, welcher ſie in ſeinen Komödien gebrauchte; 3) elf- und ſiebenſilbige vermiſcht, welche ſeit

1) Der Cantico al Sole des heiligen Franz von Aſſiſi, welcher gewöhnlich in versi sciolti gegeben wird, kann hier nichts beweiſen, da ihn der Verfaſſer ſelbſt, ſowie ſeine übrigen Gedichte in Proſa ſchrieb, und dieſelben ſpäter von einem unbekannten Dichter in Verſe geſetzt wurden. P. Iren. Affò, Dissert. su i cantici S. Francesco.

dem Anfang des 16. Jahrhunderts in den Tragödien, z. B. in Triſſino's Sofonisbe oft, dann in den Paſtorellen und Idyllen vorkommen. Andere Versmaße, welche man hier und da ſieht, wie in Speroni's Canace, haben keine allgemeine Gültigkeit erlangt.

Obgleich ſich die italieniſche Sprache durchaus gegen die Versmaße des Alterthums ſträubt, ſo begegnen wir doch in der neuern Zeit häufigen Verſuchen in den meiſten derſelben, und man möchte bei dieſen Erſcheinungen und den vorgenannten ſonderbaren Dichtungsarten immer wieder die herrſchende Neigung erblicken, das Weſen der Poeſie in die Form zu ſetzen. Den erſten Verſuch in Hexametern und Pentametern machte der Florentiner Leone Battiſta Alberti, 1450, der aber ganz vereinzelt blieb. Einer ſeiner Briefe fängt an:

Questa per estrema, miserabile epistola mando
A te, che sprezzi rusticamente noi.

Erſt 100 Jahre ſpäter trat der Saneſe Claudio Tolommei weit entſchiedener auf, und ſtimmte auch viele Andere zu dem Verſuch, ohne Rückſicht weder auf Quantität noch auf Accent italieniſche Spondeen und Daktylen zu erzwingen. Er errichtete zu dieſem Zweck in Rom 1539 eine neue Akademie Della nuova Poesia, und gab einen Band ſeiner Gedichte mit einer Anleitung zu italieniſchen Metren heraus: Versi e Regole della Poesia Nuova, 1539. In derſelben Sammlung finden ſich ähnliche Gedichte von Antonio Renieri, Giulio Vieri von Siena, Giovanni Zuccarelli von Canapina, Aleſſandro Citolini von Venedig, Pietro Paolo Gualterio von Arezzo, Triſone Benzio von Aſſiſi und Andern. Ob indeſſen die griechiſchen Metren den Italienern gelungen ſind, oder je gelingen werden, mag folgendes aus dem Lateiniſchen des Navagero überſetzte Epigramm von Claudio Tolommei zeigen:

Ecco 'l chiaro rio, pien eccolo d'acque soavi;
Ecco di verdi erbe carca la terra ride.
Scacciano gli alni i soli co le fronde, co' rami coprendo,
Spiraci con dolce fiato auretta vaga.
Febo ora dal mezzo del ciel piove empie faville;
Arde ora i più freddi monti l'adusto cane.

Fermati: troppo sei da fervide vampe riarso;
Non ponno i stanchi piedi più oltre gire.
Qui l'aure il caldo; qui la stanchezza i riposi;
Qui le gelat' acque pnonti levar la sete.

Von Giovanni Cotta (16. Jahrh.) theilt Maffei (Verona illustr., P. II, pag. 210) den Anfang einer Elegie in italieniſchen Diſtichen mit:

Nè le tue, nè le mie rime cantami cara Licori,
Suggemi questa voce nel vago udir l'anima.
Copriti quel volto, che sòl mi strugge mirando,
E par gli occhi avidi trammi di fuor l'anima.

Außer dem Hexameter und Pentameter wagten ſich die Italiener auch an das choriambiſche Versmaß, wie folgende Stelle aus der erſten Scene des zweiten Aktes der Tragödie Gierusalemme cattiva von Bernardino Campelli von Spoleto beweiſt:

Ma qual distruggemi rabida furia?
E come assordami l'orrido numero
De' carmi, ond' Hecate pallida rendesi?
Come spaventami l'Herebo? e seguami
Ciò che di misero l'invido carcere
Serra de Tartaro: rigida perfida
Sorda implacabile, squallida, sordida,
Cruda Tesifone, la miser anima
Così mi laceri? nè a la tua rapida
Sferza già donasi termine, o requie?

Man hat überhaupt das Unternehmen noch nicht aufgegeben; beſonders eifrig waren Chiabrera und Paolo Rolli von Verona (Anfang des 18. Jahrhunderts) in Nachahmung des alcäiſchen und ſapphiſchen Metrums. Hier ein Beiſpiel des Erſtern von Chiabrera:

Scuoto la cetera pregio d'Apolline
Ch'alto risuona: vo, che rimbombino
Permesso, Ipocrene, Elicona
Seggi scelti delle Muse Ascree.

Andere Nachahmungen griechiſcher Metren findet man häufig in Metaſtaſio und neuerlich in Fantoni's Poeſien. Quadrio glaubt, daß es den Italienern mit zwei Metren, dem ſapphiſchen und alcäiſchen gelungen ſei, doch kann man ſich vom Gegentheil ſchon

nach ſeiner unglücklichen Definition des erſtern überzeugen. Er meint, es käme nur auf die Zahl der Silben an, und gibt folgende Regel: die drei erſten Verſe haben elf, und der vierte fünf Silben; die zwei erſten Verſe reimen unter ſich, und die zwei letzten ebenfalls. Dann muß die Hälfte des dritten noch einmal mit den Enden der beiden erſten Verſe reimen; ſehr oft müſſen auch die Mitten der beiden erſten Verſe zuſammenreimen. Nach einer ſolchen Anleitung kann kein anderes ſapphiſches Metrum herauskommen, als das folgende aus der Komödie **Il Tempio d'Amore** von Galeotto Marcheſe del Carretto, welches eine Unterredung zwiſchen der **Pazienza** und **Fileno** beſchreibt:

Paz. Vivi giocondo, o placido Fileno
Giriamo a tondo questo prato ameno
Che tutto è pieno d'arbori formosi
Floridi e umbrosi.

Fil. Crepin coloro, ch' oltraggiato m'hanno:
Che per ristoro de l'avuto danno
Lascio l'affanno, e vivere vo lieto,
Forte e quieto.

Paz. Questo è il tuo meglio, e buona parte eleggi;
E se 'l consiglio e mie parole appreggi,
Fa, che dispreggi questo esilio ingiusto,
Poichè sei giusto.

Fil. Se conoscessi aver offeso amore,
E in me vedessi macula ed errore,
N'avrei dolore: ma fedele essendo,
Doglia non prendo.

Später machte man ſich's noch bequemer, und bildete den vierten Vers nur von vier Silben, und Quadrio meint mit Recht, man könne dieſe letzte Art ebenſo gut ſapphiſches Metrum nennen, als die andere, da für beide gleich viel Grund ſei. So ſchrieb Fra Domenico Cavalca ſeine Oden. Paolo Rolli hat in den ſeinigen wenigſtens den Reim weggelaſſen.

Ungeachtet nun aller dieſer mißlungenen Proben iſt Napione (**Uso e pregio della lingua ital.**, **Libr. II, cap. 2, §. 3**) doch der feſten Ueberzeugung, daß es noch nicht ausgemacht ſei, ob die italieniſche Sprache dem Versmaß der Alten widerſtrebe. Schon Annibal Caro (**Lett. Vol. I, lett. 58, pag. 48**) wünſchte,

daß die Sache, obgleich die ungenügenden Verſuche von allen weitern Bemühungen abſchreckten, doch noch einmal von einer persona di Vaglia unternommen würde. Dieſen Titel zu verdienen, machte ſich der Graf Marenco von Caſtellamonte ans Werk, und ſchrieb ein epiſches Gedicht in italieniſchen Hexametern Sulla Fondazione di Torino. Allein wenn er etwas beförderte, ſo möge es der endliche Entſchluß ſein, von allen weitern Schritten abzuſtehen, und die italieniſche Sprache nicht ihrem Genius zu entfremden. Dagegen nehmen ſich ebenſo ſchlecht, wie die italieniſchen Hexameter, die lateiniſchen Reime aus, die uns immer noch in Sonetten aufgetiſcht werden. [1])

F. Schwierigkeiten gegen die Ausbildung der neuen Sprache. Wir kehren nach dieſer kurzen Abſchweifung zu unſerer Geſchichte der Sprache zurück. Ungeachtet des großen Aufſehens, welches das Gedicht Dante's machte, und der Anerkennung, welche er in ganz Italien fand, machte die Sprache doch wenig Fortſchritte. Abgeſehen davon, daß die Eigenliebe der einzelnen Provinzen nicht von ihrem Dialekt laſſen wollte, war die Sprache für alle Schriften ernſtern Inhalts und für alle Dichtungen der erhabenen Gattung die lateiniſche. In Rom ſelbſt fand Dante's Sprache erſt ſpät Eingang. Dort hing ſowohl die Geiſtlichkeit als auch die Rechtsgelehrten noch lange an ihrem ſogenannten Latein. Nur zuweilen wurde die italieniſche Sprache zu geiſtlichen Liedern benutzt, wie man einige von dem Papſt Bonifacius VIII. gefunden. Erſt gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts nahmen die ausgezeichnetern Rechtsgelehrten und Staatsmänner die italieniſche Sprache an, was man aus den noch erhaltenen Reden ſieht, wodurch die Räthe des Cola di Rienzo die Florentiner zu deſſen Unterſtützung aufforderten. Dieſe Räthe waren übrigens, wie die ganze Partei des Cola, von plebeiſchem Stand, wie überhaupt in allen Demokratien das neue Idiom beſſer gedieh. Indeſſen ein Dichter aus dem römiſchen Gebiet darf nicht unerwähnt bleiben, Virginio Lauriente aus Cori (geb. um 1274). Er beſang in einem größern Gedicht in Terzinen die Thaten des Königs Pharamund von Frankreich. Von dieſem

1) Eine vollſtändige Darſtellung der italieniſchen Rhythmik kann man in Crescimbeni's großer Istoria della Volg. Poesia finden.

Gedicht, welches leider verloren gegangen iſt, hat Luigi Bondi aus einer alten Chronik einige Terzinen hervorgezogen, welche von ſeiner großen Ausbildung der Sprache und des Versbaues Zeugniß geben. Solche Verſuche bahnten denn doch der Sprache auch in Rom nach und nach den Weg in die Gerichte und zuletzt in die Tempel; aber noch keineswegs in die Studirzimmer der Gelehrten. Dieſe betrachteten die Sprache als nur für Tändeleien brauchbar, und tadelten Dante hart, daß er ſein Gedicht in der Sprache der Weiber und nicht in der Virgil's und Lucretius' geſchrieben habe. Ja als dieſer ſeine Terzinen vor dem Convivium erklärte, mußte er eine lange Entſchuldigung und Vertheidigung deshalb übernehmen, daß er dieſe Erklärung nicht lateiniſch gebe. Belehrend über den damaligen Stand der Sprache und über die Zweifel, welche Dante ſelbſt in Hinſicht derſelben hatte, iſt die Stelle, welche Perticari aus einem Brief des Frater Hilarius, Mönchs zu Corvo, auszog, den dieſer an Uguccione della Faggiuola ſchrieb. Der Frater ſtand an der Kloſterpforte, als Dante als Pilger zu ihm kam, „ernſten Anſehens, ſei es, daß er durch die Feierlichkeit des Ortes gerührt, oder von andern Empfindungen bewegt wurde. Ich fragte ihn nach ſeinem Begehr; aber er ſtand unbeweglich und ſtumm, in Betrachtung der Säulen und Balken des Kloſterganges. Ich fragte ihn von Neuem, was er ſuche. Da drehte er langſam das Haupt, betrachtete mich und die Fratres, und antwortete: Frieden! Ich ward immer begieriger zu wiſſen, wer er ſei; ich zog ihn auf die Seite, und nachdem ich einige Worte mit ihm gewechſelt hatte, erkannte ich ihn. Denn obgleich ich ihn vorher nie geſehen hatte, war doch ſein Ruf zu mir gedrungen. Als er ſah, daß ich ihn mit beſonderm Intereſſe betrachtete, und ihm eifrig zuhörte, zog er aus dem Buſen ein Buch, öffnete es freundlich, und bot es mir an mit den Worten: Frater, hier iſt ein Theil meines Werkes, das Du vielleicht noch nicht geſehen; dieſes Andenken laß ich Dir, vergiß mich nicht. Ich drückte das Buch dankbar an die Bruſt, und heftete meine Augen mit großer Liebe auf ihn. Darauf als ich italieniſche Worte darin erblickte, mochte ich ihm auf meinem Geſichte meine Verwunderung ausgedrückt haben, denn er befragte mich darüber. Ich ſagte ihm, ich ſei erſtaunt, daß er in dieſer Sprache gedichtet habe, da es mir ſchwierig, ja faſt unglaublich

ſchiene, daß jene erhabenen Gedanken in der Sprache des Volkes könnten ausgedrückt werden, noch ſchiene es mir paſſend, eine ſo ehrwürdige Wiſſenſchaft in ſolch plebeiſches Gewand einzukleiden. Er antwortete mir: Du haſt recht. Ich ſelbſt habe ſo gedacht, und im Anfang, als der Same zu dieſen Dingen, den vielleicht der Himmel in mich gelegt hatte, anfing zu keimen, wählte ich eine würdigere Sprache, und fing ſogleich an, ſo zu dichten:

Ultima regna canam fluido contermina mundo,
Spiritibus quae lata patent: quae proemia solvunt
Pro meritis cuicunque suis.

Aber als ich die jetzige Zeit betrachtete, und wie die Geſänge der berühmten Dichter faſt nichts geachtet werden, und als ich erkannte, daß die Vornehmen, für welche in der guten Zeit jene Dinge geſchrieben worden waren, die ſchönen Künſte den Händen des Volks überlaſſen hatten: da warf ich dieſe kleine Leyer von meiner Seite weg, und ſtimmte eine andere an, die für das Ohr der Neuern beſſer paßte; denn vergebens bereitet man eine harte Speiſe für den Mund des Säuglings." — Das Erſtaunen des Bruder Hilarius mag Dante weniger berührt haben, als die Angriffe der Gelehrten, unter welchen beſonders Giovanni di Virgilio von Ceſena ſeine Liebe zur italieniſchen Sprache beklagte. „Warum, ſchreibt dieſer ihm, dichteſt Du ſo erhabene Dinge immer nur für das Volk? Und wir, die wir über den Büchern erbleichen, können alſo nichts von Deinem Gedichte leſen? Der thörichte Davus wird eher die Delphine mit ſeiner Leyer zum Tanz bewegen, und Du wirſt eher die Räthſel der Sphinx löſen, als der gemeine Haufe den Abgrund des Tartarus und die Geheimniſſe des Himmels verſtehen wird, die kaum Plato zu verſtehen hoffte. Ich rede nicht zum Volk, wirſt Du antworten, ſondern zu den erbleichten Weiſen, und zu ihnen rede ich mit Verſen in der Volksſprache. Aber die Schriftſteller, erwiedere ich, verachten die Volksſprache, die, wenn ſie auch nicht immer verſchieden wäre, doch immer in tauſend Dialekte getheilt iſt. Füge hinzu, daß keiner von jenen lateiniſchen Dichtern, unter welchen Du den ſechſten Platz einnimmſt, noch ſelbſt jener Statius, welchem Du in den Himmel folgſt, in der Sprache der Märkte geſchrieben hat. Deswegen ſage ich als Kritiker der Dichter freimüthig, wenn Du mir es nicht übel deuten

willſt: Wirf die Perlen nicht vor die Schweine, kleide die Muſen nicht in Sclavengewänder. Wenn Dich der Ruhm erfreut, ſo ſei nicht zufrieden mit ſo engen Gränzen, noch begnüge Dich mit der Ehre, die aus dem Urtheil des gemeinen Volks erwächſt.“ [1])

Die Nothwendigkeit der Vertheidigung und Empfehlung der italieniſchen Sprache, womit ſich Dante unermüdet ſeiner ganzen Zeit entgegenſtellte, erhellt noch deutlicher aus der Geringſchätzung, welche dieſe Sprache ſelbſt nach der göttlichen Komödie gerade von Männern erlitt, die durch ihre eignen italieniſchen Dichtungen den Ruhm derſelben befeſtigten. Boccaccio urtheilte noch in den letzten Jahren ſeines Lebens, daß Dante ein würdigeres Werk würde geſchaffen haben, wenn er lateiniſch geſchrieben hätte, „non dico però, che se in versi latini fosse (non mutato il peso delle parole volgari), ch'egli non fosse molto più artificioso e più sublime: perciocchè molto più arte è nel parlato latino che nel moderno.“ (Comment. Div. Com. f. 5). Ein Unglück für die italieniſche Sprache war, daß in die Zeit ihres Erwachens gerade der neue Aufſchwung in dem Studium der alten Literatur fällt. Die größten italieniſchen Dichter jener Zeit beſchäftigten ſich mit glühendem Eifer mit den klaſſiſchen Werken, und die Begierde jene zu erreichen veranlaßte ſie auch, jene Sprache zu Hülfe zu nehmen. In der lateiniſchen Sprache waren zum Theil die bewunderten Muſter geſchrieben, ſie war noch die Sprache der Gelehrten und dieſen ziemlich lebendig; kein Wunder alſo, daß auch die Dichtkunſt ſie zum Organ wählen wollte. Indeſſen entſtanden dadurch beſondere Diſſonanzen. Der Geiſt, der die Dichter leitete, war ein anderer geworden. Virgil's Zeit war untergegangen, und die neu erwachende Muſe fühlte die Wirkung des Chriſtenthums. Ein ganz anderes Intereſſe wurde auf einmal lebendig und mit demſelben heiligen Eifer wie früher verehrt. Dante's Zeit glühte noch von der neuen religiöſen Begeiſterung, dem eigentlichen Heerd, an dem die Kunſt ſich erwärmt; kurz vor ſeinem Wirken waren Millionen Menſchen zu einem Werk, das für ſie Verheißung hatte, nach Aſien in das Land Chriſti gezogen, und die ungemein mächtige Wirkung dieſer Kreuzzüge noch ganz friſch, aber eine durchaus

1) Perticari, Difesa di Dante, cap. 34.

verſchiedene von der einer antiken Begeiſterung. Daher bewunderten die großen italieniſchen Dichter die alte Kunſt, aber wenn ihr Genius in der vollen Kraft des Selbſtſchaffens war, dann trat der Unterſchied beider Zeiten deutlich hervor, und die alte mußte in den Hintergrund weichen. Ebenſo ging es der Form, der italieniſchen Sprache. Einer warf daher wohl dem Andern dieſen Fehler der neuen Sprache vor, aber er ſelbſt dichtete doch in derſelben. Sein kritiſirender Verſtand wurzelte in den antiken Muſtern, und griff von da aus in die neuern Werke ein, tadelnd und anſtoßend an der ungewohnten Form; allein der ſchaffende Genius war ganz ein Kind des Chriſtenthums, und ſtrömte in lebendiger Fülle aus dieſem hervor. Daß auch Petrarca mit ſeinem großen lateiniſchen Gedicht, Africa, ſich ganz in der Zeit geirrt, hat die Nachwelt bewieſen, die dieſes Gedicht kaum dem Namen nach kennt. Er konnte damit höchſtens eine Zeit lang die Welt blenden, und die Kritik, die noch ganz im Alterthum befangen war, krönte ſeine lateiniſchen Hexameter. Aber ſchon die Wahl des Stoffes aus einer alten, der ſeinigen ganz entgegengeſetzten Zeit beweiſt, daß er den Genius der ſeinigen nicht begriffen habe. Das Volk, welches immer die beſte und unbefangenſte Kritik hat, weil es ganz in ſeiner Zeit lebt, erkannte ihm nur den Preis für die Gedichte, die er in überſtrömender Fülle der Ideen ſeiner Nation und von dem Geiſt ſeines Jahrhunderts geleitet, geſchrieben hat. Die italieniſche Sprache, an welcher Dante mit ſo vieler Liebe bildete und erzog, wäre viel reicher und mannigfaltiger geworden, wenn Boccaccio und Petrarca ſie mit derſelben Kraft und Kunſt erzogen hätten. Aber ſie ſchrieben ihre wiſſenſchaftlichen Werke in lateiniſcher Sprache, und gebrauchten die italieniſche nur zum Ausdruck der erotiſchen und lyriſchen Dichtung. Die von Dante in ſeinem erhabenen Weltgedicht eingeführten Worte, welche oft die bezeichnendſten und ausdrucksvollſten ſind, wurden daher, weil ſie ohne Unterſtützung blieben, im Gebrauch verlaſſen, zum großen Schaden der Sprache und zum ſchweren Verſtändniß des Dante. Petrarca, der ſein ganzes Leben dem Studium der lateiniſchen Poeſie widmete, war weit entfernt, ſeine Unſterblichkeit von ſeinen italieniſchen Sonetten zu erwarten. „In Vaucluſe (ſchreibt er Lett. fam., Libr. VIII, epist. 3) dichtete ich einige italieniſche Canzonen aus meiner ju-

gendlichen Feder, deren ich mich nun ſchäme, oder die ich bereue. Doch ſind ſie mir angenehm, ſowie denjenigen, die an demſelben Uebel leiden." Er behauptete, die italieniſchen Reime ſeien ein Spielwerk ſeiner Kindheit, und drückt ſich darüber ſehr mißachtend in dem bekannten Brief aus, worin er ſich gegen Boccaccio über die Verläumdung beklagt, als ſei er neidiſch auf Dante. (Libr. XI, ep. 12). Doch merkte er ſelbſt zu ſpät, kurz vor ſeinem Tode, daß ſeine Canzonen ein Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung ſeien. Unſchätzbar iſt dagegen der Einfluß, welchen er auf das erneuerte Studium der römiſchen Literatur hatte (die griechiſche kannte er weniger). Er ſetzte ſich zu dieſem Zweck in Correſpondenz mit Fürſten, Gelehrten und Mönchen, durchſuchte die Archive der Städte und Klöſter, und entdeckte dort manche wichtige Schrift des Alterthums. Dieſelbe faſt ausſchließliche Vorliebe trug Boccaccio für die griechiſche Literatur, und er zuerſt brachte den Eifer für das Studium derſelben nach Toskana. [1])

Faſt unbewußt alſo vollendeten dieſe beiden Dichter nach Dante die Nationalität der italieniſchen Sprache, welche ihnen eigentlich mehr als dieſem verdankt. Petrarca verwendete auf die Sprache in ſeinen Sonetten einen ſolchen Fleiß, daß ſie, mit wenigen Ausnahmen, immer noch Muſter des ſchönen und eleganten Styls iſt. Er beſang freilich auch einen Gegenſtand, für den die Sprache immer Worte haben muß, und bereicherte die ſeinige mit genialen Wendungen und lieblichen Ausdrücken aus der provenzaliſchen und guten lateiniſchen, welche mehr zum Geſchmack ſeines Volks paßten, und ſeitdem immer im Gebrauch blieben. Das letztere Verdienſt rechneten ihm übrigens die Florentiner nicht an, ſondern beſchuldigten ihn vielmehr einer Manie, ihren Dialekt mit den andern vermiſcht zu ſehen, worüber Petrarca bei ſeinem Freund Boccaccio Klage erhebt. „Meine wenigen Verſe, ſchreibt er dieſem (Libr. II, epist. 1), welche über den Po, die Apenninen, die Alpen und den Iſter gingen, finden nirgend anders als in meinem Vaterland Ankläger." Boccaccio iſt uns zuerſt ehrwürdig durch die Bemühungen, womit er Dante's Verdienſt hervorhob. Er tadelte laut die Stadt Florenz

1) Daher ſagt Mannetti (Vita del Boccaccio) von ihm: Tutto quello che ci è di greco presso di noi, lo dobbiamo al Boccaccio.

wegen ihrer Undankbarkeit gegen ihren erſten Dichter, und brachte es durch ſeinen unermüdlichen Eifer endlich dahin, daß ſeine Mitbürger beſchloſſen, die Divina Commedia öffentlich von ihm erklären zu laſſen. — Die Sprache in ſeinem Decamerone beweiſt uns, daß er ſeinen großen Vorgänger fleißig ſtudirt hat, und, zugleich durchdrungen von der Würde, Bündigkeit und imponirenden Kraft der lateiniſchen und griechiſchen Perioden, Dante's Abſicht, ſeine Sprache auf dieſelbe Stufe zu erheben, wohl begriff und auszuführen verſuchte. Allein dabei ſtand ihm der Charakter des neuen Idioms im Wege. Dieſes hatte eine der ſchönſten Eigenſchaften der lateiniſchen Sprache, die Declination, verloren und zur Aushülfe die Artikel annehmen müſſen, deren zu häufige Anwendung daſſelbe monotoner machte und ihm Kraft und Reiz benahm. Boccaccio verſtieß durch das Mittel, womit er eine gewiſſe Seichtigkeit heben wollte, gegen den Genius ſeiner Sprache, indem die vielen Wortverſetzungen, die gedehnten und verſchlungenen Perioden, die verdrehten Conſtructionen das Ohr der Italiener beleidigen, und gerade in der leichten Novellengattung am übelſten angebracht waren. So ſehr daher ſein feiner Geſchmack, ſeine Verdienſte um die Sprache und beſonders ſeine tiefe Einſicht in die Mängel derſelben gewürdigt werden, ſo iſt ſein Styl doch nicht muſterhaft geblieben, und je mehr die italieniſche Sprache ihren eignen Charakter ausbildete, deſto mehr entfernten ſich die Schriftſteller von Boccaccio's Schreibart. [1]) Von den drei Gründern der italieniſchen Sprache iſt alſo gerade Petrarca, der ſich am wenigſten um ſie kümmerte, derjenige, welcher am meiſten Einfluß auf dieſelbe bis in die neueſten Zeiten behalten hat. Und dieſen hat er ſich eben auch nur dadurch geſichert, daß er in ſeinen italieniſchen Gedichten ganz Italiener war, ganz von ſeiner Zeit durchdrungen und in ihr lebend, denkend und dichtend, ein ächter italieniſcher Troubadour, und Alles, was in dieſen Kreis einſchlägt, ſcheint eben immer noch in Italien die meiſte Vollkommenheit zu erlangen. Petrarca wollte ſeine Sprache nicht erheben, ſie nicht zum Organ der höhern Dichtung machen, wie er überhaupt an dem Schickſal derſelben

1) Baretti (Frusta lett., Tom. II, n. 13) ſagt: La Lingua adoperata dal Boccaccio è per lo più ottima e il suo stile per lo più pessimo.

wenig Theil nahm. Er fand ſie ſchon faſt vollendet für die leichte Gattung der Provenzalen, er ſelbſt war einer der tiefſtfühlenden unter jenen Sängern, und adelte ſeine Sprache für dieſe Beſtimmung durch ſeine meiſterhaften Sonette. Auch ſcheint er gerade die rechte Saite der nationalen Muſe angeſchlagen zu haben, wie die unglaubliche Zahl von Nachahmungen in Canzonen und Sonetten beweiſt, während auch nicht im Entfernteſten eine zweite Komödie verſucht worden iſt.

Das 15. Jahrhundert iſt trotz der vielen hohen Gönner, welche die Wiſſenſchaften darin hatten, doch für die italieniſche Sprache und Literatur ein höchſt unfruchtbares. Petrarca's und Boccaccio's Eifer für das Alterthum hatten den Einfluß Dante's etwas verwiſcht, und die Nation auf die Idee gebracht, daß nur in lateiniſcher Sprache ein großartiges und ernſtes Werk ausgeführt werden könne. Nur für lateiniſche und griechiſche Literatur ward gearbeitet und geſchrieben. Was dieſer Idee die reichlichſte Nahrung gab, waren die von Conſtantinopel herüber geflüchteten Gelehrten und beſonders die jedem Fortſchreiten immer gefährliche, jetzt aber durch die Scholaſtik gleichſam zur Weltherrſchaft gelangte Kloſterwiſſenſchaft. Sowie ſchon zu Bonifacius' Zeit bei der Bekehrung des Nordens vor der Herrſchſucht der römiſchen Kirche nirgends eine Nationalkirche aufkommen konnte, zu welcher hier und da recht friſche Elemente vorhanden waren, ſo behielt damals und noch durch das ganze Mittelalter der Romanismus eine verderbliche Oberhand in den Schulen, dem Schemel päpſtlicher Macht, und natürlich auch in den Literaturen. Dieſe Kloſterwiſſenſchaft hat überhaupt Europa mehr zurück als vorwärts gebracht, und iſt einem langen Schlafe zu vergleichen, in welchem die neuern Völker ihre Kindheit verloren haben. Das ganze Mönchsſyſtem mag in jener Nacht der Völker nothwendig bedingt geweſen ſein, ſo iſt doch zu bedauern, daß es als ein bloßes Mittel, als ein Träger der Kultur ſich zum Zweck, zum Getragenen aufſtellte. Wenn das Mönchslatein in den barbariſchen Zeiten uns den Weg zu dem klaſſiſchen Alterthum offen hielt, ſo war es zugleich mit der papiſtiſchen Bekehrungs- und Herrſchſucht das Schwert, welches die Entwicklung der Völker und ihrer Kunſt und Literatur gerade durchſchnitt. Wo die Klöſter aufſchoſſen, wurde die Mutterſprache verdrängt, und Latein

das einzige Mittel, den Geiſt auszubilden. Das Volk, das kein Latein verſtand, blieb natürlich in ſeiner Roheit und Unwiſſenheit, und eben dadurch eine deſto paſſendere Heerde zum Scheeren. Mit der Sprache blieb auch der Volkscharakter lange unterdrückt. Die Geſetze, die Landesgeſchichte wurden lateiniſch geſchrieben, nur der Gelehrte war ein gebildeter Menſch, und ſeine ganze Gelehrſamkeit beſtand in der lateiniſchen Sprache, und im Wiſſen deſſen, was Griechen und Römer ſchon Jahrhunderte vor ihm gewußt hatten. Was war die Folge in Beziehung auf Sprache und Literatur? Daß die meiſten Völker Europas, nachdem nun die Jahre ihrer jugendlichen Entwicklung verbrauſt und ſie zum reifen Nachdenken gelangt ſind, entdecken müſſen, daß ſie meiſt um ihre natürliche, nationelle Ausbildung betrogen ſind, und deswegen nun in ſich ſelbſt kaum einen Maßſtab für die Höhe ihrer Kunſt und Literatur beſitzen, ſondern ſich mühſam nach den Regeln eines Volks richten müſſen, dem das Schickſal das Glück vergönnt hat, in ſeiner ganzen Entwicklung nationell zu bleiben. Damit aber Rom herrſchte, mußte ganz Europa ſo lange als möglich ſchlafen. Die Mönchsſprache drängte ſich überall vor, mit ihr die Mönchsbegriffe, und die Volksbegriffe wurden niedergedrückt. Da die ganze Ausbildung des damaligen Europa eine prieſterliche war, und nur das Mönchslatein zum Hebel hatte, ſo iſt kaum irgend eine neuere Sprache rein von lateiniſchen Wörtern geblieben. Denn abgeſehen von den romaniſchen Sprachen, welche, die italieniſche ausgenommen, ohne den Einfluß der Mönche ſich gewiß ganz anders gebildet hätten, wie man in der provenzaliſchen manche Spuren finden kann: ſo haben wir Deutſche ſchon eine außerordentliche Mühe, uns nur deutſch auszudrücken, ohne fremde, beſonders lateiniſche Wörter einzuſchieben. Seit wann haben wir unſerer uralten, prachtvollen Sprache erſt feſte Begründung gegeben durch philoſophiſche Sprachlehren? Ja noch nicht gar lange hielt man es für unmöglich, den Verſtand unſerer Kinder an ihrer eignen Sprache zu entwickeln, ſondern nahm dazu die lateiniſche Grammatik. Die Engländer, welche urſprünglich deutſch ſprachen, haben die Hälfte ihrer Worte und Begriffe aus dem Vorrath der Mönche annehmen müſſen. Und was ſind die Literaturen der Völker geworden in jener Zeit? Meiſt unglückliche Nachahmungen der alten.

Kaum daß irgend ein großer Genius ein Bild und zugleich ein Muſter für ſeine Zeit und ſ... wurde, in den Charakter ſeines Volks tief eingriff, und aus dem Herzen der Nation hervorſang. Und ſolche ſtrahlen um ſo heller, je weniger ſie nach einem fremden Maßſtab können gemeſſen werden. Was die neuen Literaturen hätten werden können, ſieht man aus den kräftigen, gewaltig tönenden erſten Anklängen derſelben, aus dem Niebelungenlied, aus Oſſian's klagender Harfe, die noch dazu nicht einem aufſtrebenden, ſondern untergehenden Volke tönt. Erſt ſeitdem die germaniſche Nation ſich von römiſcher Tyrannei losriß, bildete ſie ſich eine Schriftſprache, und ihre Literatur fing an aufzublühen, aber ihre Kindheit war verdorben. Wir ſammeln jetzt mit Wehmuth die großartigen, aber wenigen Reſte, das einzige Vermächtniß eines halben Jahrtauſends von einem Volk, das ſeine Kraft und Zeit an ein römiſches Hirngeſpinnſt ſetzte.

Dieſe Gefangenſchaft in den Feſſeln des Romanismus zeigte ſich beſonders in Italien im 15. und ſelbſt noch im 16. Jahrhundert, und brachte die junge Sprache in große Gefahr. 1529 ſuchte Romolo Amaſeo in zwei Reden, welche er zu Bologna vor Karl V. und Clemens VII. hielt, zu beweiſen, daß die italieniſche Sprache in die Flecken, Märkte und Buden zu gemeinem Gebrauch müſſe verbannt werden. Celio Calcagnino drückt in ſeinem Tractat Della Imitazione den Wunſch aus, die italieniſche Sprache möchte ganz aus der Welt verbannt werden, und Sigonio ſchrieb eine Rede über die Nothwendigkeit, den Gebrauch der lateiniſchen Sprache beizubehalten. Agoſtino Veſpuccio wußte dem Macchiavelli kein beſſeres Zeichen ſeiner Freundſchaft und Achtung zu geben, als daß er ihm ſchrieb, ſein Brief, obgleich in toskaniſcher Sprache geſchrieben, ſei ihm dennoch ſehr angenehm geweſen.[1]) Mario Corrado reizte den Manuzio beſtändig auf, die Feder gegen die italieniſche Sprache zu ergreifen. Am meiſten Fanatismus zeigte der Calabreſe Gabriele Barrio; außer ſeinen drei Büchern zu Ehren der lateiniſchen Sprache griff er in ſeinem geſchichtlichen Werk auch ſelbſt alle italieniſchen Schriftſteller an. Ueberhaupt beförderte die Wiſſenſchaft nur das Latein, auch die Juriſten bedienten ſich deſſelben, und einer ihrer gelehr-

1) Bandini, Collect. Monum. ad hist. litter. pertin., pag. 49.

teſten, Gravina, ſchrieb ein eignes Werk De lingua latina, Dialog. ad Em. Martinum, um zu der ausſchließlichen Kultur dieſer Sprache aufzufordern. Auch Anaſtaſio Germonio (Quaestiones pomerid. Sess. III, p. 236 und 239) und Flaminio (Lett. a Basilio Zanchi, p. 229, ed. Comin. del 1743) meinten, daß man die italieniſche Sprache zu Gunſten der lateiniſchen aufgeben müſſe. Selbſt der große Bembo, als Wiederherſteller der italieniſchen Sprache gefeiert, ſuchte Arioſto doch zu bereden, ſeinen Orlando in lateiniſchen Verſen zu dichten. [1]) Noch eine Legion von unbedeutendern Feinden erhob ſich, unter welchen wir nur Pietro Angelico, Lazzaro Bonamico, Lodovico Nogarola nennen. Die Meinung, daß die italieniſche Sprache nicht für die Erhabenheit des heroiſchen Gedichts, ſondern nur für Novellen, für harmoniſche Verſe leichten romantiſchen Inhalts fähig ſei, war ſo allgemein verbreitet, daß Caſtelvetro vor ſeiner Ueberſetzung von Ariſtoteles' Poetik, 1570, in dem Dedicationsbrief an Kaiſer Maximilian die Urſachen auseinander ſetzen zu müſſen glaubte, warum er dieſes Werk ins Italieniſche überſetzt habe, nämlich um zu beweiſen, daß man darin nicht bloß Liebe, ſondern auch ernſte und erhabene Dinge, Kunſt und Wiſſenſchaft, abhandeln könne, ohne ihre Reinheit mit fremden und ſcholaſtiſchen Ausdrücken zu beflecken. Wenn dies ſchon ein guter Anfang zur Rettung der Sprache war, ſo machte Triſſino mit ſeiner Italia liberata in italieniſchen Hexametern die Meinungen wieder ſchwankend, und Annibal Caro, welcher die Aeneïde in italieniſche Verſe überſetzte, und zwar (Lettere, Vol. II, p. 247) nur, um den Reichthum und epiſchen Schwung der Sprache zu zeigen, bewies damit vorerſt nur ihre Fähigkeit zu Ueberſetzungen.

Es iſt dabei doch ſehr bemerkenswerth, daß die vorzüglichſten Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, und welche ſich ſelbſt durch ihre italieniſchen Poeſien auszeichneten, wie Bembo, Sadoleto, Sannazzaro, Vida und A., doch immer nur die lateiniſche Sprache für ihre wiſſenſchaftlichen Werke vorzugsweiſe und als die einzig anwendbare gebrauchten. Dadurch ward die Anſicht, welche ſchon Petrarca und Boccaccio von der italieniſchen Sprache hatten, zweihundert Jahre ſpäter noch beſtätigt, und wenn

1) Baruffaldi, Vita dell' Ariosto, p. 131.

dieſes Urtheil gleich im Allgemeinen nicht als richtig anerkannt werden wird, ſo iſt doch, wenigſtens in der Poeſie, bis auf unſere Zeit der Beweis des Gegentheils immer noch nicht gelungen. Denn wenn die italieniſche Sprache in Allem, was in das Gebiet des Erotiſchen und Lyriſchen gehört, die höchſte Ausbildung erhalten hat, wenn man über den unzähligen Anſtrengungen für Verfeinerung der Sprache, für Vermehrung lieblicher Ausdrücke und harmoniſcher Zuſammenſtellungen der Wörter nicht ermüdet iſt, wenn nach Taſſo's vollendet zartem Amintas doch noch der in mancher Hinſicht zartere **Pastor fido** erſcheinen konnte: ſo ſind dagegen alle die, zwar wenigen, Verſuche, Dante's erhabenem Schwung zu folgen, bis jetzt verunglückt.

Doch erreichte die italieniſche Sprache wenigſtens in ihrer Sphäre im 16. Jahrhundert ihre Vollendung, und die vortrefflichen Nachfolger Petrarca's, Bembo und Caſtiglione, beſonders aber Arioſto, Bernardo und Torquato Taſſo und Guarini bezeichneten ihr die jetzt noch unverrückten Gränzen, innerhalb welcher ſie die ganze Fülle ihrer Anmuth, lieblichen Kraft und entzückenden Melodie allein entfalten kann, womit zugleich Dante's Bahn auf immer verlaſſen wurde. Daher iſt das 16. Jahrhundert das klaſſiſche der italieniſchen Sprache, es zeigte ihr das Gebiet, worin ſie wahrhaft glänzen kann, die Dichtungsarten, worin ihr ganzer Charakter und ihr reinſter Effekt mit dem Charakter der Nation in jenem lichten Punkt zuſammentraf, worin nur Ideal und geläutertſte Natur ſich zur Zeugung der ewig friſchen Meiſterwerke begegnen. Daher können wir ſicher ausſprechen, daß ein zweiter Dante in Italien vorerſt nicht mehr möglich iſt, und wäre er möglich, ſo würde er, was die Sprache betrifft, nicht mehr klaſſiſch ſein.

Ebenſo wenig konnten aber gegen dieſen Meiſterverein, der die innerſten Lebensſaiten des Volks angeſchlagen hatte, jene Freunde des Lateins das Feld behaupten, die ſich noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts gegen die italieniſche Poeſie verſchworen hatten. Ein Nebengrund ihres Mißlingens war ohne Zweifel auch die qualitative Schwäche ihrer Produkte, indem ſie zu ihren meiſt didaktiſchen Poeſien die damals ohnehin ſteife und trockene Wiſſenſchaft herüber zogen. Jacopo Sanazzaro ſchrieb ein Gedicht **De partu Virginis**; Girolamo Fracoſtoro verfaßte gar ein

Gedicht in drei Büchern über die Syphilis, welchem übrigens, eine moderne Barbarei, der Professor Cardella in Pisa in seiner Art nur Virgil's Georgicon vorzieht; Valenziano machte die Anatomie zum Gegenstand eines Gedichts, Girolamo Vida das Schachspiel, Teofilo Folengo trieb sich in der **poesia maccaronica** herum. Maffei (Verona illustr., Libr. III, pag. 103) führt aus der einzigen Stadt Verona einen Reichthum an lateinischen Dichtern an, der uns in Erstaunen setzt, während die sehr geringe Zahl italienischer Gedichte meistens schlechte Bearbeitungen enthält, wie die Uebersetzung des Juvenal und der Batrachomyomachie in Terzinen, und in derselben Versart eine Geschichte von Neapel und des Märtyrerthums des heiligen Simon von Trient.

G. Feste Begründung der Sprache durch die Grammatik. Wenn jene Pygmäen in ihrem Kampf gegen die Nationalsache, wozu die Sprache geworden war, untergehen mußten, so hatten sie ganz gegen ihren Zweck den großen Nutzen, daß das Nachdenken auf das Wesen und die Vorzüge der italienischen Sprache gerichtet wurde, und daß die Vertheidiger derselben gründliche Forschungen anstellten. Man fing nun, nachdem die Sprache drei Jahrhunderte im Gebrauch war, an, feste Principien in derselben zu suchen, und das, was sich im Lauf der Jahre als bewährt gefunden hatte, als feste Regel für die Spätern aufzustellen. Nachdem im Anfang des 16. Jahrhunderts zuerst Gianfrancesco Fortunio seine **Regole grammaticali della volgar lingua** [1]) und Liburnio die **Volgari Eleganze** herausgegeben hatten, trat der Venetianer Pietro Bembo auf, und gründete eine neue Epoche in der Geschichte der Sprache. Er hat zuerst die Regeln des italienischen Styls erforscht, und ihm hauptsächlich ist Italien die Verbreitung und den allgemeinen Gebrauch seiner Schrift und Sprache schuldig. Denn indem er den trockenen grammatischen Gegenstand mit der größten Eleganz und Auswahl in feinen Wendungen behandelte, brachte er es durch dieses Beispiel dahin, daß man endlich dieses Vorurtheil verbannte und die italienische Sprache auch zum Organ der Wissenschaft erhob, trotz des hartnäckigen Kampfes aller Pedanten.

1) Ankona, 1516. Sie hat nach Apostolo Zeno 15 Auflagen erlebt.

Seit 1502 fing Bembo an, einige Noten über die italieniſche Sprache zu ſchreiben, und gab ſie 1525 unter dem Titel Prose heraus. Es iſt nicht nach der Methode der Elementarbücher geſchrieben, aber mit vielem Scharfſinn und Geſchmack ſind darin die Vorzüge der Sprache und der Schriftſteller in einem meiſterhaften Dialog erklärt. Caſtelvetro ſchrieb eine rohe Kritik dieſer Prose, verwirrte aber mehr als er verbeſſerte.[1]) Bembo's Beiſpiel ging nicht verloren, und nachdem ſich noch Viele mit einzelnen Unterſuchungen über die Sprache abgegeben hatten[2]), ward noch in demſelben Jahrhundert eine methodiſche und ſyſtematiſche Sprachlehre ausgearbeitet, welchen wichtigen Dienſt zuerſt der florentiniſche Prieſter, Benedetto Buommattei durch ſeine zwei Bücher Della lingua toscana leiſtete. Auch Celſo Cittadini reiht ſich unter die beſſern Sprachforſcher durch ſeinen Trattato della vera origine e del processo e nome della lingua italiana, ferner die Origini della toscana favella und einen Trattato degli Idiomi toscani.[3])

---

1) Tiraboschi, Tom. VII, Libr. III, cap. 3.

2) Aus dem langen Verzeichniß von Grammatikern, welches Apoſtolo Zeno in ſeinen Note zu Fontanini gibt, bemerken wir nur die vorzüglichern aus dieſem erſten Jahrhundert der grammatiſchen Literatur:

La Grammatica volg. di M. Antonio Ateneo. Napoli, 1533.

Giambattiſta Palatino (ein Römer), Regole grammat. 1540, erlebte 7 Auflagen bis 1561.

Jacopo Gabriello, Regole gramm. Venedig, 1545.

Osservazioni della lingua volg. di diversi uomini illustri. Venedig, 1562.

I quattro Libri delle Osservazioni della volg. lingua di Lodov. Dolce. Venedig, 1562.

Pierfrancesco Giambullari, Della lingua che si parla e scrive in Firenze, e un Dialogo di Giambattista Gelli sopra la difficoltà dell' ordinar detta lingua. Florenz, 1551.

Giambullari, Origine della lingua fiorentina. Florenz, 1546.

3) Sehr fruchtbar war beſonders das 18. Jahrhundert an grammatiſchen Arbeiten, wovon hier die vorzüglichern folgen:

Benedetto Rogacci, Pratica e compendiosa Istruzione a' principianti circa l'uso emendato ed elegante della lingua italiana. Rom, 1711. 2. Auflage 1765. Seine Regeln ſind vollſtändig und genau, die Beiſpiele hätte er vielleicht beſſer aus den Klaſſikern genommen, ſtatt ſie ſelbſt zu erfinden.

Man ſieht übrigens aus dieſen Werken, daß die Toskaner und beſonders die Florentiner eine Hauptſtimme in Hinſicht der Sprache in Anſpruch nahmen. Sie glaubten ſich durch das Alter ihres Idioms, durch die vorzüglichen Dichter, die in demſelben ſchrieben und durch Bemühungen um Veredlung deſſelben zum

---

Girolamo Gigli, Regole per la toscana favella. Rom, 1721, und Lezioni di lingua toscana. Venedig, 1722. Er macht manche dichteriſche Wendung zur Regel.

Domenico Maria Manni, Lezioni di lingua toscana. Florenz, 1737. Sehr minutiöſe Forſchungen, oft über Kleinigkeiten, aber für Gelehrte brauchbar.

Salvatore Corticelli, Grammatica. Zeichnet ſich durch gute Methode, Genauigkeit und Klarheit der Regeln und Reichthum an den beſten Beiſpielen aus. Lucheſini nennt ſie die beſte Grammatik, welche die Italiener haben.

Giov. Batiſta Pecci, Trattato sopra le regole per parlare e scriver toscano. Siena, 1767.

Girolamo Andrea Martignoni, Nuovo Metodo per la lingua italiana estensivo a tutte le lingue. Mailand, 1755. 2 Bde.

Ildefonſo Valdaſtri, Corso teorico di lingua italiana, e logica. Guaſtalla, 1783. Philoſophiſche Unterſuchungen über die Sprache.

Folgende haben nicht gerade Grammatiken geſchrieben, aber ſchätzbare Beiträge zu dem Studium derſelben geliefert:

Cinonio, Osservazioni della lingua ital. In einer neuen Auflage mit Anmerkungen bereichert von Girol. Baruffaldi. Ferrara, 1709. Von Neuem mit Anmerkungen von Baldraccani. Venedig, 1722. Dem Werke gab die Vollendung Luigi Lamberti in der Ausgabe von Mailand, 1809. 4 Bände.

Bartoli, Il torto e il diritto del Non si può. Neapel, 1717. 2 Bde. Dieſes gegen das Wörterbuch der Crusca gerichtete Werk wurde theilweiſe widerlegt von Niccolò Amenta, welcher aber wieder einen Kritiker fand in Giuſeppe Cito.

Schon im 17. Jahrhundert ſchrieb der Kardinal Sforza Pallavicini in Padua Avvertimenti grammaticali. Dieſelben Ideen wurden in neuer Form mit einigen Zuſätzen herausgegeben von einem Unbekannten: Idea generale del Vocabolario della Crusca, ed osservazioni intorno alla moderna ortografia ital. con un piccolo trattato della poesia ital. Ozio d'Alcindo Menonio. Foligno, 1756 in 4.

Paolo Gagliardi, Cento osservazioni di lingua, nelle quali si spiegano diversi modi particolari, usati dalla lingua toscana. Bologna, 1740. Bemerkungen über verſchiedene Theile der Grammatik, wie ſie ſich durch Zufall darboten.

Schiedsrichteramt berechtigt, fanden aber heftigen Widerſpruch nicht nur in Italien, ſondern auch in den andern toskaniſchen Städten. Schon ein großer Streit erhob ſich über die Frage, ob die Sprache florentiniſche oder toskaniſche oder italieniſche ſollte genannt werden. Claudio Tolommei fand die Sache ſo wichtig, daß er, um eine Disputation darüber anzuregen, ein großes Werk in Quart ſchrieb, Il Cesano, Dialogo nel qual si disputa del nome con cui si dee chiamare la volgar lingua. Venezia, 1555. Er fand auch manche Gegner, wie Girolamo Muzio in ſeinem Werk Delle Battaglie, Varchi in ſeinem Ercolano. [1]) Von nun an zeigte ſich unter den toskaniſchen Schriftſtellern der Eifer beſtändig wach, ihrem Dialekt den einmal uſurpirten Platz zu erhalten. Alle fremde Schriften wurden nach toskaniſchen Sprachregeln kritiſirt, alle Zuſätze, womit die Sprache ſich bereicherte, wurden auf toskaniſche Art gemodelt. Man erboſte ſich über Dante, daß er, der eine Sprache erſt gründen wollte, die noch Boccaccio's und Petrarca's Beſtätigung bedurfte, ſich ſchon die Befugniß herausnahm, ſie allgemeine italieniſche Sprache zu nennen, und machte zum Theil mit vieler Heftigkeit geltend, daß der toskaniſche Dialekt die eigentliche Schriftſprache ſei. Unter den vornehmſten Kämpfern für Toskana wird auch Machiavelli genannt, ohne daß er indeß als Verfaſſer der darauf bezüglichen Schrift erwieſen iſt. [2]) Die Saneſen erhoben ein

---

1) L'Ercolano, Dialogo nel qual si ragiona delle lingue, e in particolare della Toscana e della Fiorentina. Florenz, 1570. 4. Aufl. 1744.

2) Niccolò Machiavelli, Discorso in cui si esamina se la lingua in cui scrissero Dante, il Boccaccio e il Petrarca, si debba chiamare italiana, toscana o fiorentina. Findet ſich in dem 5. Band der vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke. Der Verf. bemüht ſich, darin zu zeigen, daß Dante's Sprache noch mehr als die Boccaccio's rein florentiniſch ſei. Er kleidet dies in ein Geſpräch zwiſchen ſich und Dante ein, worin dieſer (natürlich, da er todt iſt, und ihm die Antworten von ſeinem Gegner in dem Mund gelegt werden) ſich zuletzt für beſiegt erklärt und zugeſteht, er habe nicht italieniſch, ſondern florentiniſch geſchrieben. Man hat vielfach bezweifelt, daß dieſes Machwerk von Machiavelli ſei, und zu ſeiner Ehre möchten wir es ſelbſt bezweifeln. Die kindiſchen Argumente, der höchſt gemeine Styl, der leidenſchaftliche Patriotismus, der ſich in Beſchimpfungen und Ungezogenheiten Luft macht, mögen einen gemeinen Schwachkopf, aber keinen Machiavelli verrathen.

großes Geſchrei über die Anmaßung der Florentiner, und verlangten im Gegentheil, daß die Sprache ſaneſiſche genannt würde. Dieſe noch tollere Idee wurde verfochten von Scipione Bargagli, Celſo Cittadini und Beliſario Bulgarini. Die Frucht des Kampfes war, daß Jeder deſto feſter auf ſeiner Meinung beharrte. Dieſer widerliche philologiſche Streit dauert durch alle folgende Jahrhunderte bis jetzt immer fort, und wird ſchwerlich ſobald beendigt ſein, indem die Toskaner ihr Recht auf die alten Vorzüge und auf ihre allerdings unläugbaren Verdienſte um die Sprache gründen. Doch haben ſie unter den bedeutendſten Gelehrten Italiens ihre Gegner gefunden. Jacopo Paſſavanti, ein von den Florentinern gefeierter Schriftſteller, bewies ihrem Dialekt nicht mehr Vorliebe als den übrigen, und Vellutello, Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, meinte, daß der florentiniſche Dialekt der ſchlechteſte unter allen toskaniſchen ſei. Boccaccio hat freilich behauptet, er habe in florentiniſcher Sprache geſchrieben, doch nur in dem Sinn der beſten Sprache, und mit häufiger Benutzung der lateiniſchen Syntax. Auch iſt der Vorwurf von Salviati nicht ganz ohne Grund, welcher ſagt, daß Boccaccio ein vorzüglicherer Schriftſteller wäre, wenn er ſeine Schriften nicht mit einigen hundert florentiniſchen Wörtern „beſchmuzt" hätte. Selbſt Bembo ſagt, daß, um gut italieniſch zu ſchreiben, es von geringem Gewicht ſei, in Florenz geboren zu ſein, denn ſchon zu ſeiner Zeit habe ſich dort die Sprache Boccaccio's ſehr verändert.[1]) Girolami Gigli (Lezioni, pag. 96 ff.) weiſt den den Florentinern eine Menge Fehler ihres Dialekts nach, und gibt ihnen in ſeiner Orazione in lode della toscana favella, pag. 18 einige Regeln, wonach ſie ihren Dialekt reinigen ſollen, um ihn zur allgemeinen Sprache zu erheben. Auch Quadrio (Storia e Ragion d'ogni Poesia, Vol. I, Libr. I, cap. 7) findet in vielen ihrer Schriftſteller Toskanismen und Florentinismen, und Muratori (Della perfetta Poesia, Libr. III, cap. 8) behauptet, die Toskaner könnten ſich ohne gründliches Studium der Grammatik nicht den Ruhm beimeſſen, gut italieniſch zu

1) Daſſelbe behaupten auch Varchi, Ercolano, Libr. IX, cap. 8, p. 293. Guſtavini in ſeiner Ausgabe des Taſſo, Venedig, 1735, Tom. II, p. 536, und Apoſtolo Zeno, Bibl. Tom. I, p. 319.

ſchreiben, obgleich ſie den beſten unter allen Dialekten hätten. Auch in der neuern Zeit rückt ihnen beſonders Napione (Uso e pregi della lingua italiana, Libr. III, cap. II, §. 6) daſſelbe vor, wogegen ſich wieder Roſini in einem 127 Seiten langen Brief an V. Monti auf das Beſtimmteſte verwahrt. Indeſſen ſteht nach Allem die Thatſache doch feſt, daß Davanzati in ſeiner Proſa und Lippi, Berni, Buonarroti, Baldovini und Andere in ihren Verſen bloß den toskaniſchen Dialekt als ſolchen gebraucht haben, und daß die Toskaner wohl thun, die reine italieniſche Sprache immer aus den beſten Schriftſtellern zu erlernen, ebenſo gut aus dem Nichttoskaner Taſſo, als aus dem Toskaner Petrarca, welcher nie in Florenz war.

Eine neue Nahrung erhielt der Streit auch durch die Wörterbücher, welche zugleich mit den Sprachlehren ans Licht traten. Das älteſte iſt wohl das von Lucilio Minerbi, Vocabolario delle voci usate dal Boccaccio nel Decamerone, 1535, welchem bald Fabricio Luna, Vocab. di cinque mila vocabuli toschi del Furioso, Boccaccio, Petrarca e Dante, Napoli, 1536, Alberto Accariſio's Wörterbuch mit Grammatik und Orthographie, 1543, und eine lange Reihe ähnlicher Werke folgte. Um ſich bei dem großen Sprachſchisma den Sieg zu vergewiſſern, ſchritten nun die Florentiner zu einem Werk, das ihnen allerdings Ehre und der Literatur großen Gewinn brachte. Dies war das Wörterbuch der Crusca. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts kamen die Akademien in Unzahl auf, worunter hier die Academia della Crusca gehört. Cosmus I., in ſeinem ruhmwürdigen Eifer die italieniſche Sprache zu veredeln, benutzte dazu die florentiniſchen Akademiker (ſeit 1540), und ermunterte ſie, die vorzüglichſten Schriften der alten Klaſſiker von jedem Inhalt ins Italieniſche zu überſetzen. So bearbeitete Varchi den Boethius und Seneka, und Segni verſchiedene Werke des Ariſtoteles. Da aber der Herzog den Gelehrten keinen Gehalt noch Prämien ausſetzte, ſo folgten ſie bald ihrer eignen Neigung. An ihren Verſammlungstagen wurden Vorleſungen gehalten entweder über eine Terzine des Dante oder ein Sonett des Petrarca, und dieſe beiden Dichter bildeten die gewöhnliche Unterhaltung und das fortwährende Studium der Akademiker. Beſonders wurde Petrarca der Gegenſtand wahrer Abgötterei; kein Styl fand mehr Gnade,

als der nach dem seinigen gebildet war. Die Vorlesungen waren nach dem Geschmacke des gelehrten Jahrhunderts voll platonischer und aristotelischer Doktrin. Doch scheint es, daß dieser Platonismus nicht allen Akademikern zusagte, denn 1582 traten einige aus der alten Versammlung aus, und wählten sich einen Garten und angenehmere Stoffe der Unterhaltung. Salviati gab dieser neuen Akademie Ordnung, Form und Leben, und vereinigte in ihr die beiden Zwecke des Studiums und des Vergnügens. Er gab der Gesellschaft den Namen **Cruscata**, und von dem Beutelkasten, welchen sie im Schild trug, kam der Name **Crusca**, Kleie. Aus ihr gingen nachmals die größten Literaten Toskanas hervor. Sie wurde nach manchen Schwierigkeiten am 25. März 1587 eröffnet.[1]) Ihr Hauptnerv war immer Leonardo Salviati, der berühmteste Grammatiker von Florenz (geb. 1540). Ihm verdankt unstreitig die Sprache außerordentlich viel. Sein bestes Werk ist **Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone**, in welchem er weitläufige Vorschriften zum richtigen Styl gibt. Seine Fruchtbarkeit im Schreiben über die geringsten Dinge beweist ein dicker Band, den er über den Buchstaben **e**, als Conjunction betrachtet, geschrieben hat. Ihm gebührt auch die Ehre, die Hauptidee zu dem großen Wörterbuch gegeben zu haben, dessen Vollendung er indessen nicht erlebte. Bei der Abfassung dieses Wörterbuchs führte wieder das alte Grundübel, der Municipalgeist, die Feder. Die Akademiker nahmen zum Stoff desselben nur Wörter aus toskanischen Schriftstellern, und man gibt ihnen sogar Schuld, daß sie da, wo bessere fehlten, alle Chroniken, Legenden, anonyme Uebersetzungen, selbst kleine Schriften ohne Titel in Contribution setzten, während kein nichttoskanischer Schriftsteller unter die Klassiker gerechnet wurde, außer Bembo und Ariosto, der Erstere aus Dankbarkeit für seine Vertheidigung des florentinischen Dialekts, der Letztere aus Consequenz, weil die Crusca schon früher in einem leidenschaftlichen, höchst ungerechten Kampf gegen Tasso den Ariosto über diesen erhoben hatte. Durch ein hartnäckiges Festhalten am 14. Jahrhundert brachten sie aber in ihr Wörterbuch eine große Verwirrung, indem jeder Schriftsteller

1) Algarotti, Lett. al Zanotti intorno all' origine dell' Accademia della Crusca. Maffei, Stor. della lett. ital., Libr. III, cap. 1.

dieſer Zeit ſeinen eignen ſehr markirten Styl hatte, und ſich alſo unter den meiſten Wörtern die verſchiedenartigſten Bedeutungen vereinigten. Mit dieſem Geſchütz ihres Wörterbuchs erklärte nun die Crusca den Krieg ſelbſt gegen Schriftſteller, welche bei dem ganzen Volk anerkannt und beliebt waren. Dies Benehmen brachte alle Gelehrten des übrigen Italiens in Aufruhr, und zog ihr viele und mächtige Feinde zu. In Forli erhob ſich Mambelli, bekannter unter dem Namen Cinonio, mit ſeinen Osservazioni della lingua ital.; Daniello Bartoli ſetzte in ſeiner Ortographia italiana und beſonders in ſeinem: Il torto e il diritto del Non si può, dem akademiſchen Despotismus eine Anarchie entgegen, indem er zu überzeugen unternahm, daß in der italieniſchen Sprache entweder keine Geſetze ſind, oder die Willkür der guten Schriftſteller ſie bricht. Andere hartnäckige Gegner ſind: Niſieli, Giambattiſta Doni, Giulio Cittonelli, Aleſſandro Taſſoni, Paolo Beni (Letzterer ſchrieb eine Anti-Crusca). Am meiſten ſchadete der Akademie ihr Kampf mit Taſſo, den ſie nicht unter die klaſſiſchen Schriftſteller aufnehmen wollte.[1]) Sie wurde beſiegt und gezwungen, die Autorität der Bekämpften anzuerkennen. Sie blieb am Ende nicht unempfindlich gegen alle dieſe Angriffe, und arbeitete 1620 eine neue Ausgabe ihres Wörterbuchs aus. Bei dieſer Gelegenheit wird ihr die Kriegsliſt zum Vorwurf gemacht, daß ſie, um die Schmach ihrer Niederlage zu decken, jetzt durch die Autorität der Schriftſteller des 14. Jahrhunderts gerade die nämlichen Ausdrücke vertheidigte, wegen deren ſie vorher ihre

1) Den Streit gegen Taſſo erregte nebſt einigen andern obſcuren Gründen der Crusca beſonders Baſtiano de' Roſſi. Das ganze Zerwürfniß gründete ſich auf den Haß und die Feindſchaft zwiſchen den Höfen von Toskana und Ferrara, an welchem letztern Taſſo Dichter war, und auf einige Ausdrücke in den proſaiſchen Schriften Taſſo's, welche den Florentinern mißfielen, vielleicht, wie Napione meint, auch auf den Umſtand, daß der einzige Spion, der in der Gierusalemme vorkommt, ein Toskaner iſt (Canto XIX, st. 81). Der ganze Streit iſt ausführlich erzählt von Fontanini (Aminta difeso, cap. 11), und etwas kürzer von Galluzzi (Istoria del Granducato di Toscana, Libr. IV, cap. 10, p. 453). Die beſte Geſchichte der Crusca iſt enthalten in einem Brief Algarotti's (Lett. al Zanotti di Pisa, 2. Marzo, 1764. Opere, Tom. X, pag. 392).

Gegner Neuerer und Verderber genannt hatte. [1]) Indeſſen dieſer verdeckte Rückzug half wenig, das gelehrte Publikum war nicht befriedigt, die Angriffe erneuerten ſich, und die Crusca war genöthigt, eine dritte verbeſſerte Ausgabe ihres Wörterbuchs zu veranſtalten, welche 1691 in 3 Bänden erſchien.

Sehr ſchwächten das Anſehen der Crusca auch noch die Kämpfe um das Primat in der Sprache zwiſchen Florentinern und Saneſen, welche übrigens bis in die neueſten Zeiten dauerten. Sie gingen ſo weit, daß der Papſt Alexander VII., ein geborner Saneſe, eine ſolche Feindſchaft gegen die Crusca hegte, daß, um ſeine Gunſt zu verlieren, ſchon genügte, jener Akademie anzugehören, ſie oder das Wörterbuch zu loben, daher Magalotti einen ſeiner Freunde davor warnen zu müſſen glaubte. [2]) Einer der thätigſten unter dieſen ſaneſiſchen Gegnern war Girolamo Gigli, welcher verlangte, daß die von der heiligen Katherina von Siena und einigen andern Schriftſtellern gebrauchten Worte und Redensarten, deren er bei 500 geſammelt hatte, in das Wörterbuch der Crusca aufgenommen werden ſollten. Um ſeine Abſicht beſſer zu erreichen, hatte er vor, die vorzüglichſten ſaneſiſchen Schriftſteller in 37 Bänden herauszugeben. Hiervon ließ er zu Lucca die Werke der Katherina drucken, und ſchrieb ein Wörterbuch über die Redensarten ſeiner Heiligen. Er wünſchte zur Empfehlung deſſelben einen Brief von der Crusca, erhielt ihn aber nicht, jedoch von 56 andern italieniſchen Akademien, die er alle ſeinem Wörterbuch vordrucken ließ. Daher denn ein heftiger Kampf. Gigli war gerade nicht ſehr gelehrt, aber ſehr beißend. Wenn man alle ſatiriſche Ausfälle gegen die Florentiner und ihre Akademie aus ſeinem Vocabolario Cateriniano ausſtreicht, ſo wird es ein dünnes Bändchen, das manches Gute enthält, und von der Crusca in der letzten Ausgabe ihres Werkes (1729—37 in 6 Bänden) benutzt worden iſt.

Dieſe letzte Arbeit hat indeſſen auch nicht die Gelehrten zufrieden geſtellt. Theils erblickt man mit Mißmuth darin die alten toskaniſchen Anſprüche auf Geſetzgebung in der Sprache, theils

1) Lunati, Cenni sull' origine, sul progresso e stato attuale della lingua ital. §. 8.

2) Magalotti, Lettere famigl., Tom. I, pag. 90.

hat Italien im vorigen Jahrhundert in den Wiſſenſchaften große Fortſchritte gemacht, den Kreis der Ideen und folglich der Ausdrucksweiſen bedeutend erweitert, ſodaß wieder viele Lücken auszufüllen und manches Veraltete auszuſcheiden iſt. Ueber das Was und Wie herrſcht aber eine große Verſchiedenheit in der Meinung. Ceſarotti und Magalotti beklagen ſich, daß die alten und außer Gebrauch gekommenen Ausdrücke auf gleiche Art bezeichnet ſind, wie diejenigen, welche nur Laune und Neuerungsſucht verſtoßen hat, Lucheſini dagegen lobt dies Verfahren der Akademie. Dieſe ſagt ſelbſt in ihrer Vorrede, ſie habe jene Wörter aufgenommen, nicht ſowohl damit ſie die neuern Schriftſteller anwenden ſollen, ſondern damit man die alten verſtehen könne. Carena bemerkt aber dazu, daß hierdurch in den folgenden Ausgaben die Menge der verbrauchten Wörter ſo anwachſen werde, daß der Zuwachs dem Ausgeſchiedenen nicht mehr gleich komme, und er ſchlägt daher vor, den veralteten Wörtern ein eignes Lexikon zu widmen, welches Monti Museo della Lingua nannte. [1]) Monti und Bottari verwerfen wieder viele Worte, die aber in Toskana im Gebrauch ſind, und daher im Vocabolario nicht werden geſtrichen werden. Sehr verdient um das Wörterbuch machte ſich Bergantini durch ſeine Vorſchläge, welche ſpäter Pasquale Tommaſi in der neapolitaniſchen Ausgabe des Vocabolario von 1740 benutzt hat. [2]) Viele und vortreffliche Zuſätze gaben auch Clementino Vannetti von Roveredo († 1795) und der Jeſuit Girolamo Lombardi von Verona († 1792), deren Arbeiten Ceſari in ſeiner

1) Cesarotti, Opere, Tom. I, p. 128. Magalotti, Lettere famigl., Tom. II, p. 66. Monti, Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al Vocabolario della Crusca. Grassi, Sulle origini della lingua. Giacinto Carena, Osserv. intorno ai Vocabol. della lingua ital. Vorrede, S. 10 u. 11.

2) Bergantini gab die Früchte ſeiner Studien über die Klaſſiker in folgenden Werken heraus: Della volgare Elocuzione illustrata, ampliata e facilitata, Vol. I, contenente A. B. Das Werk ſollte 12 Bände füllen, blieb aber unvollendet. — Dizion. ital. ovvero voci di acrittori ital. separatamente da quelle, che aono aul Vocab. commune. Venedig, 1753. — Dizionario di Eloquenza ital. Manuſcript. Hiervon ein Auszug: Voci ital. d'Autori approvati dalla Crusca nel Vocab. di essa, non registrate con altre molte appartenenti per lo più ad arti e acienze, che ci sono somministrate similmente da buoni autori. Venedig, 2. Aufl. 1760.

Ausgabe von 1806 aufgenommen. Ildefonſo gab die Idee und den Apparat zu einem neuen Wörterbuch (gedruckt zu Florenz 1813), worin aber der alte Geiſt ſpukte, indem er verlangte, daß man beſonders toskaniſche techniſche Wörter aufnehme, oder daß man die fremden toskaniſire. Dagegen ſind Napioni und Bettinelli der Meinung, daß alle Dialekte Anſprüche haben, die italieniſche Sprache zu bilden und zu bereichern. Bettinelli ſchlägt vor, daß in jeder Provinz ein beſonderes Dialektswörterbuch gemacht werde, um nachher von unparteiiſchen Gelehrten ein allgemeines Lexikon verfaſſen zu laſſen.[1]) Eine andere Bahn zeigt Carena (in den angef. Osserv. S. 8), und findet die einzige Verbeſſerung darin, daß Gelehrte in allen Zweigen der Wiſſenſchaft mit techniſchen Ausdrücken zu dem Wörterbuch beitragen. Er ſelbſt gab Zuſätze aus der Naturlehre, während Ferrari (Lettera al Cav. Monti sopra ciò che appartiene alla milizia nel divisamento del gran dizion. della lingua ital. Piacenza, 1819) den Militairwiſſenſchaften einen Platz in dem Vocabolario zu verſchaffen ſuchte. Außerdem kommt dem Gedächtniß der Crusca noch zu Hülfe der Catalogo d'alcune Opere attenenti alle scienze, alle arti ed ad altri bisogni dell' uomo; le quali quantunque non citate nel Vocabol. della Crusca meritano per conto della lingua qualche considerazione. Mailand, 1812. Angehängt ſind tre lezioni sulle doti di una culta favella. (Der ungenannte Verfaſſer iſt der Abbate Colombo.) Ferner Poggiali, Serie de' testi di lingua; angehängt iſt ein Catalogo di Opere non citate nel Vocab., di autori però in esso allegati, ferner ein Catalogo di opere

1) Auch iſt zu ſolchen Werken ſchon der Anfang gemacht, und gibt es verſchiedene Dialektswörterbücher:

Giovan Battiſta Melchiorri, Dizionario Bresciano.

Gaetano Patriarchi, Dizion. Padovano, citirt von Ceſarotti, Opere Tom. I, pag. 217.

Michele del Bono, Dizion. Siciliano, cit. von Zaccaria, stor. lett., Tom. XI, pag. 5.

Giov. Brunacci, Lezione d'ingresso all' Academ. de' Ricovrati di Padova, ove si tratta delle antiche origini della lingua volgare padovana e d'Italia. Venezia, 1759.

Gigli, Vocab. Cateriniano.

scritte in buona favella di autori non citati nel Vocab. Livorno, 1813. An übrigen Arbeiten dieſer Art iſt kein Mangel. Ferner gibt es Reimwörterbücher, worunter das von Roſasco (erſchien zuerſt zu Padua 1763) allgemein gebraucht iſt, und 1819 die zweite Auflage erlebte, Baruffaldi ſchrieb gar ein Rimario über die rime sdrucciole (Venedig, 1755). Auch die urſprünglichen Redensarten erhielten einen gelehrten Erklärer an dem Pater Sebaſtiano Paoli (Modi di dire toscani ricercati nella loro origine. Venedig, 1740). Die Lexikomanie ging ſo weit, daß Baruffaldi, nachdem er ein unvollendet gebliebenes Wörterbuch der Nomina propria angefangen hatte, ſogar ein Dizionario ditirambico e baccanalesco ſchrieb. [1])

Eine große Bereicherung gab der Sprache ſchon vorher der Abbate Alberti di Villanova durch ſeine Dizion. enciclopedico (in 7 Bänden, 1797), in welchem er durch eine Menge Ausdrücke aus dem Bereich der Wiſſenſchaften und Künſte, der Induſtrie und des Handels die Lücke ausfüllte, welche die Crusca nach ihrem Plan ſtets laſſen zu müſſen glaubt. Man wirft ſeinem Werk zu wenig Beiſpiele zur Erklärung der Worte und einige Nachläſſigkeit in den Citaten vor. [2]) Ein ebenfalls ſehr nützliches Unternehmen ſind die ſynonymiſchen Wörterbücher, wozu Carlo Coſtanzo Rabbi den Anfang gemacht hat. Sein Werk kam zuerſt heraus zu Bologna 1732, dann zu Bergamo 1744. Aleſſandro Bandiera vermehrte es mit Zuſätzen, Venedig 1756, und dann erlebte es noch mehre Auflagen. Das beſte Werk dieſer Art iſt das von N. Tommaſeo, Nuovo Dizion. dei Sinonimi, Firenze 1838. Ueberhaupt aber iſt in der neuern Zeit die Sprachforſchung eine wahre Leidenſchaft der Italiener geworden, wie denn die letzten zehn Jahre elf große dick- und vielbändige Wörterbücher haben entſtehen ſehen, zwei in Bologna, eins in Venedig, zwei in Mailand, zwei in Padua, eins in Pavia, zwei in Livorno und eins in Neapel. Und alle dieſe maſſenhaften Werke haben doch noch Lücken gelaſſen, welche Giov. Gherardini für die künftigen Sprachforſcher in einer großen Arbeit zuſammen-

1) Zaccaria, Stor. lett. d'Italia, Tom. XIV, pag. 357. 366.

2) Lucchesini, Illustrazioni delle lingue antiche e moderne, Vol. I, cap. 9.

ſtellt, wovon der erſte Band 1838 zu Mailand erſchienen iſt (Voci e maniere di dire italiane additate a' futuri vocabolaristi). Unterdeſſen rüſtet ſich auch die Crusca zu einer neuen Auflage ihres Vocabolario, das bis jetzt bis zum Buchſtaben M vorgerückt iſt.

Wenn wir uns nun zur Unterſuchung über den gegenwärtigen Stand der italieniſchen Sprache unter den vorzüglichen Forſchern umſehen, ſo fällt uns vor Allem eine widrige Lobhudelei, ein wahres Coquettiren mit der Sprache auf, die in ihrem Grund und Weſen jedenfalls weit von der Vorliebe der Araber verſchieden ſind. Man dichtet ihr alle mögliche Eigenſchaften an, Kraft und Weichheit, Reichthum und Präciſion, Biegſamkeit und Würde, die ſie geſchickt machen ſollen für den Ausdruck der leichtfertigſten wie der erhabenſten Gedanken, als Trägerin aller Wiſſenſchaften und Künſte. Es gibt keinen italieniſchen Schriftſteller über ſeine Sprache und Literatur, der nicht dieſer Anpreiſung ein eignes Hauptkapitel in ſeinem Buch widmet, dabei alle Lobreden früherer Schriftſteller ſammelt, kritiſirt, gewöhnlich ſehr richtig findet, und dann ſeine eignen, die daſſelbe ſagen, dazu ſetzt. Wer die Schriften von Bembo, Varchi, Lollio, Salviati, Buommattei, Dati, Salvini, Velo, Gravina, Maffei, Quadrio, Algarotti, Bettinelli, Roſasco, Denina, Lucheſini, Napioni durchlieſt, wird dies beſtätigt finden; doch kann man in dieſer Hinſicht von den Meiſten ſagen, was Lucheſini an Roſasco tadelt, daß ſie mit einem großen Aufwand von Worten ſehr wenig ſagen. Das Lob, worin Alle übereinſtimmen, bezieht ſich auf zwei Eigenſchaften, eine außerordentliche Weichheit und einen großen Reichthum, in welchen ſie alle andern übertreffen ſoll. Die erſtere Eigenſchaft muß ihr unſtreitig zugegeben werden, iſt aber nur ein Vorzug für eine gewiſſe geringere Gattung der Poeſie, und wenn wir der italieniſchen Sprache den Flug der Lerche gerne gönnen, ſo müſſen wir ihr die Adlerſchwingen völlig abſprechen. Keine Sprache mag ſo gut geeignet ſein zum Ausdruck zarter Empfindungen, zur Beſchreibung lieblicher Zuſtände, welche das Sonett, die faſt ausſchließliche Dichtungsart, und das Paſtoraldrama zum Organ gewählt, aber eine höhere Gattung macht die idylliſche Weichheit kaum möglich. Keine andere Sprache mag auch ſo viele Poeten (und was dazu gerechnet wird) im eigentlichſten

Sinn hervorgebracht haben, und noch weniger ſo viele Reimwerke, die ohne weitern Gehalt nur durch den harmoniſchen Laut dem Ohre ſchmeicheln ſollen. Wenn dies für die Dichtkunſt geradezu ein Verderben iſt, ſo iſt die Weichheit der Sprache für die Wiſſenſchaft auch kein Vortheil. Alle italieniſche Wörter endigen mit Vocalen, und da ſie ſich von einer kräftigen Conſonantenſprache ableiten, ſo mußte meiſtens dem Wort noch eine Silbe angehängt werden, was die Zahl der Silben ungemein häuft, und die Wörter breit macht, ohne ihnen darum mehr Sinn und Kraft zu geben. Die Reflexion verliert ſich in einem Schwall von Silben, ebenſo wie dem dichteriſchen Auge die Ueberſicht der Bilder erſchwert wird, abgeſehen davon, daß gerade eine zu große Vorliebe für dieſe Weichheit die Feder der Dichter wie der Gelehrten auf Abwege führt. Der andere Vorzug, des Reichthums, möchte wohl noch weniger klar ſein; er gründet ſich hauptſächlich auf die Menge von Synonymen, und kommt weder den Gelehrten, noch den Dichtern, nach ihrem eignen Geſtändniß, zu Gute, im Gegentheil ſind die vielerlei Wörter für dieſelbe Idee der philoſophiſchen Genauigkeit höchſt nachtheilig.

Im Allgemeinen werden die Italiener, ſo lange ſie ohne gründliche Kenntniß unſerer deutſchen Sprache und Literatur über die Vorzüge der ihrigen polemiſiren, immer nur Schlachten in einer dunkeln Kammer liefern. Nur dem Kenner anderer Sprachen kommt ein Urtheil über die Vorzüge der ſeinigen zu, und die wahre Feuerprobe, welche allein den Reichthum, die Biegſamkeit, Kraft, kurz alle glückliche Eigenſchaften eines Idioms bewährt, ſind Ueberſetzungen aus allen andern. Es iſt dabei auffallend, daß gerade die italieniſchen Gelehrten, welche durch vortreffliche Ueberſetzungen ihre Bekanntſchaft mit andern Sprachen bewieſen haben, die ihrige am wenigſten loben, ſondern vielmehr zu deren Ausbildung und Bereicherung dringend auffordern. Ueberhaupt erheben ſich auch ſonſt hier und da Stimmen, welche das enthuſiaſtiſche Selbſtlob etwas abkühlen. Hören wir, was ein Kenner, der Akademiker Lorenzo Mancini zu Florenz, über ſeine Sprache urtheilt: „Die italieniſchen Dichter ſind viel öfter in dem Fall und durch ſtrenge Kunſtgeſetze genöthigt, in ihrer poetiſchen Sprache Wörter und Redensarten, die allgemeine Gültigkeit haben, auszuſchließen, als ſie die Freiheit haben, neue

Wörter für ihre Zwecke zu erfinden oder ungewöhnliche anzuwenden. Sie müſſen alſo die Sprache mehr negativ gebrauchen. — Die italieniſche Sprache iſt in jeder Hinſicht reich, aber wie wenig kann der Dichter von dieſem Reichthum anwenden. Die Biegſamkeit, womit die italieniſche Sprache den Sinn der Ideen durch Vermehrung oder Veränderung der Endſilben verſtärken oder ſchwächen kann, iſt dem Dichter von wenig oder gar keinem Nutzen. Die vielen Diminutiven, Accrescitiven, Peggiorativen kann er, als zu trivial oder lächerlich, nicht gebrauchen. Nur wenige vezzeggiativi und superlativi, recht angebracht, finden Gnade, die erſtern für die lyriſche Anmuth, die andern für die epiſche Würde. Daſſelbe iſt der Fall mit einer Menge ſehr affektvoller und bezeichnender Wörter, da ſie der Würde entbehren; der Dichter muß ſich, um ſie zu vermeiden, mit Umſchreibungen helfen, welche eleganter ſind, aber nicht die ſchlagende Wirkung thun. Alſo auf Excluſion gründet ſich ein großer Theil der Eigenthümlichkeiten der italieniſchen poetiſchen Sprache, und man bemerkt bei den Klaſſikern, daß ſie um ſo ſparſamer und zurückhaltender im Gebrauch der Worte ſind, je würdiger und erhabener der Ton ihres Geſanges iſt. Was Dante, der ſein Gedicht Komödie nannte, für erlaubt hielt, was Arioſto nicht verſtieß, findet bei dem ernſten und oft erhabenen Taſſo, bei der ausgeſuchten Muſe Metaſtaſio's und dem ſtrengen Alfieri keinen Platz. Die Letztern haben die allgemeine Sprache wenig gebraucht, und der Sprachforſcher erhält aus ihren Werken eine geringe Ernte." [1]) Auch Giuſeppe Manno klagt in ſeinem Werk **Della Fortuna delle parole (Torino, 1831)** über die Armuth der italieniſchen Sprache in Bezeichnungen der geiſtigen Thätigkeiten, über die Unvollkommenheit und Unvollſtändigkeit der Wörter, welche Tugenden, und die Hypokriſie derjenigen, welche Laſter bezeichnen. [2])

Doch laſſen wir alle Lobreden, die im Ganzen nichts ſagen, und gehen wir tiefer in die Sprache ein, ſo findet ſich ſchon im

---

1) Del linguaggio poetico, Lezione detta nella publica e solenne adunanza dell' Acad. della Crusca del 9. Sett. 1840.

2) Tom. I, cap. 6. Das ganze Werk iſt durch ſeinen Humor und durch tiefe Blicke in den Charakter der Sprache und des Volks ſehr empfehlenswerth.

Allgemeinen, daß ihre ſchnelle Ausbildung, die gewöhnlich ein Gegenſtand des Lobes iſt, ihr zum größten und unheilbaren Nachtheil gereichte. Sie war die erſte kultivirte unter den neuern europäiſchen Sprachen, und erſtaunlich ſind die reißenden Fortſchritte, welche ſie in der Vervollkommnung machte. Kaum ein halbes Jahrhundert liegt zwiſchen den Fragmenten des Ciullo von Alcamo und den Sonetten Guinicelli's und Cavalcanti's, welche ſelbſt Petrarca der Nachahmung werth fand. Dante's Vita nuova braucht den Vergleich mit Macchiavelli's oder Caſtiglioni's Proſa nicht zu ſcheuen, und kaum blieb der Poeſie nach dieſen noch übrig, die Reize der Sprache in dem idylliſchen Drama, nicht erſt zu ſuchen und zu ſchaffen, ſondern nur in das rechte Licht zu ſtellen. Die ganze Ausbildung der Sprache war alſo, ſo zu ſagen, faſt das Werk eines Jahrhunderts, und mit Bewunderung verfolgt man die Entwickelung dieſer frühreifen Frucht. Allein eben aus dieſem ſchnellen Gang erwuchs ſchon der allgemeine Nachtheil, daß der höchſte Grad ihrer Vollendung faſt vor dem Anfang eines ernſten wiſſenſchaftlichen Strebens erreicht war, und daß ſie, nachdem ſie kaum einigen Gattungen der Poeſie gedient hatte, ſchon am Ziele ſtehen blieb. Wenn wir daher die Geſchichte genau fragen, ſo möchte ſie uns ſtatt des Lobes eher die Beſorgniß kund geben, daß Sprache und Poeſie faſt dem Ende nahe ſind, und daß ſie ſich entweder mit ungewohnter Kraft verjüngen oder langſam hinzehren müſſen. Bis zum 16. Jahrhundert iſt der Gang der Sprache ein natürlicher geweſen; ſie hat ihre Nahrung, ihre nothwendige Lebensbedingung aus der Seele des Volks genommen, und alle Seiten des nationalen Weſens treu abgeſpiegelt. Sie blieb daher immer lebendig, in ſteter Verjüngung in gleichem Schritt mit der Zeit begriffen. Von da an fand aber kein natürlicher Fortgang der Sprache mehr ſtatt, der aus ihrem innern Weſen ſich von ſelbſt dargeboten hätte, ſondern von Außen her ſoll ihr eine Bahn gegeben werden, der reflectirende Geiſt ſchreibt der dichtenden Seele die Sprachgränzen vor. So kam die italieniſche Poeſie ſeit dieſer Zeit in dieſelbe üble und unnatürliche Lage wie die römiſche im 2. und 3. chriſtlichen Jahrhundert, daß nämlich die Grammatiker über den Dichtern ſtehen. Jene wollen den künftigen Autoren eine Sprache zurechtlegen, die dieſe nach allen Erfahrungen wahrſcheinlich nicht werden brau-

chen können, und das Genie wird durch die uſurpirte Autorität zurückgeſchreckt. Wie ängſtlich ſieht man ſich nach den Geſetzen des 14. und 16. Jahrhunderts um, und muß nicht die italieniſche Sprache, da jene Zeiten immer weiter zurückrücken, bei fortgeſetzter Unterwerfung zuletzt eine todte werden? Es erhellt übrigens bei dieſer Gelegenheit, wie ſehr der Nutzen, den eine Sprachakademie haben kann, durch den Schaden, der aus ihrem ausſchließlichen Schiedsrichteramt und Vorrecht erwächſt, vertilgt wird, und wie wenig eine ſolche Anſtalt, deren Geſchäft nur iſt, nachzufolgen, den lebendigen Fortſchritt einer Sprache anregen kann. Sie ſchichtet bloß das auf, was einmal gebildet iſt, und drängt dies allen kommenden Geſchlechtern auf. Das einzig zuverläſſige Kriterium für die Reinheit einer Sprache iſt nicht die Sprache der Klaſſiker, ſondern der durch die Klaſſiker geläuterte Geſchmack. Eine ſelbſt von den beſten Schriftſtellern gebrauchte Ausdrucksweiſe kann veralten, und es iſt dann ſchwachſinnig und dem Genius einer Sprache ganz zuwider, dieſe Form, die nicht mehr paſſen will, zu gebrauchen, bloß weil ſie einmal klaſſiſch geworden ſei. Eine Form an ſich iſt nie klaſſiſch, ſondern nur wenn ſie der klaſſiſchen Idee entſpricht. Da die Ideen im Fortgang der Kultur und Wiſſenſchaft ſich ſtets erneuern, ſo müſſen ſich auch neue Formen dazu bilden, die von den alten ſehr verſchieden ſein können. Wer gibt alſo hier den Ausſchlag? Keineswegs die Wörterbücher der Sprachakademien, denn ſie ſtellen nur die alte Form hin, ſondern nur der durch die Klaſſiker geläuterte Geſchmack; denn dieſer iſt dann derſelbe Wegweiſer, der auch die Alten führte.

Man hat in neuern Zeiten wohl eine derartige Stockung der Sprache geahnt, und ſuchte eine Reform durch Bearbeitung ſynonymiſcher Wörterbücher vorzubereiten. Allein bei dieſer Arbeit iſt gerade die ſchlimme Lage der italieniſchen Sprache augenfällig geworden. Denn in dieſen Wörterbüchern herrſcht die Autorität des 14., des 16. und ſpäterer Jahrhunderte und des neuern Gebrauchs vermengt durch einander, was in den Beiſpielen zur Erläuterung und der Feſtſtellung der Bedeutung der Wörter viel Verwirrung und Irrthümer veranlaßt. So werden die Italiener mit dem Fortrücken der Zeit immer mehr in den mißlichen Fall eingezwängt, entweder ihrer Sprache jeden Fortſchritt abzuſchnei-

den, und ſie fern von aller Berührung mit andern Sprachen zu halten, oder ihren Dante veralten zu laſſen, in der Ausſicht, ihn ſpäter zur Verſtändigung der Nachwelt überſetzen zu müſſen, wie wir unſer Niebelungenlied. Denn Dante's Sprache kann unmöglich immer ausreichen, und die ganze Hemmung in der philoſophiſchen Feſtſtellung der Sprache entſteht aus der Pietät für den großen Gründer derſelben. Im Allgemeinen läßt ſich die kritiſche Lage, welcher die Sprache ſpäter oder früher unmöglich wird entgehen können, aus folgenden Fragen erſehen, welche Lucheſini ſeinen Landsleuten zu beherzigen gibt: Iſt die Sprache, in der wir ſchreiben ſollen, und die Viele ſprechen, eine lebendige, oder ſeit dem 14. Jahrhundert todt? Sollen wir nach jener Zeit keine neuen Wörter mehr zufügen? Gehört ſie nur Florenz oder Toskana oder ganz Italien an? Sollen wir uns dem Zügel der Crusca gehorſam unterwerfen, oder dieſelbe als Richterin nicht anerkennen? [1])

In der That theilen ſich auch die jetzigen Sprachforſcher in zwei große, ſich ganz entgegengeſetzte Klaſſen. In die erſte gehören alle diejenigen, welche ſich mit dem Wortvorrath des 14. Jahrhunderts begnügen, und die Sprache bis zu der ärmlichen Einfachheit jener Zeit berupfen wollen. Ihre Wortführer ſind Perticari, Monti [2]), Ceſari, Lucheſini, Napioni. Der Hauptfechter für „dieſe goldene Zeit der italieniſchen Sprache", iſt Antonio Ceſari, der das einzige Heil in der Rückkehr zu den alten Formen und Gränzen findet. Seine Auseinanderſetzung dieſes Themas iſt zu charakteriſtiſch, als daß ich ſie nicht in der Kürze hier wiedergeben ſollte. [3]) Er beantwortet zuerſt den Einwurf, daß die Sprache für das jetzige philoſophiſche Streben nicht genüge, und thut dabei das unvorſichtige, übrigens nur in gewiſſer Hinſicht wahre, Geſtändniß, daß Dante's, Paſſavanti's und Cavalca's Philoſophie immer noch in Italien ausreiche und uner-

---

1) Illustrazioni delle lingue antiche et moderne, Part. I, cap. 5.

2) Giammaria Pusti, Ragion. sul tratt. degli Scritt. del trecento del Conte Perticari e sulla Proposta di giunte e correzioni del Cav. Monti. Napoli, 1818.

3) Antidoto pe' Giovani studiosi contro le novità in opera di lingua ital. Forli, 1829.

reicht ſei (S. 17). Der gleiche Beweis wird durch alle Zweige der Wiſſenſchaft durchgeführt. Ceſari beruft ſich dabei ſtets auf die Alten, er findet, daß man im 14. Jahrhundert auch manche Stellen geſchrieben habe, deren ſich Cicero und Livius nicht ſchämen würden, ja daß ſogar die Philoſophen jener Jahrhunderte in der chriſtlichen Moral weiter waren als die alten Heiden, und zieht daraus den jämmerlichen Schluß, daß, da ſie von den größten Geiſtern des Alterthums in chriſtlichen Anſichten nicht erreicht würden, ihre Sprache immer für alle Fortſchritte der Wiſſenſchaften genügen ſolle. Am Ende rückt er mit dem Hauptbeweis gegen ſeine Gegner, welcher am treffendſten und für unſere Behauptung am wichtigſten iſt: „Wenn ihr die Sprache des 14. Jahrhunderts verwerft, ſo müßt ihr auch ſeine Meiſter verwerfen.“ — Napioni war ebenfalls ein eifriger Vertheidiger der alten Reinheit der Sprache. Seine ſtrenge Keuſchheit in dieſer Hinſicht, die Alles auf die abſolute Nothwendigkeit zurückführen wollte, und vor jeder Berührung mit andern Sprachen warnte, brachte Ceſarotti zu der witzigen Aeußerung, **che ristringeva il bisogno della lingua a quella necessità estrema, nella quale anco la Chiesa permette di rubare.**

Die andere Klaſſe begreift diejenigen, welche eine Reform der Sprache auf einer philoſophiſchen Grundlage verlangen. Unter ihnen ſteht unſtreitig Ceſarotti voran, welcher ſich durch ſeine vielfachen Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen und durch ſeinen vielſeitigen Geiſt einen vorzüglichen Anſpruch auf die Beurtheilung ſeiner Sprache erworben hat. Er eifert beſonders gegen das ertödtende Selbſtlob und die Zufriedenheit der Gegenpartei mit dem Hergebrachten, gegen die Herabſetzung anderer Sprachen, gegen die Meinung, man dürfe von ihnen Nichts entlehnen, gegen das ſumpfartige Stehenbleiben bei frühern Jahrhunderten. Der Ideengang in ſeinem Werk **Saggio sulla filosofia delle lingue** (Piſa, 1800) iſt kurz folgender: „Keine Sprache iſt rein. Jede bildet ſich aus der Vermiſchung verſchiedener Idiome; ſie können ſich alſo auch durch fernere Annahme bereichern, und die Furcht davor iſt ein lächerliches Vorurtheil. Jede Sprache wurde auch gebildet, nicht durch öffentliche oder Privatautorität, ſondern durch die freie aber nicht ausgedrückte Einwilligung der größten Zahl. Alſo kann auch keine Autorität ſie in ihrem Fortſchritt hemmen,

oder die Freiheit der Nation in Hinsicht auf dieselbe beschränken. Keine Sprache ist vollkommen, sie muß sich also immer im Wechsel der Zeit verbessern. Keine Sprache ist reich genug; die Wissenschaften, Künste, der Handel geben immer neue Gegenstände, welche eines Namens bedürfen. — Cesarotti empfiehlt hierauf dringend philosophische Studien in der Etymologie zum Behuf der Bereicherung der Sprache, durch Einbürgerung neuer Ideen und Wörter aus andern, durch Vervielfältigung der figürlichen Bedeutung der Wörter nach jetzigem Bedürfniß, und gibt dazu treffliche Anleitung. — Es werden ihm in seinem Styl manche Neologismen vorgeworfen, allein sie sind wahrscheinlich eben aus dem Bedürfniß entstanden, seine Sprache zu bereichern, und sie dem Ideenfortschritt anderer Völker anzupassen. Sein Styl kann daher nicht dem der altitalienischen Klassiker an die Seite gestellt werden; aber er schrieb auch in einer andern Zeit und für eine andere Zeit, und die Beschränktheit der Sprache würde bei ihm nicht wie bei Dante als Entschuldigung für unklare Wendungen gegolten haben. —

Es ist zu erwarten, daß bei dem großen Interesse, den die ganze gelehrte Welt in Italien an dem Schicksal ihrer Sprache nimmt, diese nicht lange auf dem so gefährlichen Wendepunkt stehen bleiben, sondern daß die immer ausgebreitetere Bekanntschaft mit andern, besonders mit der deutschen Sprache und Literatur, dazu beitragen werde, daß sie ihre Fesseln zerbreche, und ihr Ziel, die Vermittlung der stets sich steigernden geistigen Bedürfnisse, bald auf das Vollständigste erreiche. Das einzige Rettungsmittel für die Sprache wird sein, daß das unnatürliche Verhältniß zwischen guten Dichtern und guten Sprachforschern sich bald auflöse, und daß die erstern mit erneuter schöpferischer Kraft und den Blick nicht rückwärts gerichtet wieder in ihre Rechte eintreten. Und dazu möchten vorerst gute Uebersetzungen führen.

Anhang.

Wir geben zur Ueberſicht der Fortſchritte der italieniſchen Sprache eine Anzahl Proben von verſchiedenen Dichtern und Proſaikern von dem Urſprung bis zu dem klaſſiſchen Jahrhundert der Sprache, welchen einige lateiniſche und eine provenzaliſche Probe vorausgehen ſollen.

A. Latein aus dem 9. Jahrhundert.

1. Kapitel einer uralten Handſchrift aus der Bibliothek der Canonici zu Lucca. (Mabillon verſetzt ſie in die Zeit Karl's des Großen). Der Titel des Manuſcripts lautet:

Compositiones ad tingenda musiva, pelles et alia, ad deaurandum ferrum, ad mineralia, ad chrysographiam, ad glutina quaedam conficienda, aliaque artium documenta, ante annos nongentos scripta. (Muratori, Diss. 24.)

De fila aurea facere.

Quomodo petalum fiet ad fila aurea auro bonum sicut metrum, batte lamina longa, et gracile; quando per longum battis, plica eam in unum super unum; et sic eas battes: sed plectaturas non battis. Et postea aperis aurum per medium, et amba capita non battuta in medio veniant; et batte, et cum ala eum divide. Et post debeas adplanare cum matiola lignea, et de solum unum debeas facere tres petalas. Et post tolles forfices bonas, suptilissimas longas et graciles; et circina illum usque ad sanum, et plica unum cata unum petalum: et continua illa cum contena afferrea. Et tota sic similiter fieri debet. Et tolle carbones minutos. Adprehende illos in focario. Et debeas mittere tota petala intro modico et sabata, et quale ut tota scaldata fiat. Et habeas aquam paratam: et bersa super, ut adluminentur se ipse petala. Et post tolle dragantum mundum: et diligenter pista illud in mortario; et sal equis ponderibus. Et frica cum aceto extemperasce, induc per petala de ambis partibus equaliter cum pinna, et in focarium scalda per modicos. Sic coloratur aurum. Et cum aquam mundam laba: et divide eum, et adsucca.

B. Latein aus dem 11. Jahrhundert.

2. Schluß einer Schrift von einer Aebtiſſin zu Ferrara vom Jahr 1083, Vermiethung von Ländereien betreffend. (Murat., Diss. 24.)

Et postea sit mihi petitrice concessum, et si vineam plantaverim, da usquequo plantaverimus usque ad annis quinque, et postea rendere debeamus vinum, sicut supra legitur, deductum atque conductum ipsum terratico dominio hic in monasterio vestro majore quidem dominico vestro, vel vestra dominacione cum onore et obediencia suscipere debeamus hec successione ei facere sine dolo vel fraude. Et non abeamus licencia de ipsas res a nullo placido andare, nisi ad te vel tuis successitrice. Et si quis vero pagina nostra contra os peticionis ire tentaverimus, et omnia que supra non observaverimus vel adimpleverimus, cum meis filiis et heredibus dare tibi suprascripta conceditrice, vel a tuis successitrice penam uncia una, et post manead in sua firmitate.

C. Latein aus dem 12. Jahrhundert.

3. Urkunde über Gränzbeſtimmungen, vom J. 1122 (aus Ughelli's Ital. sacra, T. IX), welche Muratori, wie ich oben auseinandergeſetzt, fälſchlich für die erſte Urkunde der italieniſchen Sprache hält.

Incipiendo da li Finandi, e recte vadit per serram Sancti Viti; e la Serra ad hirta esce per dicta Serra Groinico; e li fonti aqua trondente inverso Torilliana; e esce per dicte fonte a lo Vallone dc Ursara; e lo Vallone Apendino cala a lo forno, e per dicta flumaria ad hirto ferit a lo Vallone de li Caniteli, e predicto Vallone ad hirto esce supra la Serra de li Palumbe a la Crista custa; e deinde vadit a lo vado drieto da Thomente; e dicta Ecclesia Sancto Andrea abe ortare unum, c non aliud etc.

D. Provenzaliſche Sprache.

4. L'autre jorn m'anava
Per una ribeira
Soletz delichan,
Qu'Amors me menava
Per aital maneira
Que pesses de chan;
Vi gaia bergeira
Bell' e plazenteira
Sos anhels gardan:
La tengui carreira,
Trobei la fronteira
A for ben estan.
E fe m semblan
Al primier deman.

E. Italieniſche Sprache.

I. Erſte Hälfte des 13. Jahrhunderts.

a) Sicilianiſche Schriftſteller.

5. Ciullo d'Alcamo, 1193. (Anderes Bruchſtück aus dem ſchon früher angeführten Gedicht.)

Tu me non lasci vivere nè sera nè mattino:
Donna mi son di perperi, d'auro massa amotino.
Se tanto aver donassimi, quant' ha lo Saladino,
E per aiunta quant' ha lo Soldano,
Toccareme non poteria la mano.
Molte sono le femmine ch'hanno dura la testa,
E l'uomo con parabole le dimina e ammodesta
Tanto intorno percacciale finchè l'ha in sua podesta.
Femmina d'uomo non si pnò tenere:
Guardati, bella, pur di ripentere.

6. Ruggerone da Palermo, 1230.

Ci lasso, non pensai
Sì forte mi parisse
Lo dipartire da Madonna mia.
Da poi ch'io m'allungai,
Ben paria ch'io morisse,
Membrando di sua dolce compagnia:

E giammai tanta pena non durai
Se non quanto alla nave addimorai:
E or mi credo morire certamente
Se da lei non ritorno prestamente.

7. Matteo Spinello.

Se arricordao di questo Rugiero, che era picciérillo di nove anni; e se voltao a Donatiello, che venia con isso e le disse: A me abbastano questi dui compagni: va, Donatiello, et forzati di salvare questo figliuolo. Et Donatiello se voltao a scapizza collo, et arrivao a Venosa alle otto hore, et parloe allo Castellano, et a chillo punto proprio pigliao lo figliulo, et fino a quaranta augustali, et un poco di certa altra moneta, et uscio della Porta fauza senza che lo sapesse nullo delli compagni.

b) Römiſche Schriftſteller.

8. Francesco d'Aſſiſi, 1226.

Cantico del Sole.

Altissimo, omnipotente, bon Signore; tue son le laude, la gloria, lo honore et ogni benedictione. A te solo se confano, et nullo homo e degno de nominarte. Laudato sia Dio mio Signore con tute le creature, specialmente Messer lo frate Sole: il quale giorna et illumina nui per lui, et ello è bello, e radiante con grande splendore: di te, Signore, porta significatione. Laudato sia mio Signore, per suor Luna e per le Stelle: il quale in cielo le hai formate chiare e belle. Laudato sia mio Signore per frate vento, e per laire, e nuuolo, e sereno, e ogni tempo, per le quale dai a tute creature sustentamento. Laudato sia mio Signore per suor aqua, la quale e molto utile, e humele, e preciosa e casta. Laudato sia mio Signore per frate fuocho, per lo quale tu allumini la nocte, e ello è bello, e jocundo, e robustissimo, e forte. Laudato sia mio Signore per nostra madre terra, la quale ne sostenta, e governa, e produci diversi fructi, e coloriti fiori, e herbe.

c) Toskaniſche Schriftſteller.

9. Folcacchiero de' Folcacchieri, von Siena, 1200.

Tutto lo mondo vive sanza guerra,
Et eo pace non posso aver neiente.
O Deo, come faraggio?
O Deo, come sostenemi la terra!
E' par ch'eo viva in noja della gente
Ogn' uomo m'è selvaggio:
Non pajono li fiori
Per me com' già soleano,
E gli augei per amori
Dolci versi faceano — agli albori.

10. Ser Noffo Notajo. Florenz, 1240.

Volendo dimostrare
Novellamente Amore,
Per rallegrare ciascum gentil core,
Nella mia donna degna fe' riposo.
E perchè senza pare
Fosse lo suo valore,
Interamente le donò riccore
Di tutto piacimento dilettoso.

d) Bologneſer Dichter.

11. Guido Guinicelli, 1240.

Gentil Donzella, di pregio nomata,
Degna di laude e di tutto l'onore,
Che par di voi non fue ancora nata,
Nè sì compita di tutto valore,
Pare che in voi dimori ogni fiata
La deità dell' alto Dio d'amore;
Di tutto compimento sete ornata,
E d'adornanza e di tutto bellore.
Che 'l vostro viso dà si gran lumera,
Che non è donna ch'aggia in se beltate,
Che a voi davanti non s'oscuri in cera.
Per voi tutte beltà sono affinate,
E ciascuna fiorisce in sua maniera
Lo giorno quando voi vi dimostrate.

e) Norditalischer Dichter.

12. Meſſer Polo. Reggio in der Lombardei, 1230.

La gran nobilitate
Che in voi, Donna, ho trovata,
M'inforza ogni fiata — di trovare,
E donami ardimento.
Però con umiltate
Nuova canzon trovata
I'ho per voi, pregiata
Sovra d'ogn' altra di meglioramento.

II. Zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

a) Sicilianiſche Dichter.

13. Guido delle Colonne, 1250.

Amor, che longiamente m'hai menato
A freno stretto senza riposanza,
Allarga le tue redini in pietanza
Che soverchianza m'ha vinto e stancato:
Ch' ho più durato ch'io non ho possanza,
Per voi, Madonna, a cui porto lianza,
Più che non fa Assissino in suo cuitato
Che si lascia morir per sua credanza.

14. Nina Siciliana, 1290.

Qual sete voi, che chara profferenza
Sì fate a me, senza pur voi mostrare?
Molto m'agenzeria vostra parvenza,
Perchè il meo cor potessi dichiarare.
Vostro mandato aggrada a mia intenza;
In gioia mi conteria d'udir nomare
Lo vostro nome, che fa profferenza
D'essere sottoposto a me innorare.
Lo core meo pensar non si savria
Alcuna cosa che sturbasse amanza;
Così affermo, e voglio ognor che sia.
L'udire a voi parlare è voglia mia,
Se vostra penna ha buona consonanza
Col vostro core; od è tra lor resia.

b) Römiſche Dichter.

15. Lodovico della Vernaccia, von Urbino, 1250.

Sellu subiecto preclaro, o Ciptadini,
Dell' acto nostro ambitioso et honesto
Vorrete immaginare chiosando il testo
Non vi parrà che noi siam fiantini.
Selli nostri accidenti et intestini
Che se repensarete con modesto
Aspecto inchinerete el cor molesto
Fiem radicate el cor in duri spini.
Quando rasione corregie li difecti
Del diverso inimico e lor conturba
Non della spada in triumphar pusarse.
Ma inbracta con forsa e sensi erecti
Se vole usar contra la falsa turba
Solo la spada vole magnificarse.

16. Papſt Bonifacius VIII., 1294.

Stava la Vergin sotto della Cruce:
Vedea patir Jesù, la vera luce:
Madre del rè di tutto l'universo.
Vedeva il capo che stava inchinato,
E tutto il corpo ch'era tormentato
Per riscattar questo mondo perverso.
Vede lo figlio, che la guarda e dice:
Oh! Donna afflitta, amara et infelice,
Ecco il tuo figlio: e Joan le mostrava.

c) Toskaniſche Schriftſteller.

17. Schrift von Siena von 1253, welche Muratori als älteſte Probe toskaniſcher Proſa gibt.

A voi, Mesere Rugiero da Bagnuolo, per la grazia di Dio etc. . . . . Contio vi sia, che io sono in Peroscia e giosevi giovedi due die entrare ottobre con una grande quantitae di Cavaieri della Valle di Spuleto e delle Contrade di lagiuso e quandio gionsi in Peroscia si vi trovai Aldobrandino Gonzolino, unde sapiate che io me ne voleva venire coi detti Cavaieri per chello che io voleva essere in Siena colloro inanzi voi per vedervi e perchè voi intendeste i pati che sono da me e dalloro anzi ehel-

lino vi scrivesero, i quali pati apaiono per carta a mano di Notajo etc.

18. Guido Cavalcanti, von Florenz, 1280.

O Donna mia, non vedestù colui
Che sullo core mi tenea la mano,
Quand' io ti rispondia fiochetto e piano
Per la temenza delli colpi sui?
El fu Amore; chè trovando vui
Meco, riflette' che venia lontano
A guisa d'un arcier presto Soriano,
Acconcio sol per ancidere altrui.
E trasse poi degli occhi miei sospiri
I quai si gittan dallo cuor sì forte,
Ch'io mi parti' sbigottito fuggendo.
Allor mi parse di seguir la morte
Accompagnato di quelli martiri,
Che soglion consumare altrui piangendo.

19. Ricordano Malispini, von Florenz, 1280.

Cap. 130. Negli anni di Cristo MCCXXXVIIII a di tre di Giugno scurò il Sole tutto appieno nell' ora di nona, e durò scurato parecchie ore, e del die si fece notte, onde molti ignoranti del corso del sole e dell' altre pianete, si maravigliarono molto, e per grande paura spaventò molti uomini e femmine in Fiorenza, per la terra, della non usata novità, e tornarono a penitenza e a confessione. Dissesi per istrologia che la detta scurazione annunziò l'abbassamento e scuritae ch'ebbe la chiesa di Roma da Federico con molto danno de' Cristiani.

20. Fra Guittone d'Arezzo, 1260.

Carissimi e amatissimi molto miei, ben credo savete, che da fera a uomo non è già che ragione in conoscere e amare bene; perchè l'uomo è ditto animale razionale; e senno più che bestia ha, ch' è ragione. Ragione donqua perduta, più che bestia, che vale parola di gran saggio? Chè vera perfezione di ragionevole criatura si ha per tale come avere catuna cosa, cioè in coscienza e in amore.

d) Bologneſer Schriftſteller.

21. Oneſto Bolognese, 1260.

La partenza che fo dolorosa
E gravosa più d'altra m'ancide
Per mia fide da voi, bel diporto.
Sì m'ancide il partir doloroso,
Ch' i' non oso son pur a pensare
Al dolor che convienmi portare
Nel mio core di vita pauroso,
Per lo stato gravoso e dolente,
Lo qual sente. Com' dunque faraggio?
M'ancideraggio per men disconforto.

22. Frate Guidotto, 1260.

Nel tempo che signoreggiava il grande e gentile uomo Giulio Cesare, il quale fu il primo Imperadore di Roma, di cui Lucano e Sallustio ed altri autori dissono alti e maravigliosi versi, nel quartodecimo e quintodecimo anno dinanzi alla nativitade del nostro Signore: in quello tempo fue uno nobile e vertudioso uomo, cittadino nato di Capova del regno di Puglia, il quale era fatto abitante della nobile città di Roma, ch'avea nome Marco Tullio Cicerone, lo quale fu maestro e trovatore della grande scienza di Rettorica, la quale avanza tutte le altre scienzie per la bisogna di tutto giorno parlare nelle valenti cose, siccome far leggi e piati civili e cherminali, e nelle cose cittadine, siccome in fare battaglie, ed ordinare schiere, e confortare cavalieri nelle vicende degl' imperii, regni e prencipati, e governare popoli, e regni, e diverse genti, come conversano nel gran cerchio del mappamondo della terra.

c) Norditaliſche Dichter.

23. Saladino da Pavia, 1250.

Messer, lo nostro amore
In gio' fue cominciato,
Or lo veggio mancato da tua parte;
Lassa! lo cor mi parte di pesanza.

Messer, lo nostro amore
Fue d'amorosa voglia cominciato;
D'una mente e d'un core,
E d'un voler lo nostro amore è stato.
Ond' ho mortal dolore;
Dalla tua parte veggiolo mancato:
Che mi se' straniato,
Di me non curi niente;
Lassa! lo meo cor sente pena forte,
Che mi conduce a morte di pesanza.

24. Pietro della Basilica di S. Pietro (gewöhnlich zusammengezogen in Bascapè), von Mailand, 1264.

Como Deo a facto lo Mondo,
Et como de terra fo lo homo formo,
Cum el descencì del cel in terra
In la vergene regal polzella,
Et cum el sostene passion
Per nostra grande salvation,
Et cum verà el di del ira
La ò serà la grande roina,
Al peccator darà grameza,
Lo justo avrà grande alegreza.
Ben e raxon ke l'homo intenda
De que traira sta legenda.

III. Vierzehntes Jahrhundert.

a) Neapolitanischer Schriftsteller.

25. Fragmenta historiae romanae. Libr. I, cap. 12, vom Jahre 1354 (aus Muratori's Antiqu. ital., Vol. III).

Poni cura che fece lo crudele patre pe bolere campare. Voize che sio figlio gisse denanti de esso, pe mitigare, muorto lo figlio, la ira de lo puopolo sopra de si. Quanno lo giovinetto figlio, patrio praeccpto, vao denanti, appriesso de la porta, como lo agnio a lo maciello, ben conoscie soa morte, bene conoscie la poca pietate de lo patre. Volve la testa e disse: Ahi patre! dove me manni? Dice lo patre: Va sicuramente. Como fo a la puorta, fo receputo da lo adirato puopolo ne le ponte de le spate.

b) Römiſcher Schriftſteller.

26. Lodovico Bonconte Monaldaſchi, 1327.

E l'Imperadore iva vestito d'auro fino e veniva con isso Castruccio ch'era Signore de Lucca MD Cavalieri colle lancie alla coscia, e le briglie in mano tutti vestiti di fierro. Habitao allo palazzo granno delli Colonnesi e si riposao VIII giorni, e dal palazzo di Messer Pietro della Colonna non si sentiva se non suoni e canti per dar gusto all' Imperadore.

c) Toskaniſche Schriftſteller.

27. Marco Polo. Milione (Reiſebeſchreibung) nach der Ausgabe von Baldelli Boni, Florenz, 1827. (Dieſe Ausgabe iſt nach der älteſten in der Magliabecchiana zu Florenz befindlichen Ueberſetzung der lateiniſchen Beſchreibung von 1309 beſorgt, und die damalige-Schreibart genau beibehalten.)

Cap. 103. Quando l'uomo si pate di questa provincia, ch'io v'ho contato l'uomo discende per una grande china (calata), ch'è bene due giornate e mezzo pure a china, e in quelle due giornate e mezzo non hae cosa da contare, salvo che v'ha una gran piazza, ove si fa certa fiera certi dì dell' anno. E quivi vengnono molti mercatanti che recano oro e ariento e altre mercatanzie assai, ed è grandissima fiera; e quegli che recano l'oro e l'ariento quiritta (qui), niuno puote andare in loco contrada, salvo ch'egliono, tanto è contrada rea, e divisata dall' altre, nè niuno puotc sapere, ov' egli stanno, perchè niuno vi puote andare.

28. Giovanni Boccaccio, Florenz, 1375.

Qual donna canterà, s' i' non cant' io,
Che son contenta d'ogni mio disio?
Vien dunque, Amor, cagion d'ogni mio bcne,
D'ogni speranza e d'ogni lieto effetto;
Cantiamo insieme un poco,
Non de' sospir nè delle amare pene
Ch'or più dolce mi fanno il tuo diletto:
Ma sol del chiaro foco,
Nel quale ardendo in festa vivo e 'n gioco
Te adorando, come un mio Iddio.

IV. Sechzehntes Jahrhundert.

29. Torquato Taſſo. (Aminta.)

All' ombra d'un bel faggio Silvia e Filli
Sedean un giorno, ed io con loro insieme;
Quando un' ape ingegnosa, che cogliendo
Sen giva il mel per que' prati fioriti,
Alle guance di Fillide volando,
Alle guance vermiglie come rosa,
Le morse e' le rimorse avidamente;
Ch'alla similitudine ingannata
Forse un fior le credette. Allora Filli
Cominciò lamentarsi, impaziente
Dell' acuto dolor della puntura:
Ma la mia bella Silvia disse: Taci,
Taci, non ti lagnar, Filli; perch' io
Con parole d'incanti leverotti
Il dolor della picciola ferita.
A me insegnò già questo secreto
La saggia Artesia, e n'ebbe per mercede
Quel mio corno d'avorio ornato d'oro.
Così dicendo, avvicinò le labbra
Della sua bella e dolcissima bocca
Alla guancia rimorsa, e con soave
Susurro mormorò non so che versi.
Oh mirabili effetti! sentì tosto
Cessar la doglia; o fosse la virtute
Di que' magici detti, o, com' io credo,
La virtù della bocca
Che sana ciò che tocca.

§. 9.

Wiſſenſchaft.

Die wiſſenſchaftliche Kultur iſt trotz der ungemeinen Lebendigkeit, womit man nach dem neuen Licht tappte, und des großen Lärms, womit ſich der Eifer Luft machte, doch die ſchwächſte Seite jener Jahrhunderte. Die Gelehrten waren damals zwiſchen zwei Stände eingezwängt, deren entgegengeſetzter

Einfluß keine ruhige Entwickelung der Wiſſenſchaft zuließ, nämlich zwiſchen einen in lebendigſter Kraft aufblühenden Handelsſtand, deſſen Geiſt ſich vielleicht ohne das Ritterthum der Menſchheit überwiegend bemächtigt haben würde, und jedenfalls damals das Intereſſe der Mehrzahl in ſeine Sphäre zu ziehen drohte, — und zwiſchen das Mönchthum, welches der hier und da ſich bemerkbar machenden Mattigkeit im Glauben und Aberglauben von Neuem entgegenwucherte, und mit dem Wuſt ſeiner unerweislichen Dogmen und Erfindungen jedes freie Nachdenken erſtickte. So ſtanden die Gelehrten gleichſam zwiſchen Leben und Tod, und ihre ganze Wiſſenſchaft hatte den Anſtrich dieſes unbehaglichen und unnatürlichen Verhältniſſes. Während nun in Frankreich mehr das Mönchthum nach einer wiſſenſchaftlichen Geltung rang, erhielt in Italien, wo gerade jetzt der Handel in ſeiner höchſten Blüthe ſtand, die praktiſche Seite die Oberhand, und wurden ſolche Wiſſenſchaften gepflegt, deren Anwendung der Augenblick erheiſchte, oder die vielmehr, ſo zu ſagen, aus der Anwendung entſtanden waren, wie die Arznei- und Rechtswiſſenſchaft, hauptſächlich aber die letztere.

Dieſe war wohl ſelbſt in den finſterſten Zeiten nicht ganz verſchwunden, da man immer richtete und ſtrafte, alſo wenigſtens zum Schein ſich nach Geſetzen umſehen mußte. Zu den vielen römiſchen Geſetzen brachten noch die Longobarden, ſpäter die Franken die ihrigen. Jedem war erlaubt, nach dem Recht ſeines Volks zu leben; wo dies nicht ausreichte, gaben die italieniſchen Könige nach und nach noch allgemeine Geſetze. Als endlich die Städte ſich erhoben und das Joch der Kaiſer abgeſchüttelt hatten, verwarf ihr Stolz und das Gefühl ihrer befreiten Kraft jene kaiſerliche Ordnung, ſie ſetzten ihre eigne Regierung ein, und gaben ihren Geſetzen Geltung. So ward auf dem kleinen Raum nach mailändiſchem, venetianiſchem, genueſiſchem, piſaniſchem, florentiniſchem, bologneſiſchem, ferrareſiſchem, römiſchem, longobardiſchem, fränkiſchem und kaiſerlichem Recht gerichtet, und Norditalien war augenſcheinlich der Boden, wo das Studium des Rechts ganz allein entſtehen und ganz beſonders gedeihen konnte.

Es iſt dabei auffallend, daß der allgemeine jugendliche Enthuſiasmus für Freiheit und Religion, der die ganze Zeit ergriffen hatte, der Schwung, den die Blüthe des Ritterthums,

die Spannung, welche die Ausschweifung desselben gegeben hatte, das Gefühl des errungenen Sieges des Bürgerthums nicht wenigstens jene Städte vielmehr auf die Principien des Naturrechts geleitet habe, als auf das positive Recht und die Sammlungen von willkürlichen Gesetzen, Verordnungen und Bestrafungen. Es ist freilich auf der andern Seite zu bedenken, daß jene Gefühle in Italien nie so rein und religiös ausgebildet wurden, als anderwärts, daß das errungene Freiheitsgefühl des Bürgerthums sogleich in die engen Schranken eines egoistischen Handelsgeistes gezwängt wurde, welcher zum Theil auch durch den Drang der Umstände, wie die Gewalt des Adels und der Geistlichkeit, genöthigt, vor allen Dingen nur Schutz und Förderung seiner materiellen Interessen verlangte, und sich um das Warum und Woher nicht kümmerte, und endlich daß die Kirche aus begreiflichen Gründen ein Zurückgehen zu den Principien der Vernunft und des menschlichen und göttlichen Rechts nicht zugeben konnte. So waren alle Stände damit zufrieden, daß man nur auf der Oberfläche herumgriff und sich für die Noth des Augenblicks einrichtete; aus demselben Grund mußten sich die Gesetze ins Unendliche vermehren, und da in den unzähligen Republiken die Staatsgewalt in den Händen Vieler war, die sich beständig einander ablösten, so ward das Rechtsstudium in dem Maße allgemein, als der Republikanismus Wurzel faßte.

Diese vielerlei Arten von Recht machten aber die Gerichtsführung äußerst beschwerlich. Die Richter konnten nicht mehr alle verschiedene Verordnungen im Gedächtniß behalten, und man sah sich nach Compendien der wichtigsten und gebräuchlichsten Gesetze um. Das meiste Ansehen hatten bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts die longobardischen und römischen Gesetze, von da an erhielten die letztern durch geschickte Ausleger und Erklärer das Uebergewicht. Natürlich regte sich nun auch von selbst das Bedürfniß, Rechtsschulen zu gründen, worin die künftigen Richter gebildet würden, und diese Rechtsschulen, welche bald in vielen Städten, wie Bologna, Ravenna, Parma u. s. w. aufkamen, bildeten den Grund zu unsern Universitäten, sowie sie noch jetzt bestehen; d. h. unsere höhern wissenschaftlichen Anstalten hätten sich auch jedenfalls ohnedies mit der Zeit gebildet; nicht das Institut an sich verdanken wir jener Rechtsconfusion, wohl aber

die Form deſſelben, die immer noch das mönchiſch-ritterliche Anſehen behalten hat.

Eine der älteſten Rechtsſchulen war zu Bologna errichtet, und beſtand ſchon ſeit dem 11. Jahrhundert [1]); der Anfang der Univerſität wird aber erſt geſetzt, nachdem das allgemeine Bedürfniß nach einem geſchriebenen und genauen Geſetzcoder. die Juſtinianiſche Sammlung als allgemeine Regel des Rechts im Abendlande anerkennen ließ. Dies war im Anfang des 12. Jahrhunderts, als Irnerius eine Schule des Civilrechts in jener Stadt eröffnete, welche bald durch eine Reihe berühmter Profeſſoren einen europäiſchen Ruf und Zulauf erhielt, und die mater studiorum wurde. Kaiſer und Päpſte, ſagt Tiraboſchi, wetteiferten die Univerſität zu ehren und zu befördern; Friedrich Barbaroſſa nahm ſie 1158 unter ſeinen beſondern Schutz, ertheilte den Lehrern viele Privilegien, und ſtellte ſie unter ihre eignen Richter. Von den Päpſten weiß der italieniſche Geſchichtſchreiber nicht viel zu ſagen, doch nennt er wenigſtens Alexander III., der ſich bewogen fühlte, die Univerſität mit einer Zuſchrift zu beehren. Indeſſen auf andere Weiſe zeigte die Kirche ihre Theilnahme an den gelehrten Schulen, ſie pflanzte neben das Staatsrecht ihr eignes, und ließ es mit dem größten Eifer bearbeiten, entwickeln, commentiren und vertheidigen, was der beſchränkte Zuſtand des Denkvermögens in jener Zeit ungemein beförderte.

Das glänzende Beiſpiel verfehlte ſeine Wirkung nicht, das Rechtsſtudium, das ſelbſt aus jenen unruhigen Zeiten ſeine beſte Nahrung zog, machte reißende Fortſchritte, Modena, Mantua und Ravenna folgten bald auf Bologna, und das folgende Jahrhundert ſah noch in Padua, Mailand, Brescia, Reggio, Piſa, Piacenza, Neapel und vielen andern Städten Rechtsſchulen entſtehen und berühmte Geſetzkundige lehren, wobei zu bemerken iſt, daß außer Neapel, wo Friedrich II. wirkte, faſt alle Univerſitäten in Norditalien, dem Land der Longobarden, geſtiftet wurden.

Allein der neu erwachte Eifer für Geſetzgebung artete im 13. Jahrhundert in eine wahre Sucht aus. Der Friede zu Conſtanz hatte den lombardiſchen Bund aufgelöſt, und dieſer zerfiel

1) Hallam, Europe during the Middle Ages, T. IV, p. 340. Tiraboschi, Tom. III, p. 259. Muratori, Diss. 43.

in eine Menge Republiken, deren gegenseitiger Haß kein gemeinschaftliches, allgemein gültiges Recht, als wozu das römische längst erklärt war, aufkommen ließ. Der Gemeingeist war so gänzlich gewichen, daß auch jedes einzelne Castell, jeder Flecken ihre eignen Gerichte und ihr Recht in Anspruch nahmen. In diese Verwirrung brachte endlich ein Predigermönch, Johann von Vicenza, ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, wenigstens auf kurze Zeit einige Ordnung. Den Anfang dazu machte er in Bologna selbst. Nachdem er mit eindringlichen Worten die Menge zum Frieden und zur Rückkehr zum gottgefälligen Wandel ermahnt hatte, revidirte er mit Zuziehung der besten Rechtsgelehrten die Gesetze, und machte dem drohenden Chaos ein Ende. Hierauf durchzog er mit gleichem Glück Padua, Treviso, Feltro, Belluno, Mantua, Vicenza, Verona, Brescia, legte überall die Streitigkeiten bei, verbesserte die Gesetze, verrichtete nebenbei auch einige Wunder, und brachte besonders durch seine begeisternden Predigten zu Verona einen feierlichen Frieden zwischen allen lombardischen Städten zu Stande. Nachdem er auf diese Art lange im wahren Geist der Religion gehandelt hatte, muß plötzlich der Geist der Kirche in ihn gefahren sein. Er mischte sich in die weltliche Regierung der Städte, und wollte sich zum Herrn derselben erheben. Der Widerstand, den er in diesem Beginnen fand, bewog ihn besonders zu Verona zu vielen Grausamkeiten gegen seine Gegner, deren er viele verbrennen ließ. Allein sein Plan mißlang gänzlich. Nachdem er eine Zeit lang in Vicenza gefangen gesessen, mußte er bemerken, daß sowohl sein politisches als kirchliches Ansehen vernichtet war, und daß er sein eignes Werk zerstört hatte. Er zog sich nach Bologna, dem ersten Schauplatz seiner großen Thaten, zurück, und starb dort unbekannt.

Einige andere Geistliche, welche sein Friedenswerk in andern Städten fortsetzten, wie Gherardo von Modena, welcher in Parma die Gesetze verbesserte, bewirkten auch nur augenblickliche Ordnung und Ruhe. Wenige Tage später fing der Krieg der Städte von Neuem an, die Verwirrung der Gesetze herrschte wieder in allen Gerichtssälen, und das Schlimmste war, daß sie in den Köpfen der Gelehrten am meisten herrschte. Man hatte das römische Recht in den verschiedenen Universitäten so lange ausgelegt, angepaßt, geflickt, verdreht, mit Randglossen bereichert, bis sich

Niemand mehr darin zurecht finden konnte, und es gehörte ein unerſchrockener Juriſt dazu, um in dieſer Maſſe einigermaßen aufzuräumen. Dieſe Arbeit unternahm der Florentiner und berühmte Profeſſor zu Bologna, Accurſius oder Accorſo († 1260). Er ſammelte die Gloſſen des Irnerius, Bulgarius, Azonis und anderer Vorgänger im Recht, ordnete ſie, und gab ſie mit den ſeinigen vermehrt zu Anfang des 13. Jahrhunderts heraus unter dem Titel: **Corpus Juris glossatum**, welches nachher allgemeine Regel des Rechts wurde.

Jene erſten Univerſitäten gaben ſich denn gleich eine Einrichtung, wie ſie in der Hauptſache noch immer beſteht. Es war die Zeit, wo ſich das ganze Abendland in Stände und Zünfte genau abſonderte, und neben den Ritter-, Kaufmanns- und geiſtlichen Stand trat nun auch der Gelehrtenſtand als ein eigner auf, deſſen ganze Einrichtung an die des Ritterthums erinnert. Der Lehrer mußte verſchiedene Grade durchlaufen, ſowie der Knappe. Der niederſte Titel Baccalaureus war in beiden Ständen gebräuchlich, und bezeichnete Einen, der ſich erſt zu einem höhern Rang hinaufarbeiten wollte. Wer als Baccalaureus nach völliger Beendigung ſeiner Studien wegen ſeines Fleißes und ſeiner Kenntniſſe öffentlich ausgezeichnet werden ſollte, wurde zum **magister artium** ernannt, und ſpäter ward noch der höhere Titel eines Doctors der Philoſophie hinzugefügt. Alle dieſe Titel, welche den zu durchlaufenden wiſſenſchaftlichen Amtskanal wie Schleuſen abtheilten, die verſchiedenen Ehrenzeichen, das Barett und andere Zierrathen, welche die Grade unterſchieden, ſind offenbar eine Nachahmung des Ritterthums. Die Einrichtung wird dem Irnerius zugeſchrieben. Der Prunk und die Ceremonien, womit man die Erlangung eines höhern Ranges begleitete, und welchen man die gehörige Würde und Bedeutung zu geben wußte, verfehlten jedenfalls in jener Zeit der aufgeregten Phantaſie ihren Zweck nicht, wenn ſie darauf berechnet waren, der Wiſſenſchaft Achtung zu verſchaffen und das allgemeine Intereſſe zu erwecken. Die Kirche hatte die Chriſtenheit an einen Ueberfluß von Ceremonien gewöhnt, und ſie ſo viel als möglich an der Oberfläche unter der Herrſchaft der Phantaſie aufgehalten. Auch die gelehrte Zunft mußte ſich in dieſe Richtung bequemen. Man wirkte durch Aufzüge und Ceremonien auf die Einbildungskraft und durch dieſen

mächtigen Hebel auf den Willen der Menschen, um sie zu den Studien aufzumuntern. [1])

Die kaum aufgeblühten Universitäten mußen sehr viel von den Unruhen leiden, welche besonders nach Friedrich's II. Tod Italien bewegten. Sie mußten oft den Ort verändern, theils um dem Krieg auszuweichen, theils um der einen oder andern Partei zu folgen. Doch die meisten Unruhen und Störungen verursachten die Professoren selbst. Denn obgleich sie sich bei ihrer Anstellung durch einen Eid verpflichteten, die Universität nicht zu verlassen, so waren sie doch beständig auf der Wanderung begriffen, und zogen die Menge ihrer Schüler und Bewunderer hinter sich her. Dadurch litten sowohl die Städte als die Studien, doch ersetzte die Rivalität, welche dieses fortwährende Gewinnen und Verlieren berühmter Professoren unter den Universitäten erzeugte, wieder in etwas den Eifer. [2]) Dieser machte sich besonders bemerklich durch die Anlegung öffentlicher und Privatbibliotheken. In jeder Stadt war eine gewisse Zahl Copisten angestellt, Mailand soll 50 besessen haben, Bologna wohl im Verhältniß noch viel mehrere, von welchen denn, beiläufig gesagt, die vielen Fehler in den Codices herrühren. Die Cataloge der zu verkaufenden Abschriften waren öffentlich angeschlagen. Doch war das Kaufen nicht Jedermanns Sache, da die Copien durch den eingeführten Luxus in Vergoldung der Anfangsbuchstaben, Bemalen der Ränder, worin besonders die bologneser Schreiber sich auszeichneten, sehr kostbar waren. Tiraboschi lobt besonders in diesem Jahrhundert die Minoriten als fleißige Bücherſammler.

Während im Norden Italiens das praktische und materielle Element nach der einen Seite hin sich schnell entwickelte, war es im Süden nach der andern nicht minder thätig. Hier war die Arzneiwissenschaft durch die berühmte Schule zu Salerno vorherrschend. Diese Schule war schon seit Ende des 10. Jahrhunderts durch ihre Aerzte in großem Ruf, wozu besonders Constantin von Karthago durch seine Uebersetzungen arabischer und griechischer medicinischer Werke ins Lateinische viel beitrug. Dieser Ruf stieg am höchsten, als die Professoren dem König von England eine

1) Vgl. Corniani, Secol. della Lett. ital., Tom. I, art. 4.
2) Tiraboschi, Tom. IV, Libr. I, cap. 3.

in leoniniſchen Hexametern und in barbariſchem Latein geſchriebene Sammlung von Geſundheitsregeln überſchickten. Beſonders beſchäftigten ſich auch die Mönche viel mit der Arzneikunde, und machten ſich einen ſchönen Beruf daraus, in dem Lande umherzuziehen, um zu heilen, bis ihnen dieſe Beſchäftigung, ſowie die Errichtung mediciniſcher Schulen von der Kirche auf dem Concilium im Lateran 1139 verboten wurde. Uebrigens kam die Wiſſenſchaft trotz all dieſes Eifers nicht weiter; das Studium beſtand nur im Abſchreiben und Nachbeten der alten Aerzte.

Was überhaupt im Süden in den Wiſſenſchaften geſchah, muß dem Einfluß Friedrich's und ſeiner Gehülfen und nächſten Nachfolger zugeſchrieben werden. Aus alter Feindſchaft gegen Bologna gründete Friedrich die Univerſität zu Neapel, und ſparte weder Koſten noch Berufungen und Privilegien, um die berühmteſten Männer dahin zu ziehen.[1]) Er ſelbſt beſaß eine Gelehrſamkeit, die uns in Erſtaunen ſetzen muß, wenn wir das unruhige Leben überſchauen, das ihm durch die Hetzereien der Päpſte beſchieden war. Auch die italieniſchen alten Geſchichtſchreiber, Ricordano Maliſpini und Villani, eifrige Welfen, ſind über ſeine großen Eigenſchaften, Talente und Kenntniſſe einig. Er verſtand die italieniſche (wie ſie damals war), lateiniſche, franzöſiſche, deutſche, griechiſche und arabiſche Sprache. Die Philoſophie ſeiner Zeit war ihm bekannt, er ermunterte das Studium derſelben in allen ſeinen Staaten, und ließ beſonders Ariſtoteles' Schriften ins Lateiniſche überſetzen. Eines ſeiner Lieblingsſtudien war die Naturgeſchichte. Man hat noch von ihm ein Werk über die Kunſt mit Vögeln zu jagen (De arte venandi cum avibus, in zwei Büchern, nicht ganz erhalten, mit Zuſätzen von ſeinem Sohn

1) Nicolai de Jamſilla (Hist. Conradi et Manfredi, Tom. VIII, p. 495) ſagt von ihm: Er hatte einen großen Eifer für die Philoſophie, und verbreitete ſie in ſeinen Staaten. Vor der glücklichen Zeit ſeiner Regierung hätte man in Sicilien wenig oder keine Gelehrte gefunden, aber der Kaiſer öffnete in ſeinem Reich die Schulen für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Er rief Profeſſoren aus verſchiedenen Theilen der Welt, und bot ihnen anſehnliche Belohnungen. Es genügte ihm nicht, ihnen anſehnlichen Gehalt auszuſetzen; aus ſeinem eignen Schatz bewilligte er eine Summe für die ärmſten Schüler, damit kein Stand durch Mangel von dem Studium der Philoſophie entfernt würde.

Manfred, zuerſt gedruckt zu Augsburg 1596). Er handelt darin nicht nur von den zur Jagd zu gebrauchenden Vögeln, ſondern von allen Arten im Allgemeinen, Waſſervögeln, Landvögeln, denen, die er Mittelvögel nennt, und Zugvögeln. Er ſpricht von ihrer Nahrung und der Art dieſe zu verſchaffen, er beſchreibt die Theile ihres Körpers, ihr Gefieder, den Mechanismus der Flügel, ihre Vertheidigungs- und Angriffsmittel. Im zweiten Buch handelt er von den Raubvögeln, und beſchreibt die Art, ſie zur Jagd zu wählen, zu ernähren und abzurichten.

In dieſem rühmlichen Streben ſtand dem Kaiſer beſonders ſein Kanzler Pier delle Vigne würdig zur Seite, ein tüchtiger Geſchäftsmann, Philoſoph, Rechtsgelehrter, Redner und Dichter. Von ihm ſind ſechs Bücher theils in ſeinem, theils in des Kaiſers Namen geſchriebener lateiniſcher Briefe ſehr wichtig für die Geſchichte jener Zeit. (Mehrmals gedruckt; erſte Ausgabe zu Baſel 1566, die zweite zu Amberg 1609.) Auch Manfred, Karl von Anjou und Karl II. beförderten und beſchützten die Wiſſenſchaften, doch war beſonders unter den Letztern Friedrich's II. Geiſt nicht mehr wirkſam, das Volk erſchlaffte wieder, und die Wiſſenſchaft zog wieder nach dem Norden; auch blieben jene Fürſten nicht lange genug in dem ruhigen Beſitz ihrer Länder.

Die Geſchichte war in dieſer Zeit noch meiſt lateiniſch geſchrieben, und im Ganzen ſchlecht behandelt. Am meiſten regten ſich die Sicilianer, welche noch die beſten Geſchichtſchreiber ihrer Epoche waren, ſowie die Geſchichte ihres Landes damals auch den großartigſten und würdigſten Stoff darbot. Unter ihnen merken wir beſonders Ricardo von S. Germano, Notar, er ſchrieb die ſicilianiſche Geſchichte von 1189 bis 1243; ferner Matteo Spinello, von Giovanazzo bei Bari (Königr. Neapel) ſchrieb, der erſte, ſeine Geſchichte in italieniſcher Sprache; Niccolò di Jamſilla und Saba Malaſpina, der Erſtere parteiiſch für die Ghibellinen, der Andere für die Welfen. Als hiſtoriſche Curioſität mag hier noch die Geſchichte des trojaniſchen Kriegs in 35 Büchern von Guido delle Colonne erwähnt werden. In Toskana begegnen wir dem erſten toskaniſchen Geſchichtſchreiber, Ricordano Maliſpini, deſſen Zeitgeſchichte bis zum Jahre 1281 gut und von ſeinen Nachfolgern, beſonders Villani, viel benutzt worden iſt.

Die klaſſiſchen Studien zogen ſich durch das Mittelalter bis

zu Petrarca's und Boccaccio's Zeit traurig fort. Die griechiſche Sprache war zwar nicht ganz fremd geworden. Die Griechen waren lange im Beſitz eines großen Theils von Italien, und ſelbſt der griechiſche Ritus hielt ſich lange im neapolitaniſchen Gebiet. Auch ſpäter im 12. und 13. Jahrhundert war dieſe Sprache unter dem Volk noch ſo ſehr im Gebrauch, daß Friedrich II. nöthig hielt, ſeine Verfaſſung für Sicilien in lateiniſcher und griechiſcher Sprache zu geben. Daſſelbe thaten die franzöſiſchen Könige, und noch jetzt wird in mehren calabreſiſchen und pugliesiſchen Gegenden das moderne Griechiſche faſt wie in Griechenland geſprochen.[1]) Zu gleicher Zeit erhielten im 11. Jahrhundert auch im griechiſchen Kaiſerthum die Wiſſenſchaften einigen Aufſchwung, und in Ermangelung ſchaffender Geiſter zeichnete man ſich dort wenigſtens durch Gelehrſamkeit, Forſchungen, Commentare aus. Einigen Einfluß mag dieſe gelehrte Thätigkeit der Nachbarn auf Italien gehabt haben, doch war es keineswegs die Liebe zu den Wiſſenſchaften, was in Rom unter dem ganzen Klerus die griechiſche Sprache wichtig machte. Denn wenn ſie dort eifrig ſtudirt wurde, ſo geſchah dies nur, um den ſchismatiſchen Zänkereien der griechiſchen und römiſchen Theologen zu dienen. Nur das Wort friſtete alſo ſein Leben, der altgriechiſche Geiſt blieb fern von ſolchen ſogenannten Studien.

Nicht viel Tröſtlicheres läßt ſich von der lateiniſchen Sprache ſagen, an welche ſich hier in natürlicher Folge das Studium der Beredſamkeit anſchließt. Die lateiniſche Sprache war längſt dem Reich der Todten verfallen, und hatte an die neuern Idiome faſt alle ihre Rechte abgegeben. Sie war zwar in Italien nie fremd geworden, allein der Styl der Gelehrten verrieth äußerſt wenig Bekanntſchaft mit den Klaſſikern, ſondern höchſtens mit der Vulgata, den Kirchenvätern und Heiligen. Erſt im 12. Jahrhundert erwachte der Geſchmack an den Klaſſikern (es gab eben erſt ſeitdem auch noch andere Stände als Geiſtliche und Laien), und mehre Schriftſteller zeichneten ſich damals durch ihren guten Styl aus, wie unter Andern beſonders der Hiſtoriker Falcandus aus Sicilien. Auch die Dichter ſahen ſich nun mehr nach Virgil um. Doch kaum hatte ſich das klaſſiſche Studium etwas aus

1) Citate von Tiraboschi, Tom. III, Libr. II, cap. 3.

ſeinem Grabe erhoben, als es im 13. Jahrhundert durch die ſcholaſtiſche Philoſophie gänzlich auf die Seite geſchoben wurde, und erſt der Tochterpoeſie war es im folgenden Jahrhundert aufbehalten, die klaſſiſche Mutter in den ihr gebührenden Rang einzuſetzen.

Obgleich die Univerſitäten und öffentlichen Schulen nicht alle Zweige der Wiſſenſchaften umfaßten, ſo hatten ſie doch ohne Zweifel Lehrer, welche durch die Elemente der Grammatik und Rhetorik den Weg zu dem Studium bahnten. Beſonders hatte Bologna zuerſt ſeine Profeſſoren der Grammatik, deren Sphäre damals amoena litteratura genannt wurde. Hierunter gehört der Florentiner Buoncompagno, 1221, welcher zu einiger Berühmtheit gelangte, und ſogar für ſein Werk Forma litterarum scholasticarum gekrönt wurde. Dieſelbe Univerſität beſaß noch Galeotto oder Guidotto, den erſten Ueberſetzer eines Ciceronianiſchen Werks.[1]) Nach dem Beiſpiel Bolognas errichteten bald auch Padua, Neapel und andere Univerſitäten einen Lehrſtuhl für die amoena litteratura. Doch alle jene Rhetoren wurden durch die Beſtrebungen des Florentiners Brunetto Latini verdunkelt, der in dieſem Fach den erſten Platz einnimmt. Brunetto ſtammte aus einer edeln Familie, und gehörte zur Partei der Welfen. Um für dieſe Hülfe zu ſuchen, befand er ſich gerade als Geſandter bei dem König Alphons von Caſtilien, als die Welfen aus Florenz verjagt wurden. Er zog ſich daher nach Frankreich, wo er mehre Jahre blieb und ſeine vorzüglichſten Werke ſchrieb. Nach dem Siege ſeiner Partei kehrte er nach Florenz zurück, und verwaltete dort mit Ehren öffentliche Aemter bis an ſeinen Tod, 1294. Er erreichte ein hohes Alter, obgleich ihn Dante ſagen läßt (Inferno, XV, v. 58): E s' i' non fossi si per tempo morto, was indeſſen wahrſcheinlich ein Bedauern ausdrücken ſoll, nicht länger in Verbindung mit Dante geſtanden zu haben. Dies Wenige nur haben die alten Schriftſteller von den Schickſalen Brunetto's hinterlaſſen, deſto mehr reden ſie von ſeinen Schriften und ſeiner Gelehrſamkeit. Sein Biograph Filippo Villani ſagt von ihm: „Er war von Profeſſion ein Philoſoph, von Rang

1) Rettorica nova di M. Tullio Cicerone translata di Latino in volgare per lo eximio maestro Galeotto da Bologna. Gedruckt 1478.

Notar und von ausgebreitetem Ruf, gelehrt, scharfsinnig, überfließend von witzigen Einfällen, doch auch ernst und bescheiden, von gefälliger Rede, höflich, und wäre durch seine ausgezeichneten Gaben glücklich gewesen, wenn er die Kränkungen seines wüthenden Vaterlandes mit Weisheit hätte ertragen können. Sein Hauptwerk ist der Tesoro, eine Sammlung von Auszügen aus Plinius, Solinus und ähnlichen Werken mit eignen Traktaten, in drei Theilen. Der erste Theil hat fünf Bücher: 1) Geschichte des alten Testaments, 2) Geschichte des neuen Testaments bis zu seinen Zeiten, mit der Beschreibung der Elemente und des Himmels, 3) Geographie, 4) und 5) Naturgeschichte; der zweite Theil enthält in zwei Büchern ein Compendium der Aristotelischen Ethik und eine Abhandlung über die Tugenden und Laster; der dritte Theil gibt in zwei Büchern die Kunst wohl zu reden und die Kunst die Republiken gut zu regieren.

Alle diese Professoren der Rhetorik brachten übrigens wenig Redner hervor. Mangelten vielleicht die Elemente dazu? Wenigstens in den Republiken gewiß nicht. Die geistliche Beredsamkeit besonders lag noch gänzlich im Schlaf; sie wußte freilich auch nicht, in welcher alten oder neuen Sprache sie sich ausbilden sollte. Tiraboschi führt zwar einige Geistliche an, die wegen ihrer Eloquenz berühmt gewesen wären, und einen großen Zulauf gehabt hätten. Allein der Zulauf des Volks mag sich aus andern Ursachen als aus ihren noch vorhandenen schlechten Predigten erklären lassen.

Endlich konnte gerade nur jetzt, in einer Zeit, welcher eine jahrhundertelange systematische Verdummung des Menschengeschlechts vorausgegangen war, wo das materielle Interesse in emsiger Betreibung und Blüthe des Handels, in Sicherstellung des Besitzes und Lebens durch unzählige Gesetze und die Einrichtung der Staaten sich ganz der Welt bemächtigt hatte, in dem jugendlichen Alter der Menschheit, deren Kraft in dem thätigen Ritterthum ihre Befriedigung fand, und welche in den provenzalischen Corti d'Amore schwärmte: nur in einer solchen Jugendzeit konnte als natürlicher Gegensatz sich die trübselige Scholastik erzeugen. Sie war selbst eine Folge jener aufgeregten Phantasie, die schon lange angefangen hatte, eine gefährliche Oberherrschaft zu erlangen, und die man durch eine einseitige Uebung des Scharf-

ſinns zu bekämpfen hoffte. Denn die überreizte Phantaſie war es, welche die Meiſten nach Spanien zu den durch ihre mathematiſchen und mediciniſchen Wiſſenſchaften berühmten Arabern lockte, um von ihnen mancherlei geheime Künſte und Zaubermittel zur Verlängerung des Lebens, Gewinn großer Reichthümer und übermenſchliche Wiſſenſchaften zu lernen; — man fand bei ihnen den Ariſtoteles. Die Scholaſtik faßte ihre erſte Wurzel in den von Karl dem Großen geſtifteten geiſtlichen Schulen. Hier beſtand das Studium der Philoſophie allein aus einigen lateiniſchen Commentatoren des Ariſtoteles, beſonders Boethius, dem heiligen Auguſtinus und den Büchern des Marcianus Capella. An dieſem dünnen Faden ward der junge Geiſtliche zu dem Grund und Zuſammenhang unſterblicher Wahrheiten geleitet, an dieſem armſeligen Vorrath lernte der Geiſt ſich ſchärfen. Aber jene Kloſterſchulen waren auch geiſtige Gymnaſien, worin ſich die künftigen Athleten in der Disputirkunſt übten. Denn das Studium der Philoſophie, welche noch eine ſehr untergeordnete Dienerin der Theologie war, und dieſer eigentlich, ſo zu ſagen, nur das Feuer ſchüren mußte, beſtand damals nur in der Fertigkeit, ſeine Gegner niederzudisputiren, und dieſe wurde an den Kirchenvätern, beſonders an den Commentaren des Ariſtoteles erlangt. Je beſchränkter das Feld ſolcher Uebungen war, je mehr der Geiſt bei dem Mangel an Stoff auf ſich und ſeine Erfindungsgabe hingewieſen war, deſto feiner mußte der Scharfſinn, deſto ſpitzfindiger der Verſtand, aber auch deſto einſeitiger und beſchränkter die Anwendung beider werden. Indeſſen die Disputirkunſt wurde immer mehr ausgebildet, man gewöhnte ſich, ſie als ein gelehrtes Kampfſpiel zu betrachten, und gewiſſermaßen zog der Rittergeiſt in dieſen theologiſchen Fehden und Abenteuern ſelbſt in die Klöſter ein. Später wurden die Univerſitäten die Turnirplätze. Man war ſchon ſo ſehr in dieſe einſeitige Manier eingejocht, daß man ihr Alles unterwarf, und beſonders die Italiener nicht müde werden konnten, ihre unzähligen Geſetze aufs Subtilſte zu zerſpalten, zu diſtinguiren und zu commentiren.

So war der Geiſt trefflich vorbereitet, als man mit Ariſtoteles ſelbſt näher bekannt wurde. Dies geſchah im Anfang des 13. Jahrhunderts beſonders durch die Aufmunterung Friedrich's II., welcher die Metaphyſik aus arabiſchen Ueberſetzungen ins Latei-

niſche übertragen ließ. [1]) Bald faßte man für den Ariſtoteles im ganzen Abendland eine unbegränzte Verehrung. Eine paſſendere Philoſophie konnte dem Gelehrtenſtand, welcher im Gegenſatz zu den übrigen Richtungen der Zeit, nur durch Entäußerung von aller Phantaſie die Wiſſenſchaft emporheben wollte, wirklich auch nicht zukommen, als von dieſem beſtimmten, klaren und ſcharfen Griechen, welcher Witz und Scharfſinn in ſo außerordentliche Thätigkeit verſetzte. Man glaubte den Schlüſſel zu allem wiſſenſchaftlichen Heil gefunden zu haben, und es galt nun einzig, die durch jenes Verſtandesſyſtem gewonnenen Einſichten mit den Vorurtheilen und Erfindungen des kirchlichen Syſtems, in denen man aufgewachſen war und die nun einmal die Grundlage des Glaubens ausmachten, in Einklang zu bringen. Daher die Haſt, womit man nun alle Schriften des Ariſtoteles ergriff, ſie ſtudirte, auswendig lernte, mit unendlichen Gloſſen und Erläuterungen verſah, um ſie auf die bisher allein herrſchende kirchliche Philoſophie anzuwenden. So ſtellte ſich alſo nun die Scholaſtik heraus als ein Kampf zwiſchen Einſicht und Glauben, oder als ein Verſuch der Vermittlung beider, als ein der Menſchheit allerdings würdiges Streben nach Licht und geiſtiger Freiheit. Denn ſie war ein Kampf zwiſchen dem Glauben an die objective Gültigkeit der nach und nach aufgeſtellten, ſanctionirten und von der Hierarchie ſtreng bewachten Kirchenlehre und zwiſchen dem ſtark aufgeregten, ſich immer mehr geltendmachenden Streben nach Einſicht und objectiver Gewißheit der Gründe. Während der Geiſt nach Einigung der Gegenſätze, nach Auflöſung der Diſſonanzen rang, bildete er ſich ein Syſtem der Logik und Metaphyſik oder Dialektik, welches er als Vermittler zwiſchen Einſicht und Glauben ſtellte. Dabei war das dogmatiſche Religionsſyſtem vorherrſchend, ſeit Langem feſtgewurzelt, und behauptete in ſtreitigen Fällen, die häufig genug vorkommen mußten, das erſte Recht. Die eigentliche Logik und Metaphyſik konnte alſo hier gar nicht einmal zur Ausbildung gelangen, und obgleich der gute Wille mancher eminenten Köpfe nicht zu verkennen und im Ganzen das

1) Ginguené, Tom. I, p. 212. Hallam, Europe during the Middle Ages, Vol. IV, p. 346. Tiraboschi dagegen meint, ſie ſei aus dem Griechiſchen überſetzt worden. Tom. IV, p. 115.

einzige Ehrwürdige in der ganzen Scholaſtik iſt, ſo muß man bedauern, daß ein unglückliches Geſchick, ebenſo wie früher bei einer andern Gelegenheit angemerkt iſt, den menſchlichen Geiſt gerade wieder den umgekehrten Weg einſchlagen ließ, als den eine geſunde Natur und beſonders Freiheit des Geiſtes die Griechen führte. Dieſe gingen in allmäliger Entwicklung und in gleichem Schritt mit der Vermehrung ihrer Kenntniſſe der Natur, der Läuterung ihrer Begriffe, der Erhebung und Schärfung des Geiſtes von der poetiſchen Ahndung der erſten Philoſophen und Dichter bis zum reinſten Begriff der Gottheit in Plato's Syſtem, und von dieſem gewonnenen Standpunkt aus ſuchte dann Ariſtoteles die ganze geiſtige und ſinnliche Welt zu erfaſſen. Die chriſtlichen Theologen hingegen, denen das Höchſte, die Erkenntniß Gottes und ſeines Verhältniſſes zur Welt, gegeben und durch willkürliche Satzungen und Erfindungen unglaublich getrübt und faſt unzugänglich geworden war, maßten ſich nun an, ohne alle Kenntniſſe, ohne Geiſtesvorbildung von dieſem aus die Sphäre des geſammten Wiſſens zu erfaſſen.

Gleichwohl mußte die friſch erwachte Neigung zur Einſicht und Aufklärung der Hierarchie nicht ſehr zuſagen; ja ſie kam ihr ſogar gefährlich vor, und Ariſtoteles' Schriften wurden von Päpſten und Concilien verdammt. Allein die auf jede Regung wachſame Kirche mochte bald merken, daß dies nichts half, ja daß die verſchiedenen Verbote, die ſie gegen Ariſtoteles ergehen ließ (1209, 1215 und 1231), nur noch mehr zum Studium deſſelben reizten, und daß ihr einziges Heil darin beſtände, dieſe Richtung, welche ſie nicht untergraben konnte, zu beherrſchen. Nichts kam ihr daher gelegener, als daß die beiden Orden der Franziskaner und Dominikaner, die Hauptſtützen der Orthodoxie, ſich nun auch in die Univerſität zu Paris, wo man anfing beſonders frei zu denken, eingezwängt hatten, und mit ſiegreichem Scharfſinn das kirchliche Syſtem vertheidigten. So coaliſirte ſich die Kirche mit ihrem frühern Widerſacher gegen die Menſchheit, oder vielmehr, ſie war ſchlau genug, den Ariſtoteles in eine Mönchskutte zu bereden, und dieſer Sieg war entſcheidend für die ganze Philoſophie der folgenden Jahrhunderte. Denn nun kam es nicht mehr darauf an, mit geſchärftem Verſtand das kirchliche Syſtem zu prüfen, und etwa gar von dieſem zum Chriſtenthum zurückzukehren, ſon-

dern nur darauf, das kirchliche Syſtem, ſelbſt mit Ariſtoteles' Logik, richtig zu finden. Zweck und Weſen der Scholaſtik ward dadurch weſentlich verändert. Das Syſtem der hierarchiſchen Dogmen ward nun Anfang und Ende alles Strebens, und in dieſem verdummenden Kreislauf war aller Fortſchritt rein abgeſchnitten. Das Ziel des Philoſophirens, die Erkenntniß des Höchſten, war durch die kirchlichen Satzungen ſchon genau vorgeſchrieben, und jede fremdartige Entdeckung in dem Reich der Wiſſenſchaft ſchrecklich verpönt. Nur die Form des rationalen Wiſſens, die Deutlichkeit und Gewißheit der Erkenntniß war das, was Jeder noch ſuchen durfte, der Weg aber durch die Dialektik war ebenfalls durch Verketzerung, Verfolgung und Kirchenſtrafen unabänderlich feſtgeſetzt. So war der Ariſtoteles völlig unſchädlich gemacht, im Gegentheil ward er nun der Fels, auf den die Hierarchie von Neuem bauen konnte; denn was man vorher auf Glauben ſo hingenommen hatte, wurde nun auch dem Verſtande bis zur Evidenz deutlich, und der allenfalls noch Zweifelnde ward durch das Labyrinth der Dialektik geſchleppt, bis er ſich darin verirrte, oder — er ward verbrannt. So ſehr daher dieſe Ariſtoteliſche Krankheit früher der Hierarchie verhaßt und gefährlich war, ebenſo wurde ſie jetzt, da ſie ihre Beſtimmung verändert hatte, befördert, gehoben, geehrt. Jede Hauptſtadt, jede Univerſität, jedes Kloſter mußte wenigſtens Einen Lehrſtuhl der ſcholaſtiſchen Theologie haben, und das ganze Abendland hallte wieder von dem Ruhm der formidablen Theologen, der magistri irrefragabiles, seraphici, dulciloqui etc., von den unſinnigen Subtilitäten eines krankhaften Witzes, von den fürchterlichen Schlüſſen und Sprüngen, welche die Philoſophen machten, um auf dem kürzeſten Weg zu den ſtreng bewachten Dogmen zurückzukehren, wobei es immer am unbegreiflichſten bleibt, wie man noch einen Unterſchied zwiſchen Orthodoxen und Ketzern herausfinden konnte.

An der Spitze der Schreier, welche den kaum erwachenden Verſtand wieder übertäuben ſollten, befanden ſich zwei Orden, welche gerade jetzt zu rechter Zeit gegen die Ketzer ins Leben traten, die Dominikaner, der wahre Schemel der Orthodoxie, welche in der zerſtörten und entvölkerten Provence die erſten Proben ihrer Wirkſamkeit ablegten, und die Franziskaner, welchen eigentlich

Dummheit und Unwiſſenheit zum Geſetz gemacht, ſpäter aber doch Witz und Scharfſinn zugeſtanden war, um gegen die Dominikaner beſtehen zu können. Beide ſetzten die Welt für lange Zeit in Erſtaunen durch ihre gelehrten Zänkereien über die unbefleckte Empfängniß, welche mit der Transſubſtantiations- und Trinitätslehre die Hauptgegenſtände bildete, über die man durch die Ariſtoteliſche Logik zu keiner vollkommenen Befriedigung gelangen konnte, und verwandelten die Univerſitäten in Schlachtfelder für die Heere der Skotiſten und Thomiſten, Nominaliſten und Realiſten. Unter den Dominikanern ragte in Italien vor Allen Thomas von Aquino hervor, dem es eben gänzlich ſowohl an Real- als an hiſtoriſchen Kenntniſſen fehlte. Seine ganze gelehrte Grundlage beſchränkte ſich auf die Vulgata und die Kirchenväter, ſodaß die Erforſchung des Weſens, der Gründe und der Entſtehung der herrſchenden Kirchenlehre ganz außer dem Bereich ſeines Vermögens lag. Deſto mehr Raum ließ ihm dieſe ungemeine Leerheit des Geiſtes, ſeinen Witz und philoſophiſchen Scharfſinn auszubilden, den er auch emſig zur Unterſtützung aller willkürlichen Satzungen aufbot, welche Aberglauben und Herrſchſucht zuſammengetragen hatten.

Was der Kirche überhaupt ihren Sieg über Ariſtoteles und die gedrohte Aufklärung erleichterte, war der gänzliche Mangel an einer wiſſenſchaftlichen Grundlage. Ueber den Commentaren, Gloſſen, Zerlegungen hatte man bald die Quellen ſelbſt, deren ernſtes Studium im vorigen Jahrhundert die Wiſſenſchaft ſchon auf beſſere Wege gebracht hatte, vernachläſſigt und vergeſſen. Die Arzneikunde und Mathematik, ebenfalls von den Arabern gelernt, die Philologie hatten im 11. Jahrhundert eine glückliche Periode, mußten aber bald der Dialektik weichen, die eine unglückliche Herrſchaft erlangte, um ſo unglücklicher, da ſie als die ſchwierigſte und höchſte Unterſuchung des griechiſchen Weiſen gerade auch als die erſte den durch Aberglauben aller Art eingeſchläferten Abendländern in die Hände fiel. Die Vorkenntniſſe, welche den Geiſt zu der höhern Anſicht bilden und erheben ſollten, und welche Plato's Schüler zu ſeinem Syſtem geführt hatten, waren hier durch ein Syſtem von widerſprechenden, unverdaulichen Artikeln erſetzt. Es mußte den Witz ungemein reizen, Aehnlichkeiten und Beziehungen herauszufinden, und auf dieſe ein Syſtem zu

bauen, deſſen Grundlage und Spitze eigentlich ſchon genau vorgeſchrieben war, und mit Wuth fiel man über dieſes zerrüttende Geiſtesopium her. Iſt es alſo zu verwundern, daß der durch die Schrecken der Ketzergerichte niedergehaltene, von der Welt, die er erkennen wollte, abgeſchiedene Geiſt in jenen vorgezeichneten engen Schranken ſich in leeren Formeln und Spielereien mit Begriffen bewegen lernte, auf frivole Unterſuchungen, metaphyſiſche Subtilitäten und Sophiſtereien verfiel, und daß bei der wenigen Befriedigung, welche dieſes Syſtem gewähren konnte, als ein ganz natürlicher Gegenſatz der Dialektik die traurige Myſtik auftrat, welche man geneigt wäre, eine aus purer Verzweiflung entſtandene Reſignation zu nennen.

So brachte alſo die ſcholaſtiſche Philoſophie die Menſchheit wenig Schritte weiter. Die Theologie, auf welche ſie hauptſächlich angewendet worden war, befand ſich ungefähr noch in demſelben engen und finſtern Kreis, in den ſie das Concilium zu Nicäa gezwängt hatte, und dies konnte den Abſichten der Hierarchie auch allein angemeſſen ſein. Es ſtellten ſich überhaupt einer philoſophiſchen Ausbildung unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen: ein hierarchiſch-theologiſches Syſtem, welches den freien Gebrauch des Verſtandes und der Vernunft feſſelte, ein mit allem Fleiß genährter Aberglaube, als nothwendige Folge jenes Syſtems, und dabei eine fanatiſche Partei, welche die Orthodoxie bis auf den geiſtigen und phyſiſchen Tod vertheidigte und jede Erhebung über den einmal eingewurzelten Aberglauben verketzerte. Erſt ſeitdem ſich ein Theil des Menſchengeſchlechts aus den Banden der Hierarchie befreit und von dem Einfluß jeder orthodoxen Partei losgeſagt hatte, iſt die Scholaſtik der Morgenröthe einer beſſern Einſicht gewichen, und es iſt merkwürdig, daß hauptſächlich durch das wiedererwachte Studium der heidniſchen Literatur dieſes chriſtliche Ungeheuer beſiegt worden iſt. Der einzige Vortheil, den die ſubtilen Zänkereien in allen Theilen des Abendlandes gewährten, war, daß eine Kathederfreiheit gerettet wurde, die allerdings damals unſchätzbar war. Bei dem ewigen Hin- und Herdrängen und Zerren, Combiniren und Vermiſchen der Dogmen mochte eben manche ſubtile Behauptung zu Tage kommen, die man anfangs frei gewähren laſſen mußte, weil man nicht unterſcheiden konnte, ob ſie orthodox oder ketzeriſch war.

Die Hierarchie trat also auch in den Wissenschaften, und gerade hier am meisten der gesunden Ausbildung in den Weg. Ihre Macht hätte jenen einen unermeßlichen Gewinn geben können, wenn sie sich um dieselben bekümmert hätte, und daß sie, als die einzige Lichtträgerin ihrer Zeit, es nicht that, wird ihr ein ewiger Vorwurf bleiben. Aber sie hatte andere Ideen und andere Rücksichten. Sie erkannte wohl, daß jeder Fortschritt in der Wissenschaft und Aufklärung dahin führen würde, die Nothwendigkeit ihrer Existenz zu vernichten, und es läßt sich daraus wohl ihre ängstliche Wachsamkeit erklären, und die fürchterlichen und grausamen Strafen, womit sie hellere Ideen auszurotten suchte. Daher die Ketzerverfolgungen, denen alle ausgezeichnete Denker unterworfen waren; daher die Verbote, welche oft die Studien zur Strafe für Ausschweifungen des gesunden Verstandes auf kürzere oder längere Zeit gänzlich suspendirten; daher die Interdikte, unter welchen die Universitäten so oft seufzten, wie denn die Stadt Padua von 1289 an zwei Jahre lang diese Strafe erdulden mußte, weil die dortige Universität einige Gesetze dem Klerus zuwider gegeben hatte. [1]) Auf der andern Seite waren die Päpste mit ganz andern Interessen beschäftigt, die aber immer auf die Erhaltung und Vergrößerung ihrer angemaßten Macht zweckten, wie Innozenz III., der sich die Inquisition zur Ausrottung der Ketzer und zur Schwächung der bischöflichen Gewalt einrichtete, wie der rachsüchtige Innozenz IV., der das Hohenstaufische Haus bis in den Tod mit Wuth verfolgte, wie Bonifaz VIII., der zuerst den Fortschritt der Zeit erfahren, und übrigens wie alle seine Vorgänger seine gefährlichsten Feinde in Rom selbst bekämpfen mußte. So kümmerten sich die Nachfolger Petri höchst wenig um die Wissenschaften, das kanonische Recht etwa ausgenommen, das ihnen für ihre Anmaßungen unentbehrlich war. Und wenn auch manche bessere Päpste hellere Einsichten hatten (wie Tiraboschi besonders Honorius III. hervorhebt, der im Eifer für die Wissenschaften einen Bischof abgesetzt hätte wegen seiner Unwissenheit und seines schlechten Styls, Deposuit episcopum, qui Donatum non legerat) und Schulen gründeten, so lag es nicht in ihrer Macht, den Mönchsgeist daraus

1) Tiraboschi, Tom. IV, Libr. I, cap. 3.

zu verbannen. Heiligenlegenden und Kirchenchroniken umnebelten gleich die Seele des angehenden Geiſtlichen, und Bekämpfung der griechiſchen Kirche und aller Ketzer war das Ziel, das ſeinen Studien vorgeſteckt, der Beruf, in den er eingeweiht wurde. Und auch hier zeigt ſich wieder die beſſere Natur der germaniſchen Race, indem die beſten Schulen in Norditalien, beſonders Mailand und Parma, blühten, die meiſten berühmten italieniſchen Scholaſtiker dort gebildet wurden, wenn ſie nicht ihre Studien ganz im Ausland machten.

§. 10.

Charakter der Italiener als Grundlage ihrer Poeſie.

Wir legen nun die Hand an die Seele der Italiener, um das intereſſante Schauſpiel zu beobachten, wie dieſe ſich zur Poeſie und überhaupt zur Kunſt nach und nach ſo herrlich aufgeſchloſſen hat; wir belauſchen ſeine Pulsſchläge, um aus ihnen die Leidenſchaften und Neigungen zu erkennen, die den Italiener ſo frühe zur Kunſt führten, und ſuchen darin die Urſachen, welche ihm manche Dichtungsarten verſagten, andere vorzugsweiſe begünſtigten. Ohne eine ſolche Pſychologie eines Volks entbehrt die Geſchichte ſeiner Poeſie ihrer Grundlage, ihres Schlüſſels und auch ihres ganzen Reizes. Denn die Poeſie iſt der Ausdruck der innerſten Seele eines Volks, ihre Geſchichte iſt die Geſchichte ſeiner Seele mit ihrer ganzen Entwicklung, ihren Freuden und Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen. Sie iſt das Zeugniß von dem Daſein eines Volks in ſeiner Eigenthümlichkeit und Nationalität. Dieſe Eigenthümlichkeit hat aber ihren Grund nicht nur in den Verhältniſſen zu der Natur, die den Italiener umgibt, ſondern auch in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung und ſeinen Verhältniſſen zu andern Völkern, und es ſei uns daher erlaubt, einen phyſiſchen und einen hiſtoriſchen Charakter zu unterſcheiden.

Bei keinem Volk äußert die Natur und Beſchaffenheit des Landes und Klimas auf den Charakter und die Geſtaltung des ganzen Landes im Einzelnen und Allgemeinen ſo merklichen Einfluß, als bei den Italienern. Kein Land hat vielleicht auch einen ſo bunten Wechſel der Temperatur und Vegetation wie Italien.

Nehmen wir allein den Norden: die Alpenluft in Savojen und Piemont, das faſt deutſche Klima in der Lombardei, die milde Seeluft Venedigs und das afrikaniſche Klima Genuas, welche Abſtufung auf dem kleinen Raum! In Neapel, wie nahe die gräßlichen Einöden der vulkaniſchen Natur neben den paradieſiſchen Gefilden, in andern Gegenden verpeſtende Sümpfe und die traurige Einſamkeit todter Fluren neben lachenden Oliven- und Weinbergen; durch die ganze Halbinſel aber der Höhenzug, der nur zwei lange Seeküſten ſcheidet. Sollte dieſes merkwürdige Gemiſch nicht einige Beziehung auf das wechſelnde Spiel der Leidenſchaften des Italieners, auf das oft unerklärliche Zuſammentreffen von Tugenden und Fehlern in demſelben Individuum haben? Wir kennen wenigſtens kein Volk, das von ſeiner Natur, wie von einer verzärtelnden Mutter, ſo abhängig wäre; aber auch kein Land, in welchem die Natur für ihren Liebling, den Menſchen, ſo unendlich viel gethan hätte, als Italien. Sie ſchüttete dort ein Füllhorn nicht nur der unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe, ſondern auch der köſtlichſten Gaben aus, und erhebt den Menſchen frei über die Feſſeln der Scholle. Während andere Völker dieſer mühſam ihr Daſein abringen müſſen, gibt eine kurze Bemühung dem Italiener Befriedigung des Bedürfniſſes und Muße und Gelegenheit zu dem mannigfaltigſten Lebensgenuß. Auch bleibt der Italiener dieſer Natur ſtets treu und ergeben, ihre Geſetze ſind ihm heilig, und ſchwer wird ihn Wiſſenſchaft oder Aufklärung dahin bringen, Gewohnheiten und Gebräuche aufzugeben, die mit dem Gang der Natur in Beziehung ſtehen, wie z. B. die ſonderbare Zählung der Tagesſtunden von Untergang der Sonne an.

Dieſe Abhängigkeit von der Natur führt uns auf eine andere Seite des Charakters, welche die Italiener, zugleich mit jener, mit den Vögeln gemein haben. Betrachten wir die Zeichnung des allgemeinen Charakters der Vögel, wie ſie z. B. Vogt in ſeiner Zoologie gibt, ſo finden ſich die auffallendſten Eigenheiten deſſelben, in höherer Potenz, bei den Italienern wiederholt. Denn wenn die ſchon bei den Römern beliebte niedrige Stirn mit der ſchnabelförmig gebogenen Naſe bei manchen Phyſiognomien unwillkürlich an den Typus der höhern Vogelgattungen erinnert; wenn der allgemeine Kunſtſinn, der ſchon bei den nieder-

ſten Klaſſen des Volks wenigſtens als ein Inſtinkt ſich findet, ebenfalls eine große Aehnlichkeit mit den gefiederten Künſtlern darbietet: ſo führt ſchon die allgemeinſte Schilderung beider Naturarten auf die merkwürdigſten Vergleichungen. Vogt ſagt von den Vögeln: „Was ihnen (im Vergleich mit den Säugethieren) an Beugſamkeit, Urtheilskraft und freiem Verſtand abgeht, das erſetzen ſie reichlich durch ihren ſo ſcharf und entſchieden ausgebildeten Charakter. Dieſe Beſtimmtheit kommt von der hohen individuellen Ausbildung, gegründet auf das Irritable, das Blut und Bewegungsſyſtem. Die Vögel ſind durch Lebhaftigkeit, Munterkeit, lautes Weſen ausgezeichnet. Sie haben mehr nach Außen gewandte Charaktere, ſie treiben ſich mehr öffentlich herum, ſind unermüdlich, lebhaft, ſtreitſüchtig, den Vergnügungen und der Liebe ergeben; ihre Luftröhre bildet ſich zu hoher Stimmfähigkeit aus.“ Wer wollte in dieſen Zügen nicht das muntere, lebhafte, geſangreiche Volk Heſperiens erkennen?

Zur Erklärung vieler Erſcheinungen im italieniſchen Charakter müſſen wir hier die Bemerkung vorausſchicken, daß in Italien das weibliche Element überwiegend iſt. Es iſt in ſeiner Art vollkommner ausgebildet als das männliche. Der italieniſche Himmel iſt ein wahrer Weiberhimmel. Während der Mann dort von ſeiner Energie verliert, oder ein Geltendmachen derſelben oft theuer mit ſeiner Geſundheit bezahlen muß, wirkt Alles, Luft, Sonnengluth, Nahrung und Sitte auf das Blut und Nerven, auf die Irritabilität, das wahre Element des weiblichen Charakters. Daher das Vorherrſchen des weiblichen Geſchlechts und die untergeordnete Stellung, das Aufwarten des männlichen; daher die Cicisbei, welche den Frauen beſtändig als Trabanten dienen, während der Ehemann ſelbſt wieder Cicisbeo einer andern iſt. Sollte dieſe auffallende Stellung beider Geſchlechter nicht von der ſtillſchweigenden Anerkenntniß herrühren, daß das weibliche in Italien vollkommner ausgebildet, beſſer an ſeinem Platz iſt, als das männliche. Viele Reiſende kommen auch darin überein, daß das ſchöne Geſchlecht, z. B. in Rom, durch ſeine charakteriſtiſche, ſowohl körperliche als geiſtige Bildung ausgezeichnet iſt. [1]) Selbſt

1) Intereſſant iſt es, hierüber die Stimme eines Italieners ſelbſt zu

das Wort donna macht uns auf den Unterſchied der romantiſchen Zeit von der frühern aufmerkſam. Der Römer war dominus (ſehr ſchön abgeleitet von domus), Herr, im vollen Sinn des Worts mit allen ſeinen Befugniſſen. In den galanten und romantiſchen Zeiten ging aber die ganze Prärogative auf die Frauen über, wenigſtens in den romaniſchen Völkern. Das Wort dominus (romaniſch donno) veraltete gänzlich, und es blieb nur noch die domina, die ſich als donna bis jetzt erhalten hat, und ihre Herrſchaft in Italien ſo bald noch nicht abgeben wird. Die Männer behielten für ſich die Rechte des Alters, und nannten ſich seniores (signori); zuweilen getraute ſich das Wort patrono hervor, welches aber das gelindeſte Herrenverhältniß bezeichnet, und hier noch dazu ohne den geringſten Anſpruch iſt.

Dieſes Vorherrſchen des weiblichen Elements iſt beſonders Italien eigen, und mag hier ſeit den älteſten Zeiten, ſchon unter den Etruskern, ungeſtört gewirkt haben, indem hier nicht wie in andern Südländern ein edler unbeugſamer Stolz das männliche Element kräftig vertrat. Daher hat die ſüdliche Sinnlichkeit hier ihren eigentlichen Sinn, und artete theils in Weichlichkeit und Ueppigkeit aus, theils erſchloß ſie ſich aber auch zu jener hohen plaſtiſchen Kunſt, und führte die Begeiſterten auf die geheimſten Pfade der bildenden Natur. Dieſe Sinnlichkeit als Grundlage des Charakters iſt es, welche den Italiener noch immer in den Armen der Natur erhält, und dem geiſtigen Leben des ganzen Volks die nothwendige Richtung in das Gebiet der Künſte gab. Denn ſie vervielfältigte und unterhielt die Anſchauung der Formen, in welche die plaſtiſche Kraft ſich hüllte, und verfeinerte und erhöhte die Fähigkeit, das Schöne zu erkennen, zu achten, zu genießen. So erhielt ſich der Schönheits- und Kunſtſinn, welcher nicht nur die Künſtler zum Schaffen trieb und die Berufenen begeiſterte, ſondern das ganze Volk durchdrang, zur Theilnahme an der Kunſtthätigkeit aufforderte, und ihm den ungemein richtigen Blick in Beurtheilung der Werke gab. So ward die Kunſt ein Gemeingut der Nation, und Kunſtgenuß ein Hauptbeſtandtheil des Lebensgenuſſes, der wiederum das Hauptziel und

---

hören in der Schrift: Perchè in Roma le Donne sono più belle, più attive e più perspicaci degli Uomini? Memoria di G. d'A. Pesaro, 1825.

die Hauptangelegenheit des Volkes iſt. Dieſe Sinnlichkeit, die auch das Geiſtige, ſelbſt das Höchſte, in anſchauliche Geſtalten hüllen mußte, um es zu faſſen, zu genießen und ſich gerecht zu machen, iſt der Grundcharakter italieniſcher Individualität; und die beſtändige Uebung im Geſtalten und Werden, das fortwährende Zurückkehren in die Arme der Natur gab dem Geiſt jene unerreichbare Geſchmeidigkeit in Aneignung der Formen und Ausdrucksweiſen, welche wir in ihren plaſtiſchen Künſten, in ihren Theatern, in ihren Unterhaltungen und in ihrer Poeſie bewundern.

Auf der andern Seite brachte die Sinnlichkeit das Volk nicht in Gefahr, in einen ſtagnirenden Zuſtand zu verfallen, da ſie ſich in dem Charakter von ihrer Baſis nicht leicht trennen konnte. Ueber ſolche gefährliche Zuſtände hilft dem Italiener ſeine glückliche Organiſation, die beſondere Ausbildung des irritabeln Syſtems, die ſchnelle Circulation des heißen Blutes und die Thätigkeit der Nerven. Daher die ungemeine Reizbarkeit der Sinne, die Lebhaftigkeit, mit der der Italiener Alles erfaßt, die Neugier, die ihn nach allen Seiten lenkt, die Flüchtigkeit, mit der er von einem Genuß zum andern eilt, und ſich meiſt mit der Form begnügt. Was aber beſonders den Genius immer aus den Feſſeln einer übermächtigen Sinnlichkeit herausrettet in das ſchöne Gebiet der Freiheit, iſt die im Süden überhaupt ſo thätige Phantaſie, worin zugleich die Sinnlichkeit ſich vergeiſtigt. Sie vermittelt beide Regionen, dient aber im Allgemeinen dem Italiener weniger, um das Sinnliche zum Geiſtigen hinaufzuheben, als vielmehr umgekehrt, die Idee in anmuthiger Form in den Kreis der Sinnlichkeit zu ſtellen. Sie hat eine ſo unumſchränkte Herrſchaft über die Seele des Italieners, daß ihre Gebilde die Kraft der Wahrheit erhalten und die feſteſte innigſte Ueberzeugung erwecken. [1]) Dies iſt wohl zu beachten, denn es erklärt uns alle die wun-

1) Beachtenswerth iſt in dieſer Hinſicht die Behauptung des gelehrten Abbate Lambruſchini in ſeinem Guida dell' Educatore. Zu der aus Niemeyer's Erziehungswerk darin überſetzten Stelle, daß man Kindern den Grundſatz beibringen müſſe, nichts zu ſagen, was nicht ihre innigſte Ueberzeugung ſei, macht jener die Bemerkung, daß dieſer Grundſatz vielleicht bei Kindern nördlicher Nationen, keineswegs aber bei Italienern anzuwenden ſei, da ihnen oft die Phantaſie die Ueberzeugung gebe.

derbaren Erſcheinungen in Sitten, Religion, Poeſie und Wiſſenſchaft. Aus ihr in Verbindung mit der Sinnlichkeit erzeugt ſich dieſe Vorliebe für die Form, die vollendete Plaſtik, die der Zweck der italieniſchen Kunſt iſt. Daher ſucht der italieniſche Künſtler nicht, wie der philoſophiſche Norden, eine tiefere Idee oder das innere Leben und Gemüth in Farben, Tönen, Worten und Geſtalten auszuſprechen, ſondern nur die harmoniſche Form, die ſich ſchon in ſeinem Innern geordnet hat, in möglichſter Vollendung ins äußere Leben zu ſtellen. Aus jener Herrſchaft der Phantaſie erklärt ſich auch die große Vorliebe zu Ceremonien, Aufzügen, Theater und zu Prunk, der bei den Vornehmen nicht ſowohl ein Luxus als ein Bedürfniß iſt, das ſich auf dieſe Richtung des Charakters zum Plaſtiſchen gründet. [1]) Aus ihr erklärt ſich auch der große Reichthum an Ceremonien in dem Kultus, die hohe Bedeutung, welche ſie im Volksleben erhalten, und die erhebende Kraft, welche ſie auf die zum unmittelbaren Erfaſſen des Ueberſinnlichen wenig geeignete Menge ausüben müſſen. In der Religion beſonders trat die Phantaſie in die eben bezeichnete Rolle, und brachte die höchſten und heiligſten Ideen in den Kreis der Sinnlichkeit hernieder. Sie geſtaltet in mannigfaltiger Weiſe die Sehnſucht, die durch das Chriſtenthum nach dem Höhern, Ueberirdiſchen geweckt wird, gibt der heiligen Liebe, dem ſchönſten Kinde der chriſtlichen Religion, eine ſinnliche Geſtalt, und macht ſie unter dem anziehenden Bild einer muſterhaften, göttlichen Weiblichkeit der Menge faßlich und anbetungswürdig. Die Andacht verlangte einen ſinnlichen Hebel, den ſie in der plaſtiſchen Kunſt fand, und das geſteigerte Gefühl befriedigt ſeine Sehnſucht nach dem Höhern durch den Schmuck der Bilder, die ihm die Phantaſie aus jenen höhern Regionen zuführt. So iſt alſo zugleich das Verhältniß der Religion zur Kunſt gegeben, welche ihre tiefe Wurzel in jener hatte. Beſonders verkündete zuerſt die Poeſie laut das neue Verhältniß, in welches die Menſchheit durch das

1) Den Reiſenden fallen die täglichen Aufzüge in prächtigen Equipagen, oft auch alten Wagen, aber wo möglich immer mit bunter glänzender Livree in Mailand, Florenz, Rom und Neapel auf; der Italiener verlangt einen Sinnengenuß; in Heirathscontracten muß ſich oft der Mann zu einer Livree oder Loge im Theater verpflichten.

Chriſtenthum zu Gott und der Natur geſtellt war, die höhere Richtung und den Schwung des Gefühls, welches das Univerſum in ſich einigte, und in ſeiner Verfeinerung und Vergeiſtigung eine größere Subjectivität erzeugte. Daher ward die Poeſie durchaus ſubjectiv, Geſang, kurzer Ausdruck des gerade die Seele erwärmenden Gefühls, und Religion und Liebe der Gegenſtand und die unerſchöpfliche Nahrung dieſer Lyrik. Und die ganze italieniſche Poeſie blieb mehr oder weniger in dieſem Kreiſe der Lyrik, auch hat Italien die meiſten Dichter und die größten, unerreichten Meiſter in dieſer Gattung aufzuweiſen, unter welchen Petrarca den erſten Platz einnimmt. Auch in Boccaccio's ſüdlicher Sinnlichkeit zeigt ſich die Wirkung des Chriſtenthums, welches das Gefühl bis zur vergötternden Gluth ſteigert. Wie ſtark und vorherrſchend aber das Gefühl in dieſem Volk ausgebildet iſt, zeigt auf der einen Seite die bewundernswerthe Schwärmerei, in welche es beſonders früher ausarten konnte, ſobald der religiöſe oder ſinnliche Leiter entrückt war, andererſeits aber der allgemein verbreitete Schönheitsſinn und Geſchmack, der die ganze Maſſe des Volks zur Kunſt hinzieht, und wieder die erſtaunliche Rückwirkung, die dieſe allgemeine rege Theilnahme auf die Künſtler macht. Gerade dieſes Verhältniß, wodurch die Kunſt ein Gemeingut der ganzen Nation iſt, die ganze Denk- und Lebensweiſe derſelben ſo durchdringt, daß ſie ein Bedürfniß der ſinnlichen Natur, nicht bloß eine Erholung und Erhebung des Geiſtes iſt: dies macht Italien zum Land der Künſte. Nur wo die Kunſt in dem ſinnlichen Element ſchwebt, fühlt ſie ſich heimiſch, und der denkende nordiſche Künſtler mag immerhin nach Italien gehen, um ſich mit dieſer Sinnlichkeit zu umgeben und zu erwärmen.

Die vorherrſchende Ausbildung des Gefühls, welche die Lyrik, die Geſangsdichtung, ſo ſehr begünſtigte, mußte ſich bald auch in der äußern Organiſation kund thun. In der That findet ſich auch nirgends als in Italien eine ſo glückliche Organiſation für den Geſang, ſo herrliche Alt- und Tenorſtimmen, eine ſolche Neigung zum Wohllaut und zur Melodie, ein ſo allgemeines Bedürfniß zum Geſang. Auch wurde die Muſik zuerſt in Italien ausgebildet, und gerade in dem Mittelalter, der jugendlichen Zeit der vorherrſchenden Gefühle, welche auch das Rit-

terthum belebte, die Troubadours erweckte, und ſie hatte ihre Wurzel in der Religion, welche zuerſt das Gefühl erhob und zu jener fruchtbaren Sehnſucht nach dem Göttlichen und der edeln Liebe erwärmte. Aus demſelben Grunde mußte auch um dieſelbe Zeit ſich die neue Sprache ausbilden, und zwar ganz zu einer Sprache des Gefühls und der Phantaſie, die in ihrer Beweglichkeit, ihrem Bilderreichthum, ihren Reimen, ihrer Geſchmeidigkeit in jede Form die Thätigkeit beider Seelenkräfte ſehr begünſtigte. Sie ging mit der Muſik Hand in Hand, und begleitete dieſe ſogar als weſentliche Gefährtin zur Luſt des Tanzes. Die Ballade wurde von den Italienern des Mittelalters ganz anders verſtanden und genoſſen als von der ſpätern denkenden Zeit. So ward die neue Sprache von dem Gefühl der Luſt ins Daſein gerufen, von den Künſten der Freude in das Volk eingeführt, und von dieſem in ſolcher Begleitung ſchnell als nothwendig erkannt. Daher ihre wunderbar ſchnelle Verbreitung über die ganze Halbinſel, daher ihre noch wunderbarer ſchnelle Vollendung, und daher kam es, daß nicht Dante der Meiſter in der Sprache wurde, ſondern Petrarca und Boccaccio, die Sänger der Liebe, die Meiſter der Lyrik, die Vertreter des Volkscharakters.

So ausgebildet übrigens bei dem Italiener das Gefühl iſt, ſo ſehr geht ihm die Tiefe, die lange haltende Wirkung ab. Denn dieſelbe Reizbarkeit der Sinne, die der Seele eine ſo große Menge flüchtiger Anſchauungen vorführt und ſo mancherlei Empfindungen und Gefühle erweckt, erlaubt ihr eben dadurch kein langes Haften und tiefes Eindringen in die Außendinge, noch eine längere Einkehr in ſich ſelbſt. Wenn der Nordländer mehr ſinnig und in ſich gekehrt iſt, ſo iſt der Italiener im Gegentheil ganz nach Außen gerichtet und außer ſich beſchäftigt. Sein Element iſt die Oeffentlichkeit; faſt alle Tages- und Jahreszeiten finden ihn auf der Straße, ſelbſt der Kälte trotzt er mit Kohlenbehälter und Mantel, um nur die Thür nach der Straße offen zu halten. Welche Maſſe von Eindrücken ſchlagen daher an ſeine Sinne, welche unendliche Mannigfaltigkeit von Empfindungen gleiten an ihm vorüber. Sie haben keine Zeit, bis zu der Seele gewöhnlicher Menſchen zu dringen und von ihr aufgefaßt zu werden, und nur die ſchnellſte Seelenkraft, die Phantaſie, weiß ſich ihrer im Fluge zu bemächtigen. Daher ihre Uebung, ihre Autorität,

da ſie oft die einzige Vermittlerin zwiſchen der Seele und der Welt iſt, und die überzeugende Kraft ihrer Ueberlieferungen. Jene Flüchtigkeit, jener Hang zum Wechſel, jener kurze, ſchnelle Reiz mit ebenſo ſchneller Ermüdung möchte nicht nur im Individuum, ſondern auch in der Geſchichte des ganzen Volks und ſelbſt in ſeiner Poeſie ſich erkennen laſſen. Die Geſchichte bietet faſt nur flüchtige Erſcheinungen, keine ſtetige, zuſammenhängende Entwicklung, ſo zu ſagen, in Anfang, Mitte und Ende vollendete Begebenheit dar, die Hierarchie ausgenommen. Freiheit und Unterdrückung, äußere und innere Feinde, Wechſel der Parteien, Streben nach Ordnung und Geſetzmäßigkeit und willkürliche Umſtoßung aller Rechte und Geſetze geben ein ſchwer zu überſehendes Chaos von hiſtoriſchen Gemälden, wie es kein anderes Volk aufzuweiſen hat. Der blühende Handel iſt eine ebenſo flüchtige als glänzende Erſcheinung. Auch die Geſchichte der Poeſie bietet einen merkwürdigen Mangel an innerm Zuſammenhang, an ſtetiger Entwicklung des Einen aus dem Andern, ein beſtändiges Vor- und Rückwärtsſchreiten oder ſtoßweiſes Aufſchwingen. Wir erinnern nur an die auffallende Leere nach Petrarca's und Boccaccio's ruhmvoller Zeit, an das Ueberſpringen zur lateiniſchen und griechiſchen Literatur und an die noch auffallendere Leere nach dem klaſſiſchen 16. Jahrhundert. Selbſt Taſſo's echt italieniſcher Dichternatur war der innere philoſophiſche Zuſammenhang in ſeinem großen Gedicht widerſtrebend. Er reihte unwillkürlich eine Zahl lieblicher Romanzen an einander, die am beſten einzeln genoſſen ſein wollen und auch ſo in Venedig von den ſingenden Barcarolen genoſſen werden.

Oeffentlichkeit iſt alſo das Element des irritabeln Italieners, Lebhaftigkeit, Redſeligkeit, Neugier ſeine Natur, Geſelligkeit, vielfacher aber kurzer Reiz, Wechſel, Genuß und Ruhe ſein Bedürfniß. Die Geſelligkeit, welche zum beſtändigen Menſchenverkehr treibt, erweckt nicht nur ungemein den Geiſt und übt den Witz und Verſtand, ſondern verleiht den Italienern noch eine unſchätzbare Gabe, die ſie vor vielen Nationen auszeichnet, nämlich die praktiſche Menſchenkenntniß und den ſcharfen richtigen Beobachtungsgeiſt, womit ſie die Seele des Andern, freilich auch nur in dem ihnen ſelbſt offen liegenden irritabeln Gebiet derſelben, durchdringen und verſtehen. Dieſer Scharfſinn iſt ein allgemeines

Gut, und bewährt ſich bis in die unterſten Klaſſen, ſelbſt die dienenden, und ſetzt den beobachtenden Fremden oft in das größte Erſtaunen, macht aber ebenſo in gelehrten Werken oft eine üble Wirkung, indem er hier vorherrſchend, leicht in einen Hang zu Uebertreibungen und Subtilitäten ausartet, die beſonders der Poeſie ungemein ſchaden. Im Allgemeinen wird dieſe Gefahr aber durch das Gegengewicht der Geſelligkeit und des mannigfaltigen Verkehrs beſeitigt, ſowie durch die ungemeine Lebensluſt und den Drang nach ſinnlichem Genuß, wozu ihm ſeine ſchöne Natur ſo reiche Veranlaſſung gibt. Jede Jahreszeit hat ihre Zahl Feſte, und alle rufen zum öffentlichen gemeinſchaftlichen Genuß auf; ſelbſt die traurige Faſtenzeit erhält durch Meſſen und Jahrmärkte einen heitern Anſtrich. Dagegen haßt der Italiener die Einſamkeit, eine ſtille anhaltende Arbeit (obgleich er durchaus thätig iſt), und es iſt wohl ſehr bezeichnend, daß ein gelehrtes Werk eine fatiga genannt wird. In dieſer Oeffentlichkeit verliert er aber keineswegs ſich ſelbſt, ſondern im Gegentheil aus der Luſt des Lebens und dem Drang nach Genuß entwickelt ſich in ihm ein ſtarkes Bewußtſein der eignen Perſönlichkeit, und ein heftiger Drang, ſie unter jedem Wechſel und Genuß geltend zu machen. Die Natur ſelbſt erklärt ihn früh mündig, und gibt ihm durch die Leichtigkeit und den Reichthum des Unterhalts eine Selbſtändigkeit, eine Unabhängigkeit von fremder Hülfe, die ihn ſogar die Geſelligkeit nur in Beziehung auf ſeine Individualität würdigen läßt. Er haßt daher jede Feſſel, die ihm ſeine Rechte und ſeinen Lebensgenuß einſchränkt, jedes gemeinſchaftliche Streben, jeden geſellſchaftlichen Verband, welcher Opfer und Entbehrungen erheiſcht. So iſt ihm auch das Ehe- und Familienverhältniß ein ganz anderes als dem Nordländer, und der eiferſüchtigſte Liebhaber wird in der Ehe durchaus umgewandelt. Er eilt bald aus dem engen Kreis der Familie in das öffentliche Leben hinaus, um dort den Forderungen ſeines Daſeins in Genuß und Hervorhebung ſeines Ichs volles Genüge zu thun.

So viele und glückliche Eigenſchaften vereinigen ſich in dem italieniſchen Volk, um es auf die ſchöne Bahn und zu der einzigen Kunſthöhe der Griechen zu führen. Doch Eine, aber eine weſentliche iſt ihm verſagt, und deshalb ſieht ſich ihr Streben auf halbem Wege erſchöpft. Wir meinen das tiefe Einkehren in

ſich, das Suchen in dem Innern nach dem Urſprung, die Sehnſucht nach dem Höhern, Göttlichen, und das Erfaſſen der Welt von dieſem Standpunkt aus, was überhaupt als das Weſen des melancholiſchen Temperaments bezeichnet wird. Dieſe Naturart der größten Männer und erhabenſten Künſtler war unter den italieniſchen Dichtern nur Dante verliehen, der aber auch auf dieſem Parnaß einzig daſteht, und überhaupt in faſt allen Beziehungen eine Ausnahme macht. Dem ganzen Volk aber mußte nach allem bisher Entwickelten eine ſolche Gemüthsverfaſſung fremd bleiben. Was daher die Griechen neben ihrer einzigen Plaſtik, ihrer unübertrefflichen Menſchencharakteriſtik auszeichnete, die Tiefe, die ſich unter der ſchimmernden bunten Decke ihrer Bilder ſo leicht durchblicken läßt, die ernſte Bedeutung, die ihre Mythologie auch dem chriſtlichen Philoſophen ſo anziehend und beziehungsreich macht, der eigne ſo ganz melancholiſche Zug nach dem Erhabenen und Göttlichen, der ihre größten Weiſen mitten im Geräuſch der Welt von derſelben ganz abſchloß und ſie von der ſinnlichen Anſchauung mit ſolcher Allgewalt bis zu der reinſten Auffaſſung des göttlichen Weſens hinleitete, das ſtille Walten und Brüten deſſelben Zuges, das ſich auch in dem Ausdruck der ausgelaſſenſten Freude nicht verkennen läßt: dies vermißt man in der Seelenverfaſſung, in der Mythologie, in der Poeſie der Italiener. Daher fehlt ihnen das tiefe Gemüth, die tiefe, erhabene Auffaſſung der Natur mit ihrem göttlichen Walten, und des Menſchengeſchlechts, wie es in dem Ringen des irdiſchen Princips mit dem Zug und der Sehnſucht nach dem göttlichen Urſprung mannigfach bewegt wird. Daher fehlen ihrer Poeſie die Elemente des epiſchen und des wahrhaft tragiſchen Gedichts; daher tönt aber auch ihre Lyrik deſto reiner, voller und mächtiger.

Dieſer Charakter, deſſen Hauptzüge wir, immer in Bezug auf unſern Zweck, hier anzudeuten verſucht haben, wurde nun durch die hiſtoriſche Entwicklung mannigfach ergänzt, verändert oder befeſtigt. Eine Zurückführung dieſer verſchiedenen Wechſel auf ihren Urſprung und ein Erfaſſen der fortbildenden Hebel von dieſem einigenden Standpunkt aus wird aber äußerſt ſchwierig bleiben, da uns eben jener Urſprung ſo ziemlich entrückt iſt. In ihrer ganzen Geſchichte fehlt gewiſſermaßen die Einheit, die in einer ruhig fortſchreitenden Volksentwicklung durch den Wechſel

der Zuſtände durchblicken muß, die ſtets dieſelbe bleibt, und woraus gerade der Charakter hervorleuchtet. Man vermißt den Faden, an den ſich die Stufen der Fortbildung an einander reihen, und an welchem die eine auf der andern als auf etwas Gewonnenem fußt, ein Faden, den ſchon die erſten Voreltern angeknüpft haben müſſen. Aber die Ureinwohner Italiens ſind faſt ſpurlos verſchwunden, und höchſtens mag ſich von den Etruskern die Erbſchaft des Kunſtſinns anführen laſſen. Sodann iſt die Entwicklung der Italiener durch fremde Gewalt ſo oft rein abgeſchnitten worden, ſowohl durch Römer als durch die nordiſchen Völker, die Hierarchie u. ſ. w., daß ſie durch eine Menge Charakterzuſtände durchgeſchoben worden ſind, worunter der eigne natürlich verloren hat. Daher das Springen, das Unſichere, Schwankende, das Spiel der Zuſtände, dem der Italiener ein Raub iſt, und daher ſeine Paſſivität. Doch wäre es höchſt unbillig, ſeinen Charakter nach dieſen äußern Merkmalen zu beurtheilen. Der beſſere Italiener hat eine ungemeine Sehnſucht, aus dieſem Gewirr und Wechſel herauszukommen, und ſeine Nation in einer gewiſſen Stetigkeit des Fortſchreitens zu erblicken. Mit Wehmuth und Bitterkeit vergleicht er manche Seiten des Zuſtandes anderer Völker mit dem des ſeinigen, und haucht in alle ſeine Poeſien die tiefe Trauer über die Mängel, die er ahnet. Unter der Beweglichkeit, Reizbarkeit, den leidenſchaftlichen Ausbrüchen, dem Wechſel und Ueberſpringen glimmt das tiefe Gefühl der Trauer, der Bitterkeit, die aus der Uneinigkeit mit ſich ſelbſt, aus dem Ringen des Ideals mit den Feſſeln und Dämmen der Wirklichkeit, aus dem Kampfe des beſſern Bewußtſeins der vorhandenen Kraft und Anlage mit den gelähmten Aeußerungen, Abirrungen und dem Ertödten derſelben entſpringt, und die ſich im ruhigen Zuſtand wenigſtens durch Ironie Luft macht.

Die hiſtoriſche Baſis des italieniſchen Charakters wird gewöhnlich dreifach angegeben: die Geſchichte der Römer, die Entwicklung der Hierarchie und die Einmiſchung des germaniſchen Stammes, obgleich die Italiener (und gerade das iſt ihr Unglück) ſchon vor dem Urſprung ihres Charakters exiſtirten. Die Verhältniſſe waren mächtiger als ihre Natur, und ſo wurden ſie ſich fremd. Wie unglücklich die Römer auf der Halbinſel drückten, iſt ſchon oben angedeutet worden, um ſo unglücklicher, als ſie

nicht in ihrer blühendſten Epoche, die doch durch große Erinnerungen hätte nachwirken können, vom Schauplatz abtraten, ſondern auf demſelben Boden, dem ſie ſchon alle Keimkraft entnommen hatten, noch langſam verfaulten. Die Wirkung der Kirche war nicht weniger nachtheilig. Sie machte ſich mit den römiſchen Herrſcherideen vertraut und gab eine traurige Fortſetzung der frühern Tyrannei und ihres tödtenden Einfluſſes auf Kultur, Aufklärung und Wiſſenſchaft, welchem ſelbſt mancher edlere Papſt zum Opfer fiel. Gegen beide kämpfte die germaniſche Natur den Rieſenkampf, und wenn ſie allerdings in mehrfacher Beziehung als Retterin erſcheint, ſo war ſchon außer dem übeln Umſtand, daß ſie eben retten mußte, und alſo wenig Kraft zur eignen Erhebung da war, auch noch der Kampf ſelbſt, bei welchem der Italiener einen paſſiven Zuſchauer, wenigſtens anfangs, abgab, höchſt nachtheilig für ſeine Individualität. Manches ging von der Eigenthümlichkeit verloren, oder wurde auf lange Zeit unterdrückt. Doch iſt der germaniſche Einfluß im Ganzen nur ein wohlthätiger zu nennen, und ihm verdankt der italieniſche Charakter wenigſtens die Rettung ſeiner beſſern Seite; wenn wir auch von der ſchon früher erwähnten wieder gewonnenen Lebenskraft des Volkes ganz abſehen wollen. Die nächſte Folge der germaniſchen Einwanderung war die Liebe zur Unabhängigkeit, die ſich bald ſehr wirkſam zeigte. Sie gab die Nahrung zu dem langen Kampfe mit Kaiſern und Päpſten, worin ſich Städte- und Bürgerthum emporarbeitete, und der Republikanismus ausbildete. Biſchöfe verloren ihre weltliche Macht, Fürſten, Grafen und Markgrafen gingen in dem Kampfe unter, und die Barone zogen in die Städte und wurden Bürger. Dieſer Kampf, deſſen Schauplatz vorzüglich die nördliche Hälfte Italiens war, hatte für den Charakter der Italiener die wichtigſten Folgen. So lange die Anſtrengungen gegen die Uebermacht, gegen das monarchiſche Princip gerichtet waren, gaben die glücklichen Erfolge dem Volk eine ungemeine Hoheit, Kraft, Begeiſterung, und die großen Erinnerungen aus jenen Jahrhunderten wirken immer noch fort, nur nicht gerade auf die rechte Art. Mit dem monarchiſchen Princip ſank aber zugleich auch der innere Halt; das gemeinſam erworbene Gut der Unabhängigkeit ward ein gefährliches Spiel in den Händen von Unerfahrnen, und erweckte in den

Städten alle zerstörenden Leidenschaften, Neid, glühenden Haß, Feindschaft, die mitunter tief in dem Charakter eingewurzelt haben, und welche noch immer in einer unbesiegbaren Abneigung einzelner Länder und Städte gegen einander sichtbar sind. Es möchte vielleicht auch zum Theil aus dem Verlust des innern Haltes und der Einheit, aus den Zerwürfnissen und dem wechselnden Geschick des Bürgerkrieges, ebenso wie aus dem verschiedenartigen historischen Ursprung des Charakters, die Beförderung und Ausbildung jener tiefer gegründeten Richtung nach Außen, nach der Form, und jene Neigung zu Wechsel und Flüchtigkeit, Mangel an Tiefe und wenige Beachtung des Zusammenhangs zu deuten sein. Die nachhaltigste, umfangreichste und wirksamste Folge aber, die aus jenem Kampfe der Principien und dem Siege des republikanischen oder Bürgerprincips hervorging, war, daß nun Alles sich verflachte und ebnete. Das für die Ausbildung der Völker so wohlthätige Verhältniß zwischen Höhe und Tiefe wurde zerstört, das König- und Fürstenthum mit seinen freien Vasallen verschwand, und machte einer Gleichheit Platz, die Jedem erlaubte, seinen meist materiellen Interessen in dem allgemeinen Gedränge so viel Geltung als möglich zu verschaffen. Dadurch ging die Nacheiferung, das Streben nach dem Höhern, der edle Stolz, und kurz die ritterlichen Tugenden verloren, oder wurden wenigstens lange Zeit unterdrückt, bis im 16. Jahrhundert die geschwächte Kirche und der gesunkene Handel ihnen mehr Spielraum ließen. Sismondi hat den Einfluß der Städte und kleinen Republiken auf den Volkscharakter so treffend und vollständig geschildert, daß ich nicht umhin kann, ihn der Hauptsache nach hier zu wiederholen, obgleich ich die letzte etwas harte Ansicht nicht ganz und unbedingt theile: „Dieser überwiegende Einfluß der Städte ist der wahre Ursprung des italienischen Charakters. Der Adel verschwand. Die republikanische Constitution der Städte gab der ganzen Nation eine größere Thätigkeit, und machte sie fähig eine größere Rolle zu spielen. Sie entwickelte mehr Talente, mehr Patriotismus und besonders mehr Geschicklichkeit. Sie vermehrte die Bevölkerung, die Reichthümer, sie ließ die Künste und Wissenschaften früher blühen. Die Spanier hatten glänzendere Eigenschaften, mehr Bravour, Galanterie, mehr Delikatesse im Ehrenpunkt. Alle Spanier nahmen ihre Adligen

zum Muſter, und entlehnten ihnen etwas Ritterliches. Die Italiener bildeten ſich in der Schule der Bürger, und dieſer Anſtrich iſt bei ihnen noch nicht ganz verwiſcht. Das Feudalſyſtem wurde am frühſten in Italien abgeſchafft. Die Republiken hielten ſich freilich nicht lange; aber ihre neuen Herren und Herzoge waren ſelbſt Kinder der Städte und ihres Bürgerthums. So ging alſo das Ritterthum in den kleinen Monarchien ebenſo wie in den Republiken ganz verloren. Die Gefühle der Ehre wurden ſchwächer, die militairiſchen Tugenden vergeſſen, Geſchicklichkeit mehr als Muth und Kraft geſchätzt. Im 14. Jahrhundert war der Rittergeiſt in Italien rein verloren. Die Menſchen wurden mehr Rechner als Enthuſiaſten; das Intereſſe herrſchte; große Entwicklung der Handelsmacht, große politiſche Gewandtheit, große Freiheitsliebe im Volk. Aber wenig Tapferkeit in der Nation, die ihre Vertheidigung gänzlich den Miethſoldaten der Condottieri überließ, wenig Stolz im Charakter, wenig Treue in den Allianzen, wenig Achtung für ein gegebenes Wort, wenig Ehrgefühl im Betragen." (Sismondi, Hist. des Républ. ital., Tom. V, Chap. 29.)

Nichts, ſelbſt die Kunſt nicht, hat jemals in Italien ſo ſehr geblüht als der Handel. Wenn dieſer im Allgemeinen einen ungünſtigen Einfluß ausübte, und die jugendlichen Gefühle der Völker entweder ſchwächte, oder den Enthuſiasmus auf niedrigere Intereſſen ableitete, ſo konnte er doch das tiefer gegründete und jetzt mit Jugendkraft hervorbrechende Kunſtgefühl nicht unterdrücken, ſondern war dieſem mittelbar höchſt förderlich. Der Fleiß des Gewerbſtandes brachte den wohlthätigen Ueberfluß, und nahm dem ſchon längſt vorhandenen Sinn zum Schönen und zur Kunſt die mächtigſte Feſſel der Lebensſorge ab. Der Reichthum machte erfinderiſch in Verſchönerung des Lebens, er gab mit den Mitteln auch die Luſt zum Luxus, zu den feinern Vergnügungen, führte nothwendig zur Kunſt hin, und belebte die Geſelligkeit, welche wieder den Verſtand und Witz, den Scharfſinn und Beobachtungsgeiſt ungemein ſchärfte. Hauptſächlich in den Städten, welche ſich an der großen Heerſtraße des Handels oder in deſſen Nähe befanden, blühten die Künſte auf, und, was noch mehr jenen Einfluß des Handels bezeichnet, die erſte Kunſt, welche aufblühte, war die echt bürgerliche Baukunſt; denn die Malerei

diente auch in der ersten Zeit nur zur Verschönerung jener. Wir müssen hier noch die außerordentliche Aufregung herrechnen, die der blühende Handel nicht nur in den drei Hauptstapelplätzen Italiens, sondern durch diese auch im ganzen Land hervorbrachte; die Kühnheit, den Unternehmungsgeist, welche der Erfolg immer mehr steigerte, den Stolz auf die Macht und Unabhängigkeit, durch welche das Geld jene Bürger den Fürsten gleich stellte. Ueberhaupt vertrat der Handel in vielen Beziehungen das Ritterthum in Italien; er wurde selbst, so zu sagen, rittermäßig betrieben, er schuf in Venedig und Genua den hohen Adel, und nur er konnte diesen erhalten; er vermochte denselben Enthusiasmus zu erwecken als das Ritterthum, nur freilich lange nicht so rein, und das Werk des höchsten Enthusiasmus, die Kreuzzüge, waren in Italien nicht sowohl eine Angelegenheit des Ritterthums und der Religion, als hauptsächlich des Handels. Es darf dabei nicht übergangen werden, daß der Handel in dem Maße, als er verflachte, auch eine große Vielseitigkeit bewirkte, und durch die Reisen, welche die Speculation veranlaßte, wie die der venetianischen Familie Polo und die Entdeckung der canarischen Inseln durch die Genuesen, der Gesichtskreis sehr erweitert und der Wissenschaft eine breite Grundlage gegeben wurde. Selbst Kolumbus' große Entdeckung wurzelte in genuesischer Speculation.

Wenn hier bei dem vorherrschenden Rechengeist das Ritterthum nicht zu seiner Vollendung gelangen konnte, so wehte doch dieselbe Luft, die in andern Ländern solche Blüthen trieb. Die Herrschaft des Gefühls, das Hervorheben und Geltendmachen der Persönlichkeit, stolzes Vertrauen auf die eigne Kraft, hohe Reizbarkeit und Empfänglichkeit und außerordentlicher Enthusiasmus für religiöse Ideen, was das Wesen des Mittelalters ausmacht, wirkte überall gleich, gab hier das Lehnswesen und Faustrecht, dort die Klöster und das Städteleben, hier die Zünfte und Universitäten, dort das Ritterthum und die Hierarchie. Das Christenthum war es besonders, welches die Menschheit von der Stufe der Sinnlichkeit erhob, die Gefühle von ihren Fesseln sinnlicher Anschauung befreite, und sie durch die Andacht und edlere Geschlechtsliebe vergeistigte und adelte. Eine solche Zeit mußte eine poetische, die Liebe und Andacht ihr Nerv und Wesen, kecke That und fröhliche Lyrik die hervorstechendsten Seiten sein. Wir haben

die edelſte Blüthe jener Zeit, das Ritterthum mit ſeiner Begeiſterung, Ehre und ſeinem höchſt poetiſchen Anſtrich ſchon betrachtet. Es kam dem größten Theil von Italien faſt nur auf dem Handelswege zu, und ſchlug dort nur Wurzel, wo es germaniſchen Boden fand. Daher ging hier von ihm nicht die Thatkraft aus, ſondern mehr von dem Bürgerthum; aber Alles, was in den Bereich der Gefühlskraft gehört, empfing von ihm Leben und Geſtalt. So begegneten ſich hier Ritterthum und Enthuſiasmus für die Religion, und überſpannten die ohnehin reizbare Phantaſie zu Erſcheinungen, die uns jetzt faſt als Wunder erſcheinen. So begegneten ſich hier aber am liebſten und wirkſamſten Ritterthum und Kunſtſinn, beſonders poetiſcher, und unter keiner Geſtalt hat jenes mehr Einfluß auf Italien ausgeübt, als unter der fröhlichen, aber freilich mehr untergeordneten der Troubadours. Dieſe machten in keinem Land ſo viel Glück als in Italien, begegneten aber auch gerade hier jenem leichten, reizbaren Sinn, der nach Wechſeln haſcht, jenem geſteigerten Gefühl, das ſich ihre Lyrik ſo begeiſtert aneignete, jener Sinnlichkeit, die die Gefühle in anſchauliche Geſtalten verkörperte, und jenem Sinn für Melodie, der ſich ihre verſchlungenen Reime ſo gern aneignete.

Betrachten wir noch zuletzt die tiefſte und mächtigſte Bildnerin des menſchlichen Charakters, die Religion, ſo weit es möglich iſt, ſie von der Kirche getrennt zu denken, denn dieſe hat ſich leider von jeher immer an die Stelle der erſtern vorgedrängt. Es möchte indeſſen ſchwer ſein, genau abzuſcheiden zwiſchen dem Geiſt, den die Religion dem Süden gab, und der Form, die ſie von ihm empfing. Denn beide traten ſchon früh als Ein lebendiges Ganzes in die innigſte Verbindung. Die geiſtige Kraft, die das Chriſtenthum erweckte, erhob und ſteigerte ſchnell ein empfängliches Gefühl, und dieſes, welches in ſeiner nimmer raſtenden Sehnſucht nach dem Göttlichen nach einem Ausdruck, einem Symbole rang, traf auf die höchſt reizbare Sinnlichkeit, welche ſeiner übermächtigen, aufzehrenden Thätigkeit Körper und Geſtalt, und ſomit Befriedigung und dem Ganzen Gleichgewicht gab. So fand die Religion einen äußerſt ſcharf gezeichneten, in ſeinen Elementen ausgebildeten Charakter, den ſie nicht zu erſchüttern vermochte, und zu deſſen Sphäre ſie ſich herablaſſen mußte. Der

heitere Süden hatte, besonders in jener finstern Zeit der Geistesarmuth, zum Empfang der höchsten Wahrheiten nur seine Sinnlichkeit als Vermittlung, und in diesem Kreis hüllte sich alles Geistige in symbolische Gestalten. So bildete sich der Katholicismus aus, und es wird sonach deutlich, wie sehr in ihm die Religion der Kunst bedurfte und sie auch auf der andern Seite weckte und beförderte. Die Sinnlichkeit der neuen Völker mußte dem Edeln, Schönen zugewendet werden, um eine würdige Trägerin und Ernährerin des gesteigerten Gefühls zu werden, das wiederum in seiner höchsten Kraft die Seele zur Einigung mit Gott führen sollte. Daher die Pracht und der Zauber des Kultus, der die Sinnenthätigkeit auf erhabene Gegenstände führt, und die Seele an die Andacht fesselt, daher der reizende poetische Anstrich, der dem ganzen Gottesdienst ein so verklärtes Ansehen gibt, daher die anziehende Mystik, die das Gemüth in höhere Sphären entrückt. Alle Sinne sind bei dem Gottesdienst beschäftigt, und setzen die Seele in die Stimmung der gesteigerten Empfänglichkeit; selbst der Geschmack in der höhern Bedeutung wird befriedigt durch die Schönheit, Symmetrie und Harmonie der Anordnungen. Dem Geruchssinn schmeichelt der köstliche Duft des Rauchwerks, das Gehör, das eigentliche Seelenorgan, wird entzückt bald durch die gewaltigen erschütternden Chöre, bald durch die mildernden lieblichen Arien der Messen; das Auge nimmt Eindrücke der weiten majestätischen Räume, der Dämmerung, die die Seele zur Einkehr in sich ladet, der hundertfältigen Beleuchtung des Heiligthums, der Darstellung frommer, heiliger Handlungen in meisterhaften Bildwerken, der glänzenden Geräthschaften, deren kostbarer Stoff ihrem hehren Dienst entspricht. So bleibt die Aufmerksamkeit gefesselt, die Phantasie erhält einen weiten Spielraum und mächtigen Schwung, und zieht das Gemüth in eine Sphäre der Verzauberung, worin dieses so gern verweilt und sich selbst nicht von der Reflexion irren läßt.

Bedenken wir dazu die jugendlich schwärmerische Zeit, in welcher der Katholicismus zu seiner vollen Ausbildung gelangte, so wird es klar, daß das Christenthum nicht anders lebendig werden konnte, als indem es sich in sinnliche Gestalten hüllte und durch Symbole vor die geistige Anschauung trat. Derselbe mächtige Trieb, der das Ritterthum mit seinem naiven Gefühl, seinem

Prunk und ſeiner Augenweide, das fröhliche Volk der Troubadours und Minneſänger hervorbrachte, der der ganzen Menſchheit die vorherrſchende Richtung zur Sinnlichkeit und zum Gefühl gab, dieſer mußte auch der Religion daſſelbe Gewand, dieſelbe Sprache verleihen, und ſie herniederziehen in den Kreis des Menſchlichen, um Alle, die menſchlich fühlen, anſchauen und fehlen, zu erheben und zu heiligen. Daher trat ſie heraus in den äußern Kultus, und ward der Menge verſtändlicher, daher die bis ins Kleinlichſte ſorgfältige Ausbildung dieſes Kultus, dieſe Sinnlichkeit, Plaſtik und Poeſie in demſelben, aber auch ſeine mächtige Wirkung auf das Gemüth, die dem Katholicismus ſeine tauſendjährige Glorie immer noch ungetrübt erhält, und ihm ſelbſt zuweilen den Sieg über die Philoſophie gibt. Dieſe mächtige Wirkung erweiſt ſich beſonders in der beſeligenden Kraft, die ſchon den Gebräuchen des Katholicismus bei gewiſſenhafter Beobachtung innewohnt, und noch mehr in ſeinem merkwürdigen Sieg über das Gewiſſen. Wie mußte die Religion, der unter ſolcher Geſtalt das innerſte Leben der Völker geöffnet war, mit ſolchen Mitteln die Menſchheit an ſich feſſeln, aber wie ſehr auch die jugendliche Sinnlichkeit veredeln, die Gefühle in einer Spannung der Leidenſchaft und des Enthuſiasmus erhalten, deren erſtes Stadium die noch wild ausſchweifenden Kreuzzüge, das zweite aber die Verherrlichung jener erhabnern Gefühle durch die Künſte bezeichnen. Beide waren nothwendige Wirkungen derſelben Kraft, die erſte das ſchnelle Aufbrauſen und Gähren, die zweite das ſtille Verklären. Die erſte übernahm das Ritterthum, der Repräſentant der That, der Kämpfe, mit ſeiner Andacht und ſchwärmeriſchen Liebe; die zweite bedurfte mehr der Zeit, der ruhigen Entwicklung, und reifte in dem geordneten Bürgerſtand. Die Poeſie, die alle Zuſtände vermittelt, alle Gefühle aus tiefſter Quelle an das Licht trägt, ſchwebte zwiſchen beiden, und gehörte keinem ausſchließlich an. Wie ganz anders würde ſich das Alles geſtaltet haben, wenn die Kirche nicht die ſchönſten Gefühle gemißbraucht, ihre Herrſchſucht nicht die kräftigſten Keime der Entwicklung erſtickt, und den natürlichen Gang der Menſchheit nicht in die Abgründe der Finſterniß geleitet hätte. Der reine Katholicismus wurde aber durch die Hierarchie mit ſo vielen unſinnigen Meinungen, Aberglauben und Irrlehren befleckt, daß ſelbſt die

beſſern, die vortrefflichſten Oberhäupter der Kirche nicht mehr dagegen wirken konnten; und nichts mag wohl mehr als dieſe Mißbräuche einen Beweis von der Macht abgeben, die der Katholicismus auf die Gemüther ausübt, da ſich dieſelbe immer ungeſchmälert erhalten hat.

Eine ſolche Religion, die alle Lebenskräfte der Seele durchdrang, mußte dieſelbe nothwendig in das Reich der Kunſt hinauslenken, und nirgends mehr als in Italien war in der neuern Zeit ein ſolcher Reichthum der friſcheſten Kunſtelemente vereinigt, nirgends mehr war das harmoniſche Verhältniß zwiſchen dieſen Elementen und den Phaſen der Volksbildung, ſodaß keins das andere hemmte oder gar aufhob. Die Religion ſelbſt gab und empfing die Kunſt, und griff nur dadurch, daß ſie ſich mit dieſer ſchweſterlich verband, ſo tief in das italieniſche Leben ein, ward zugleich mit dem Kunſtgenuß ein Lebensbedürfniß, freilich auch nur in derjenigen Seite, wo ſie mit der Kunſt zuſammentrifft, in dem äußern Kultus. Die Sinnlichkeit führte zur antiken Plaſtik hin, und gab dem Geiſt jenen Inſtinkt im getreuen Copiren der Natur, den richtigen und ſcharfen Blick im Treffen, die Lebendigkeit in der Darſtellung, die eben auch die nordiſchen Künſtler ſich in italieniſcher Luft zu erlangen ſtreben. Das Chriſtenthum aber zog mit ſtärkerer Gewalt zum geiſtigen Princip hin, das Gefühl ward ausgebildet und in der Kunſt vorherrſchend. Daher mußte die Plaſtik mehr verſchwinden und der Lyrik Platz machen, und durch die ganze Kunſt wehte nun der Hang das Körperliche zu vergeiſtigen, ein Streben nach dem Unendlichen, welche das moderne Romantiſche von dem Antiken unterſcheiden. Dieſer Unterſchied machte ſich auch in der Ausübung der Kunſt bemerkbar. Die Skulptur und Malerei wechſelten ihr Reich, und die letztere ward nun vorherrſchend unter den bildenden Künſten, die Baukunſt zeigte, beſonders ſo oft ſie der Religion diente, jene entſchiedene Herrſchaft des Gefühls und der Sehnſucht, die Tonkunſt, die eigne und ausſchließliche Kunſt des Gefühls, mußte ſich nun nothwendig erheben und zur Vollendung gedeihen, und die Kunſt, woran alle Seelenkräfte Theil haben, die Dichtkunſt, mußte am meiſten von dem neuen Geiſt ergriffen und durchdrungen werden. Daher ihr Bewegen in einer höhern Geiſterwelt, die geſteigerte

Empfindſamkeit, die Sehnſucht, die vorherrſchende Lyrik, aber auch ihre neue Darſtellungsform und die Muſik des Reims.

Wie dies nun von der neuern Kunſt im Allgemeinen gilt, ſo wird es klar, wie ſie ſich nach dem verſchiedenen Charakter jedes Volks höchſt verſchieden ausbilden mußte. In der italieniſchen Baukunſt tritt uns zuerſt am auffallendſten das Befangenſein in dem Reich der Sinnlichkeit entgegen, welches auch die antiken Denkmäler offenbaren. Die ſchönſten Tempel und Baſiliken geben uns nur die Vorſtellung der Maſſe, die ſich nicht über das Irdiſche erhebt, und den anſchauenden Geiſt auch nicht weiter führt. Die Griechen lenkte ihr feiner Geſchmack dahin, mehr Harmonie in ihre Bauwerke zu bringen, und das ängſtliche Gefühl des Gedrückten, Maſſenhaften durch die Säulen, das Symbol des Aufſtrebens, zu mildern. Aber die obere Horizontallinie des Geſimſes, die das Ganze ſchließt, über welche keine Linie, keine Spitze in das Freie hinausragt, drückt mit magiſchem Gewicht das Ganze zur Erde nieder, und hemmt den Flug des Gedankens, der ſich an den Säulen zum Himmel emporſchwingen wollte. Sie hatten keine Religion, die das Gemüth mit einer Sehnſucht nach dem Unendlichen erfüllte; ſo brauchten ſie auch keine Symbole dieſer Sehnſucht. Ihre heitere Sinnlichkeit gefiel ſich auf der Erde, und ihr ausgebildeter Geſchmack machte ihnen das Daſein angenehm, ihre Kunſt genügte ſich ſelbſt und diente keiner höhern Idee, und ihr Gewand war die vollkommenſte Harmonie. Sowie aber die Sinnlichkeit zum Genuß führt und antreibt, die erſte Bedingung des Genuſſes aber die Ruhe iſt, ohne welche keine vollkommne Empfänglichkeit möglich: ſo findet ſich bei allen ſinnlichen Völkern jener Drang nach Ruhe in allen Thätigkeiten, die aus dem Innerſten ihrer Seele hervorgehen, beſonders in ihrer Kunſt. Daher z. B. in der Baukunſt das Vorherrſchen der ruhenden Horizontallinien über die aufſtrebenden, Bewegung und Schwung vermittelnden ſenkrechten Linien; daher in der Muſik die Vorliebe für die ruhige, nur dem Ohr ſchmeichelnde Melodie, die Vermeidung jeder Ergreifung, Erſchütterung, jeder anregenden Diſſonanz. Dieſe Tendenz zur Ruhe ließe ſich in allen Beziehungen nachweiſen, iſt aber nirgends auffälliger als in der Architektur, wo die Maſſe, das eigentlich und ſtets Ruhende, behandelt werden muß. Vergleichen wir nur die italieniſche mit

der gothiſchen oder deutſchen Baukunſt. Auch die letztere ſtellt gewaltige Maſſen hin, aber wie gänzlich verſchwinden dieſe unter der Idee des Erhabenen, die den anſchauenden Geiſt tief ergreift. Ueber der Maſſe, welche Unzahl von Säulen und Spitzen, die alle nach oben deuten, und das Gemüth von dem Sinnlichen abziehen. Denn jede Spitze iſt der Anfang einer Linie, welche im Himmel endigt; und die Krone aller dieſer Spitzen iſt der ſchlanke, immer ſpitzer, durchſichtiger, geiſtiger werdende Thurm. Auffallend iſt dieſes Durchdringen des Geiſtigen durch die Maſſe und das Verſtecken der letztern unter tauſendfältigen Gebilden der Phantaſie, während in der italieniſchen Baukunſt gerade das Sinnliche recht hervortritt, Maſſen auf Maſſen ſich thürmen, welche keine höhere Bedeutung tragen, ſondern wie alles Sinnliche, nur ſich ſelbſt geben. Die Kuppel mit ihrer Wölbung vollendet dieſe Wirkung, indem die halbkreisförmige Linie, nachdem ſie kaum den nachgehenden Sinn etwas gehoben, gleich auf der andern Seite unwiderſtehlich zur Erde hinabzieht.

Sowie die Richtung des italieniſchen Charakters die eigentliche Plaſtik ganz in ihrer ſinnliche Sphäre der Maſſe und bloßen Form ſtehen ließ, und dem Kunſtſinn nicht erlaubte, die höhere Idee in dieſer harmoniſchen Ordnung der Steinmaſſen zu leſen, ſowie überhaupt die moderne Zeit die plaſtiſche Kunſt als untergeordnet betrachtet: ſo mußte dieſelbe Richtung des Charakters, das beſtimmte Hervortreten der Individualität, die Kräftigung und Veredlung des Gefühls durch das Chriſtenthum gerade hier diejenigen Künſte zuerſt zur Vollendung bringen, welche in das eigentliche Gebiet des Gefühls gehören, die Malerei und Muſik, welche die eigentlich chriſtlichen Künſte ſind. Durch die Zeichnung der Umriſſe und Formen noch von einer Seite mit der Plaſtik verbunden, erhebt ſich die Malerei durch den Reiz des Lichts und der Farben unendlich über dieſe hinaus, indem ſie der Maſſe Leben und Seele einhaucht. Iſt die Plaſtik epiſch, ſo iſt die Muſik durchaus lyriſch, und die Malerei macht den Uebergang, doch ſich mehr zu letzterer wendend. Daher finden ſich in der Poeſie der Völker die analogen Richtungen, daher war bei den Griechen, wo die Plaſtik vorherrſchte, das Epos zu ſo reiner Vollendung gediehen, daher war den Italienern, welche die lyriſche Richtung ſo entſchieden annahmen, das Epos verſagt, wäh-

rend alle andern neuern Völker das ihrige aufzuweiſen haben. [1]) Iſt die Plaſtik objectiv, ſo iſt die Malerei und Muſik durchaus ſubjectiv. Beide letztern konnten erſt zur Vollendung gebracht werden, nachdem das Gemüth durch das Chriſtenthum veredelt und gehoben worden. Beide hatten daher zugleich mit der lyriſchen Poeſie ihren Urſprung in der Blüthe des Ritterthums, während das plaſtiſche Epos z. B. bei den Deutſchen lange vorher beſtehen konnte. Beide Künſte ſpiegeln in ihren Darſtellungen die innerſten, tiefſten Empfindungen und Gefühle des Künſtlers ſelbſt ab, in beiden offenbart der Grundton, welcher die Mannigfaltigkeit in der Darſtellung zu einem harmoniſchen Ganzen vereinigt, die innige Beziehung des Kunſtwerks zu ſeinem Schöpfer, und läßt uns in der Seele des Künſtlers leſen. Sowie daher alle Vermögen und Thätigkeiten der Seele gleichſam aus demſelben Boden erwachſen, ſich einander tragen, ergänzen, anregen, ſo ſtehen auch dieſe eigentlichen Seelenkünſte in der genaueſten Verbindung mit einander, ſo hat die Malerei ihre Farbentöne, und die Muſik gibt Gemälde. So mußten aber auch beide nothwendig zugleich entſtehen, ſo bald nur die Seele der Völker im Mittelalter erſchloſſen und zu ungehinderter Thätigkeit gelangt war. Beide mußten aber auch von der Religion Blut und Nerven erhalten, während die Poeſie zum Menſchlichen herabſtieg und der Liebe ihr Leben widmete. Es iſt bedeutſam für die Charakteriſtik der Künſte, daß während Malerei und Muſik, wenigſtens in Italien, in ihrer blühenden Zeit ganz der Religion gehörten, ganz ein Ausdruck der begeiſterten Empfindung waren, die Plaſtik ſich lieber in Darſtellungen aus dem Alterthum bewegte, und dieſelbe verſchiedene Hinneigung ſich noch immer äußert. Beide mußten endlich nach dem früher dargeſtellten

1) Auf dieſelbe Art ließe ſich auch nachweiſen, wie Göthen ſeine ganze Natur zum epiſchen, Schillern die ſeinige zum lyriſchen Dichter ausbildete; in Göthe's Poeſie war die Plaſtik, in Schiller's Poeſie die Malerei und Muſik vorherrſchend, Göthe wirkte mehr auf die ſinnliche Anſchauung, Schiller mehr auf das Gefühl. Daher behielt Göthe immer eine Neigung zum Antiken, wo ja auch das Plaſtiſche vorherrſchte, und bewegte ſich oft in antiken Formen, Schiller entfernte ſich immer mehr von jenem, und ward immer lyriſcher, maleriſcher, er gehörte ganz der modernen Richtung an.

Charakter der Italiener nothwendig in Italien erwachen und hier ihre Vollendung zuerſt erreichen. Den Italiener trieb ſeine ganze Naturart zur Kunſt hin, und ohne das Chriſtenthum wäre die plaſtiſche Richtung vorherrſchend geblieben, dieſes aber veredelte das Gefühl, und erhob die Plaſtik zur Malerei und Muſik.

Muſik iſt dem Italiener das dringendſte Bedürfniß, die Natur gab ihm die glückliche Organiſation, die ſchöne Stimme, das feine Gehör, den Sinn für Melodie, und trieb ihn wie die Singvögel unwiderſtehlich zum Geſang an. Geſang begleitet alle Lebensverrichtungen, er bezeichnet alle die wechſelnden Gemüthsverfaſſungen, und beſonders unter dem weiblichen Geſchlecht mag es wenig Individuen der untern Klaſſen geben, die nicht in Geſang ausbrechen, wenn ihr Zorn den höchſten Grad erreicht hat. Geſang iſt ein Hauptbeſtandtheil des Gottesdienſtes, war, wenigſtens früher zur Zeit der Gefühlsherrſchaft, eine weſentliche Zugabe der Poeſie, und fand ſich überhaupt in allen Verhältniſſen des Lebens ein, durch welche das Gefühl erhoben und geſteigert wird. Es wird daher klar, wie bei dem Charakter der Italiener die Muſik einen wichtigen Rang in der Volksbildung einnehmen, und in unendlich größerer Allgemeinheit das ganze Volk durchdringen mußte; aber ebenſo, wie ſie ſich auch verflachte. In Italien bildete ſich die Muſik zuerſt aus, dort gedieh ſie zuerſt zu ihrer Vollendung; aber alles dies nur zur Zeit, wo das Gefühl noch in ſeiner reinen, ungeſchwächten Kraft die Bildung der Völker leitete. Das reizbarſte und empfänglichſte Volk mußte in dieſer Richtung am erſten und glänzendſten hervortreten. Aber dieſelbe Reizbarkeit brachte einestheils einen Hang zum Wechſel, anderntheils eine Neigung zum Sinnenreiz, zur Ohrenbefriedigung hervor. Flüchtigkeit, und daher Schwächung der Gefühle, Vorliebe für die Form und Mangel an Ernſt und Tiefe, Weichlichkeit und Ueppigkeit der Melodie, und durch Ueberſättigung derſelben eine tödtende Leere bei ängſtlichem Haſchen nach Reiz durch öftern und ſchnellen Tonwechſel, dies waren hier mehr dort weniger die Anzeigen, daß das Gefühl nicht mehr in ſeiner alten Kraft die Tiefen der Seele aufwühlte. Sowie aber die Muſik ein Hauptbeſtandtheil des romantiſchen Kunſtlebens iſt, und beſonders der Poeſie die ſo entſchiedene Richtung und Form gab, ſo iſt dieſelbe auch nach ihrer verſchiedenen Höhe, Kraft und Reinheit ein ſicherer Maßſtab für

die Höhe oder Geſunkenheit der Poeſie. Unter allen neuern Völkern ging die klaſſiſche Epoche der Dichtkunſt zugleich mit der klaſſiſchen der Muſik; der Charakter der neuern Poeſie gründet ſich auf geſteigerte Empfindſamkeit, die ſich zunächſt in der Muſik offenbart, und dann, wenn ſie ſich einen Schritt höher nach dem Geiſtigen zu erhob, die Poeſie beſtimmte, ſowie einen Schritt tiefer nach dem Sinnlichen, Plaſtiſchen zu, die Malerei.

Hier ſind wir nun nothwendig auf den Punkt hingeſtellt, von welchem aus allein ein klarer Blick in die italieniſche Poeſie möglich iſt, und nach Allem, was vorhergeſagt iſt, kann nun die Beſtimmung des Charakters der italieniſchen Poeſie ſehr kurz ſein; denn alles Vorhergehende diente und führte ſchon zu dieſem Zweck. Die Poeſie ſpiegelt die wichtigſten Intereſſen der Zeit ab, und tönt wider von dem, was die Seele der Völker bewegt. Religion aber war immer das Hauptintereſſe, das alle Völker beſeelte, und ihr geiſtiges und Kunſtleben verſchieden beſtimmte. Chriſtenthum und dadurch erweckte edlere Geſchlechtsliebe, die zweite Religion jener jugendlichen Völker, war die Wurzel und Kraft der chriſtlichen Kunſt wie des ganzen mittelalterlichen Lebens. Dies ſtellte der Poeſie, wie ſchon erklärt, die Muſik als Baſis unter, und machte ſie unter der Herrſchaft des Gefühls ſubjectiver, ſentimentaler, lyriſcher, melodiſcher. Die Objectivität der antiken Darſtellung verſchwand, und damit auch die Ruhe und Abrundung, die über die alten Geiſteswerke ausgegoſſen iſt. Dafür trat nun der Schildernde mit ſeiner Perſönlichkeit ſelbſt in ſein Werk, intereſſirte den anſchauenden Geiſt für das nie ruhende Gefühl, das ihn ſelbſt bei ſeinem Schaffen drängte, und erweckte dieſelbe Sehnſucht nach Vergeiſtigung, nach dem Höhern, Unendlichen, welche die ruhige Anſchauung romantiſcher Kunſtwerke benimmt.

Dieſe neue Quelle des Chriſtenthums floß nun für alle Völker in gleicher Kraft, und würde alſo alle ihre Kunſtbeſtrebungen auf gleiche Art beſtimmt haben, wenn nicht eine andere Macht dieſe Quelle in den Völkern verſchieden geleitet hätte. Dieſe Macht war das Ritterthum. Seine größere oder geringere Ausbildung in den Nationen modificirte auffallend die Poeſie derſelben. Kann man das Chriſtenthum das Gefühl des Mittelalters nennen, ſo war das Ritterthum die That deſſelben; beide gaben der Kunſt ihren Grundton und ihre Grundfarbe. Das

Ritterthum brachte zuerſt Seele in den ganzen Organismus der Völker, indem es das herrſchende Gefühl zur That belebte, und das Ritterthum iſt der eigentliche Erwecker der Poeſie. Alle Gefühle drängten hier zur That und erhielten dadurch erſt Leben: die Begeiſterung und Andacht zu religiöſen Abenteuern und Kreuzzügen, Stolz und Ehre zu Kampf und Krieg. Ein ſolches zwiſchen Kampf und Liebe, prachtvollen Turniren, Gefahren der Jagdluſt und religiöſen Uebungen getheiltes Leben mußte durchaus poetiſch ſein. Nur in dem Ritterthum entſtand die neuere Poeſie, und nur die Ritter waren anfangs Dichter. Es iſt daher für den Charakter der italieniſchen Poeſie ſehr bedeutſam und muß beſonders hervorgehoben werden, daß, während die andern Nationen das Ritterthum mit beſonderer Liebe pflegten und ausbildeten, die Italiener, von andern Intereſſen eingenommen, daſſelbe nach und nach ganz ausmerzten. Daher war die erſte Folge in Bezug auf die Poeſie, daß, während in andern Ländern eine unzählige Menge nationaler Dichter unter den Rittern aufſtanden, auf beiden Seiten der Pyrenäen die Troubadours, in Nordfrankreich die Trouveres, in England die Minſtrels, in Deutſchland die Minneſänger, Italien ſeine Dichter aus der Provence entlehnen mußte. Und zuletzt waren es auch hier die Ritter, welche die einheimiſchen Geſänge erweckten. In der Lombardei konnte die italieniſche Poeſie nicht entſtehen, dort waren die Provenzalen zu vorherrſchend, und das Ritterthum erlag, wie in Toskana, unter den Fehden der bürgerlichen Parteien, noch ehe es zu der wahren Lebenskraft gelangen konnte. Die Venetianer, Genueſen und Piſaner waren denn gar mit ihrem Rechnen ausſchließend beſchäftigt, und die Päpſte in ihre Theologie und Erweiterung ihrer Macht vertieft, von welcher die Poeſie ganz ausgeſchloſſen war. Dieſelbe fand nur in dem ritterlichen Neapel ihren Boden, wo Friedrich II. die Saat der Normannen und Araber ſo herrlich pflegte.

Die andere Folge war, daß, während die andern Nationen ihre großartigen Ritterepopöen (mit dem Drama das eigentliche Gedicht der That) hatten, in Italien dieſe und das Epos überhaupt nicht aufkommen konnte. Erſt ſpät dachte man hier an dieſe Dichtart, und zwar zu einer Zeit, wo das Ritterthum noch einmal auflebte und ſein Geiſt auch nach Italien hinüberwehte;

aber eben dieſe Verſpätung des Epos, das in den Anfang der Poeſie einer Nation gehört, die aus fremder Geſchichte und fremden Intereſſen entlehnten Stoffe, die eingemiſchten unnationalen Elemente, die Form und Darſtellung: Alles beweiſt, daß das Epos in Italien nicht einheimiſch war. Während alſo das Ritterthum mit ſeinem thätigen choleriſchen Temperament den andern Völkern mehr die Richtung zur Selbſtbeſtimmung (Spontaneität) gab, erhielt in Italien, wo jenes mangelte, die Empfänglichkeit (Perceptivität) mehr Raum. Jene ritterlichen Völker neigten daher mehr zur Darſtellung der That, die Italiener mehr zur Darſtellung des Gefühls. Bei letztern blieb das Gefühl gleichſam eingeſchloſſen, und gewann dadurch an intenſiver Kraft, deren Einfluß ſich durch eine alle Zweige der Kunſt durchdringende Weichheit kundgab. Die Muſik bewegte ſich nur in den weichſten Melodien, die Malerei (vielleicht die nordiſche lombardiſche ausgenommen) vermied alle Härten, und gefiel ſich hauptſächlich in den Darſtellungen einer idealen Weiblichkeit, die Skulptur gab dem Stein eine bezaubernde Weichheit der Formen, kurz, alle Künſte ſtimmten in den Grundton, den die Koryphäen der italieniſchen Poeſie, Boccaccio und Petrarca, ſehr richtig angegeben hatten. Dante's ernſter, tiefer Geiſt ſteht weit außer und über dieſem Kreis, obgleich auch Andacht und Liebe den Bau zu ſeinem Weltgedicht zuſammentrugen, das den Italienern gleich einem Epos gilt.

Die italieniſche Poeſie iſt alſo durchaus lyriſch, und nach allem Vorhergeſagten kann ſie nicht anders ſein. Zur Lyrik trieb den Italiener mit unwiderſtehlicher Macht ſein ganzer Charakter, ſowie ſeine Geſchichte; dahin trieb ihn die ungeſtörte Herrſchaft des Gefühls, die reizbare Sinnlichkeit, die heitere Lebensluſt, der Trieb zum Genuß des Augenblicks, die Neigung ſeine Perſönlichkeit geltend zu machen und vorzuſtellen. Denn die Lyrik ſtellt das innere Leben des Dichters dar, ſeine Perſönlichkeit, inſofern ſie in das Gefühl heraustritt. Daher die nur auf den Augenblick beſchränkte, aber deſto mächtigere Wirkung derſelben, daher der Reiz in der Mannigfaltigkeit der Form, die gerade dem Wechſel liebenden Italiener zuſagt. In der Lyrik allein kann er ſein inneres Leben, ſeine Perſönlichkeit in der vortheilhafteſten Form darſtellen und geltend machen. Zur Lyrik führte ihn endlich auch

ſeine Neigung zur Muſik, denn je unmittelbarer die Poeſie das Gefühl ausdrückt, deſto mehr nähert ſie ſich der Tonkunſt, und wie überhaupt in jener erſten Zeit der Gefühlsmacht in allen Nationen Dichter und Sänger Eine Perſon waren, ſo haben die Italiener dieſe muſikaliſche Richtung und Form ihrer Poeſie rein bewahrt, und keine Nation als die Italiener hat einen Metaſtaſio aufzuweiſen. Keine Nation hat daher auch die Lyrik in ſo mannigfaltige Form gebracht, keine hat gleichſam eine Nationalform für dieſe Dichtart geſchaffen, wie der Italiener das Sonett.

Vierter Abschnitt.

Italienische Dichter vor Dante.

Es ist nun hinlänglich klar geworden, wie die Poesie in Italien sich nothwendig bilden, welche Form und Richtung sie nach dem Volkscharakter nehmen mußte. Es bleibt nur noch übrig, ihre verschiedene Darstellungsweise in den einzelnen hervorragendsten Dichtern dieser Periode darzustellen. Wir haben in der Geschichte der Sprache gesehen, daß sie in Sicilien ihren Ursprung nahm, und da die Dichter sich zuerst derselben, wie überall, bemächtigt hatten, so ist somit auch die Wiege der Poesie gegeben. Ganz unmerklich wand sie sich aber aus den provenzalischen Gesängen hervor, die der italienischen Natur durchaus zusagen mußten, und ward die provenzalische Dichtkunst selbst, nur in hohem Grade der Verfeinerung und Verweichlichung. Somit starben die Troubadours in Italien, wenigstens vor der Hand, nicht aus, und nicht nur die ersten Sicilianer, sondern fast alle Dichter des übrigen Italiens hallten mehre Jahrhunderte lang in den provenzalischen Tonarten wider.

Ueber die Zeit des Anfangs der italienischen Poesie wird man wohl immer im Dunkel bleiben müssen, um so mehr, da der Municipaleifer der Gelehrten ihre Untersuchung meistens trübt. Ciullo von Alcamo, welcher von den Hauptliteratoren als der erste italienische Dichter gesetzt wird, verliert doch zuweilen durch den Angriff der Kritik wenigstens die Sicherheit seiner Ansprüche.

Denn wenn die meiſten ihn vor das Jahr 1193 ſetzen, weil er in dem einzigen noch von ihm vorhandenen Gedicht von dem Sultan Saladin als lebend ſpricht, ſo beweiſt ein neuerer Kritiker, Profeſſor Vincenzio Nannucci [1]), ſein ſpäteres Auftreten dadurch, daß Ciullo einer gewiſſen Goldmünze erwähne, welche zuerſt von dem König Friedrich II. von Sicilien geprägt worden ſei, und daß dieſer 1193 noch nicht gelebt habe. Es wird das Sicherſte ſein, den Anfang der noch vorhandenen Denkmale der Poeſie aus jener Epoche in das Jahr 1200 zu ſetzen. Hallam [2]) wundert ſich über dieſe ſpäte Erſcheinung der italieniſchen Poeſie, da die glücklichen Kriege der ſtolzen Republiken gegen die Kaiſer eine Nationalſprache früher befördern, und manchen Dichter der Triumph ſeiner Vaterſtadt hätte begeiſtern können. Allein der Krieg gegen die Kaiſer war eben zugleich ein Kampf gegen das Ritterthum, und die Unterdrückung des letztern erklärt genügend die verſpätete Erſcheinung der Nationalpoeſie, die ja auch gerade an der entgegengeſetzten Seite Italiens erwachte, wo die kaiſerliche Macht ungeſtört blieb.

Wir ſetzen alſo mit den beſten Literatoren als erſten italieniſchen Dichter Ciullo d'Alcamo [3]), von welchem nichts bekannt iſt, als daß er zu Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts gelebt habe. Leone Allacci, in ſeiner Sammlung der Poeti antichi, p. 408 hat ein einziges Gedicht von ihm der Nachwelt erhalten, eine Canzone von 32 Strophen, deren Inhalt ein Geſpräch zwiſchen einem Liebhaber und ſeiner Dame iſt. Wir gaben davon eine Probe. Die Strophen beſtehen aus fünf achtfüßigen Verſen, ſo gibt das Gedicht wenigſtens Allacci, und Nannucci macht es wahrſcheinlich, daß dies die richtige Lesart iſt, obgleich Ginguené nach Crescimbeni durch Abtheilung der drei erſten Verſe die Strophen achtzeilig macht. Form, Inhalt, Darſtellung, Wahl der Bilder und Vergleichungen weiſen das Gedicht augenſcheinlich in die provenzaliſche Poeſie. Der Styl und

1) Primo Secolo della Letteratura italiana, Vol. I, im Anfang.

2) Europe during the Middle Ages, Tom. IV, pag. 368.

3) Oft unrichtig dal Camo geſchrieben. Alcamo iſt ein Caſtell, 20 Miglien von Palermo. Ciullo oder Nzullo iſt nach Nannucci Tom. I, p. 7 eine ſicilianiſche Abkürzung und Verdrehung von Vincenzio, Vincenciullo.

die Diction ſind noch äußerſt roh und weit entfernt von dem blühenden Styl ſpäterer Italiener, und ſeine Canzone iſt ein Gemiſch von ſicilianiſchen, provenzaliſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen, griechiſchen und lateiniſchen Dialekten, ungefähr dieſelbe Sprache, wie ſie noch in dem Mund des gemeinen Volks in Neapel und Sicilien gebräuchlich iſt. Daher wirft ihn Dante in ſeiner Vulg. Locut. (Libr. I, cap. 12) unter die plebeiſchen Dichter, über welche er ſeinen grammatiſchen Zorn ausgießt.

Mit Ciullo beginnt nun eine unabſehbare Reihe von Dichtern (Crescimbeni führt ſie in ſeiner großen Literaturgeſchichte hundertweis vor), deren Mehrzahl ſowohl der rohen Form als dem Inhalt nach vergeſſen werden können, von welchen aber doch einige ſich durch friſches Colorit, neue gefällige Wendungen, edle Gedanken und treffende Bilder auszeichnen. Der Kern dieſer italieniſchen Troubadours befand ſich in Sicilien um den Thron des Kaiſers Friedrich II., den wir ſchon früher bei allen Richtungen der erwachenden Kultur an der Spitze geſehen haben. In der Geſchichte der Sprache iſt ſchon angegeben, welches fröhliche, echt ritterliche Troubadourleben an ſeinem Hof geherrſcht habe. Nur in ſolcher Luft und in ſolchem Boden konnte in Wahrheit die italieniſche Poeſie entſtehen; ſie wurde auch anfangs ſicilianiſche genannt (im Gegenſatz gegen die provenzaliſche, die im übrigen Italien noch viele Anhänger fand), und alle Beweiſe des Gegentheils ſind bis jetzt ſehr ungenügend. Von Friedrich ſind noch mehre Gedichte übrig, beſonders eine Canzone in drei Strophen von je vierzehn Verſen, worin er die Schönheit und Tugend ſeiner Dame verherrlicht. Das Gedicht, das die Farbe der Jugend an ſich trägt, iſt ein rein provenzaliſches Lied, ein Erguß des allgewaltigen Gefühls, das alle Ritter zu Troubadours machte; er ſelbſt deutet dies im erſten Satz durch das Wort trovare an. Das Werk iſt mehr bemerkenswerth durch die ausgezeichnete Perſönlichkeit des Dichters, als durch die Erhabenheit der Gedanken. Es trägt überhaupt das Gepräge ſeiner Zeit, und verräth durch Nichts den hervorragenden Geiſt des außerordentlichen Mannes, der freilich auch die Dichtkunſt nur als eine Luſt der Jugend trieb, und ſehr bald auf den Wegen ſeines ſtürmiſchen Lebens davon abgebracht wurde. Die Sprache windet ſich, nicht ohne oft zu ſtraucheln, zwiſchen lateiniſchen, provenzaliſchen und ſiciliani-

ſchen Redensarten durch, wie Nannucci in ſeiner vortrefflichen Sammlung reichlich nachgewieſen. Hier iſt ſeine Hauptcanzone ganz:

Poichè ti piace, Amore,
Ch' eo deggia trovare
Farò onne mia possanza
Ch' eo vegna a compimento.
Dato aggio lo meo core
In voi, Madonna, amare,
E tutta mia speranza
In vostro piacimento.
E non mi partiraggio
Da voi, Donna valente,
Ch' eo v'amo dolcemente:
E piace a voi ch'io aggia intendimento.
Valimento mi date, donna fina,
Che lo mio core adesso a voi s'inchina.
S'eo inchino, ragion aggio
Di sì amoroso bene,
Chè spero, e vo sperando
Che ancora deggio avere
Allegro meo coraggio
E tutta la mia spene.
Fui dato in voi amando,
Ed in vostro volere.
E vejo li sembianti
Di voi chiarita spera,
Che aspetto gioia intera.
Ed ho fidanza che lo meo servere
Aggia a piacere a voi, che siete fiore
Sor l'altre Donne, e avete più valore.
Valor sor l'altre avete,
E tutta canoscenza:
Null' uomo non poria
Vostro pregio contare,
Di tanto bella siete!
Secondo mia credenza
Non è Donna che sia

Alta, sì bella, e pare:
Nè ch'aggia insegnamento
Di voi, Donna sovrana.
La vostra cera umana
Mi dà conforto, e facemi allegrare:
Allegrare mi posso, donna mia:
Più conto mi ne tegno tuttavia.

Einer der hervorragendſten Geiſter in dieſem ſicilianiſchen Dichterverein war Pier delle Vigne. Er war geboren zu Capua, und von ſehr niedriger Abkunft (ſein Beiname möchte vielleicht anzeigen, daß ſein Vater ein Weinbauer war). In Bologna, wo er ſtudirte, erhielt er ſich durch Almoſen. Daß er ſeine Zeit vortrefflich benutzte, beweiſt die hohe Würde, zu welcher er bald nach der Bekanntſchaft mit dem Kaiſer Friedrich emporſtieg, und in welcher er ſich als einen der hellſten Köpfe und vortrefflichſten Männer ſeines Jahrhunderts zeigte. Er wurde Kanzler des Kaiſers, und rechtfertigte deſſen Vertrauen in den ſchwierigſten Verhältniſſen, in welche dieſen die Uebermacht des rachſüchtigen Klerus verſetzt hatte, durch ſeine ſchlagende Beredſamkeit, ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſeine unbeſiegbare Gelehrſamkeit, die er den Intriguen der Kirche entgegenſetzte. Er beſaß auch die volle Gunſt des Kaiſers, wußte um alle deſſen Geheimniſſe und regierte ſelbſt in deſſen Namen. Daher konnte ihm Dante mit Recht die Worte in den Mund legen (Inf. VIII, 58):

Jo son colui che tenni ambo le chiavi
Del cor di Federico, e che le volsi,
Serrando e disserrando, sì soavi,
Che dal segreto suo quasi ogn' uom tolsi.

Aber ſein Glück erweckte den Neid, „la meretrice delle corti“, und es gelang den Intriguen ſeiner Feinde, ihn bei dem Kaiſer verdächtig zu machen, der ihn ſeiner Würden beraubte, und ihn, nach der allgemeinen Sage, geblendet ins Gefängniß ſetzen ließ, wo ſich jener 1249 entleibte. Die Ausſagen der gleichzeitigen Schriftſteller über ſeine Ungnade und ſein Ende ſind ſo ungewiß und widerſprechend, daß darüber nichts klar bleibt, als die Machinationen einer gewiſſen Partei, der Alles daran liegen mußte, den durch unermüdliche Bosheit ſchon faſt abgematteten Kaiſer ſeiner letzten und feſteſten Stütze zu berauben. Dies wird um ſo

klarer als nach den Zeugniſſen der Unparteiiſchen Pier ohne alle Schuld geſtorben iſt, was Dante in der ſchönen Stelle darſtellt (Inferno XIII, 62—78):

Fede portai al glorioso ufizio,
Tanto, ch'io ne perdei lo sonno e i polsi.
La meretrice, che mai dall' ospizio
Di Cesare non torse gli occhi putti,
Morte commune, e delle Corti vizio,
Infiammò contra me gli animi tutti,
E gl'infiammati infiammar sì Augusto,
Che i lieti onor tornaro in tristi lutti.
L'animo mio per disdegnoso gusto,
Credendo col morir fuggir disdegno,
Ingiusto fece me contra me giusto.
Per le nuove radici d'esto legno
Vi giuro, che giammai non ruppi fede
Al mio Signor, che fu d'onor sì degno:
E se di voi alcun nel mondo riede,
Conforti la memoria mia, che giace
Ancor del colpo, che 'nvidia le diede.

Seine Gedichte, deren eine nicht große Zahl auf uns gekommen iſt, verrathen mehr Ernſt und Tiefe und mehr innige Vertrautheit mit dem klaſſiſchen Alterthum als die ſeines kaiſerlichen Freundes, und zeichnen ſich durch ſchöne Bilder und Vergleichungen aus. Doch mögen ſie auch in der Troubadourzeit des Menſchenlebens entſtanden ſein, und der vielbeſchäftigte Mann keinen Theil mehr daran gehabt haben.[1]) Der Gegenſtand, an welchen ſeine Liebesverſe gerichtet ſind, war die treue und unglückliche Florimonda, deren Gatte, von Eiferſucht getrieben, dem Dichter eine aufrühriſche Schrift unterlegte, um ihm des Kaiſers Zorn zuzuziehen. (S. Monti, Proposta etc., Vol. III, P. II) Bemerkenswerth iſt, daß ſich unter Pier's Gedichten eines befindet, das, mit einigen kleinen Abweichungen, genau die Form der So-

1) Vergl. hierüber das Urtheil in der Epistola al Signor Federigo, welche gewöhnlich dem Poliziano zugeſchrieben wurde, und daher auch in ſeinen Werken ſich gedruckt findet, aber nach Apoſtolo Zeno's Unterſuchung in ſeinen Noten zu Fontanini's Bibliothek von Lorenzo de' Medici geſchrieben iſt, was auch Nannucci beweiſt.

nette hat, ſodaß alſo der Urſprung dieſer Dichtart in Sicilien zu ſuchen wäre.

In des Kaiſers Familie pflanzte ſich die Liebe zur gaia Scienza fort, und ſeine beiden natürlichen Söhne, König Enzio von Sardinien und König Manfred von Sicilien, waren zu ihrer Zeit gerühmte Troubadours. Von Enzio findet ſich eine Canzone in der Raccolta de' Poeti antichi von Giunti (ed. Florenz 1727, S. 219), eine andere Canzone, die gewöhnlich Friedrich's Sohn, Heinrich, fälſchlich zugeſchrieben wird, nebſt einem Sonett in Crescimbeni's großem Werk (Tom. III, p. 24), und einige andere Poeſien, welche ebenfalls Crescimbeni angeführt (Tom. II, Part. II, p. 19) und Nannucci mitgetheilt hat. Von Manfred iſt kein Gedicht auf uns gekommen, und wir müſſen uns in Beziehung auf ihn an das Lob halten, das ihm Dante und die gleichzeitigen Hiſtoriker ertheilen.

Dies war der Kern, aus welchem die italieniſche Poeſie hervorging, und wenn Friedrich und ſeine Familie nicht als große Dichter glänzten, ſo verdankt ihnen Italien unendlich mehr dadurch, daß ſie gewiſſermaßen die Dichter ſchufen und die Begeiſterung erweckten und unterhielten. Mit Recht nannte man daher anfangs die italieniſche Poeſie ſicilianiſch; denn Sicilien gab lange den Ton an, und war der Richterſtuhl, wo die Dichterwelt gekrönt wurde, und von wo aus der Ruhm der Verfaſſer durch ganz Italien erſcholl. Unter der großen Zahl von Troubadours, welche Friedrich's Ruf in Sicilien erweckte oder dorthin rief, verdienen übrigens nur wenige angeführt zu werden, welche ſich durch Reinheit des Styls auszeichnen; dies iſt überhaupt meiſt dasjenige, was hervorgehoben werden kann, da der Inhalt ſich weiter nicht über den Horizont der Provenzalen erhebt, und dieſe ſicilianiſchen Sänger ihre Begeiſterung, ſo zu ſagen, aus der dritten Hand hatten. Wir bemerken unter ihnen Guido delle Colonne, geboren zur Zeit Friedrich's II.; er blühte um 1250 zu Meſſina. Er hatte den Titel Giudice, was damals ſo viel bedeutete als jetzt Doctor. Er muß ſich durch ſeine Gelehrſamkeit ausgezeichnet haben, denn Eduard I. nahm ihn auf ſeiner Rückreiſe vom gelobten Land 1273 mit ſich nach England, wo Guido eine Historia de regibus et rebus Angliae ſchrieb. Sein merkwürdigſtes Werk iſt aber ſeine ebenfalls lateiniſch geſchriebene Historia

Daestructionis Trojae in 35 Büchern, höchſt merkwürdig in Hinſicht auf die Zeit, in welcher ein ſolches Werk ans Licht kam, auf die Elemente, aus welchen es zuſammengetragen wurde, und auf die vielen Ausgaben und Handſchriften, welche davon die Bibliotheken Italiens aufbewahren. Hierüber hat Tiraboschi (Tom. IV, Libr. II, cap. 6, §. 7) mit ſeiner gewohnten Genauigkeit Bericht gegeben, und auch Nannucci (Vol. I, S. 117) noch einige Notizen hinzugefügt. Als Dichter genoß Guido delle Colonne eines guten Rufes bis in die neueſten Zeiten. Dante in ſeinem Werk De vulg. Locut. führt zwei Canzonen von ihm an, deren Styl er tragiſch nennt, im Gegenſatz zu dem ſeinigen, deſſen größere Leichtigkeit ihn bewog, ſein Gedicht Komödie zu nennen. Es mag daher paſſend ſein, eine von dieſen Canzonen hier mitzutheilen, um den Unterſchied anſchaulich zu machen, welchen Dante in die Schreibarten ſetzt. Nach unſern jetzigen Anſichten iſt dieſe Benennung auffallend; das Gedicht Guido's hat wenig Tragiſches, und dieſes wenige wird durch ſonderbare Bilder und triviale Vergleichungen noch ganz vernichtet. Doch dies war Geſchmack jener Troubadours.

Ancor che l'aigua (acqua) per lo foco lasse (lasci)
La sua grande freddura,
Non cangerea natura,
Se alcun vasello in mezzo non vi stasse;
Anzi avverrea senza lunga dimura
Che lo foco stutasse, (estinguesse)
O che l'aigua seccasse;
Ma per lo mezzo l'uno e l'altro dura.
Così, gentil criatura,
In me ha mostrato Amore
L'ardente suo valore,
Che senz' amore — era aigua fredda e ghiaccia.
Ma el (egli) m'ha sì allumato
Di foco, che m'abbraccia,
Ch' eo fora consumato,
Se voi, donna sovrana,
Non foste voi mezzana
Infra l'Amore e meve (me),
Che fa lo foco nascere di neve.

Immagine di neve si puo dire
Uom, che non ha sentore (sentimento)
D'amoroso calore;
Ancor sia vivo, non si sa sbaldire (allegrare).
Amore è uno spirito d'ardore,
Che non si può vedire,
Ma sol per li sospire
Si fa sentire — a quello ch' è amadore.
Così, donna d'onore,
Lo mio gran sospirare
Vi poria certa fare
Dell' amorosa fiamma, ond' eo so (sono) involto.
E non so com' eo duro,
Sì m'ave preso e tolto.
Ma parmi esser sicuro
Che molti altri amanti
Per amor tutti quanti
Furon perduti a morte,
E non amaro quant' eo, nè sì forte.
Eo v' amo tanto che mille fiate
Il giorno mi s'arranca (si strappa)
Lo spirito che manca,
Pensando, Donna, la vostra beltate.
E lo disio, che ho, lo cor m'abbranca,
Crescemi volontate
Mettemi in tempestate
Dello grave pensier, che mai non stanca.
O colorita e bianca
Cera dello mio bene,
Speranza mi mantene,
E s'eo languisco, non posso morire,
Cà (perchè) mentre viva sete,
Eo non poria fallire,
Ancor che fame e sete
Lo meo core tormente.
Ma sol ch' eo tegna a mente
Vostra gaia persona,
Obblio la morte: tal forza mi dona.

Eo non credo che sia quello che avia (avea)
Lo spirito, che porto,
Ched eo fora già morto,
Tanto ho passato male tuttavia,
Lo spirito ch' i' aggio, ond' eo mi sporto,
Credo lo vostro sia
Che nel mio petto stia,
E abiti con meco in gio' e diporto.
Or mi son ben accorto
Quando da voi mi venni,
Che quando mente tenni
Vostro amoroso viso netto e chiaro,
Li vostri occhi piacente
Allora m'adombraro
Che mi tennero mente,
E diedermi nascoso
Uno spirito amoroso
Che assai mi fa più amare
Che non amo null' altra: ciò mi pare.
La calamita contano i Saccenti (sapienti)
Che trarre non poria
Lo ferro per maestria,
Se non che l'aire (l'aria) in mezzo gliel consenti.
Ancor che calamita petra sia
L'altre petre neenti
Non son così potenti
A traer, perchè non n'hanno balia (potere).
Così, Madonna mia,
L'Amor s'ha perceputo
Che non m'avria potuto
Traere a se, se non fosse per vui.
E sì son donne assai,
Ma non nulla, per cui
Eo mi movesse mai,
Se non per voi, piacente,
In cui è fermamente
La forza e la vertute:
Adonque prego Amore che m'aiute.

Ein anderer ſicilianiſcher Dichter aus jener erſten Zeit war Jacopo von Lentino, bekannt unter dem Namen Notajo (blühte 1250). Triſſino und Bembo zählen ihn unter die beſten jener Reimer. Dante aber nimmt im Purgatario (XXIV, 52), wo er ihn mit Guittone von Arezzo und Bonagiunta von Lucca antrifft, Veranlaſſung, allen dreien zu erklären, warum ſie ihn nicht in der Poeſie erreichen können.

Jo mi son un, che, quando
Amore spira, noto, ed a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Doch führt er ihn in der Vulg. Locut., Libr. I, cap. 12 namentlich unter denjenigen auf, welche wegen der Reinheit der Sprache als Muſter dienen können. Von ihm ſind noch vierzehn Canzonen und funfzehn Sonette übrig, worin ſich die ſcholaſtiſche Richtung der Zeit, die metaphyſiſche Subtilität und kleinliche Zergliederung der Gedanken und Gefühle kund gibt, welche allen italieniſchen Troubadours, ſelbſt den beſten anhängt.

Wir übergehen die übrigen Sicilianer, von welchen allenfalls noch Mazzeo Ricco, Steffano Protonotajo und Odo delle Colonne gelobt werden, und verweiſen in Hinſicht ihrer auf die großen Literaturgeſchichten und Sammlungen der alten Dichter. Nur ſei noch erlaubt, die Sicilianerin Nina zu nennen, hochgelobt unter den Troubadours, und ſelbſt von der Crusca wegen ihrer Verſe. Sie iſt aber nicht nur bemerkenswerth als erſte italieniſche Dichterin [1]), ſondern auch durch die eigne Liebſchaft, die ſie mit einem toskaniſchen Dichter, Dante von Majano, einem Dorf bei Fieſole, pflog. Jener Dante hatte ſich auf echt provenzaliſche Art (wie der bekannte Troubadour Gioffredo Rudello in die Gräfin von Tripolis) in den Ruf ihrer Schönheit und großen Kunſt im

1) Dieſer Ruhm könnte ihr vielleicht, wenn genauere Nachrichten da wären, von einer gewiſſen Gaja, Tochter des Gherardo da Camino, ſtreitig gemacht werden, deren Dante (Purgat. XVI, 136—140) als bekannt erwähnt, zu welcher Stelle ein alter Commentator der Komödie: Giovanni da Serravalle (deſſen Mſcpt. ſich in der Vatican. Bibliothek befindet) die Anmerkung macht: De ista Gaja filia dicti boni Gerardi possent dici multae laudes, quia fuit prudens domina, literata, magni consilii, et magnae prudentiae, maximae pulchritudinis, quae scivit bene loqui rhytmatice in vulgari.

Reimen verliebt, und bat ſie in einem glühenden Sonett um ihre Gegenliebe. Nina war nicht hart; ſie antwortete höflich in einem Sonette (dem nämlichen, welches wir von ihr im Anhang zum §. 8 mitgetheilt haben), daß ſie ſich freue, einen ſolchen Liebhaber zu haben, und drückte den Wunſch aus, ihn zu ſehen und zu erkennen, ob ſeine Feder mit ſeinem Herzen übereinſtimme. Sie liebte ihn übrigens auch ohnedies ſo, daß ſie keinem Troubadour mehr erlaubte, ſich ihrer Liebe zu rühmen, und ſich nur la Nina di Dante nannte. Von den Sonetten, die dieſer ſeltſame Liebeshandel erzeugte, befinden ſich noch mehre in den Sammlungen alter Gedichte. [1])

Obgleich die italieniſchen Literatoren mit Bewunderung die vier Franziskaner, den heiligen Franz ſelbſt, Fra Elia, Fra Pacifico und Jacopone von Todi unter die erſten Gründer der italieniſchen Poeſie zählen, ſo glauben wir ſie mit um ſo größerm Recht übergehen zu dürfen, da der heilige Franz das Beſte, beſonders den Cantico ad Sole (den wir im Anhang zum §. 8 gegeben), in Proſa verfaßt hat, von der Kunſt der beiden andern Fratres aber nichts als einige verdächtige Ueberlieferungen übrig iſt, und Jacopone, der ſich durch ganz eigne Mittel die Heiligkeit erzwungen, ſo ſchlechte italieniſche Verſe geſchrieben hat, daß ſelbſt Tiraboſchi, der ſonſt einem Heiligen gern etwas einräumt, ſich wundert, ihm in dem Wörterbuch der Crusca zu begegnen.

In Bologna, der berühmten Univerſität, dem Sammelplatz aller ausgezeichneten Köpfe, der Nährerin aller neuen Ideen, fand auch die von Friedrich geweckte Dichtkunſt einen günſtigen Boden, und dort traten ſehr früh ausgezeichnete Dichter und Proſaiſten auf. Zuerſt begegnet uns der vortreffliche Guido Guinicelli, deſſen Andenken hauptſächlich Dante durch das ſchöne Denkmal erhalten hat, das er ihm in dem Purgatorio ſetzt. Die Nachrichten über ſeine Lebensumſtände ſind äußerſt dürftig. Benvenuto von Imola (im J. 1370 Profeſſor humaniorum zu Bologna) in ſeinem Commentar zum Purgat. XXVI, ſagt von ihm, daß er ein weiſer, beredter Mann und guter Dichter von hochſtrebendem Geiſt, aber auch luxuriös war. Wir wiſſen außerdem

1) Perticari, Difesa di Dante, cap. 7. Maffei, Stor. della Lett. ital., Tom. I, cap. 3. Nannucci, Tom. II, pag. 96.

nur, daß er ein bologneſer Kriegsmann und der edlen Familie De' Principi entſproſſen war, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an die kaiſerliche Partei aus der Stadt vertrieben wurde. Guido ſtarb im Exil 1276. — Dante begegnet ihm im Purgatorio an dem Ort (XXVI, v. 91), wo ſich die Seelen von dem Luxus reinigen. Guido unterhält ſich anfangs mit ihm, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, über die Art der Sünde, die er hier abbüßt; dann ſagt er:

Son Guido Guinicelli, e già mi purgo
Per ben dolermi prima ch' allo stremo.

(Ich bin, obgleich erſt kürzlich geſtorben, ſchon in dem Fegefeuer, und darf mich reinigen, weil ich vor meinem Tode bereut habe.) Dante ſchildert nun ſeine ungemeine Freude, da er deſſen Namen hört, den er ſeinen und aller beſſern Dichter Vater nennt,

Quand' i' udi' nomar se stesso il padre
Mio e degli altri miei miglior, che mai
Rime d'Amore usar dolci e leggiadre.

und auf des erſtaunten Guido Frage, was ihn bewege, in Wort und Blick eine ſolche Liebe gegen ihn zu zeigen, antwortet Dante ausdrücklich:

li dolci detti vostri
Che, quando durerà l'uso moderno,
Faranno cari ancora i loro inchiostri.

Auch Lorenzo de' Medici (in der erwähnten Epistola al Sign. Federigo) nennt ihn di filosofia ornatissimo, grave e sentenzioso, lucido soave ed ornato, und ſagt, daß er gewiß der Erſte war, von welchem die ſchöne Form der italieniſchen Sprache die ſüße Färbung erhielt, zu welcher jener rohe Aretiner (Guittone von Arezzo) kaum den Schatten angelegt habe. Das beſte Zeugniß aber gibt ihm Dante dadurch, daß er, der fruchtbare Dichter voll ſo reicher Phantaſie, eine Menge erhabener Ideen, ſchöner Gleichniſſe und Wendungen von Guido entlehnte, wie dies Nannucci an vielen Beiſpielen gezeigt hat, und daß er in vielen ſeiner Canzonen beſonders in der dritten des Convito, Della Nobiltà, ſehr deutlich merken läßt, wie er Guinicelli zum Lehrer und Muſter genommen habe. Wenn nicht ſo viele Gedichte des Letztern verloren gegangen wären, ſo würde uns die Achtung Dante's gegen ihn beſſer begründet erſcheinen. Es haben ſich von ihm nur

einige Canzonen und Sonette in den verſchiedenen Sammlungen von Allacci, Giunti, im Anhange der Bella Mano und in Dante's Werken erhalten; Nannucci hat die beſten zuſammengeſtellt. Auch Guido ſtand ganz in ſeiner Zeit, und folgte der allgemeinen Richtung. Wie die übrigen Troubadours behandelt er die Liebe ausſchließlich in ſeinen Gedichten, wobei die Einförmigkeit des Gegenſtandes ihn ſo gut wie die beſten italieniſchen Lyriker in eine ermüdende Anhäufung von Vergleichungen führt. Ferner zeigt ſich der Einfluß der Scholaſtik oft in ſubtilen Definitionen; doch finden ſich auch edle Platoniſche Grundſätze. Im Ganzen gab er zuerſt dem poetiſchen Styl mehr Ernſt, Kraft und Adel, ſeinen Bildern eine glühendere Färbung. Beſonders läßt ſein reiner, geglätteter Styl für die Geſchichte der italieniſchen Sprache bedauern, daß ſo viele ſeiner Gedichte verloren gegangen ſind. Wir theilen eine ſeiner vorzüglichſten Canzonen mit, welche Monti, einer der Koryphäen der neuern italieniſchen Poeſie, ein ſublimes Gedicht nennt. Man wird darin den Dichter ganz kennen lernen, und alle Eigenſchaften darin finden, die wir eben angeführt haben.

Al cor gentil ripara sempre Amore,
Siccome augello in selva alla verdura.
Nè fe' Amore anti che gentil core,
Nè gentil core, anti che Amor, Natura.
Che adesso com' fu' il Sole,
Sì tosto fue lo splendor lucente,
Nè fu davanti al Sole.
E prende Amore in gentilezza loco
Così propïamente
Come il calore in chiarità di foco.
Foco d'Amore in gentil cor s'apprende (s'appiglia),
Come virtute in pietra preziosa;
Che dalla stella valor non discende,
Anzi che 'l Sol la faccia gentil cosa.
Poi che n'ha tratto fuore
Per sua forza lo Sol ciò che li è vile,
La stella i dà valore:
Così lo cor, ch' è fatto da natura
Schietto, puro, e gentile,
Donna, a guisa di Stella, lo innamora.

Amor per tal ragion sta in cor gentile,
Per qual lo foco in cima del doppiero.
Splende allo suo diletto chiar sottile;
Non li staria altrimenti; tant' è fero.
Così prava natura
Rincontra Amor, come fa l'acqua il foco
Caldo per la freddura.
Amore in gentil cor prende rivera (riviera)
Per suo consimil loco,
Com' diamante del ferro in la miniera.
Fere (percuote) lo Sol lo fango tutto 'l giorno:
Vile riman: nè il Sol perde calore.
Dice uom altier: gentil per Schiatta torno:
Lui sembra il fango; e 'l Sol gentil valore.
Che non dee dare uom fe
Che gentilezza sia fuor di coraggio
In dignità di re,
Se da virtute non ha gentil core;
Com' acqua ei porta raggio,
E il Ciel ritien la stella e lo splendore.
Splende in la intelligenza dello Cielo
Dio creator più ch' a' nostr' occhi 'l Sole.
Ella intende 'l suo fattor oltra 'l velo:
E 'l Cielo a lui vogliendo obbedir, cole
E consegue al primero (primieramente)
Del giusto Dio beato compimento.
Così dar dovria 'l vèro
La bella donna, che negli occhi splende,
Del suo gentil talento
A chi amar da lei mai non disprende (disimpara).
Donna (Dio mi dira), che presumisti?
(Sendo l'anima mia a lui davante;)
Lo Ciel passasti, e fino a me venisti,
E desti in vano amor me per sembiante (für mein Ebenbild).
A me convien la laude,
E alla reina del reame degno,
Per cui cessa ogni fraude,

Dir gli potrò: tenea d'angel sembianza
Che fosse del tuo regno;
Non mi sie (sia) fallo, s' io le posi amanza (amore).

Noch mehre Bologneſer jener Zeit werden als ausgezeichnete Dichter gerühmt, wie Guido Ghislieri, Fabrizio, Semprebene, Oneſto u. A. Es iſt aber von den Meiſten faſt nichts anders mehr übrig, als das ehrenvolle Lob, welches ihnen Dante gibt. Dieſer zählt Ghislieri und Fabrizio unter die Dichter, welche im tragiſchen Styl (d. h. im ernſten und erhabenen) geſungen haben. Oneſto war, wie es ſcheint, Lehrer der Jurisprudenz in Bologna, und lebte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts. Dante in der Vulg. Locut. (Libr. I, cap. 15) nennt ihn Dottore illustre e di piena intelligenza nelle cose volgari (d. h. in der italieniſchen Poeſie), und Petrarca ſtellt ihn in ſeinem Trionfo d'Amore (cap. 4) in die Reihe der berühmteſten Sänger der Liebe:

Ecco i duo Guidi, che già furo in prezzo,
Onesto Bolognese, e i Siciliani
Che fur già primi, e quivi eran da sezzo.

Auch Salvini, Bembo, Triſſino, Gravina und Perticari erwähnen ihn mit Lob, doch ſagt Lorenzo de' Medici in dem oft erwähnten Briefe, daß er ſowie die erſten Sicilianer der Feile Dante's und Petrarca's bedurft hätte. Cino von Piſtoja, ein berühmter Dichter und Zeitgenoſſe Dante's, beklagt als einen großen Mangel in der divina Commedia, daß Dante darin weder ſeiner (Cino's) Geliebten, noch des Meſſer Oneſto von Bologna erwähnt. Dieſe Achtung, welche ſich in allen Zeugniſſen ausſpricht, läßt bedauern, daß von Oneſto nur wenig übrig geblieben, und dies zum Theil noch bis zur Unverſtändlichkeit verſtümmelt iſt. Nannucci hat das am beſten Erhaltene in ſeiner Sammlung gegeben.

In Toskana zeigte ſich ſehr früh die dieſem Volk eingeborne Kunſt wieder thätig, und ſowie die Malerei und Skulptur, Muſik und Baukunſt im 13. Jahrhundert zuerſt mit der frühern Liebe wieder erweckt wurden, ſo führte der gute Geſchmack das Volk bald zu einer reinen Sprache, welche ſpäter den erhabenſten Meiſterwerken der italieniſchen Literatur zum Organ dienen ſollte. Wir begegnen hier zuerſt dem ſchon viel beſprochenen Folcacchiero de' Folcacchieri von Siena, der einen unter den Italienern immer noch unentſchiedenen Streit über den Urſprung der Poeſie veran-

laßt hat. Nannucci glaubt nun, gegen Tiraboschi und die andern Sicilianer Freunde bis zur Evidenz bewieſen zu haben, daß jener Folcacchiero der erſte italieniſche Dichter ſei, ſcheint aber doch von ſeinen eignen Gründen nichts weniger als überzeugt zu ſein, da er in ſeiner Sammlung den Ciullo von Alcamo vor den Andern ſetzt. Wir überlaſſen die Erledigung des Zwiſtes den italieniſchen Gelehrten, und übergehen den ſaneſiſchen Ritter um ſo mehr, als man aus dem Fragment ſeiner Canzone, das im Anhang zu §. 8 mitgetheilt iſt, erſehen kann, daß er mit ſeinen rohen Verſen nicht zu den bemerkenswerthen Dichtern gehört.

Mehr Berückſichtigung verdient Fra Guittone, welcher ebenfalls wie überhaupt alle toskaniſche Dichter von untergeordnetem Verdienſt, einen großen Streit der Literatoren veranlaßt hat. Er blühte nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, und war geboren in Santa Firmina (oder Formena), zwei Miglien von Arezzo. Sein eigentlicher Name war Guido, er wurde aber gewöhnlich, man weiß nicht warum, mit dem Schimpfnamen Guittone benannt. [1]) Er führte in ſeiner Jugend ein ausſchweifendes, üppiges Leben, was vielleicht ſeinen Namen erklärt, heirathete hierauf eine Aretinerin, die er ſelbſt bella e piacentiera nennt, ließ dieſe aber bald mit drei Söhnen im Stich, um in den Orden der Ritter der h. Maria zu treten. [2]). Hier wurde er plötzlich fromm, predigte den Frieden und die Gottesfurcht, und eiferte gegen Alle, die ein ausſchweifendes Leben führten. Ein Verdruß vertrieb ihn aus Arezzo; er zog nach Florenz, und gründete dort das Kamaldulenſer Kloſter Degli Angioli, ſtarb aber vor deſſen Vollendung 1294. Guittone dichtete eine Menge Canzonen und Sonette, über deren

1) Guittone kommt von Guitto, was einen weggeworfnen, ſchmuzigen, gemeinen Menſchen bedeutet. Guittone ſcherzt ſelbſt darüber in einem Sonett an Oneſto:

Vostro nome, Messere, è caro e onrato,
Lo meo assai ontoso e vil, etc.

2) Dieſer Orden wurde bei Gelegenheit des Kreuzzuges gegen die Albingenſer 1208 geſtiftet. Seine Mitglieder, welche ſpäter wegen ihrer Lebensweiſe Frati Gaudenti oder Godenti, oder mit dem Spottnamen Capponi di Cristo genannt wurden, waren verpflichtet gegen die Ketzer ſowohl durch ihre Beredſamkeit, als auch nach Bedürfniß mit dem Schwert zu kämpfen.

Werth die Gelehrten immer noch nicht einig ſind. Indeſſen iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Lobredner ſich am erſten in Widerſprüche verwickelt haben. Dieſe behaupten allgemein, daß Guittone als Dichter in der größten Achtung ſeiner Zeitgenoſſen geſtanden habe, und berufen ſich beſonders auf Petrarca, als welcher viele ſeiner Reime nachgeahmt, und ihn in einem Sonett mit Dante und Cino von Piſtoja gleichgeſchätzt hätte:

Ma ben ti prego che in la terza spera
Guitton saluti, e Messer Cino e Dante.

Aber ſowie dieſe Lobredner ſelbſt bekennen, daß Guittone ſeine Reime ſchrieb, bloß von der allgemeinen Reimluſt ſeiner Zeit angeſteckt, nicht aber von innerer Begeiſterung getrieben (wie dies Dante auch in der ſchon angeführten Unterredung mit Bonagiunta, Purgat. XXIV, 52, erklärt hat), ſo iſt auch bekannt, daß Petrarca die Divina Commedia durchaus nicht gehörig zu ſchätzen verſtand, und doch an einem andern Ort (Trionfo d'Amore, cap. 4) andeutet, daß der Ruf Guittone's geſunken ſei:

Ecco Dante e Beatrice, ecco Selvaggia,
Ecco Cin da Pistoja, Guitton d'Arezzo,
Che di non esser primo par ch' ira aggia.

Sein Ruhm war alſo nicht ſo wohl begründet, daß ein hartnäckiges Behaupten deſſelben immer noch an ſeinem Platz wäre. Dagegen finden ſich wichtige Stimmen aus jener erſten Zeit, welche unſerm Guittone Mangel an dichteriſchem Genie und beſonders einen ſchlechten Styl vorwerfen. Vor Allem Dante, der wohl am beſten zum Richteramt berufen war. Schon in der früher angeführten Stelle in ſeiner Vulg. Locut. Libr. II, cap. 6 hat er ihn nebſt andern untergeordneten Dichtern mit harten Worten abgefertigt. Auch im Purgat. XXVI, v. 121 eifert er über die Menge, die von Vorurtheilen befangen, das Lob der ſchlechten Dichter einander blind nachſpricht:

A voce più ch' al ver drizzan li volti,
E così ferman sua opinione,
Prima ch' arte o ragion per lor s' ascolti
Così fer molti antichi di Guittone,
Di grido in grido pur lui dando pregio,
Finchè l' ha vinto il ver con più persone.

Zu dieſer Stelle macht Benvenuto da Imola die Anmerkung: Et vult dicere in effectu, quod sicut opinio Provincialium fuit fallax in illo de Lemosi, ita opinio Tuscorum in fratre Guittono, donec veritas per peritiores fuit demonstrata..... Iste vocatus fuit frater Guittonus de Aretio. Bonas sententias adinvenit, sed debilem stylum, sicut potest intelligi ex libro, quem fecit. An einer andern Stelle (Purgat. XXIV) nennt ihn derſelbe pulcherrimus inventor in lingua materna non tam ratione styli, quam gravium sententiarum, quibus usus est nudis verbis. Aus allen Urtheilen geht hervor, daß Guittone mehr Philoſoph, oder vielmehr Scholaſtiker als Dichter war, und daß er ſeine Gedanken und Betrachtungen in Reime brachte, weil dies gerade die Richtung der Zeit verlangte: denn er hat auch mehre ſeiner Briefe in Reimen geſchrieben. Da er nach Dante's unbeſtrittenem Ausſpruche ſehr wenig inſpirirt war, ſo zog ihn die Form viel mehr an; er wählte ſich eine der ſchwierigſten und beengendſten Formen, die der dichtende Geiſt ſich kann gefallen laſſen, das Sonett, und vertilgte die wenige Freiheit, die frühere Dichter dieſem noch gelaſſen hatten. Inſofern macht Guittone allein Epoche, als er die italieniſche Lyrik mit einer Form beſchenkte, die zu ihrem großen Schaden nur zu begierig ergriffen wurde, und die von Menzini geiſtreich das Bett des Procuſtes genannt wird (Poetica cap. 4).[1]) Wir verlaſſen dieſen Dichter, nachdem wir eines ſeiner beſten Sonette, das gleichwohl bedeutend kühl und leer iſt, mitgetheilt haben, um uns zu dem vorzüglichſten der Vorgänger Dante's zu wenden.

Già mille volte, quando Amor m' ha stretto,
Eo son corso per darmi ultima morte,
Non possendo ristare (resistere) all' aspro e forte
Empio dolor, ch'io sento dentro al petto.

---

1) In questo di Procuste orrido letto
Chi ti sforza a giacer? Forse in rovina
Andrà Parnaso senza il tuo sonetto?

Das Sonett, erklärt Sismondi dieſen Ausdruck, zwingt alle Gedanken in dieſelbe Länge von 14 Verſen; iſt der Gedanke zu kurz, ſo muß er grauſam in das beſtimmte Maß gezerrt werden, iſt er zu lang, ſo muß man ihn barbariſch verſtümmeln.

Voi veder lo potete qual dispetto
Ha lo meo core; e quando a crudel sorte
Ratto son corso già sino alle porte
Dell' aspra morte per cercar diletto.
Ma quando io son per gire all' altra vita,
Vostra immensa pietà mi tiene e dice:
Non affrettar l'immatura partita.
E a restar di qua (nel mondo) mi priega e 'nvita,
Sì ch' io spero col tempo esser felice.

Alle vorgenannten und überhaupt die Dichter vor Dante verfielen mehr oder weniger in den Styl der Sicilianer. Der Erſte, welcher eigentlich den toskaniſchen Styl bildete, und über die äußerſte Schwelle des Muſentempels vordrang, war Guido Cavalcanti.[1]) Sein Vater Cavalcante Cavalcanti ſtand in dem üblen Rufe eines Epikuräers, und wurde als ſolcher von Dante in die Hölle verwieſen (Inferno X). Der Ruf ging auch auf den Sohn über; er gründete ſich übrigens hauptſächlich auf deſſen einſame und phantaſtiſche Lebensweiſe. Guido war etwas melancholiſcher Naturart, und dem Studium der Philoſophie mit allem Eifer ergeben. Dies Alles nebſt ſeiner Zurückgezogenheit, aus welcher nur zuweilen einige Ideen unter das Volk kamen, brachten ihn in den Verdacht, als zielten ſeine Spekulationen auf Atheismus.[2]) Die Familie Cavalcanti's war natürlich in den Parteienzwiſt verwickelt, der damals Florenz bewegte. Guido war ein eifriger Ghibelline, um ſo mehr, als er ſich mit der Tochter des Farinata degli Uberti, Hauptes dieſer Partei, vermählte. Als ſolcher war er ein erklärter Feind des Welfen Corſo, beide trachteten ſich ſogar mehrmals nach dem Leben, und ſetzten die Stadt oft durch

1) Landino, Apolog. di Dante e di Firenze: Leggete, vi prego, i coetanei di Guido, e giudicherete in quelli essere insulsa infanzia, e niente contenere che non sia volgatissimo; ma in Guido cominciarono ad apparire se non espressi, almeno adombrati, non pochi ornamenti oratorii e poetici; e poeta egli essere in prezzo del suo stile sobrio e dotto, se sopravvenuto da maggior lume (Dante e Petrarca) non fosse divenuto tale, qale udiviene la luna al Sole.

2) Boccaccio, Decamer. Giorn. VI, nov. 9.

ihre Kämpfe in Unruhe. [1]). Florenz war endlich der Raufereien müde, und verbannte die Häupter beider Parteien. Guido mußte ſich nach Sarzana (nicht im Gebiet von Volterra, ſondern im Genueſiſchen, wie aus ſeiner wahrſcheinlich im Exil geſchriebenen Ballate hervorgeht) begeben, und fiel in der dortigen ungeſunden Luft in eine Krankheit. Obgleich er deswegen nach Florenz zurückgerufen wurde, ſtarb er doch bald darauf im Jahre 1300. E tornonne malato, ſagt Villani, Lib. II, cap. 41, Guido Cavalcanti, onde morì; e di lui fu grande dannaggio, perciocchè era, come filosofo, vertudioso uomo in molte cose, se non ch' era troppo tenero e stizzoso.

Cavalcanti war nach Boccaccio's Zeugniß (in der angeführten Novelle) der beſte Logiker, den die Welt beſaß, und der beſte Philoſoph, außerdem von feinen Sitten und großer Beredſamkeit, und bewandert in Allem, was einem Edelmann geziemt. Die Philoſophie zog ſeinen ernſten Geiſt am meiſten und mehr als die Poeſie an, worauf Dante (Inferno X, v. 61) anſpielt:

Da me stesso non vegno:
Colui (Virgilio) che attende là per qui mi mena,
Forse cui Guido vostro ebbe a disdegno.

Intender si dee, erklärt Boccaccio dieſe Stelle, che la filosofia gli pareva, siccome ella è da molto più che la poesia.

1) Wir ſetzen die hierher bezügliche Stelle aus Dino Compagni's Cron. Flor. Libr. I. her, weil ſie zugleich ein Bild von dem Leben eines damaligen Parteimannes und von dem unruhigen Zuſtande der italieniſchen Hauptſtädte gibt: Un giovane gentile, figliuolo di Messer Cavalcanti, nobile Cavaliere, chiamato Guido, cortese e ardito, ma sdegnoso e solitario, e intendo allo studio, nimico di Messer Corso avea più volte deliberato offenderlo. Messer Corso forte lo temea, perchè lo conoscea di grande animo e cercò di assassinarlo andando in pellegrinaggio a S. Jacopo, e non gli venne fatto. Il perchè tornato a Firenze e sentendolo, inanimò molti giovani contro di lui, i quali gli promisero essere in suo ajuto. Essendo un dì a cavallo con alcuni di casa i Cerchi, con un dardo spronò il cavallo contro a Messer Corso, credendosi esser seguito dai Cerchi per fargli trascorrere nella briga, e trascorrendo il cavallo, lanciò il dardo, il quale andò in vano. Erano quivi con Messer Corso, suo figliuolo, forte e ardito giovane, e Cecchino de' Bardi, e molti altri con le spade, e corsongli dietro, e non lo giugnendo, li gittarono dei sassi, e dalle finestre glie ne furono gittati per modo, che fu ferito nella mano.

Doch verdankt er ſeinen bleibenden Ruhm nicht den philoſophiſchen Arbeiten, denn von dieſen iſt nichts auf uns gekommen, ſondern ſeinen großen Verdienſten um die Sprache und Poeſie. Er hatte einen bedeutenden Theil an der Bildung der italieniſchen Sprache, und ließ ſich die Reinheit derſelben und die Wiederauflebung der Beredſamkeit ſehr angelegen ſein. Nach der Meinung Einiger ſchrieb er auch, gleich Dante, eine italieniſche Grammatik und Anleitung zum guten Styl, die aber nicht mehr vorhanden iſt.[1]) Sein ſchönſtes Denkmal ſind ſeine Gedichte, die ihm unter ſeinen Zeitgenoſſen großen Ruhm erwarben, und auch jetzt noch der Beachtung werth, wenigſtens vielen leeren Sonetten Petrarca's vorzuziehen ſind. Wir ſetzen hier, um die Achtung, deren Cavalcanti unter den Italienern genoß, vollſtändig zu zeigen, das Urtheil Lorenzo's de' Medici bei, womit wir in der Hauptſache faſt ganz einverſtanden ſind: Riluce dietro a costoro (Guittone Aretino e Guido Guinicello) il dilicato Guido Cavalcanti, fiorentino, sottilissimo dialettico, e filosofo del suo secolo prestantissimo. Costui per certo, come del corpo fu bello e leggiadro, così negli suoi scritti non so che più che gli altri bello, gentile e peregrino rassembra, e nelle invenzioni acutissimo, magnifico, ammirabile, gravissimo nelle sentenze, copioso e rilevato nell' ordine, composto, saggio ed avveduto; le quali tutte sue beate virtù d'un vago, dolce e peregrino stile, come di preziosa veste, sono adorne. Il quale, se in più spacioso campo si fosse esercitato, avrebbe senza dubbio i primi onori occupati. Ein ſolcher Geiſt war es werth, der erſte und vertrauteſte Freund Dante's zu ſein, wie dieſer ihn in ſeiner Vita nuova nennt. Und es mag hier beſonders zum Ruhme Cavalcanti's angemerkt werden, daß Dante ihn an Erhabenheit des Geiſtes ſich gleichſtellt, indem er im Inferno X, 58 den alten Cavalcanti die Worte ſagen läßt:

1) Crescimbeni, Moreri und Bayle behaupten dies; und in einem ſeltnen Werk, das ſich in der Marcianiſchen Bibliothek zu Venedig befindet, unter dem Titel: Introduzione alla lingua volgare di Domenico Tullio Fausto, wird einer ſolchen Grammatik Cavalcanti's erwähnt. Vergl. Giulio Negri, Stor. degli Scrittori fiorentini.

Se per questo cieco
Carcere vai per altezza d'ingegno,
Mio figlio ov' è, e perchè non è teco?

und in einem andern Ort Purgat. XI, 97 ſetzt er ihn über Guinicelli, und im Dichterrange gleich nach ſich:

Così ha tolto l'uno all' altro Guido
La gloria della lingua; e forse è nato
Chi l'uno e l'altro caccerà dal nido.

Bei der erſtangeführten Terzine nennt Benvenuto da Imola den Cavalcanti das zweite Auge der italieniſchen Literatur, deren erſtes Dante ſei, alter oculus Florentiae tempore Dantis, welchen Rang ihm auch ſein Biograph Filippo Villani anweiſt.

Dieſer Ruf iſt natürlich durch die Genien der italieniſchen Poeſie verdunkelt worden, doch thut man unrecht, wenn man ihn mit den übrigen Anfängern ganz überſehen will; denn er ragt weit über ſie hervor. Sowie ſeine Sprache durch eine beſondere Reinheit ſich auszeichnet, ſo kleidet er auch ſeine Gedanken in eine Zartheit und Delikateſſe, welche die Troubadours vor ihm nicht gerade als einen Schmuck der Poeſie erkannt hatten. Auch er dichtete Liebesgeſänge, wie dies an der Zeit war; aber die ſeinigen machen ſich durch feinere Wendungen, tieferes Gefühl und ein gewiſſes melancholiſches Colorit bemerkbar, und mit Vergnügen ſieht man darin mehr Gedanken, als die ermüdende Anhäufung von Bildern in den andern Dichtern. Eine vollſtändige Ausgabe ſeiner Werke erſchien zu Florenz 1813. Reizend durch ihre Natürlichkeit und Einfalt iſt folgende Ballate, worin er beſchreibt, wie er auf einer Wallfahrt nach Galizien in Toulouſe von der Liebe zu einer gewiſſen Mandetta ergriffen worden ſei, wie aber die Entfernung die gewöhnliche Wirkung gethan, und ſeine Schöne nach und nach Andern Platz gemacht habe.

Era in pensier d'Amor quand' io trovai
Due forosette nove:
L' una cantava: e' piove
Fuoco d' Amore in nui.
Era la vista loro tanto soave
Tanto quïeta, cortese ed umile,
Ch' io dissi lor: voi portate la chiave
Di ciascuna vertute alta e gentile:

Deh, forosette, non m' aggiate a vile:
Per lo colpo, ch'io porto,
Questo cor mi fu morto
Poichè 'n Tolosa fui.
Elle con gli occhi lor si volser tanto
Che vider come 'l core era ferito;
E come un spiritel nato di pianto
Era per mezzo dello colpo escito.
Poichè mi vider così sbigottito,
Disse l'una che rise:
Guarda come conquise
Forza d'Amor costui.
Molto cortesemente mi rispose
Quella che di me prima aveva riso;
Disse: la Donna che nel cor ti pose
Con la forza d'Amor tuttó 'l suo viso,
Dentro per gli occhi ti mirò sì fiso
Che Amor fece apparire:
Se t' è grave il soffrire,
Raccomandati a lui.
L' altra pietosa, piena di mercede,
Fatta di gioco in figura d'Amore,
Disse: il suo colpo, che nel cor si vede,
Fu tratto d'occhi di troppo valore,
Che dentro vi lassaro uno splendore
Ch' i' nol posso mirare,
Dimmi se ricordare
Di quegli occhi tu pui?
Alla dura quistione e paurosa,
Che mi fe' questa gentil forosetta,
Jo dissi: e' mi ricorda, che 'n Tolosa
Donna m' apparve accorellata e stretta,
La quale Amor chiamava la Mandetta:
Giunse sì presto e forte
Che 'nfin dentro alla morte
Mi colpir gli occhi sui.
Vanne a Tolosa, Ballatetta mia,
Ed entra quetamente alla dorata;

Ed ivi chiama che per cortesia
D' alcuna bella Donna sia (sii) menata
Dinanzi a quella, di cui t'ho pregata:
E s'ellà ti riceve,
Dille con voce lieve:
Per mercè vengo a vui.

Sein berühmteſtes, dem dichteriſchen Werth nach aber geringſtes Werk iſt die Canzone über die Natur der Liebe, in welcher er in unausſtehlichen leporeambiſchen Reimen Alles zuſammenfaßte, was die ſcholaſtiſche Philoſophie Subtiles, Abſtraktes und Dunkles über dieſe Leidenſchaft vorbringen konnte. Dies war indeſſen ſo ſehr im Geſchmack der Zeit, daß man ihm die Beinamen mirabilissima und divinagab, und ſich mehre Gelehrte, worunter der Cardinal Egidio Colonna, Paolo del Roſſo und Dino del Garbo, mit einem Commentar deſſelben beſchäftigten. Doch ſie trugen wenig bei, das Gedicht zu empfehlen. Sie legten eine Menge Ideen hinein, die der Dichter wahrſcheinlich nie gehabt hatte, und ſo kam es ſo weit, daß man zweifelhaft blieb, ob die Canzone von der irdiſchen oder platoniſchen Liebe handle. Ich geſtehe, daß ich das Gedicht gar keines Commentars würdig halte. Guido ſchrieb es ſich ſelbſt zur Strafe für ſein Verſenken in die ſcholaſtiſche Philoſophie, die eine Todfeindin der Poeſie war. Daher iſt in dem mühſelig aufgebauten Labyrinth von Reimen, welches den verwirrenden Diſtinktionen und Definitionen zum paſſenden Sitze dient, keine Spur von poetiſchem Schwunge zu finden. Zur Probe mag hier die erſte Stanze ſtehen, woraus man auf den Werth des Ganzen, das ſich in Nannucci's Sammlung befindet, ſchließen kann.

Donna mi priega; per ch' i' voglio dire
D'un accidente, che sovente è fero
Ed è sì altero ch', è chiamato Amore,
Sì che chi 'l niega possa 'l ver sentire.
Ed al presente conoscente chero;
Perchè non spero ch' uom di basso core
A tal ragione porti conoscenza;
Chè senza natural dimostramento
Non ho talento di voler provare
Là dov' ei posa, e chi lo fa criare,

E qual è sua virtute e sua potenza;
L' essenza; e poi ciascun suo movimento;
E 'l piacimento, che 'l fa dire amare;
E s'uomo per veder lo può mostrare.

Von dem berühmten Lehrer Dante's, Brunetto Latini, ist schon im §. 8 des vorigen Abschnittes die Rede gewesen, wohin er eigentlich besonders gehört. Als Dichter ist er sehr unbedeutend; er war viel zu sehr Scholastiker und Rhetoriker, um in der Poesie etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Die Hauptwerke, welche ihm hier einen Platz verschaffen, sind der Tesoretto (eigentlich Tesoro, aber seit Boccaccio so genannt zum Unterschied von dem großen Tesoro) und der Favolello. Der Tesoretto gibt in Reimen ungefähr denselben Inhalt, wie der Tesoro, denn er ist nicht, wie Tiraboschi meint, bloß eine moralische Abhandlung, sondern verbreitet sich auch über Gegenstände der Naturwissenschaften. Einige, besonders Ginguené, glauben vielleicht nicht mit Unrecht, daß der Plan dieses Gedichts Dante bei Abfassung der Divina Commedia vorgeschwebt habe, denn beide zeigen manche Aehnlichkeit. In beiden verirrt sich der Dichter in einer öden Gegend, erhält mancherlei Visionen, gibt Gemälde von Tugenden und Lastern, erhält einen alten lateinischen Dichter zum Führer ꝛc. Obgleich beide Gedichte dem poetischen Werthe nach nicht verglichen werden können, so geht doch überhaupt aus einer Betrachtung beider hervor, daß Dante den Tesoretto nicht nur gesehen, sondern auch studirt und manche Gedanken daraus entlehnt habe, worauf sich wohl hauptsächlich die schönen Verse beziehen (Inferno XV), in welchen er den Brunetto als Lehrer anerkennt. Der Favolello ist ein an seinen Freund Rustico di Filippo gerichteter Brief in Reimen, worin von den verschiedenen Arten von Freunden die Rede ist. Noch wird dem Brunetto ein höchst schmuziges Gedicht, **Il Pataffio**, zugeschrieben, das Perticari una delle più triste e pazze cose che s'abbia mai vista l' Italia nennt. Allein der gelehrte Del Furia hat in einer Dissertation in den Atti dell' Accad. della Crusca gründlich bewiesen, daß Brunetto nicht der Verfasser desselben sei.

Dies sind die hauptsächlichsten unter den Vorgängern Dante's, eine sehr geringe Auswahl unter der zahllosen Menge. Denn fast keine Stadt war bald in Italien, die nicht mehre Reimer auf-

zuweiſen gehabt hätte; ſie ſind aber alle nicht der Rede werth, und von Dante ſtreng abgefertigt worden. Tiraboſchi nimmt Dante den Ausſpruch übel, daß vier Städte, Ferrara, Modena, Reggio und Parma keine Dichter hervorgebracht hätten. Er findet für drei dieſer Städte wirklich einen heraus, und meint, daß man mit einigem Fleiß auch einen Dichter aus Modena auftreiben könne. Die Verſchiedenheit der Anſicht mag eben daher rühren, daß Dante von einem Dichter einen andern Begriff hatte als Tiraboſchi. Sicilien und Toskana zählten die meiſten Dichter, obgleich Süditalien etwas ſpäter zurückblieb, und Toskana ſich allein der Zahl und dem Werth nach erhob. Die Lombardei mußte am ärmſten an italieniſchen Dichtern ſein, da man hier meiſt bei der Sprache der Troubadours blieb. In Rom konnte die Poeſie vor der Scholaſtik und dem kanoniſchen Recht nicht durchdringen. Ueberhaupt war es hauptſächlich die unglückliche Herrſchaft der Scholaſtik, welche die junge Poeſie zu erſticken drohte. Sie gebot allein und unumſchränkt in dem Reiche des Gedankens, und ließ den Dichtern keine andere Wahl, als ſie ſelbſt zum Gegenſtande zu nehmen oder in den Feſſeln der Troubadours, der Schüler der Araber zu bleiben. Selbſt der große Dante, der allein die Idee eines Nationalepos zu faſſen vermochte, wie dies deutlich aus vielen Stellen ſeines Gedichts hervorleuchtet, wußte ſich vor der Scholaſtik nicht zu retten. Er wurde unvermerkt und unwiderſtehlich in ihr Gebiet hineingezogen, und mußte von ihr Blut und Nerven zu ſeiner großen Komödie entlehnen. Gar viele Scenen aus derſelben erinnern unwillkürlich an ein gewaltiges Epos, worin ſeine ganze Zeit in einem großartigen, lebendigen Gemälde aufgerollt iſt. Hingegen ſind die ſcholaſtiſchen Feinheiten und Deduktionen, die noch dazu ein heidniſcher Dichter reimt, weder die reizendſte noch die erhabenſte Partie der Divina Commedia. Aber Dante konnte die Scholaſtik nicht anders bewältigen; dagegen ſind ſeine übrigen Gedichte, worin er die Scholaſtik abweiſt, rein provenzaliſche Liebesgeſänge. Eben ſo ſind Petrarca und Boccaccio, welche vom klaſſiſchen Alterthum genährt, jene ſogenannte Philoſophie ganz von ſich abgewieſen hatten, mit Leib und Seele bloße Troubadours, und es mag nicht ſo ſehr die Abneigung gegen die neue Sprache, worin er ja ſelbſt ſeine liebſten Gefühle aushauchte, geweſen ſein, was Petrarca ſo lange

gegen die göttliche Komödie ungerecht machte, ſondern eher die Abneigung gegen das neue philoſophiſche Gewebe, das er natürlich als eine Geiſtesfeſſel betrachten mußte, und das ihn mit Vorliebe die Sprache der damals allein klaſſiſchen Dichter für ſeine ernſtern Werke wählen ließ. War aber dieſes Ariſtoteliſche Chriſtenthum ſchon für die Heroen der italieniſchen Poeſie eine feindliche Macht, ſo mußte der Einfluß deſſelben auf die untergeordneten Dichter noch viel bedenklicher ſein. Die Scholaſtik ſchloß ſie ganz von der höhern Sphäre der Poeſie aus, und warf ſie mit Gewalt in die Arme der Provenzalen. Wollte ja einmal einer der Dichter ſich über das Gewöhnliche erheben, und ſeinen Gegenſtand tiefer auffaſſen, ſo ſtand er wieder auf der dürren Haide der Scholaſtik. Und mit welcher Begier wurde eine ſolche Speiſe ergriffen! Die Richtigkeit unſerer Behauptung beweiſt Cavalcanti's ſpitzfindiges Gedicht über die Natur der Liebe, und noch mehr der Enthuſiasmus, womit dieſe monſtruöſe Vermählung provenzaliſcher Heiterkeit mit dem Ariſtoteliſchen Schulzwange von allen ſeinen Zeitgenoſſen aufgenommen, commentirt und verzerrt wurde. Wenn wir daher die Hauptrichtung jener Zeit und ihren unglücklichen Einfluß auf die Poeſie bedauern, ſo ermahnt ſie uns zugleich, die Dichter, die darin befangen waren, gelinder zu beurtheilen, und die wenigen beſſern Gaben, die das ungeſchwächte, naive Gefühl, der echt ritterliche Sinn und die wahre Begeiſterung einiger derſelben uns darbietet, mit deſto größerm Vergnügen hinzunehmen. Die Meiſten aber erwärmten ſich an fremdem Feuer, und erhielten daher entweder zu viel oder zu wenig Hitze. Ihre ganze Poeſie war der letzte Klang der provenzaliſchen, welche ihrerſeits wieder ein Echo der Araber war. Man ſucht daher vergebens nach nationalen Anklängen; dieſelben Liebesgeſänge, der alte tauſendmal behandelte Stoff iſt die Antwort auf jede Frage nach einem Dichter. Weder die Thaten der begeiſterten Ritter und Völker für die Religion, noch die Siege der Städte und Parteien vermochten einen Nationaldichter zu erwecken, und ſelbſt die Geiſtlichen und Ordensleute wußten keinen andern Stoff als die Liebe, ſo oft ſie aus ihrer Schule oder ihrem Kloſterzwange heraustraten. Gerade dieſes unglückliche Entlehnen fremden Geiſtes und fremder Form bei ſo vielen Elementen einer originellen Poeſie, bei einem ſo raſchen Fortſchritt der Bürger-

bildung, bei ſo vielen Kriegen, Revolutionen, Waffenthaten, die ihre Gegenwart und Vergangenheit ihnen darbot, zeigt das Daſein der finſtern Macht, die jede Freiheit des Geiſtes wie der Empfindung völlig ertödtete. Es war dieſelbe Macht, die noch heutiges Tages die Aſche des großen Dante mit dem Fluche der Excommunication befleckt. Aber nur Dante war im Stande, der Gefahr mit Kraft entgegenzutreten; ein minder großer Geiſt hätte aus der Divina Commedia ein unausſtehliches Lehrgedicht gemacht, ſowie Dante die Kraft in ſich hatte, in einer freiern Sphäre das erhabenſte Epos zu ſchaffen. Unter der traurigen Sonne der Ketzergerichte konnte nur die ſcholaſtiſche Poeſie ihre ſumpfigen Blätter entfalten, oder man klammerte ſich mit Angſt an ältere Formen, die auch früher dem Scheiterhaufen entgangen waren. Daher die vielen faden Uebertreibungen, denen man die Anſtrengung anſieht, dem verbrauchten Stoff einige neue Seiten abzugewinnen, die Ueberſchwemmung von Bildern, die dem trocknen metaphyſiſchen Skelett eine fremde Wärme geben ſollten, die unnatürlichen Vergleichungen, wozu Löwen, Panther und andere orientaliſche Thiere zu Hülfe gerufen wurden, die in der arabiſchen Poeſie ganz an ihrem Platze, in Italien aber unnatürlich waren. Und wie bei dem Menſchen überhaupt die erſten Eindrücke, die erſten Erfolge, die erſten Beſtrebungen oft für ſeine ganze Lebenszeit entſcheidend ſind und ihn beherrſchen, ſo hatten auch ſpäter die größten Genien der italieniſchen Poeſie Mühe, ſich von der einmal gegebenen Richtung, von den aufgedrungenen Feſſeln ganz zu befreien. Immer aber muß Dante in unſerer Achtung in dem Maße ſteigen, als wir ſeine Vorgänger genauer kennen lernen.

Fünfter Abschnitt.

Dante.

Kaum an dem Fuß des italieniſchen Parnaſſes angelangt, werden wir durch einen mächtigen Genius ſchon bis auf den höchſten Gipfel erhoben, von da wir ſodann immer nur abwärts zu ſteigen haben. Darin hat die italieniſche Poeſie vor den andern ein ganz eignes Schickſal gehabt, daß ſie faſt als erſten Dichter gleich ihren größten erhielt, und dieſer doch, ſo zu ſagen, außer der italieniſchen Natur ſtand, ſo daß er weder volksthümlich noch Muſter werden konnte, ja auf die Richtung der italieniſchen Poeſie ſo viel als gar keinen Einfluß hatte. Dante ſteht als erſter unerreichter Dichter mehren Jahrhunderten voran, er iſt die Freude und der Stolz Italiens, das ſeinem Genius einen würdigen Kultus zollt; er hat in ſeinem Gedicht alle Elemente eines nationalen Epos, dem eigentlichen Volksgedicht, ausgeſäet: und doch war er von ſeinen nächſten Nachfolgern, worunter ſelbſt Petrarca, ſehr wenig anerkannt, faſt aus ihrer Zunft ausgeſtoßen, von der ſpätern Nachwelt zwar bewundert worden, hatte aber keinen Dichter ſo zum Schaffen begeiſtert, wie der tief unter ihm ſtehende Petrarca eine zahlloſe Menge von Nachahmern, und ſteht noch immer allein in oder vielmehr außer der italieniſchen Poeſie. Es wird ſpäter der Ort ſein, die Urſache dieſer eignen Erſcheinung zu erklären.

Eine möglichſt ausführliche Lebensbeſchreibung Dante's iſt zum Verſtändniß dieſes großen Werks ebenſo nothwendig, als

bei der Mangelhaftigkeit der Quellen eine mühſame und unerreichbare Aufgabe. Dante hat ein ganzes Jahrhundert gleichſam aufgewühlt, und eine unzählige Menge Menſchen der Vergeſſenheit entriſſen, mit welchen ſich ohne ihn die Geſchichte ſchwerlich befaßt haben würde. Er ſtand in der mannigfaltigſten Beziehung zu allen Tonangebern der damaligen Zeit, ſo gut Welfen als Gibellinen, Kaiſern, Königen, Grafen und Häuptern der Städte; aber ſelbſt von ſeiner großartigen Weltanſchauung eine ungemeine Kraft ſchöpfend, ſchien er alle nur für ſein Ideal handeln zu laſſen, und ſtand über allen, ſo daß kaum zu ſagen iſt, wie viel oder wenig Einfluß jene auf ſein inneres Leben gehabt haben mögen. Die beiden Hauptbiographen aus der unzähligen Menge, von der nur Wenige Erwähnung verdienen, ſind Giovanni Boccaccio und Leonardo Bruni von Arezzo.[1]) Beide von verſchiednem Standpunkt bei ihrer Arbeit ausgehend, ergänzen und berichtigen einander, und ſind ſo vereint, beſonders verglichen mit dem trefflichen Hiſtoriker Dino Compagni (Istoria fiorentina), die Hauptquellen für alle ſpätern Biographen. Boccaccio ſchrieb ſeine oft gedruckte und herausgegebene Beſchreibung in ſeiner Jugend, oder doch ehe er die Commedia in Florenz öffentlich erklärte. Viele machen ſeinem Werke den Vorwurf, daß es zu ſehr in der Art ſeiner Novellen aufgefaßt und behandelt, das Wichtige und Ernſte in Dante's Leben übergangen ſei. Indeſſen iſt er von dem ernſtern Aretiner zwar ergänzt und beſtätigt, ſelten aber einer Unrichtichkeit überführt worden, und bleibt gleichſam als Zeitgenoſſe Dante's [er war bei deſſen Tode 8 Jahre alt[2])] immer für uns ſehr wichtig. Leonardo Bruni von Arezzo, Sekretär der Republik Florenz und ein berühmter Gelehrter ſeiner Zeit, ſchrieb zwar ſein Leben Dante's erſt 100 Jahre nach deſſen Tode, im Jahre 1436, aber die Erinnerung an den großen Dichter war noch ſehr friſch, und Aretino kam ihr mit einer guten Kritik zu Hülfe.[3])

1) Boccaccio, Origine, vita, studj e costumi di Dante Alighieri. — Leon. Bruni, Vita di Dante e del Petrarca.

2) Boccaccio iſt geboren 1313 nach Domenico Maria Manni in ſeiner Illustrazione istorica del Decamerone, und Dante ſtarb 1321.

3) Seine Vita di Dante iſt citirt von Lodovico Dolce in ſeiner Vita di Dante am Anfange ſeiner Ausgabe der Commedia. Venedig 1555; und

Auch der Hiſtoriker Filippo Villani ſchrieb eine lateiniſche Biographie von Dante; dieſelbe liegt aber entweder noch unentdeckt in irgend einer Bibliothek, oder iſt ganz verloren gegangen. Uebrigens laſſen die zwei italieniſchen Ueberſetzungen, die man davon hat, und die ſich oft geradezu widerſprechen, den Verluſt nicht ſehr bedauern, da ſie keine wichtigen Zuſätze zu den andern enthalten.[1]) In demſelben Jahrhundert wie Leonardo Bruni ſchrieb Giov. Mario Filelfo ſeine Biographie, 1468, die ſich durch nichts anders auszeichnet, als durch die Beweisführung, daß Beatrice nur eine allegoriſche Perſon geweſen ſei. Noch verdienen Erwähnung die Biographien von Chriſtoforo Landino und Aleſſandro Vellutello, welche dieſe ihren Commentaren über die göttliche Comödie vorgeſetzt haben, und die von dem Abbate Mehus in Florenz 1747 mit einer gelehrten Vorrede herausgegebene Biographie von Manetti: De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum. Die beſte aller bis jetzt in Italien erſchienenen Lebensbeſchreibungen iſt unſtreitig die von Pelli, Memorie per la vita di Dante, im 4. Bande der großen vollſtändigen Ausgabe von Dante's Werken von Antonio Zatta, Venedig 1758. Pelli hat mit großem Fleiß, außerordentlicher Beleſenheit und geſunder Kritik eine Menge ſchätzbarer Notizen geſammelt, und ſie wohl begründet ſyſtematiſch an einander gereiht. Nach ihm war es Ginguené leicht, ein Leben Dante's zu ſchreiben (Histoire littér. d'Italie, Tom. II) das meiſt nur eine franzöſiſche Ueberſetzung oder ein ſehr magerer Auszug der Pelli'ſchen Biographie iſt. Tiraboſchi's Kapitel über Dante iſt äußerſt dürftig, was bei einem Werk von 30 Bänden bei dem größten aller Italiener um ſo mehr auffällt, als er Petrarca ein viel längeres Kapitel ge-

---

gebraucht, ohne ſie zu nennen, von Criſtoforo Landino vor ſeinem Commentar. Sie wurde zuerſt gedruckt in Perugia 1671, dann nach einer andern alten Handſchrift von Francesco Redi in Florenz 1672 herausgegeben und mit Noten bereichert; dann abgedruckt von den Volpi in ihrer Ausgabe der Commedia, Padua 1727, und von Pasquali in ſeiner Ausgabe von Venedig 1739 mit Anmerkungen von dem Jeſuiten Pompeo Venturi.

1) Die beſte Ausgabe mit gelehrten Noten von Giammaria Mazzucchelli, Venedig 1747, in 4to.

widmet hat. Arrivabene hat in ſeinem Secolo di Dante ſehr viele vortreffliche, nur zu ſehr zerſtreute Berichtigungen und Zuſätze zu Dante's Leben geliefert. Sehr brauchbar ſind auch die Unterſuchungen von Fraticelli in ſeinen Einleitungen zu den Opere minori di Dante, (Florenz bei Allegrini und Mazzoni, 1834—40), Carlo Troja's Abhandlung Del veltro allegorico di Dante, und die beiden neueſten ſehr weitläufigen Biographien von Balbo und Miſſirini. Im Allgemeinen ſind aber die Italiener meiſt groß in kleinen Dingen. Sie verſtehen, in langen Abhandlungen unbedeutende Vorfälle außer allem Zuſammenhang aufs Genaueſte und Beſtimmteſte zu beweiſen und feſtzuſtellen, nicht aber ſeinen Charakter im Ganzen und Großen aufzufaſſen und von einem ſolchen Standpunkt aus ſein Leben und ſeine Werke zu beurtheilen. Ausgezeichnete Verdienſte um Dante haben in dieſer letzten Hinſicht die deutſchen Biographen, unter welchen beſonders Merian, Witte und Kopiſch hervorzuheben ſind. Dieſe haben ungleich mehr zum rechten Verſtändniß des großen Dichters beigetragen, als die unendliche Schar italieniſcher Biographen und Commentatoren. Die Franzoſen haben über Dante am wenigſten Gehaltvolles geliefert, wenn wir Ozanam (Dante et la philosophie catholique au treizième siècle) ausnehmen. Artaud aber gibt uns in ſeiner neueſten Vie de Dante viel mehr Neues von ſich ſelbſt als von Dante zu leſen.

Die Hauptquellen zu einer Biographie Dante's ſind und bleiben aber ſeine eignen Werke. Sie ſind um ſo ſchwieriger zu gebrauchen, da wir oft Dante's Rieſenſchritten durch die Geſchichte ſeines Jahrhunderts und das damalige Gebiet der Wiſſenſchaften nur mit der größten Mühe folgen können, und der Dichter, der für die Ewigkeit ſchrieb, in dem, was ihn ſelbſt anging, oft kaum der nächſten Nachwelt noch deutlich war. Sein erſtes Werk, außer zerſtreuten lyriſchen Gedichten, war ſeine Vita Nuova, worin er uns einen Abſchnitt ſeines Jugendlebens, beſonders ſeine ſo wirkungsreiche Liebe zu Beatrice mittheilt. Seine Sonette und Canzonen können zu einer Bearbeitung ſeines Lebens von Einfluß ſein, wenn einmal eine ſichere Ausſcheidung der echten Gedichte gelungen iſt, da gerade manche der noch als zweifelhaft betrachteten nicht unintereſſante Aufſchlüſſe geben, wenn ſie ſich als echt

herausſtellen.[1]) Wenn die Vita Nuova voller Liebesgedichte der Jugend Dante's angehört, ſo iſt das Convito ein Werk des reifern Alters, voll ſcholaſtiſcher Gelehrſamkeit, eine Frucht ſeiner Studien, ſowie auch das lateiniſche Werk De vulgari Locutione, worin er als Gründer der italieniſchen Sprache auftrat. Sein Tractatus de Monarchia enthüllt uns das Syſtem ſeiner politiſchen Anſichten, die er während ſeines vielbewegten Lebens gewonnen hatte. Zuletzt beſitzen wir noch, außer der Divina Commedia, welche die Aufgabe ſeines ganzen Lebens war, die italieniſche gereimte Ueberſetzung der ſieben Bußpſalmen und des Credo, und als letzte Arbeit zwei italieniſche Eclogen. Ohne Zweifel hat Dante viele Briefe geſchrieben; dies bezeugen auch Boccaccio und Leonardo Bruni, welche viele ſelbſt geſehen haben. Sie würden bei ſeiner Biographie von unendlichem Nutzen ſein, wenn ſie noch alle vorhanden wären. Leider ſind aber bis jetzt nur ſieben unbezweifelte bekannt geworden. Die erfolgreichen Bemühungen des Herrn Prof. Witte, welcher ſich durch Sammlung derſelben (Padua 1827) ein beſonderes Verdienſt erworben, laſſen uns hoffen, daß vielleicht noch manche derſelben in den verſchiedenen Bibliotheken könnten aufgefunden werden. Auch Fraticelli hat ſie mit guten Erklärungen herausgegeben in dem drit-

1) Eine ſondernde Kritik über die Echtheit der lyriſchen Gedichte Dante's iſt überaus ſchwierig, da man in den alten Sammlungen mit wenig Ordnung verfuhr, und dieſe ſelbſt kurz nach Dante's Tod kaum möglich geweſen wäre. So wurden ihm viele Gedichte von Dante von Majano, König Enzio, Guido Cavalcanti u. A. untergeſchoben; andere mit dem Namen Alighieri ſind von ſeinen Söhnen Pietro und Jacopo. Später pries ſich Mancher ſelig, wenn er aus dem Staube einer alten Bibliothek eine vergeſſene Reliquie hervorziehen und ſie dem großen Dichter zuſchreiben konnte. So wurden der Kritik immer mehr Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die ſich übrigens auch erſt in der neuern Zeit mit den lyriſchen Gedichten Dante's beſchäftigte. Dante's Ruhm iſt ſo groß, daß er durch das beſte Gedicht nichts mehr gewinnen kann, während ein ſchlechtes immer einen Flecken auf ihn wirft. Am meiſten haben ſich in dieſer Hinſicht um Dante verdient gemacht Arrivabene durch ſeinen Aufſatz in der Sammlung der Rime di Dante von Luigi Caranente (Mantua 1823), Prof. Witte, deſſen vortreffliche Unterſuchungen in Italien mit Achtung anerkannt ſind, und Fraticelli durch ſeine gelehrte Kritik im I. Bande der Opere minori di Dante, Florenz 1834.

ten Bande der Opere minori di Dante [Florenz bei Allegrini, 1840] [1]).

Eine Geſchichte von Dante's Leben ſollte ſo ausführlich als möglich und mit ſteter Hinweiſung auf die göttliche Comödie gegeben werden, da ſie zugleich ein Commentar zu dem geſchichtlichen Theile jenes Gedichts iſt. Was auch in dieſem nicht zur ſcholaſtiſchen Philoſophie oder zur poetiſchen Diction gehört, hängt ſo innig mit dem Leben des Dichters, mit ſeinen Erfahrungen, Empfindungen und Urtheilen zuſammen, daß es unmöglich ſcheint, die Biographie und das Gedicht zu trennen, abgeſehen davon, daß durch die Zuſammenſtellung jene an Lebendigkeit, dieſes an Deutlichkeit ungemein gewinnt.

Die Abkunft Dante's iſt ſehr ungewiß. Manche leiten ſie von der altrömiſchen Familie der Frangipani ab, aus welcher Einer, Namens Eliſone oder Eliſeo, ſchon unter Julius Cäſar

---

1) Noch eine Menge Werke wurden dem Dante mit Unrecht zugeſchrieben. Der Pater Negri in ſeiner Istoria degli scrittori fiorentini (Firenze 1722, pag. 141) führt außer den gewöhnlichen noch die folgenden an:

1) Disputationes de Aqua et Terra, welche er in Mantua angefangen und in Verona geendigt haben ſoll.
2) Eine Apologie gegen die Beſchuldigung der Ketzerei, Manuſcript in der Bibliothek Gaddi. Wahrſcheinlich daſſelbe wie ſeine Professione di Fede.
3) Einige Gloſſen von ihm. Manuſcript in Folio.
4) Antwort an einen Maestro in Teologia, Manuſcript. Beide in der Bibliothek Gaddi.
5) Panegyricus zum Lobe des Franzesco Diedo, Prätor von Verona. Manuſcript.
6) Tractatus de symbolo Civitatis Hierusalem ac almae Romae.
7) De Calamitatibus Italiae, libri tres.
8) Ein Gedicht, betitelt: La Resione.
9) Venti Canti morali sopra l'amore. Dies ſind wahrſcheinlich ſeine Canzonen, und Negri hat in jener Stelle des Giov. Villani Canti ſtatt Canzoni geleſen.
10) Libellus de Officio Pontificis et Caesaris romani. Gewiß daſſelbe wie der Tractat. de Monarchia.

Eine genaue Aufzählung der wirklichen Werke Dante's findet ſich in Giov. Villani, Istoria, Libr. IX, cap. 136, welcher beinahe als Zeitgenoſſe die größte Autorität hat.

oder doch wenigſtens Karl dem Großen nach Florenz gezogen und dort das Haus der Eliſei gegründet habe (Boccaccio, Manetti u. A.). Dieſe nehmen zum Beweis für den römiſchen Urſprung die Worte Brunetto Latini's im Inferno XV, v. 73—78. Gewiß iſt, daß Dante ſelbſt den Urſprung ſeiner Familie nicht wußte und nicht ſuchte. Cacciaguida ſagt dem Dichter im 16. Geſange des Paradieſes, Vers 43:

Basti de' miei maggiori udirne questo:
Chi ei si furo, e onde venner quivi,
Più è tacer, che ragionare onesto.

Dieſer Cacciaguida iſt der älteſte bewieſene Vorfahre Dante's, welcher ihn ſelbſt die Wurzel ſeines Stammbaums nennt. Parad. XV, 88. O fronde mia, in che io compiacemmi — Pure aspettando, io fui la tua radice. Dieſer Stammherr bezeichnet ſein Geburtsjahr auf eine ſehr dunkle Art, wonach manche Ausleger das Jahr 1106, andere 1090 oder 91 feſtgeſetzt haben. Parad. XVI, 34.

Dissemi: da quel dì, che fu detto Ave
Al parto, in che mia madre, ch'è or santa,
S'alleviò di me, ond' era grave,
Al suo leon cinquecento cinquanta
E tre fiate venne questo fuoco
A rinfiammarsi sotto la sua pianta.

d. h. Cacciaguida ſagt ſeinem Nachkommen, daß ſeit der Geburt Chriſti bis zu der ſeinigen der Planet Mars (welcher zu ſeinem Umlaufe zwei Jahre weniger 43 Tage braucht) 553 mal in das Zeichen des Löwen zurückgekehrt ſei.[1]) Dieſer Cacciaguida hatte zwei Brüder, Moronto (ſtarb ohne Nachkommen) und Eliſeo (Parad. XV, 136), von welchem die nun längſt ausgeſtorbene

1) Die alten Commentatoren haben nach den Handſchriften alle 580 mal beibehalten. Erſt die Akademiker der Crusca, die ſich in dieſe Rechnung nicht finden konnten, haben die Worte trenta fiate in tre fiate verwandelt. Aber Lombardi und nach ihm Viviani haben die allgemeine Lesart der Codices wieder hergeſtellt, und durch beſſere Berechnungen doch das frühere Jahr 1090 gefunden. S. die ganze Unterſuchung über den Streit in Arrivabene, Secolo di Dante, im 3. Bande der Bartoliniani'ſchen Ausgabe, S. 513 ff.

Familie der Eliſei abſtammte. Doch beſtand dieſer Name vielleicht ſchon lange vorher in Florenz (ſo ſagt Leonardo Aretino). Die Eliſei waren eine alte angeſehene Familie in Florenz, und wohnten im Seſto die Porta S. Pietro,[1]) unweit des Mercato Vecchio, und in ihrem Hauſe wurde Cacciaguida geboren. Parad. XVI, 40.

Gli antichi miei, ed io nacqui nel loco
Dove ti truova pria l'ultimo sesto
Da quel che corre il vostro annual giuoco.

Nach Allem, was Dante ihn ſagen läßt, ſtand Cacciaguida in großer Achtung in Florenz, welches zur Zeit ſeiner Geburt unter der Herrſchaft der Gräfin Mathilde ſtand. Später zog er unter Kaiſer Konrad III. zu Felde, 1138, und nahm Theil an deſſen Kreuzzug, wobei er 1147 von der Hand der Araber ſtarb, nachdem er für ſeine Dienſte vom Kaiſer zum Ritter geſchlagen worden war. Parad. XV, 139—148. Seine Gattin war eine Donna degli Aldighieri aus Ferrara (nach Boccaccio, nicht aus Parma), Parad. XV, 137, welche ihm mehre Söhne gebar. In einem derſelben wollte ſie, wie dies damals häufig der Gebrauch war, den Namen ihrer Familie forterben laſſen, und ſo erhielt dieſer den Namen Aldighieri oder Alighieri, und wurde der Stammherr dieſes Geſchlechts in Florenz, welches ſich nun von dem der Eliſei trennte.[2]) Beide wurden noch mehr durch politiſche Verhältniſſe

1) Ehemals wurde Florenz in Seſti oder Seſtieri eingetheilt, ſowie jetzt in Quartieri.

2) Dante läßt ſelbſt den Cacciaguida ſagen, Parad. XV, 91:

Quel da cui si dice
Tua cognazione, e che cent' anni e più
Girato ha 'l monte in la prima cornice,
Mio figlio fu, e tuo bisavo fue.

und weiter unten Vers 137:

Mia donna venne a me di val di Pado,
E quindi 'l soprannome tuo si feo.

Dieſe zwei Stellen zeigen deutlich, daß der von Dante und ſeinen Vorfahren angenommene Name Alighieri von dem Namen eines Sohnes von Cacciaguida ableitet, welchen dieſer von ſeiner Mutter genommen hat, und daß die Familie des Dichters nicht dieſelbe wie die der Eliſei war, obgleich beide von demſelben Stamm.

geſchieden; denn die Eliſei waren Gibellinen (Giov. Villani, Cronache, Lib. VI, c. 34) die Alighieri aber Welfen. Letztere wurden als ſolche zweimal aus Florenz vertrieben, einmal durch den Kaiſer Friedrich II., 1248, und dann 1260 durch die Gibellinen nach der Schlacht bei Montaperti beim Fluſſe Arbia, worauf ſich die ausgezeichnet ſchöne Unterredung des Dichters mit dem Gibellinenhaupt Farinata degli Uberti (Inferno X) bezieht.

Pelli (Memorie per la vita di Dante) iſt der Meinung, Alighiero, Sohn des Cacciaguida, habe noch 1201 als ſehr alt gelebt, obgleich Dante, Parad. XV, dies anders ſagt: „Schon über hundert Jahre verweilt er im erſten Kreis des Fegefeuerberges." Es iſt ſchwer zu ſagen, warum der Dichter ſeinen Urgroßvater ſich ſo lange von der Sünde des Stolzes reinigen läßt, Parad. XV, 95. — Alighiero's Sohn war Bellincione, der Großvater, von welchem Alighiero, der Vater Dante's, abſtammte. Ein Oheim Dante's, Sohn des Meſſer Bello, Geri, wird im Inferno XXIX, 31, erwähnt, wo der Dichter erzählt, wie er durch Verrath ermordet, und noch von Niemanden ſeiner Familie gerächt worden ſei. — Dante's Vater war zweimal vermählt, zuerſt mit Donna Lapa, Tochter des Chiariſſimo Cialuffi, welche den ſchon in der Jugend verſtorbenen Francesco gebar,[1]) dann mit Dante's Mutter, von welcher kein anderer Name bekannt iſt, als Donna Bella. Dante hatte eine Schweſter, an Leon Poggi vermählt, deſſen Sohn Andrea Poggi ein vertrauter Freund Boccaccio's war (Boccaccio, Comento al Canto VIII dell' Inferno).

Dante erblickte das Licht der Welt im Mai 1265, und erhielt in dem Battiſterio S. Giovanni den Namen Durante, welcher ſpäter in Dante abgekürzt wurde.[2]) Bei ſeiner Geburt ſtand die

1) Dieſer Francesco wurde von Mehren (Crescimbeni, Stor. della Volgar Poesia, Vol. II, p. 272, Apostolo Zeno, Annotaz. alla bibliot. ital. del Fontanini, T. I, p. 299. Mazzucchelli, Scrittori ital. Vol. I, Part. I, pag. 492, die ſich auf das Zeugniß des Landino berufen) für Dante's Sohn und Erklärer der Div. Commedia ausgegeben. Sie haben ihn mit Jacopo verwechſelt, deſſen angebliche Erklärung aber nicht mehr vorhanden iſt.

2) Er ſelbſt ſagt es Parad. XXV, Anfang, nachdem er die Hoffnung ausgeſprochen, daß er in Rückſicht ſeines vortrefflichen Gedichts in ſeine Vaterſtadt zurückgerufen würde,

Sonne im Zeichen der Zwillinge [dies ſagt er deutlich Parad. XXII, 110., wo er dies Geſtirn freudig begrüßt] [1]); daher ſtellte ihm Brunetto Latini ein ſehr günſtiges Horoſcop, worauf Dante im Inferno XV, 55 anſpielt. Die Geſchichte ſeiner Geburt iſt noch mit andern Wunderzeichen ausgeſchmückt, wie dies häufig bei großen Männern der Fall iſt, wie denn Boccaccio den berühmten Traum der ſchwangern Mutter Dante's, kurz vor ſeiner Geburt, erzählt.

Sein Vater ſtarb ſehr früh, wahrſcheinlich bald nach 1270, und überließ der Mutter, welche übrigens in Wohlſtand lebte, die ganze Sorge der Erziehung ihrer Kinder. Donna Bella muß eine vortreffliche Frau geweſen ſein, welcher die geiſtige Ausbildung ihrer Kinder ſehr am Herzen lag, und welche in der Wahl der Lehrer und des übrigen Umgangs ihres Dante mit Weisheit und mütterlicher Aengſtlichkeit beſorgt war. Wir merken dies an tauſend kleinen Zügen in Dante's Leben und Werken, in welchen ſich ſein Charakter durchſpiegelt, und welche uns mit der größten Achtung für ſeine Mutter und ſeine Erzieher erfüllen. Ihre Mühe und Treue fand übrigens ihren Lohn in dem fruchtbaren Feld, das ſie bearbeiteten. Der kleine Dante war ſchon früh von einem hohen Sinn beſeelt, der ihn von allem Gemeinen abzog, ſeine melancholiſche Naturart gab ihm eine Tiefe des Gemüths, welche ſeine reizbare Phantaſie mit einem Reichthum der angenehmſten wie der ſchrecklichſten Bilder erfüllte und immer lebendig und thätig erhielt. Seine geiſtige Ausbildung aber unterſtützte ein großer Scharfſinn und ein ſehr glückliches Gedächtniß. Ein ſolches Ta-

---

Con altra voce omai, con altro vello
Ritornerò poeta, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l cappello.

und auch Inf. XIX, 18 gibt er zu verſtehen, daß er in Florenz in S. Giovanni getauft wurde. Dante läßt er ſich ſelbſt von Beatrice nennen (Purgat. XXX, 55. u. 62), worauf er den Vers 63 ſchrieb, weil er behauptete, daß ein Dichter, ohne einen großen Fehler zu begehen, ſich nicht ſelbſt in ſeinem Gedichte nennen ſoll (ſ. Convito). Uebrigens war der Name Dante ſchon damals gebräuchlich.

1) Dies war alſo nach dem 14. Mai, und mit Wahrſcheinlichkeit ſagt Bayle, daß Dante am 27. Mai geboren ſei.

lent ward Brunetto Latini, dem damals berühmteſten Philoſophen, Redner und Dichter in Florenz, zur Erziehung übergeben; und er unterzog ſich mit um ſo mehr Eifer und Liebe dieſem Geſchäft, als er ſelbſt in den Sternen den glücklichen Erfolg ſeiner Mühe geleſen hatte. Er war gewiß ein ausgezeichneter Lehrer, und wußte, ſelbſt durchdrungen von dem Geiſt der Alten, in ſeinem Zöglinge ähnliche Gefühle der Bewunderung und Nacheiferung anzufeuern. Er mag ihm vielleicht auch ſelbſt ſpäter bei den erſten Geſängen ſeiner Commedia manchen guten Wink gegeben haben [1]) Inferno XV, 58:

E s' i' non fossi sì per tempo morto,
Veggendo 'l cielo a te così benigno,
Dato t' avrei all' opera conforto.

Wir entnehmen dies aus der dankbaren Ehrfurcht, die Dante ſeinem Lehrer in ſeinem Gedichte zollt (in dem angeführten Geſang XV). Schon als er in Brunetto's Nähe kommt, Vers 53, und dieſer einladet, zu ihm herabzuſteigen, neigt Dante das Haupt aus Ehrfurcht, und ſpäter antwortet er ihm die ſchönen Worte V. 79:

Se fosse pieno tutto 'l mio dimando,
Risposi lui, voi non sareste ancora
Dell' umana natura posto in bando:
Che in la mente m' è fitta, ed or m' accuora
La cara buona imagine paterna
Di voi quando nel mondo ad ora ad ora
Mi 'nsegnavate, come l'uom s'eterna:
E quant' io l'abbo in grado, mentr' io vivo,
Convien, che nella mia lingua si scerna. [2])

---

1) Ausgemacht iſt es, daß Dante neben andern Benutzungen auch viele Ideen zu dem Plane ſeiner Commedia aus Brunetto's Tesoretto entlehnt habe.

2) Daß dieſe Dankbarkeit Dante'n nicht abgehalten hat, ſeinem Lehrer durch den Kreis, wohin er ihn in der Hölle verſetzt, einen Schimpf anzuthun, hat den Auslegern viel Schweiß verurſacht. Er hätte ihn können aus dem Spiel laſſen, aber ſein Herz drängte ihn, es öffentlich zu beweiſen und auszuſprechen, wie viel er dieſem ſchuldig ſei, und wie viel Antheil dieſer an ſeinem Ruhm habe; dagegen muß Brunetto's Laſter zu bekannt geweſen ſein,

Brunetto führte ſeinen Schüler wahrſcheinlich in die Myſterien der Muſen ein, lehrte ihn lateiniſche und italieniſche Grammatik, Rhetorik, und machte ihn mit den beſten lateiniſchen und den provenzaliſchen Dichtern bekannt; er mag ihm auch ſeinen für die damalige Zeit reichen Schatz an Naturwiſſenſchaft und Aſtronomie, ſelbſt Aſtrologie mitgetheilt haben. Aber in die ſcholaſtiſche Theologie und Philoſophie wurde Dante erſt ſpäter, zwei oder drei Jahre nach Beatricens Tod, nach ſeinem eignen Ausſpruch (Convito p. 170 im 2. Band der Opere minori di Dante, Firenze, Allegrini e Mazzoni) eingeweiht, und Brunetto ſtarb ſchon 1294. Ihm verdankte wohl Dante hauptſächlich ſeinen reinen Geſchmack durch die klaſſiſche Nahrung und die Belebung ſeines poetiſchen Genius durch Brunetto's bekannte Beredſamkeit. Vor allen Dichtern war ihm Virgil werth; ihn ſtudirte er unabläſſig, zu ihm flüchtete er auch ſpäter aus dem Geräuſche des undankbaren Staatslebens,[1]) und begeiſterte ſich an deſſen Verſen zu ſeinem großen Gedichte. Inferno I, 82:

Oh degli altri poeti onore e lume,
Vagliami 'l lungo studio, e 'l grande amore,
Che m' han fatto cercar lo tuo volume.
Tu se' lo mio maestro, e 'l mio autore:
Tu se' solo colui, da cu' io tolsi
Lo bello stile, che m' ha fatto onore.

Auch die Provenzalen ſchätzte er ſehr, beſonders den Arnaldo Daniello (Purgat. XXVI, 115) und den Sordello (Purgat. VII), und aus manchen Ideen, die er ihnen oft wörtlich entlehnte, geht hervor, daß er ſie wohl ſtudirt habe. Dieſe Beſchäftigungen

---

und ſchon zu viel Aergerniß gegeben haben, als daß Dante, der der Gerechtigkeit ſo ſehr huldigte, daß er als Prior ſeinen vertrauteſten Freund Cavalcanti ins Exil ſchickte, dieſen, wenn er ſeiner doch einmal erwähnen wollte, an einem andern Orte hätte auftreten laſſen können. Uebrigens befand ſich Brunetto in der Geſellſchaft von lauter Prieſtern und berühmten Gelehrten. Vers 106—108.

1) Dies macht uns die Allegorie im erſten Geſange des Inferno deutlich, wo dem in dem Wald der Staatsgeſchäfte verirrten und von dem Papſt (lupa), dem Karl von Valois (leone) und ſeiner Vaterſtadt (lonza) geängſtigten Dichter plötzlich Virgil als ein rettender Engel erſcheint.

führten ihn unwiderſtehlich in das Kunſtleben hinein, ſein Genius konnte nicht lange unthätig bleiben, und die erſte Triebfeder ſeines poetiſchen Schaffens war die Liebe. So reihte er ſich in ſeiner Jugend an die große Schar der Troubadours an. Gleiche Stimmung, gleiche poetiſche Luſt machte ihn mit Cavalcanti bekannt, der von da an ſein vertrauteſter Freund blieb. Doch ſein vielſeitiger Kunſtſinn huldigte nicht bloß Einer Muſe. Auch die Muſik war ſeinem tiefen Gemüth ein Bedürfniß, ſeiner reizbaren Seele eine beruhigende Bändigerin. Er mag oft ihre mächtige Wirkung empfunden haben, denn aus ganzer Seele ruft er im Convito aus: „Auch die Muſik zieht die menſchlichen Geiſter an ſich, ſo daß deren Thätigkeit faſt ganz aufhört, ſo ſehr iſt die Seele geſpannt.“ (Trattat. II, cap. 14). Boccaccio ſagt uns, daß er ſie ſelbſt verſtand, und ſich oft in Geſang und Spiel ergötzte, und manche Lieder dichtete, die er mit anmuthigen Noten bekleiden ließ.[1]) Er lebte daher in inniger Freundſchaft mit dem Florentiner Caſella, einem berühmten Sänger, der mit ſeinen lieblichen Liedern ſo oft die ungeſtümen Wellen ſeines Blutes zur Ruhe geſungen hatte (Purgat. II, 106). Viele glauben, Caſella ſei Dante's Lehrer geweſen. Dankbar ehrt Dante ſein Andenken im zweiten Geſang des Purgatorio. In dem Vorhof deſſelben umringen ihn viele Seelen, und ſtaunen ihn als lebend an; ein Schatten drängt ſich hervor, um ihn zu umarmen; Dante will das Gleiche thun, dreimal ſtreckt er die Arme aus, und dreimal, ohne etwas zu berühren, fallen ihm die Arme auf die Bruſt zurück; der Schatten lächelt über dieſe vergeblichen Verſuche, und Dante erkennt freudig überraſcht ſeinen Freund Caſella. Nach einer kurzen Unterredung bittet er jenen, ſeine bekümmerte Seele durch einen ſeiner lieblichen Geſänge zu erquicken; Caſella wählt eine von Dante's Canzonen zum Lobe Beatricens,

„Amor che nella mente mi ragiona“,
Cominciò egli allor sì dolcemente,
Che la dolcezza ancor dentro mi suona.

---

1) Von ſeiner Kenntniß der Muſik zeugen die mancherlei Gleichniſſe und Bilder, die von verſchiednen damals gebrauchten Inſtrumenten genommen ſind. Purgat. IX, 142. Parad. VIII, 16. XIV, 118. XX, 97. 142.

Lo mio maestro, ed io, e quella gente
Ch' eran con lui, parevan sì contenti,
Come a nessun toccasse altro la mente.
Noi eravam tutti fissi ed attenti
Alle sue note; ed ecco il veglio onesto,
Gridando: Che è ciò, spiriti lenti?
Qual negligenza, quale stare è questo?
Correte al monte a spogliarvi lo scoglio,
Ch' esser non lascia a voi Dio manifesto.

Ein ſchöneres Denkmal konnte ſich Caſella nicht wünſchen.

Daß Dante auch die Zeichnenkunſt geliebt und getrieben habe, würden wir, auch wenn er es in ſeiner Vita Nuova nicht geſagt hätte, an vielen herrlichen Gemälden und lebendigen Schilderungen in ſeiner Commedia erkennen. In der angeführten Vita Nuova ſagt er: „Am Jahrestage von Beatricens Tode ſaß ich einſam, und in der Erinnerung an ſie verſunken zeichnete ich einen Engel auf eine Tafel.“ — Er nahm lebhaften Antheil an dem Aufſchwunge, den dieſe Kunſt gerade im 13. Jahrhunderte in Florenz nahm. Er kannte Cimabue,[1]) und war in Bologna mit dem Maler Oderiſi und ſeinem Schüler Franco befreundet. Oderiſi von Gubbio, ein berühmter Miniaturmaler, war von Bonifaz VIII. 1298 nach Rom berufen worden, um Bücher zu verzieren. Dante findet ihn im Purgatorio (XI, 74) in dem Kreis, wo ſich die Seelen vom Stolze reinigen, und Oderiſi legt ihm erhabene Gedanken über die Vergänglichkeit des Ruhms ans Herz: „O eitler Ruhm der menſchlichen Macht, wie wenig Grün bleibt auf deinem Gipfel, wenn dir nicht rohe Zeiten folgen. Der weltliche Ruhm iſt nichts als ein Hauch des Windes, der bald daher, bald dorther weht, und ſeinen Namen nach der Gegend ändert. Ob du das Fleiſch ſehr alt verläſſeſt, oder geſtorben biſt, ehe du

1) Cimabue ſtarb 1300, und wurde im Dome zu Florenz begraben. Auf ſeine Grabſchrift: Credidit ut Cimabes picturae castra tenere, — Sic tenuit vivens, nunc tenet astra poli. — ſcheint Dante anzuſpielen in den Verſen:

Credette Cimabue nella pintura
Tener lo campo: ed ora ha Giotto il grido,
Sì che la fama di colui oscura.

Purgat. XI, 9to.

Kinderſpiel und Sorgen verließeſt: wie viel Ruhm wirſt du mehr haben nach tauſend Jahren, die gegen die Bewegung des oberſten Himmels ein Augenblick ſind. Jener, der kurz vor mir geht, erfüllte einſt ganz Toskana von ſeinem Ruhm, jetzt lispelt man kaum noch in Siena von ihm. Euer Ruhm iſt wie die Farbe des Grases, welches kommt und geht, und dieſelbe Sonne, die es aus der Erde lockt, entfärbt es auch." — Aber beſonders befreundet war Dante mit dem Maler Giotto. Beide waren ungefähr von gleichem Alter, beide ergänzten und befeuerten ihr Genie an einander. Man behauptet, daß die von Giotto in der Kirche S. Chiara in Neapel ausgeführten Darſtellungen aus der Apokalypſe, ſowie andere Gemälde in jener Stadt Dante's Erfindungen geweſen ſeien (Arrivabene, Secolo di Dante, p. 641). Ebenſo läßt ſich nicht verkennen, daß die Muſe der Malerei den Dichter oft bei ſeinem großen Werk begeiſtert habe.

Unter dieſem fröhlichen Kunſtleben vergaß Dante nicht die ernſten wiſſenſchaftlichen Studien. Schon durch Brunetto Latini hatte er die Naturwiſſenſchaft lieb gewonnen; nun ſetzte er dieſe Studien in Bologna und Padua mit großem Eifer fort. Wie ſehr er unabläſſig dieſen geiſtigen Beſchäftigungen nachgehangen, die ihn zu dem Ausrufe berechtigten: „O heilige Muſen, habe ich je Hunger, Froſt und Nachtwachen um euch ertragen, ſo laßt mich bei dieſem Anlaß euch um Gnade flehen!" (Purgator. XXIX, 37) beſchreibt er uns ſelbſt im Convito (Tratt. III, §. 9): „Durch vieles Studiren und Leſen ſchwächte ich meine Sehkraft ſo ſehr, daß mir die Sterne wie von irgend einer Dämmerung beſchattet ſchienen; nur durch langes Ruhen an dunkeln und küh-

1) Daß er ſich in ſeiner Jugend ſchon an den Univerſitäten Padua und Bologna aufgehalten habe, ſagt Benvenuto da Imola in ſeinem Commentar zur Divina Commedia T. I, p. 1083 und 1135, und daß er zu dieſer Zeit beſonders die Naturwiſſenſchaften betrieben, ſcheint uns daraus hervorzugehen, daß er unter den dortigen Gelehrten beſonders die Mediziner, auch Cattani genannt, genau kannte (einen derſelben, Namens Pietro, führt er Inferno XXVIII, 70. unter den Streitſüchtigen auf), und daß er ſich ſpäter unter die Speziali aufnehmen ließ, beſonders aber aus der Abhandlung, die er in Purgat. XXV, 37 sqq über die Entſtehung des Menſchen gibt. Eine ſo gründliche Kenntniß in ſolchen Dingen konnte damals ein Laie der Wiſſenſchaft nicht haben.

len Orten und durch Erfrischen des Auges mit klarem Wasser erlangte ich die frühere Sehkraft wieder." So auch im Tratt. de Vulg. Locut. Libr. II, cap. 6.

Durch seine Jugend aber zog sich eine glühende Leidenschaft, die auf sein ganzes Leben den entscheidendsten Einfluß hatte, per cui uscì della volgare schiera. In Florenz war alter Gebrauch, die ersten Tage des Mai durch Feste und nachbarliche Gesellschaften zu feiern. Eine solche Gesellschaft hatte in seinem Hause Folco Portinari, ein angesehener Bürger, zu welcher sein Nachbar Alighieri eingeladen war. Dante wurde, noch nicht ganz 9 Jahre alt, mitgenommen, und unter den Kinderspielen entzündete sich in ihm eine heftige Liebe zu der eben 8 Jahre alten Beatrice Portinari (Vita Nuova. Purgat. XXX, 40). Man hat lange Zeit Zweifel über die wirkliche Existenz der Beatrice erhoben. Viele haben geglaubt, sie sei nur ein allegorisches Wesen, und die Kanonici haben natürlich die Theologie untergestellt. Selbst der Abbate Tiraboschi wußte nicht recht, wie er sie betiteln sollte. Zum Glück hat Arrivabene mit der Evidenz der Thatsachen und den Zeugnissen aller Zeitgenossen das wirkliche Vorhandensein der Beatrice gerettet (Gli Amori di Dante e di Beatrice tolti d'Allegoria etc. Mantova, 1823). Es ist unbegreiflich, wie man im Angesichte der Vita Nuova und vieler Stellen der Commedia so lange in Ungewißheit bleiben konnte. Man braucht nur den 30. und 31. Gesang des Purgatorio zu lesen, wo ganz vortrefflich Beatricens echtmenschliche Weiblichkeit geschildert ist, die gleich in den ersten Minuten des Wiedersehens dem Geliebten nicht die Vorwürfe seiner Vergeßlichkeit nach ihrem Tode ersparen kann, um zu erfahren, daß das Verhältniß Dante's zu Beatricen nicht bloß in der Einbildung bestanden habe, und XXX, 124 und XXXI, 50 sagt sie ja geradezu, daß sie wirklich gelebt habe und gestorben sei. — Von ihrem Vater, Folco di Ricovero Portinari, weiß man, daß er ein tugendhafter Mann war, der in Florenz in hohem Ansehn stand, und welchem die Stadt eines ihrer schönsten Werke, das berühmte Hospital der S. Maria Nuova, verdankt.

Dante's Liebe zu Beatricen wuchs mit den Jahren, wie uns Boccaccio erzählt, und beherrschte den Jüngling so sehr, daß nichts Anderes mehr, als ihr Anblick, ihm Freude, Ruhe und Kraft

geben konnte. Er ſuchte, mit Vernachläſſigung aller andern Geſchäfte, nur Gelegenheit ſie zu ſehen, als wenn er nur aus ihren Augen jedes Gute und jeden Troſt ſchöpfen könnte. Er nannte Beatricen ſein Heil und ſeine Seligkeit; ſein höchſtes jugendliches Glück beſtand in dem ſüßen Gruß Beatricens (Vita Nuova, p. 15 und 28), ſeine Seele erſchloß ſich jedesmal bei dieſem Genuß zu der feurigſten poetiſchen Begeiſterung, und nicht kalte Nachahmung, ſondern wahres, lebendiges Gefühl erzeugte ſeine lyriſchen Ergüſſe. Dem Gruß jenes Mädchens verdanken wir das ſchöne Sonett:

Tanto gentile e tanto onesta pare
La donna mia quand' ella altrui saluta,
Ch' ogni lingua divien tremando muta,
E gli occhi non l' ardiscon di guardare.

Ella sen va, sentendosi laudare,
Umilemente d' onesta vetusta,
E par che sia una cosa venuta
Di cielo in terra a miracol mostrare.

Mostrasi sì piacente a chi la mira,
Che dà per gli occhi una dolcezza al core
Che intender non la può chi non la prova:

E' par che della sua labbia si muova
Uno spirito soave e pien d' amore,
Che va dicendo all' anima: Sospira.

Dante ſagt ferner von ihr (Vita Nuova p. 50): „Dieſes anmuthige Weib kam bei Jedermann ſo in Gunſt, daß, wenn ſie durch die Straßen ging, man hinlief, um ſie zu ſehen; dies machte mir ungemeine Freude. Und wenn ſie bei irgend Jemanden war, ſo überkam dieſen eine ſolche Ehrfurcht, daß er nicht wagte, die Augen aufzuſchlagen, noch ihrem Gruß zu antworten. Dies könnten mir Viele aus Erfahrung bezeugen. Sie ging mit Demuth bekleidet weg, und bezeigte keine Eitelkeit über das, was ſie ſah und hörte. Viele ſagten, wenn ſie vorüber war: dies iſt kein Weib, dies iſt einer der ſchönſten Engel des Himmels. Sie zeigte ſich ſo anmuthig, ſo voller Grazie, daß Alle, welche ſie ſahen, ein ſüßes Gefühl von Ehrfurcht empfanden, ſo daß ſie es nicht ausdrücken konnten."

Zu welcher für einen weniger kräftigen Geiſt gefährlichen Höhe übrigens dieſe Leidenſchaft in dem außerordentlich reizbaren Herzen ſich geſteigert habe, geht aus dem Zittern hervor, welches, nach ſeiner eignen Ausſage (Vita Nuova, p. 21) ihn jedesmal überfiel, ſo oft er ſich in der Nähe des geliebten Gegenſtandes befand, ſowie aus ſeinen ſchwärmeriſchen Träumen und Viſionen, welche uns beweiſen, wie ſehr zeitweiſe die Freiheit ſeines Geiſtes gehemmt und die ganze Thätigkeit deſſelben von dem einen Gefühl beherrſcht war. Er ſelbſt geſteht (p. 29), daß er zuweilen in eine lange Muthloſigkeit verſunken ſei, und beklagt das Schweigen ſeines gefeſſelten Geiſtes. Doch weit entfernt, in dieſer Leidenſchaft unterzugehen, war Dante vielmehr gleichſam von einem höhern Weſen beſeelt, welches durch dieſe Liebe erſt Leben bekam, und mit ihr identificirt, von nun an auf das feurige Gemüth des Dichters immer durch dieſes anmuthige Medium wirkte. So war es dieſe Liebe, welche den Jüngling über alles Gemeine erhob, ein Sporn zur Tugend und zu wahrem Werth, ſie war es, welche dem Manne unter ſo vielen Stürmen, beugenden und geiſttödtenden Widerwärtigkeiten wie ein leitender Stern über dem Ziele ſeiner Lebensaufgabe treu und unverrückt machte, und dem Ermattenden immer neue Stärkung einflößte. Dies war auch wohl der Sinn ſeiner Worte, Purgator. XXIV, 52:

Io mi son un, che, quando
Amore spira, noto, e a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Daher konnte er mit Recht begeiſtert ausrufen:

Da te (Amore) convien che ciascun ben si muova,
Per lo qual si travaglia il mondo tutto:
Senza te è distrutto
Quanto avemo in potenza di ben fare.

Canzon. VIII, 1.

Von welcher reinen, edlen Art aber ſeine Liebe war, und wie ſie ihn immer auf den Pfad der Tugend führte, beweiſt der Ausruf (Vita Nuova, p. 19): Buona è la Signoria d'Amore, perchè trae l' intendimento del suo fedele da tutte le vili cose; und in der Canzone XV, Stanze 5:

Io giuro per colui,
Che Amor si chiama, ed è pien di salute,

Che senza oprar virtute
Nissun puote acquistar verace loda.

Ein frühzeitiger Tod raffte Beatricen 1290 in der Blüthe ihrer Jahre hin. Dante's Schmerz um dieſen Verluſt war gränzenlos, und er hatte ſelbſt ſpäter noch nicht den Muth, ihr in ſeiner Vita Nuova durch Worte ein bleibendes Andenken zu ſetzen. Aber aus dem verzehrenden Brande ſtieg ſeine Seele verklärt wie ein Phönix empor, ſeine Liebe vergeiſtigte ſich, und führte ihn durch die erhabnen Regionen des Weltgerichts, damit er ſeinem Gelübde treu, ſeiner Beatrice ein unvergängliches und außerordentliches Monument errichte. Aber auch ſeiner ſtillen Glückſeligkeit, welche ihm dieſe Liebe ſo reichlich gewährt hatte, wollte er eine dauernde Form geben, damit er in ſpätern Jahren oft aus dem Geräuſch des Lebens zu dieſer Jugendſeligkeit zurückkehren, und in ihr Troſt und Stärke wiederfinden könne. So entſtand die Vita Nuova, die er bald nach Beatricens Tod aufſchrieb.[1] Es erklärt ſich daraus offenbar der Name, den er dem Werke gab, und deſſen Mißverſtändniß über das ganze Werk ſo viel Dunkelheit verbreitet und zum Theil die ſonderbaren Meinungen über Beatricens Perſon erzeugt hat. Dante nannte ſein Buch Libro della Vita Nuova in demſelben Sinne, wie er häufig ſagt: etade novella, d. h. giovanile. Es heißt alſo Buch der Jugend, oder wie man heute ſagen würde, Jugenderinnerungen.[2]

1) Dante ſchrieb dieſes ſein erſtes Werk ein oder höchſtens zwei Jahre nach Beatricens Tode, 1291 oder 92. (Nach Boccaccio in ſeinem 26. Jahre.) Dies geht hervor aus den letzten Seiten der Vita Nuova und aus dem Anfang des Convito.

2) Dieſe Erklärung von Fraticelli iſt die beſte und natürlichſte neben den vielen ungereimten. Aehnliche Ausdrücke wie Vita Nuova kommen vor: Inferno XXXIII, 88. Purgat. XXX, 115. XXXI, 61. Parad. XVII, 30. Canzon. XVIII, St. 6. Petrarca Canzon. XII, St. 2. Boccaccio Teseide, Libr. XI, St. 69. Libr. IV, St. 7. So muß es auch im Inferno XV, 57 in la vita novella heißen, wie der antaldiniſche Codex hat. Daher iſt es auch klar, daß die Ueberſetzung der Worte Vita Nuova durch „Neues Leben", wie ſie z. B. noch Karl Förſter ganz kürzlich in einer Ausgabe von 1841 gegeben hatte, unrichtig iſt, da ſie einen ganz andern Sinn gibt, als der in den Worten liegt.

Wenn die Vita Nuova übrigens allerdings von Niemandem ohne Intereſſe wird geleſen werden, ſo können wir nicht mit denjenigen übereinſtimmen, welche ſie unter die klaſſiſchen Werke Italiens reihen. Sie iſt eine Schrift, worin Dante noch einmal ſeine Liebe in ihrem ganzen Verlauf durchfühlt. Nur wenige Ereigniſſe werden uns vor Augen geſtellt, an die ſich aber eine unendliche Reihe von Gefühlen und Betrachtungen der Gefühle anſchließt, aus welchen ſich die lange zehrende Gluth des Dichters und ſein Verſinken in immer fieberhaftere Zuſtände erkennen läßt, und deren umſtändliche Auseinanderſetzung den Leſer in einen unbehaglichen Zuſtand verſetzt. Sie iſt außerdem ein weitläufiger Commentar zu den lyriſchen Gedichten, welche ihm ſeine Liebe zu der gefeierten Jungfrau eingab, und welche für die lange Zeit dieſer Liebe in geringer Zahl vorhanden ſind. Dante zeichnet ſich in den meiſten derſelben ſehr vortheilhaft vor den übrigen Troubadours ſeiner Zeit aus, und ein erhabner Sinn, ein warmes Gefühl und das Gepräge der Wahrhaftigkeit, die ſich darin im Gegenſatz zu der Heuchelei ſo vieler Zunftgenoſſen ausdrücken, laſſen unfehlbar den Dichter der göttlichen Comödie erkennen. Aber eben jener erhabne Sinn, der das große Weltgedicht ſchuf, ließ ſich ungern in die Hütte eines Liebesſängers zuſammenſchränken. Dante lebte, ſo zu ſagen, zu ſehr in ſeiner großen Zukunft, als daß er, was die Pflicht eines echten Sehers der Liebe geweſen wäre, ſo ganz von dem Augenblick geſättigt und beſeligt, mit einem abgerundeten Gedicht die Forderung dieſes Gefühls abgefertigt hätte. Jedes weitere ſeiner beſſern Gedichte ſcheint uns ein weiterer Wegweiſer, der uns zu dem großen Gedicht führt; jedes hinterläßt uns eine Empfindung, als ſei es nicht vollendet, die Idee des Dichters nicht erſchöpft, es hinterläßt einen Nachhall, der nicht befriedigt iſt, und erſt in der Divina Commedia ganz befriedigt wird. Im Allgemeinen wurde vielleicht Dante mehr als die andern italieniſchen Lyriker vor und beſonders nach ihm gerade durch die Gluth des Gefühls, welche nach dem Beſitz, dem Wahrhaften, Nächſten, rang, vor jener Sucht bewahrt, von dem Natürlichen zu abſtrahiren, und ſich in einer Region allgemeiner Eigenſchaften und Betrachtungen zu ergehen, wo nur noch Verſtand und Spitzfindigkeit ausreichen, und die uns viele Sonette ſeiner Nachfolger ſo abſtoßend froſtig machen. Indeſſen in manchen ſeiner Gedichte

ſehen wir ihn doch auch in dieſer provenzaliſchen Krankheit geſeſſelt, ſeine Betrachtung ſtellt ſich über alle Gefühle und Leidenſchaften hinaus, und die Liebe wird durch die gereimte Philoſophie alles Menſchlichen, Natürlichen, jeder Macht der friſchen Anſchauung entkleidet. Von dieſer Art ſind beſonders die erſten Sonette und Ballaten. Die übrigen zeigen mehr Schwung der Phantaſie und einen eigenthümlichen Geiſt, wie beſonders die Canzone, welche er nach jenen Worten einer ſeiner Freundinnen in der Einſamkeit dichtete: Donne ch' avete intelletto d' amore. Eine beſonders ſchöne Strophe derſelben iſt die zweite:

Angelo clama in divino intelletto (linguaggio)
E dice: Sire, nel mondo si vede
Maraviglia nell' atto, che procede
Da un' anima che fin quassù risplende.
Lo cielo che non have altro diffetto,
Chei d' aver lei, al suo Signor la chiede,
E ciascun santo ne grida mercede.
Sola pietà nostra parte difende,
Chè parla Dio, che di Madonna intende:
Diletti miei, or sofferite in pace
Che vostra speme sia quanto mi piace
La ov' è alcun che perder lei s' attende,
E che dirà nell' Inferno a' malnati:
Io vidi la speranza de' beati.

Was aber das proſaiſche Gewand zu dieſen Gedichten betrifft, ſo herrſcht darin ein gar trockener Styl, der durch die vielen ſcholaſtiſchen Unterſuchungen und Erklärungen noch dürrer wird; dazu eine unangenehme Weitſchweifigkeit in Dingen, die nur durch eine höchſt einfache, aber naturgetreue, lebendige Schilderung reizend werden. Dante braucht z. B. eine ganze Seite zur Umſchreibung des einfachen Satzes: Beatrice ſtarb am 9. Juni, 1290. Wo er die tauſend kleinen Vorfälle zwiſchen Liebenden nur natürlich erzählen und dem Leſer das nie fehlende Mitgefühl ſelbſt überlaſſen ſollte, legt er uns in gar zu logiſcher Folge ſeine Gedanken dabei vor, ſo daß es faſt ſcheint, als habe er ſeine Liebe mehr gedacht, als gelebt. Der Gegenſtand ſeiner Liebe iſt uns in ſeiner Perſönlichkeit faſt unbekannt; wir machen uns kaum einen Begriff von ihm durch Hülfe der wenigen überſchwenglichen

allgemeinen Beiwörter, womit er uns mehr vor den Verſtand als vor die Anſchauung gebracht wird. So führt er uns in einem Labyrinth von Gefühlen, Betrachtungen und ſogar Ueberlegungen herum, die alle Wirkungen ſeiner heißen Liebe ſind, ohne daß wir je die Urſache dieſen Wirkungen deutlich anſchauen und uns auf dieſe Art befriedigt mit dem Dichter fühlen können. Wenn es erlaubt wäre, ſo würden wir, zu beſſerm Verſtändniß, aus Göthe's Vita Nuova die Idylle zu Seſenheim zum Vergleich ſetzen. Dort ſagt uns der Dichter nichts von ſeinen Gefühlen, aber er zaubert uns mitten in das dortige Leben hinein, und ſo fühlen wir von ſelbſt Alles mit, was er gefühlt hat. Ich kann aber in dieſer Vita Nuova den Meiſter der Divina Commedia, den Meiſter in der Plaſtik, in der lebendigſten ſinnlichen Darſtellung durchaus nicht herausfinden, und wenn wir es nicht ſchon gewiß wüßten, ſo würde ſich dieſelbe als Dante's Jugendarbeit unwiderlegbar von ſelbſt ankündigen. Aus dem Ganzen ſcheint uns hervorzugehen, daß es dem erhabnen Dichter nicht gegeben war, menſchlich und ſinnlich liebenswürdig zu ſein, und daß ein gewiſſes ſchroffes und abſtoßendes Weſen ihn verhindert habe, die Seligkeit der Liebe ganz ungetrübt zu genießen, wozu freilich kam, daß ſeine melancholiſche Naturart ihn mehr die Qual als den Genuß der Liebe empfinden ließ. Es mag dabei zu berückſichtigen ſein, daß Dante die Vita Nuova augenſcheinlich nur für ſich ſchrieb. Er wollte ſeine eignen Zuſtände im Gedächtniß feſthalten; die verſchiednen Ereigniſſe, welche dieſe Zuſtände hervorbrachten, tauchten dann von ſelbſt in der Erinnerung hervor, und ſo ward in ſeinem Geiſte beim Durchleſen der Zeilen die ganze Geſchichte ſeiner Liebe lebendig. Uns aber gab er nur den betrachtenden, abſtrakten Theil deſſelben, und wenn der Nachwelt ſeine Liebe wegen ihrer außerordentlichen Wirkung beſonders wichtig iſt, ſo ſcheint man uns doch mit Unrecht die Beſchreibung derſelben unter die klaſſiſchen Werke zu ſetzen, da ſie dieſen Rang weder in Hinſicht der Darſtellung noch des Styls verdient. Doch was uns von größerer Bedeutung zu ſein ſcheint, Dante liebte ſeine lyriſchen Poeſien, und freute ſich ſtets der Erinnerung an die Zeit, in welcher ſie hervorgebracht worden, und an die Mühe, welche er an ihre Ausfeilung verwandt hatte. Er citirt ſie in ſeiner Vulg. Locut., und ſagt dort, ſeine Canzonen ſeien die geſeilteſten und voll-

kommenſten von allen. In der Divina Commedia läßt er ſie erwähnen von Buonagiunta von Lucca und von dem Muſiker Caſella. Auch im Anfange ſeines Credo drückt er daſſelbe Urtheil über dieſe Verſe aus:

Io che scrissi d' amor più volte rime,
Quanto più seppi dolci, belle e vaghe,
E in pulirle adoprai tutte mie lime.

Dies beweiſt uns die Wahrheit und Aufrichtigkeit ſeines Gefühls, welches ihm dieſe Ergüſſe eingab, und er ſteht darin unendlich höher als ſeine Nachfolger in der Lyrik, deren Troubadourliebe, wie wir ſie nennen möchten, meiſtens nur kalte Formen hervorbrachte.

Dieſe Liebe erſchlaffte indeſſen keineswegs den Geiſt unſers Dichters, und was die alten griechiſchen Dichter und Schriftſteller ſo außerordentlich hob, was ihren Anſichten die ſiegende Wahrheit und Lebendigkeit, ihren Schilderungen das warme Colorit gab, das ward auch Dante zu Theil, nämlich ein mannigfach bewegtes Staatsleben. Er war, ſo zu ſagen, von Geburt ein Welfe (obgleich ein Mann von ſeiner überlegenen Einſicht bald dem ganzen ſtaatsgefährlichen Parteiweſen feind werden mußte), und diente alſo vorerſt dieſer Partei. Die aus Florenz vertriebenen Gibellinen hatten bei den Aretinern Unterſtützung gefunden, und verſuchten durch Gewalt der Waffen wieder in den Beſitz von Florenz zu kommen. Die Welfen rückten ihnen mit einem Heere entgegen, und Dante befand ſich in der erſten Linie der Reiterei. Am 11. Juni 1289 geſchah die Schlacht in der Ebene von Campaldino im Caſentiniſchen. Bei dieſem Zug knüpfte Dante Freundſchaft mit Bernardino von Polenta, Bruder der durch Inferno V, 80 ſo berühmt gewordnen Franceſca da Rimini. Der Ausgang der Schlacht war unglücklich für die Gibellinen durch den Ungeſtüm ihrer anfangs ſiegenden Reiterei; der Biſchof Guglielmo von Arezzo fand darin ſeinen Tod, auch wahrſcheinlich Buonconte, Sohn des Grafen Guido von Montefeltro, deſſen Todesart Dante Purgat. V, 88—129 nach der damals allgemeinen Vermuthung beſchreibt. Im Jahre 1290 führten die Florentiner Krieg gegen die Piſaner, welche von dem Grafen Guido von Montefeltro befehligt wurden. Im Auguſt dieſes Jahres befand ſich Dante in dem Heer der Florentiner

und Lucheſen, welche den Piſanern das Caſtell von Caprona, unweit Piſa wegnahmen. Er erzählt davon Inferno XXI, 94, wie er ſelbſt die Beſatzung des Caſtells voll Furcht abziehen ſah:

E cosi vid' io già temer li fanti,
Che uscivan patteggiati di Caprona,
Veggendo sè tra nemici cotanti.

Dieſes Siegesjahr 1290 war zugleich das Todesjahr Beatricens. Dante's unmäßiger Schmerz über dieſen Verluſt erweckte in ſeinen Verwandten Beſorgniſſe für ſein Leben. Sie ſuchten daher als einziges Heilmittel ihn zur Ehe mit Gemma, Tochter des Manetto aus dem angeſehenen Hauſe der Donati, zu überreden, welche Ehe 1291 vollzogen wurde. Ob das Heilmittel die gewünſchte Wirkung hatte, und ob der Schmerz Dante's ſich nicht mit der Zeit von ſelbſt gemildert hätte, ſteht dahin; gewiß aber iſt, daß ein anderes, noch größeres Uebel dadurch entſtand, eine unzufriedne und unglückliche Ehe, und nach einigen Jahren war die Zwietracht auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß beide Eheleute in eine Perſonentrennung willigten. Ich begreife nicht, warum die Biographen an dieſer Stelle Boccaccio's Urtheil ganz überſehen, und ſich getroſt auf des viel ſpätern Manetti (De vita et moribus trium illustrium poetarum florentinorum, herausgegeben vom Abbate Mehus 1747) Ausſage berufen. Dieſer gibt der Frau die Schuld des Mißverſtändniſſes, ſchildert ſie ſtolz und mürriſch, und vergleicht ſie mit der Xantippe. Es läßt ſich nach Dante's Temperament mit Gewißheit annehmen, daß er wenigſtens die Hälfte der Schuld tragen müſſe, oder vielmehr die ganze Schuld gebührt, wie dies auch heutiges Tages der Fall iſt, ganz allein denen, welche dieſe Ehe „gemacht haben". Boccaccio's Urtheil halte ich daher für das einzig richtige, daß beide nicht zuſammenpaßten, und Dante überhaupt nicht zum Ehemann taugte. Dieſe Ehe war es auch nicht, die Dante tröſtete, ſondern Boethius consolatio philosophica und Cicero's Buch de Amicitia, und als er einigermaßen ruhiger geworden war, ſchrieb er 1293 ſeine Vita Nuova, um ſeine Liebe zu Beatricen noch einmal zu feiern. [1])

1) Man hat Dante noch mehre flüchtige Neigungen nachgewieſen, oder vielmehr er hat mehre derſelben uns ſelbſt angegeben. Der erſten noch in Florenz, wovon er in ſeiner Vita Nuova, alſo im zweiten Jahr ſeiner Ehe

Dieſe Liebe, welche Dante ſein ganzes Leben hindurch beſeelte, nahm mit den Jahren eine immer geiſtigere Richtung. Dante hatte ſich ſelbſt gelobt, den Ruhm ſeiner Geliebten in einer Weiſe zu ſingen, wie ſie noch nie vor ihm verſucht worden ſei. „Nach dieſem Sonett", ſagt er am Ende der Vita Nuova, „hatte ich eine wunderbare Erſcheinung, und ſah Dinge, welche mir den Entſchluß gaben, von dieſer Seligen nichts mehr zu ſagen, bis ich ſie in würdigerer Weiſe beſingen könnte. Zu dieſem Zwecke ſtudire ich ſoviel ich kann, wie auch ſie wahrhaftig weiß: ſo daß, wenn es der Wille Deſſen iſt, durch den Alles lebt, daß mein Leben noch einige Jahre dauere, ſo hoffe ich von Ihr das zu ſagen, was noch nie von irgend Einer geſagt worden iſt." Um dies zu bewerkſtelligen, legte er ſich mit allem Eifer auf das Studium der Philoſophie und Theologie, und erwarb ſich in wenigen Jahren eine tiefe Kenntniß, welche ſpäter die gelehrte Welt bei mehren Gelegenheiten in Erſtaunen ſetzte; und die bei uns immer dieſelbe Wirkung hervorbringen muß, wenn wir ſehen, wie der ganze Schatz damals gewonnener Wiſſenſchaft, Aſtronomie, Naturkunde, Philoſophie, Theologie, Geſchichte, Politik und Alterthumswiſſenſchaft zu dem erhabnen Bau der Divina Commedia den Stoff gegeben haben, daher er mit Recht ſagen konnte, daß Erde und Himmel die Hand an ſein Werk gelegt haben.

Eine mindere Frucht dieſer Studien war das Convito, welches er nach Fraticelli's Meinung zum Theil vor, zum Theil nach ſeiner Verbannung ſchrieb. [1]) Dies iſt ein (damals gar nicht

---

ſpricht, folgte eine zweite in Lucca nach ſeiner Verbannung, an welche er ſich im Purgat. XXIV, 37 von ſeinem Freunde Buonagiunta erinnern läßt. Von fleißigen Sammlern ſind ihm noch andere Liebſchaften, in Bologna, im Caſentiniſchen und anderswo, nachgewieſen worden, deren ein ſo reizbares Gemüth wohl fähig ſein konnte. Dafür läßt er ſich auch in dem ſchönen 30. und 31. Geſang des Purgatorio von Beatricen harte Vorwürfe machen, und ſeine aufrichtige Beichte mag ſeine Geliebte, wie viel mehr uns, ausſöhnen.

1) Zuerſt gedruckt zu Florenz 1490 von Francesco Buonaccorſo in klein 4. In neuerer Zeit wurde das Werk von vielen Fehlern und Nachläſſigkeiten gereinigt durch die Ausgaben des Marcheſe Gian Giacomo Trivulzio und anderer gelehrten Lombarden. Eine gute Ausgabe iſt die mit Erläuterungen

ſeltnes) poetiſches Monſtrum, worin ſich Scholaſtik und Dichtkunſt, Ariſtoteliſches Chriſtenthum und Heidenthum in der unglücklichen Form von Allegorien die Hand reichen. Die Gedichte ſind in einen Commentar eingehüllt, in welchem wir die Gelehrſamkeit Dante's bewundern, aber wenig genießen. Wir erkennen darin die Klippe, an welcher die Divina Commedia in einem weniger kräftigen dichteriſchen Geiſt untergehen konnte, oder war vielleicht das Convito das Heilmittel, wodurch ſich Alles für das göttliche Gedicht Tödtliche ableitete, ungefähr wie Göthe ſeinen Werther und faſt alle große Dichter ihr Purgatorium haben, worin ſie die Krankheit ihrer Zeit loswerden? Das Ganze war auf den Commentar von 14 Canzonen berechnet, was ein faſt ſo umfangreiches Werk als die göttliche Comödie geworden wäre; allein Dante's Genius bewahrte ihn vor der Vollendung deſſelben. [1]) Das Beſte in dieſem Commentar iſt, unſerer Meinung nach, das, was nicht dazu gehört, ſeine freudige, zuverſichtliche Vorausverkündigung des Ruhms der italieniſchen Sprache, wozu er um ſo größeres Recht hatte, da er ſelbſt der Mann war, der ſie wahr machte.

Wir folgen nun Dante in dem politiſchen Theil ſeines Lebens, unſtreitig dem wichtigſten, welcher den meiſten Einfluß auf ſein großes Gedicht hatte, und den hiſtoriſchen und epiſchen Stoff zu demſelben gab. In Florenz beſtand das Geſetz, daß kein Bürger ein öffentliches Amt erhalten könne, wenn er nicht in einer der Künſte oder Gewerbe immatriculirt war, und ſo ließ ſich Dante in die Zunft der Apotheker einſchreiben. Als ſolcher gehörte er nun eigentlich der Republik an, und machte ſich bald durch ſeine reifen Anſichten in der Politik, ſeinen Scharfſinn, ſeinen durch tiefe Studien geläuterten vorurtheilsfreien Geiſt und ſeine Talente ſo bemerklich, daß, wie Boccaccio ſagt, keine Geſandtſchaft angehört oder erwiedert, kein Geſetz verbeſſert oder abgeſchafft, kein Friede geſchloſſen, kein Krieg unternommen, und kurz zu keiner

---

von Fortunato Cavazzoni Pederzini, Modena 1829. Die beſte mir bekannte Ausgabe iſt die in der erwähnten Sammlung der Opere minori di Dante, 1839.

1) Der Commentar zur erſten Canzone nimmt 50 Seiten ein, der zur zweiten 58, und zur dritten über 100 Seiten.

Berathung von einigem Gewicht geſchritten wurde, wozu nicht vorher ſeine Meinung befragt worden wäre. Ja er war ſo ſehr die Seele der ganzen Regierung, daß ihm wohl mit Recht bei ſeiner letzten Geſandtſchaft zum Papſt ſein Selbſtgefühl die ſtolzen Worte zu den übrigen Räthen eingab: „Wenn ich hingehe, wer bleibt hier, und wenn ich bleibe, wer geht?" Unter ſeine wichtigſten Staatsgeſchäfte gehören ſeine Geſandtſchaften, über die wir aber gerade am wenigſten ſichere Nachrichten haben. Wegen dieſes Dunkels wollen Viele die diplomatiſchen Sendungen Dante's läugnen. Außer der oben angeführten Stelle Boccaccio's deutet unter den älteſten Biographen nur noch Leonardo Bruni auf eine ſolche hin mit dem allgemeinen Ausdruck: Fu adoperato nella Republica assai. Erſt Mario Filelfo, welcher zwei Jahrhundert ſpäter ſeine Biographie ſchrieb, ſpricht mit Beſtimmtheit von vierzehn Geſandtſchaften, welchen ſich Dante im Namen der Republik Florenz unterzogen, und zwar nach Siena wegen Gränzbeſtimmungen, nach Perugia zur Befreiung einiger dort gefangen gehaltenen Mitbürger, nach Venedig zur Knüpfung einer Allianz, zum König von Neapel zu demſelben Zweck, zum Marcheſe von Eſte zur Feier ſeiner Hochzeit, bei welcher Gelegenheit er vor allen andern Geſandten ſoll geehrt worden ſein, nach Genua wegen Gränzbeſtimmungen, von Neuem zum König von Neapel, um dem zum Tod verurtheilten Vanne Barducci Befreiung zu bewirken, viermal zu Boniſaz VIII., zweimal zum König von Ungarn und einmal zum König von Frankreich. Es iſt allerdings auffallend, daß die älteſten Biographen und beinahe Zeitgenoſſen Dante's nichts davon erwähnen, doch beweiſt dies nichts gegen die Richtigkeit jener ſpätern Nachricht, denn über gar manche wichtige Abſchnitte aus Dante's Leben laſſen ſie uns im Dunkeln. Uebrigens bringt Filelfo wenigſtens für die letzte Geſandtſchaft in Neapel einen Beweis in einem Theil der Rede Dante's bei, von welchem Boccaccio, der noch dazu lange in Neapel war, ebenfalls nichts ſagt.

Der Hauptbeweis für Dante's häufige Geſandtſchaftsreiſen ſcheint uns aber in ſeinen Werken, beſonders in der Divina Commedia zu liegen. Die lebendigen und wahren Schilderungen, welche dem Gedicht einen ſolchen Reiz geben, und uns mitten in jenes bewegte Jahrhundert verſetzen, verrathen eine genaue Kennt-

niß der Menſchen, Gegenden, Umſtände, Ereigniſſe, die man damals nicht aus Geſchichtsbüchern, Zeitungen und Geographien ꝛc. ſchöpfen, ſondern allein durch eigne Anſchauung erlangen konnte. Und geſetzt, ſolche Hülfsmittel hätten Dante zu Gebote geſtanden, ſo geht dennoch aus der Lebendigkeit ſeiner Gemälde hervor, daß er nicht jene, ſondern die Natur ſelbſt kopirt hat. Man vergleiche z. B. Taſſo's Schilderungen aus dem gelobten Land mit den Dante'ſchen Gemälden, um zu erkennen, daß der ganze Aufwand einer nicht geringen Kunſt die einfache Naturanſchauung nicht zu erſetzen vermag. So möchten wir mit Beſtimmtheit ſchließen, daß Dante in Venedig war, und die Geſchäftigkeit und das Treiben auf den dortigen Schiffswerften angeſehen hat, wenn wir die ſchöne Beſchreibung deſſelben im Anfang des 21. Geſangs des Inferno leſen:

Quale nell' Arzanà de' Viniziani
Bolle l'inverno la tenace pece,
A rimpalmar li legni lor non sani,
Che navigar non ponno; e 'n quella vece
Chi fa suo legno nuovo, e chi ristoppa
Le coste a quel, che più viaggi fece;
Chi ribatte da proda, e chi da poppa;
Altri fa remi, ed altri volge sarte;
Chi terzeruolo, ed artimon rintoppa.

Auch für ſeine Anweſenheit in Rom im Anfang des Jahres 1300 zur Zeit des großen Jubiläums ſcheinen uns die Verſe Inferno XVIII, 28 zu ſprechen:

Come i Roman, per l'esercito molto,
L'anno del giubbileo, su per lo ponte
Hanno a passar la gente modo tolto;
Che dall' un lato tutti hanno la fronte
Verso il Castello, e vanno a Santo Pietro;
Dall' altra sponda vanno verso 'l monte.

Die Römer hatten des ungeheuern Zudranges wegen den ganzen Weg über die Engelsbrücke durch Pfähle in zwei Wege getheilt, auf deren einem die Andächtigen nach St. Peter gehen, auf dem andern zurückkommen ſollten. Auch an andern Stellen ſcheint Dante jenes Gedränge vor Augen gehabt zu haben, wie Inferno III, 115—120. So ließe ſich noch aus manchem Gleichniß,

manchem Gemälde der göttlichen Comödie die eigne Anſchauung Dante's erkennen, und Filelfo's Nachrichten könnten zum großen Theil gerechtfertigt erſcheinen.

Was uns ſo lange bei dieſem Umſtand aufhielt, iſt die Ueberzeugung, daß die Feſtſtellung von Dante's vielfachen Beſchäftigungen in der Regierung von Florenz und ſeiner diplomatiſchen Sendungen an die verſchiedenartigſten Höfe gerade das wichtigſte Moment in ſeiner Biographie iſt. Denn dieſe Reiſen gaben ihm jene reifen Anſichten über die Verhältniſſe der Fürſten und Völker, der Kirche und des Reichs, über die Rechte und Pflichten der verſchiednen Stände, welche ihn unendlich hoch über den engen Geſichtskreis ſeiner Vaterſtadt und die erbärmlichen Gaſſenkriege der Parteien erhob, und welche ſeine Mitbürger aus Blödſinn verfolgt hatten, und ſeine jetzigen Landsleute immer noch aus Blödſinn verläumden. Dort fand ſein durchdringender Verſtand die Gebrechen, woran ſein Zeitalter litt, dort dachte ſein durch das gründlichſte Wiſſen geläuterter Geiſt, immer durch die Erinnerung an eine ruhmreiche Vorzeit erwärmt, die Mittel aus, wie der krankhafte Zuſtand der Völker gehoben werden könne, dort endlich erhob er ſich zu jener Seelengröße, die ihm in der Divina Commedia die ſchönſten, bewundernswürdigen Stellen diktirte, durchdrang er ſich mit jener moraliſchen Kraft und Wärme, die ihn zum Reformator ſeiner Nation hätten machen können, wenn ſeine Zeitgenoſſen ihn nur im Geringſten hätten verſtehen wollen oder können. Daß man Dante als Welfen, dann als Gibellinen verſchrien hat, zeigt eine ganz beſondere Beſchränktheit und nur flüchtige Bekanntſchaft mit dem Dichter, deren ſich bis jetzt alle ſeine italieniſchen Biographen ſchuldig gemacht haben, und die bei Ginguené ebenſo unbegreiflich als unverzeihlich iſt. Man könnte faſt aus jedem Geſang der Divina Commedia Belege für ſeine Parteiloſigkeit, für ſeine glühende Vaterlandsliebe, die jede kleinliche Rückſicht verſchlang, und für ſeine ihn weit über ſein Zeitalter erhebende Anſicht über das Unweſen der Parteien und über das nur auf die genaue Beſchränkung jeden Standes auf ſeine Rechte zu gründende Wohl der Völker entnehmen. Schon das göttliche Gedicht ſelbſt beweiſt, daß Dante keiner Partei angehörte, denn ein Mann, der ſich über die elenden Leidenſchaften der Parteiſucht, über die beſchränkten Einſichten einer hal-

und herrſchgierigen Clique, welche ſich zum blinden Werkzeug jedes geſchickten Eroberers oder Herrſchers hergab, nicht mit freiem Blick erheben konnte, war nimmermehr fähig, eine Divina Commedia zu ſchreiben, und ein Gedicht, welches nur den Abſichten einer elenden Partei dienen ſollte, wovon übrigens in jenem nicht die geringſte Spur zu finden iſt, wäre ſchwerlich in dieſem Glanz bis zur Nachwelt gelangt. Dante war allerdings als Welfe geboren, und hatte in ſeiner Jugend auch dieſer Partei Dienſte geleiſtet. Aber nur ſeine Geburt hatte ihn an eine Partei gefeſſelt, ſein Geiſt ſchwang ſich je nach dem Grade ſeiner wunderſchnellen Ausbildung über dieſe Schranken hinweg, und ſowie er eigne Einſicht in das politiſche Treiben erlangt hatte, war der Wahn verſchwunden, und frei ſteht er über allen Parteien, Meinungen und Leidenſchaften auf dem feſten Boden ſeiner gegründeten Ueberzeugung. Er erſcheint uns in dieſer Stellung um ſo größer, je ſchwieriger es damals muß geweſen ſein, eine ſolche Einſicht zu gewinnen, und je gefährlicher, ſie auszuſprechen. Es ſei uns erlaubt, einigermaßen vorauszueilen, und ſeine ſpäter geäußerten Anſichten hier ſchon anzuführen, da dies eigentlich der Lebensabſchnitt war, in welchem er ſie gewann. Wir finden die Summe derſelben in dem Traktat De Monarchia und in ſeinen Briefen enthalten. Dante erblickte die Hauptepoche des durch die Bürgerkriege in Italien hereingebrochenen Unglücks in dem Streit Friedrich's II. mit den Päpſten und in dem erloſchenen Anſehen eines römiſchen Kaiſers. Er hielt die Hoffnung für eitel, daß jede Stadt ihre eigne Freiheit behaupten könne, ohne daß ſie alle unter Einem Haupt und gemeinſchaftlichen Regierer vereinigt würden, durch welchen ſie alle Nationen der Welt, wie früher ſo lange Zeit, beherrſchen könnten. Dann wäre Italien vor allen fremden Einfällen, wie beſonders vor allen innern Entzweiungen ſicher, durch eine allgemeine Macht und Autorität, ſo daß es die alte Herrſchaft über alle Völker wieder erlangte. Durch die damalige Erfahrung bewies er, daß die Trennung in ſo viele kleine Staaten und Städte ohne Abhängigkeit von einer über alle erhabnen Macht die Urſache der Zwietracht und der beſtändigen Kriege ſei, welche die Kräfte der Italiener verzehrten. Frei, einig und ſtark wollte er aber ſeine Nation haben, frei unter dem Schutz trefflicher Geſetze, frei von den ariſtokratiſchen und demokratiſchen

Räubern, welche unter mancherlei Namen Eigenthum und Leben der Bürger gefährdeten, einig und ſtark unter dem Schirm eines allgemeinen Kaiſers, der erhaben über allen Königen, Herzogen und Fürſten Gerechtigkeit übte und den Frieden ſicherte, und unter dem Schutz der Kirche, welche aller Arroganz ſich entäußerte, aller Einmiſchung in weltliche Angelegenheiten beraubt, ſich deſto wirkſamer um das geiſtige Wohl der Völker bemühe. Dies war Dante's Ideal von einem Weltreich; man ſieht aus ſeiner weitern Ausführung, daß er dabei immer von der erhabnen Bürgertugend der alten Römer begeiſtert war, nur irrte er wohl darin, daß er die Raufbolde ſeiner Zeit für alte Römer hielt, und, wie das gewöhnlich bei vortrefflichen Menſchen iſt, ihnen ſeinen erhabnen Charakter beimaß. Jedenfalls hoffte er immer das Beſte von einem kräftigen Kaiſer, der damit anfangen müßte, die Kirche (die alte Wölfin in der Divina Commedia) zu bändigen. Deswegen war er aber weder Welfe noch Gibelline, welche beide Parteien niemals weder an Freiheit, noch Einigkeit noch Kraft ihres Volkes gedacht haben. Nur da iſt Völkerglück, war ſeine Anſicht, wo Friede, und da iſt Friede, wo Gerechtigkeit herrſcht. Um ſo mehr kann aber Gerechtigkeit herrſchen, je mehr der gerechte Fürſt Macht hat. Die größte Sicherheit für das öffentliche Wohl liegt alſo in der größten Macht der Monarchie. Damit nun der Monarch immer gerecht ſei, ſo iſt ſeine Meinung im Convito, p. 198: „Ein einziger Herrſcher muß ſein, welcher Alles beſitzend Nichts mehr wünſchen könne, und ſo auch die Könige und Fürſten in den Gränzen ihrer Reiche zufrieden halte, damit allgemeiner Friede ſei, unter deſſen Schutz die Städte ruhen und gedeihen. Ein ſolcher allgemeiner Herrſcher aber, wie der römiſche Kaiſer werden ſollte, hängt nicht von der Kirche, ſondern einzig und allein von Gott ab, ohne irgend einen Vermittler, die weltliche Herrſchaft des Papſtes iſt unſinnig, nichtig, und deſſen Gewalt ſollte bloß auf das geiſtige Reich beſchränkt werden. Dadurch, daß die Kirche dieſe Schranken durchbrach, und zugleich das Kaiſerhaus ſeinen Einfluß in Italien verlor, iſt das Gleichgewicht in der Weltherrſchaft geſtört worden, und alles Unglück des Unfriedens, der Anarchie und Tyrannei über die italieniſchen Staaten eingebrochen." „O ſclaviſches Italien", ruft er Purgat. XI, 76—96 aus, „Herberge des Jammers, Schiff ohne Steuerer in dem großen Sturm,

nicht mehr Herrin der übrigen Provinzen, ſondern Bordell. Hier nagt Einer an dem Andern voller Furcht, Keiner freut ſich des Friedens. Was helfen Juſtinian's Geſetze, da der Thron des Regenten leer iſt. Ihre Vortrefflichkeit vermehrt nur Italiens Schande, da es doch unter ihnen nicht ruhig leben kann. O Volk, du ſollteſt endlich demüthig werden, und den Kaiſer auf ſeinem Thron ſitzen laſſen. Wie tückiſch iſt Italien geworden, ſeitdem es nicht mehr mit dem Sporn gelenkt wird, und das Volk ſelbſt regiert." Als Beleg hierzu gibt er die wunderſchöne, ironiſche Beſchreibung von dem Glück der Stadt Florenz, wo ſich viele der Beſten aus Verdruß den öffentlichen Geſchäften entziehen und der Pöbel als Werkzeug der Raufer an der Spitze ſteht (Purgat. VI, 127—151). Als Haupturſache dieſer allgemeinen Unordnung erkannte Dante ſehr richtig das unſinnige Verhältniß, in welches ſich die Kirche, der die Sorge für das geiſtige Wohl zukam, mit der Welt geſetzt hatte, und die leichtſinnige Art, wie ſie ihrer erhabnen Aufgabe Hohn ſprach. Dante war mehreremal in Rom geweſen. Sein Amt, das ihm überall Zutritt verſchaffte, ließ ihn ſcharfe Blicke in den innern Haushalt der Kirche thun, und mit dem bitterſten Unmuth ſah er, wie die heilige Anſtalt, durch die tiefſte Sittenloſigkeit geſchändet, wie das Werk mehrer großen Päpſte durch ſo unwürdige Nachfolger alles Anſehens und aller Kraft beraubt wurde. Den Anfang zu dieſer Geſunkenheit ſah er darin, daß die Kirche aus ihren Gränzen heraustrat, und ſich mit Vernachläſſigung des geiſtigen Wohls bloß um die weltlichen Händel bekümmerte, nachdem ſie das Oberhaupt der weltlichen Monarchie niedergetreten hatte. Darum ſagt er Purgat. XVI, 127: „Seit die Kirche Roms zwei Herrſchaften vereinigt, verſinkt ſie in Koth, und beſudelt ſich und ihre Laſt"; und weiter oben, Vers 106—117: „Die ſchlechte Führung iſt die Urſache der Schlechtigkeit der Welt; ſonſt hatte Rom, als es noch die Welt beſſerte, zwei Sonnen (Papſt und Kaiſer), welche den Weg Gottes und der Welt erleuchteten; da aber nun beide, Hirtenſtab und Schwert, in einer Hand (des Papſtes) ſind, ſo müſſen beide ſchlecht mit einander fahren, weil keins das andere fürchtet." Und Vers 94—99: „Es muß ein Geſetz geben, als Zügel der Leidenſchaften, und einen Führer (das Haupt der Kirche), welcher zum Wenigſten den Thurm der ewigen Stadt erkennen ſoll." Als je wichtiger Dante

das echte Wirken der Kirchenhäupter in chriſtlichem Sinn erkennt, deſto zürnender ſpricht er ſich über die aus, welche dieſe heilige Pflicht vernachläſſigen. Die Summe ſeines Unmuths läßt er Petrus unter allgemeinem Schaamerröthen aller Seligen ausrufen, Parad. XXVII, 22: „Der, der ſich auf Erden meinen Stuhl angemaßt hat, der vor dem Sohn Gottes ledig iſt, hat aus meiner Grabſtätte eine Kloake von dem Blut und Geſtank gemacht, deſſen ſich der Abtrünnige freut.“ Bei dieſen Worten bedeckte den Himmel eine Finſterniß wie bei dem Tod Jeſu. — Ebenſo machte er aber auch den Kaiſern Vorwürfe darüber, daß ſie nach ſeiner Anſicht ihre Pflicht verſäumten, und die Kirche in ihren Uebergriffen und die kleinen Tyrannen Italiens in ihren Empörungen gewähren ließen. Darum hat er den großen Kaiſer Friedrich II., dem er ſonſt alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, in die Hölle verſetzt, weil er gegen jenes Syſtem gehandelt und die weltliche Macht gegen die Kirche überſchritten habe. Darum tadelt er den Kaiſer Rudolph, daß er ſeinen Römerzug verſäumt, er, der die Wunden Italiens hätte heilen können, Purgat. VII, 91, und darum ſagt er dem Kaiſer Albrecht ſein ſchreckliches Ende als Strafe voraus, dafür, daß er Italien verwildern laſſen, und daß er und ſein Vater es geduldet, daß des Reiches Garten verwüſtet worden. Purgat. VI, 97—105. Deswegen freute er ſich ſo bei der Annäherung Heinrich's VII., der ihm endlich der mit allen Mitteln zur Verwirklichung ſeiner Idee ausgeſtattete Mann ſchien, und er ſetzte mit großem Eifer alle Mittel zur Vorbereitung zu ſeinem großen Zweck in Bewegung, wie wir ſpäter ſehen werden. Dies war das Ideal, das Danten beſtändig vorſchwebte, an das er ſelbſt ſein Leben geſetzt hätte, von dem er weder durch den beſtechlichen Glanz ſeiner Würde als Oberhaupt der Republik, noch durch die niederbeugende Widerwärtigkeit der Verbannung abgebracht werden konnte: ein allgemein beglückender Friede der Welt in einem geſetzlich geordneten Weltreich, befeſtigt und geheiligt durch die Kraft des Chriſtenthums. Wir ſehen daher, wie wenig diejenigen Danten zu verſtehen vermögen (und das ſind die meiſten Italiener), welche ihn bald als einen verſteckten, bald als einen offnen Gibellinen oder Welfen darſtellen, und dem Mann, der an ſeiner großen Idee bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens feſthielt, Mangel an Charakter vorwerfen.

Während nun Dante durch Verarbeitung und Aufklärung dieſer Ideale in ſeinem Innern zu immer größerer Klarheit und Ruhe gelangte, brachte ihn ſeine öffentliche politiſche Thätigkeit in Florenz in eine immer bedenklichere Lage; denn der Zuſtand der Republik ward von Monat zu Monat düſterer, die Kämpfe blütiger, Raub, Mord, Zerſtörung der Häuſer häufiger, der Parteihaß grauſamer. Die Welfen waren ſeit Langem Herren der Stadt, aber in ihrer Mitte entzündeten ſich nun heftige Streitigkeiten zwiſchen den Parteien der Cerchi und Donati. Die Familie der Cerchi war vor Kurzem aus ihren Beſitzungen in dem waldreichen Val di Nievole nach Florenz gekommen (daher nennt Dante ihre Partei selvaggia, Inferno VI, 64). Sie ſtanden durch ihre Reichthümer in der Stadt in großem Anſehen, und durch ihre Freigebigkeit, ihr menſchenfreundliches Betragen und ihre Mäßigung bei dem Volk in großer Gunſt. Dies erregte aber ſchon den Neid der Donati, welche ihr uraltes Anſehen durch die neuen Ankömmlinge geſchmälert glaubten. Ihr Haupt war Corſo Donati, ein Mann von kräftigem Charakter, aber übermüthig, unbändig und tyranniſch, welcher Florenz beherrſchen wollte. Er hatte früher Piccarda, ſeine Schweſter, mit Gewalt aus dem Kloſter geriſſen, um ſie einem Edelmann zur Ehe zu geben. Jetzt ſuchte er die Cerchi als heimliche Verbündete der Aretiner und Piſaner verdächtig zu machen, und ſeine Partei unter dem Adel durch das Verſprechen zu vergrößern, daß er die von Giano della Bella (einem kurz zuvor verbannten Volksbeſchützer) zu Gunſten des Volks und zur Bändigung des Adels gemachten Anordnungen abſchaffen wolle. Die offne Feindſchaft zwiſchen den Donati und Cerchi wurde durch eine Erbſchaft erweckt, auf welche beide Anſprüche machten (daher ſagt der Schlemmer Ciacco von der Partei Corſo's, Inferno VI, 74: Superbia, invidia e avarizia sono le tre faville, ch' hanno i cuori accesi), und der Streit begann bei Gelegenheit eines Balles mit Naſenabſchneiden und Ermordungen, wobei die Cerchi die erſten Opfer waren. Das Unglück vergrößerte ſich, als die florentiniſchen Welfen ſich in die gräuelvollen Händel der Familie der Cancellieri in Piſtoja, welche ſich in die weiße und ſchwarze Partei geſpalten hatte, als Vermittler miſchten, freilich in der Abſicht, die welfiſche Partei in jener Stadt an der Spitze zu erhalten. Die Ruhe der Piſtojeſer wurde von den

Florentinern theuer bezahlt, denn sie nahmen die Häupter jener schwarzen und weißen Parteien mit sich, und ererbten so den ganzen unheilvollen Streit zu dem ihrigen. Die Weißen reihten sich unter das Haupt der Cerchi, die Schwarzen unter die Donati. Dante, obgleich sich mehr zu den mäßigern Cerchi hinneigend, übernahm gewiß die versöhnende und vermittelnde Rolle, was sich wenigstens aus allen seinen Aeußerungen entnehmen läßt, und war wahrscheinlich auch im Anfang des Jahres 1301 einer der Gesandten, welche zur Beilegung der Streitigkeiten nach Rom gingen. Die Donati, welche schon seit Langem Verbündete des Papstes, also eigentliche Welfen waren, hatten diesen von der Abtrünnigkeit der Cerchi und der Weißen, sowie von der Gefahr, welche von der vergrößerten Macht derselben entspringe, unterrichtet; nun beschlossen sie in einer geheimen Versammlung in der Kirche S. Trinita, Bonifaz VIII. zu bitten, daß er, angeblich um die Ordnung herzustellen, eigentlich aber ihre Partei in den Besitz der Alleinherrschaft zu setzen, den Bruder des Königs von Frankreich, Karl von Valois, an der Spitze eines Heeres nach Florenz schicken möge. Der Papst hatte einstweilen den Kardinal Matteo Acquasparta mit angemessenen Instruktionen gesandt, Juni 1300, welcher zur „Herstellung der Ordnung" nach Kräften die Donati ans Ruder zu bringen und die Cerchi zu unterdrücken bemüht war. Allein obgleich mit großen Ehren aufgenommen, konnte er doch bei der Wachsamkeit des Volks seinen Zweck durchaus nicht erreichen. Ja, als ihm mit einem Pfeil ein Fenster seiner Wohnung eingeschossen wurde, floh er in der Angst über den Arno in das Haus des Messer Tommaso de' Mozzi, und verließ bald Florenz, nachdem er es mit dem Interdict belegt hatte. Jene geheime Versammlung aber erregte bei den Weißen großen Verdacht, sie beschuldigten bei den Prioren die Schwarzen einer Verschwörung gegen die Freiheit und griffen zu den Waffen, was wieder jene als ein Verbrechen gegen den Staat anklagten, und bald erfüllte Kampf und Mordgeschrei alle Straßen von Florenz. Dies war die bedenkliche Epoche, in welcher Dante, der sich schon vielfach um den Staat verdient gemacht, zu einem der Prioren von Florenz gewählt wurde, welches Amt er vom 15. Juni bis 15. August 1300 verwaltete. Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, machte dieses Amt zu einem wahren Märtyrer-

thum des Geſetzes und der bürgerlichen Ordnung, und mit je mehr Weisheit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ſich Dante dabei benahm, je mehr er nur für Herſtellung des Friedens und des geſetzlichen Zuſtandes arbeitete, deſto weniger konnte er es den raub- und herrſchgierigen Parteien zu Danke machen. Und wirklich ſchreibt er auch von dieſem Priorat alle Unglücksfälle und alle Verfolgungen her, wie man dies aus einem von Leonardo Bruni aufbewahrten Bruchſtück eines ſeiner Briefe erſehen kann. Jener oben erwähnte Auftritt hatte die Prioren ganz mit Furcht erfüllt, und aller Entſchloſſenheit und Energie beraubt. Dante allein blieb unerſchüttert; er umgab die Prioren mit einer hinreichenden bewaffneten Macht. Nun wurde die Sache unterſucht, in beiden Parteien Schuldige gefunden und von beiden Parteien die Häupter verbannt, die Schwarzen, worunter beſonders der Hauptſtörer Corſo Donati, nach Pieve bei Perugia, die Weißen, worunter einige Cerchi, Guido Cavalcanti, der Jugendfreund Dante's, die Adimari u. A., nach Sarzana im jetzigen Genueſiſchen. Dieſer höchſt weiſe Spruch, welcher am beſten den Frieden herſtellen konnte, wurde auf Dante's Rath gegeben, und daß ſpäter die Weißen zurückgerufen wurden, kann ihm gar nicht als Parteilichkeit zur Laſt gelegt werden, da er zu dieſer Zeit nicht mehr Prior war.

Corſo Donati und ſeine verbannten Schwarzen gingen nach Rom, und bewirkten dort durch Vorſtellungen, Verläumdungen, Freunde und Beſtechungen einen Entſchluß des Papſtes, welchen Dante ſo lange für ſeine unglückliche Vaterſtadt gefürchtet, und dem er auch als Prior mit allem Eifer entgegengekämpft hatte. Bonifaz VIII. ernannte Karl von Valois zum Grafen von Romagna, Capitain des Kirchenſtaates, Friedensſtifter und Reformator der florentiniſchen Republik, und ſchickte ihn als ſolchen mit anſehnlicher bewaffneter Macht nach Florenz. Vor ſeinem Eintritt in die Stadt verpflichtete ſich dieſer mit Siegel und Unterſchrift, ſich keinen Richterſpruch anzumaßen, die Ordnung nicht umzuſtoßen, die Geſetze und Gebräuche der Stadt nicht zu verletzen. So hielt er ſeinen Einzug am 1. November 1301. Demungeachtet ließ er einige Tage ſpäter den Wütherich Corſo mit ſeinem Anhang in die Stadt zurückkommen und erlaubte eine fünftägige Plünderung, Raub und Mord. Die Weißen wurden von allen Aemtern verdrängt, unter lügenhaften Vorwänden verjagt, ermordet, ihre

Häuſer verbrannt, und die ſchändlichſte Willkür der Donati war Geſetz in der erſchreckten Stadt (Purgat. XX, 70—78).

Dante, welcher Karl von Valois und die Abſichten, welche die Feinde der Ordnung mit ihm hatten, wohl kennen mochte, hatte dieſe Gräuel vorausgeſehen und gewußt, was er, der einzige hellſehende und entſchloſſene Mann, in dieſer Unordnung ſeiner Vaterſtadt werth war, und mit ſchwerem Herzen hatte er ſich zu der Geſandtſchaft nach Rom hergegeben, welche bei dem Papſt den Frieden vermitteln und die Ankunft Karl's von Valois abwehren ſollte. (Se io vo, chi resta? Se io resto, chi va?) Allein die Donati mochten dies auch wiſſen, und es ſcheint mir ſehr wahrſcheinlich, daß auf ihre Veranſtaltung Dante zum Geſandten erwählt zwei Monate vor Karl's Ankunft von Florenz abreiſen mußte, und in Rom zurückgehalten wurde, bis ihre Abſicht erreicht war. Denn während ſeiner Abweſenheit ließen ſie ein Geſetz durchgehen, welches den Podeſtà (damals Meſſer Cante de' Gabrielli, einen wüthenden Schwarzen) ermächtigte, über die von den frühern Prioren begangenen angeblichen Vergehen zu richten. Durch dieſes Geſetz wurde der abweſende Dante mit noch drei andern Bürgern am 27. Januar 1302 in eine Buße von 8000 Lire verurtheilt; wenn ſie dieſelben nicht in einer gewiſſen Zeit bezahlten, ſollten ihre Güter confiscirt und zerſtört werden; aber auch im Zahlungsfall ſollten ſie auf zwei Jahre von Toskana verbannt ſein. Hier folgt die Sentenz, wie ſie Arrivabene (Secolo di Dante, p. 655) mittheilt: Condemnationes factae, per nobilem et potentem militem, Dom. Cantem de Gabriellis, Potestatem Florentiae MCCCII. XXVII. Januarii, Dom. Palmerium de Altovitis de Sextu Burghi, Dantem Allagherii de Sextu Sancti Petri majoris, Lippum Becchi de Sextu Ultrarni, Orlandinum Orlandi de Sextu porte Domus. Accusati dalla fama pubblica, e procede ex officio, ut supra de primis, e non viene a particolari, se non che nel priorato contradissono la venuta Domini Caroli, e mette che fecerunt baratterias, et acceperunt quod non licebat per leges, etc., in libras octo millia per uno, et si non solverint fra certo tempo devastentur et mittantur in commune, et si solverint, nihilominus pro bono pacis stent in exilio extra fines Tusciae duobus annis.

Um einem ſolchen Richterſpruch einigen Schein des Rechts zu geben, war Dante des Wuchers und der Beſtechlichkeit beſchuldigt worden, und die meiſten Biographen finden es ſehr ſchwer, jetzt noch zwiſchen ihm und ſeinen Richtern zu entſcheiden. Ich finde bei dem bekannten Charakter aller betheiligten Perſonen die Sache ſehr leicht, wenn es nicht ein ganz unnützes Unternehmen wäre, bei einem Akt, der nur den Triumph einer raubſüchtigen Partei über eine andere bezeichnen ſoll, nach dem Recht zu entſcheiden. Am 10. März deſſelben Jahres wurde der Richterſpruch mit dem Zuſatz beſtätigt, daß Dante und ſeine Genoſſen lebendig verbrannt werden ſollten, wenn ſie je in die Gewalt der Florentiner kämen. Das merkwürdige Aktenſtück über dieſe Sentenz iſt lange unbekannt geblieben, und erſt 1772 von dem bologneſiſchen Senator Lodovico Savioli in dem Stadtarchiv von Florenz entdeckt worden. Wir geben es hier nach Tiraboschi: **Nos Cante de Gabriellibus de Eugubio Potestas civitatis Florentie infrascriptam condemnationis summam damus et proferimus in hunc modum.**

Dominum Andream de Gherardinis.
Dominum Lapum Salterelli Judicem.
Dominum Palmerium de Altovitis.
Dominum Donatum Albertum de Sextu Porte Domus.
Lapum Dominici de Sextu Ultrarni.
Lapum Blondum de Sextu Sancti Petri majoris.
Gherardinum Diodati Populi S. Martini Episcopi.
Cursum Domini Alberti Ristori.
Junctam de Biffolis.
Lippam Becchi.
Dantem Allighierii.
Orlanduccium Orlandi.
Ser Simonem Guidalotti de Sextu Ultrarni.
Ser Ghuccium Medicum de Sextu porte Domus.
Guidonem Brunum di Falconeriis de Sextu S. Pietri.

contra quos processimus, et per inquisitionem ex nostro Officio et Curie nostre factam super eo et ex eo quod ad aures nostras et ipsius Curie nostre pervenerit fama publica precedente, quod cum ipsi et eorum quilibet nomine et occasione baracteriarum iniquarum, extorsionum, et illicitorum

lucrorum fuerint condemnati, ut in ipsis condemnationibus docetur apertius, condemnationes easdem ipsi vel eorum aliqui termino assignato non solverint. Qui omnes et singuli per nuntium Comunis Florentie citati et requisiti fuerunt legiptime, ut certo termino jam elapso mandatis nostris parituri venire deberent, et se a premissa inquisitione protinus excusarent. Qui non venientes per Clarum Clarissimi pubblicum Bapnitorem posuisse in Bapnum Comunis Florentie subscriterunt (sic) in quod incurrentes eosdem absentis (sic) contumacia innodavit, ut hec omnia nostre Curie latius acta tenent. Ipsos et ipsorum quemlibet ideo habitos ex ipsorum contumacia pro confessis, secundum jura statutorum et ordinamentorum Communis et populi Civitatis Florentie et ex vigore nostrii arbitrii, et omni modo et jure, quibus melius possumus, ut si quis predictorum ullo tempore in fortiam dicti Communis pervenerit, talis perveniens igne comburatur sic quod moriatur, in hiis scriptis, sententialiter condemnamus. — Lata, pronuntiata et promulgata fuit dicta condemnationis summa per dictum Cantem Potestatem predictum pro tribunali sedentem in Consilio Generali Civitatis Florentie, et lectum per me Bonorum Notarium supradictum sub anno Domini milesimo trecentesimo secundo Indictione XV tempore Domini Bonifatii Pape ottavi die decimo mensis Martii presentibus testibus Ser Masio de Eugubio, Ser Bernardo de Camerino Notariis dicti Domini Potestatis, et pluribus aliis in eodem Consilio existentibus.

Der große Friedensſtifter Karl von Valois zog einen Monat darauf im April von Florenz ab, und ließ die Schwarzen als Herren der Stadt zurück, welche nun fürchterlich darin hauſten. Auch Dante's Wohnung ward ausgeplündert und verbrannt, und ſeine Güter theilten ſeine Feinde unter ſich. Seine Gattin Gemma ſoll unter dem Titel der Mitgift einiges Vermögen gerettet haben, wovon ſie ſich und die Kinder, welche dem Vater noch nicht folgen konnten, erhielt. Dante erfuhr in Siena ſein und ſeiner Vaterſtadt ſchreckliches Schickſal. Eine Menge Verbannte kamen dort zuſammen, Weiße und Gibellinen näherten ſich einander, durch das gemeinſame Unglück und den gemeinſamen Zweck ver-

bunden, und Dante, der nichts ſehnlicher wünſchte, als eine friedliche Rückkehr in die einige, von allen Parteizwiſten befreite Vaterſtadt, blieb bei ihnen bis zum Juli 1304, und ſtand ihnen mit Rath und That, beſchwichtigend und immer zum Frieden lenkend bei, mußte freilich auch zuweilen der ungeſtümen Mehrzahl nachgeben.

Der Charakter der Saneſen gewährte den Verbannten nicht lange Sicherheit, und ſie zogen nach Gargonza in Val d'Ambra unweit Arezzo. Dort ſuchten ſie ſich zu ordnen, um ihren Operationen mehr Einheit und Wirkung zu geben. Sie erwählten den Grafen Aleſſandro da Romena zu ihrem Haupt, und gaben ihm zwölf Kriegsräthe zur Seite, unter welchen auch Dante ſich befand. Hierauf begaben ſich 1303 die Verbannten, wahrſcheinlich von trügeriſchen Hoffnungen angezogen, nach Arezzo, wo eine ſehr anſehnliche Partei der gemäßigten Gibellinen unter dem Podeſtà Uguccione della Faggiuola herrſchte, und wo Dante eine innige Freundſchaft mit dem gleichfalls vertriebenen Meſſer Boſone von Gubbio ſchloß. Doch Uguccione, der ein tüchtiges Parteihaupt und geborner Herrſcher, aber auch ein Abenteurer war, der auf jede Art ſein Glück zu machen ſuchte, war von Bonifaz durch die Hoffnung eines Kardinalshutes für ſeinen Neffen gekirrt worden, und betrug ſich nun gegen die Weißen ſo kalt und zweideutig, daß ſie ſich nach Forli zu dem Vicar Scarpetta degli Ordelaffi begaben. Hier hoffte Dante eine Zeit lang ſeinen ſehnlichſten Wunſch der Rückkehr nach Florenz in Erfüllung gehen zu ſehen. Bonifaz VIII., der ſein ganzes Leben in Händeln zugebracht hatte, war auch an einem böſen Handel geſtorben, und der treffliche Benedikt XI. ihm gefolgt. Dieſer ſandte ſogleich den Kardinal Niccolò Albertini von Prato als Friedensvermittler nach Florenz. Bei dieſer Gelegenheit zeigt ſich, daß Dante (vielleicht ganz allein unter den Vertriebenen) immer für eine friedliche Ausgleichung des Parteizwiſtes war, indem er jenen (von Herrn Prof. Witte aufgefundenen) Brief an den Kardinal ſchrieb, worin er im Namen aller Verbannten die friedfertigſten Geſinnungen darlegt, und ihre Liebe zum Vaterland und die Sehnſucht zur Rückkehr auf eine rührende Art äußert. Indeſſen ſeine Hoffnung ſollte ſich nicht erfüllen. Das Geſchäft des Kardinals war zwar ſoweit gediehen, daß einige Verbannte zurückgerufen wurden, mit

welchen die Unterhandlung wegen der Rückkehr Aller ſchon begann. Allein die Schwarzen vereitelten alle ſeine Bemühungen, und machten ihn durch ſchändliche Verläumdungen und verfälſchte Briefe ſo verhaßt, daß er im Unmuth die Stadt excommunizirte und am 4. Juni 1304 verließ. Bald darauf ſtarb auch Benedikt XI., wahrſcheinlich von den Schwarzen vergiftet, deren Häupter er zur Rechtfertigung nach Rom berufen hatte, und Florenz war wieder den ſchrecklichſten Greueln preisgegeben.

Jetzt machten aber auch auf die Weißen und Gibellinen Dante's Friedensworte keine Wirkung mehr, und auf des Kardinals Einladung ward allgemein ein Sturm gegen Florenz beſchloſſen. Sie hatten eine bedeutende Heeresmacht unter den Befehlen des Aleſſandro da Romena zuſammengebracht. Der Sturm war auf den 23. Juli 1304 feſtgeſetzt. Ein junger Florentiner, Baschiera de' Toſinghi, welcher das Vordertreffen befehligte, ließ ſich unvorſichtiger Weiſe durch Briefe von Weißen in Florenz zum Angriff bewegen, ohne die Piſaniſchen und Piſtoiſchen Hülfstruppen abzuwarten. Der Anfang war ganz glücklich. Sie kamen, ohne Widerſtand zu finden, an den Borgo a S. Gallo, überrumpelten die Porta degli Spadari, und drangen bis gegen die Kirche der S. Reparata vor. Auf dem Platz S. Marco ſtellten ſie ſich in Schlachtordnung, den Degen in der Hand, aber das Haupt mit Oelzweigen bekränzt, riefen ſie: Frieden, Frieden! Aber plötzlich brachte ein Mißverſtändniß einen paniſchen Schrecken in ihre Reihen, ſie eilten aus der Stadt, brachten das übrige Heer in Furcht und Verwirrung, welches ſich ſogleich nach allen Seiten hin zerſtreute. Daß Dante an dieſem Sturm Theil genommen habe, wird von keinem der gleichzeitigen Hiſtoriker geſagt. Er mag ſich wohl in der Nähe aufgehalten haben, gewiß mit pochendem Herzen, um den Ausgang abzuwarten, und im glücklichen Fall gleich den Frieden zu befeſtigen.

Hielt ſich aber Dante ſchon lange zu keiner Partei, ſo mochte er jetzt in der Anſicht noch mehr beſtärkt ſein, daß, ſo lange Parteien gegen einander kämpften, niemals in ſeiner Vaterſtadt von Ausgleichung und von Herſtellung der Ordnung und der alten Verhältniſſe die Rede ſein könne. Er ſagte ſich alſo nun von allen Parteien los, da ihr Streben mit ſeiner uneigennützigen Vaterlandsliebe doch nichts gemein hatte, und ſeine Gedanken

beſchäftigten ſich von nun an mit einem Erretter, der mit kräftiger Hand und hohem Sinn ſein Ideal eines glücklichen Reiches verwirklichen, dem Papſt ſeine Gränze anweiſen, und in den Städten und unter den Fürſten einen allgemeinen Frieden befeſtigen ſollte. Daß ihn ſeine Biographen bis auf die neueſte Zeit deswegen eines eifrigen Gibellinismus beſchuldigt haben, zeigt Unverſtand, und beweiſt, daß man ſich in Italien immer noch nicht über den kleinlichen Parteigeiſt erheben kann, und, ſo lange dies der Fall iſt, nie den eignen großen Dichter wird verſtehen können. [1])

---

1) Dreimal in der Divina Commedia deutet Dante auf dieſen Erretter Italiens hin. Zuerſt im erſten Geſang des Inferno, und zwar hier auf eine Weiſe, die einen wirklich und menſchlich exiſtirenden Befreier und Herſteller Italiens nicht verkennen läßt. Er ſagt darin: Zur Zeit ſeines Priorats gerieth er in einen finſtern Wald (bezeichnet den traurigen Zuſtand Italiens durch die Geſunkenheit der kaiſerlichen und päpſtlichen Gewalt), worin ihn der Panther (das von Parteien zerriſſene Florenz), der Löwe (Karl von Valois) und ganz beſonders die Wölfin (die gierige römiſche Kirche) ängſtigt. Virgil ſagt ihm, dieſe gierige Wölfin würde nicht eher ruhen, als bis der Veltro (Windhund) käme. Dieſes Symbol des Windhunds hat viele Auslegungen, und darunter ungereimte, veranlaßt; Manche haben Chriſtum, Andere gar einen Tartarenfürſten darunter verſtanden. Die Hauptmeinungen ſind auf drei Perſonen gerichtet: Uguccione della Faggiuola, Kaiſer Heinrich VII. und Cane Scaligero. Auf den Erſtern kann ich nirgends die geringſte Anſpielung entdecken, dafür ſcheint mir aber Alles, ſowohl der Name als die übrigen Eigenſchaften auf Cane zu paſſen, beſonders nach dem, was ſpäter von Dante's erſtem Aufenthalt bei Cane geſagt wird, und nach der ſehr gegründeten Vermuthung, daß Dante erſt bei Marcello Malaſpina oder ein Jahr ſpäter bei Cane die Fortſetzung ſeines Gedichts vorgenommen und jenen erſten Geſang des Inferno umgearbeitet habe. Kopiſch's Auslegung des Verſes 105 ſcheint mir zu gezwungen und nur aus deſſen Anſicht erklärlich, daß in der ganzen Divina Commedia keine Perſönlichkeit, ſondern nur Allegorie und Symbolik zu finden ſei. Dante's kräftige Perſönlichkeit, eigenthümliche Anſicht über ſeine Zeit, Hoffnung und Furcht tritt im Gegentheil in jedem Geſang hervor, und macht uns allein den Dichter und ſein Werk ſo werth. Daß unter dem Veltro weder Gott noch Chriſtus, noch ein Papſt gemeint ſei, ſagen die Verſe 106—108: „Er wird das weltliche römiſche Reich wieder herſtellen, und das weltliche Papſtthum vernichten." Daſſelbe ſagt Dante im Purgat. XXX, 34—45: „Das Gefäß, das die Schlange zerbrach, iſt nicht mehr; doch wer die Schuld trägt, der wird die göttliche Rache nicht durch eine auf dem Grab des Gemordeten gegeſſene Suppe abwenden (dies deutet offenbar auf Karl von Anjou, der die kaiſerliche Macht

Nach dem verunglückten Plan der Gibellinen auf Florenz folgte Dante dem Grafen Aleſſandro da Romena über Mugello ins Caſentiniſche, und wurde in S. Godenzo von Guido Salvatico gaſtfrei aufgenommen. Er blieb da kurze Zeit, machte mehre Ausflüge und ging von da nach Bologna, das ihm von frühern Zeiten her eine befreundete Stadt war (Mai 1305). Dahin nahm er ſeinen 13jährigen Sohn Pietro mit, den er bisher in Siena hatte erziehen laſſen, und führte ihn in der weltberühmten Univerſität in die juriſtiſchen Studien ein. Ein Interdikt aber, das die Hochſchule von dem Papſt Clemens V. traf, vertrieb nebſt allen Lehrern auch Dante mit ſeinem Sohn nach Padua, 1306. In dieſer neuen Heimath ward Dante bald mit mehren vornehmen Familien bekannt, wie den Scrovigni, Carrara, Macaruffi, Pappafava, und einigen derſelben wurde er auch befreundet.[1]). Ueberhaupt genoß er hier, wie überall, wohin er kam, einer großen Achtung wegen ſeiner Gelehrſamkeit und Rechtlichkeit, und diente bei manchen wichtigen Verhandlungen bald als Zeuge, bald als Procurator. Dies beweiſt der von Pelli in

in Italien vernichtete durch einen Mord, und dann nach dem damaligen Aberglauben auf dem Grabe Konradin's eine Suppe aß); doch der Adler (alſo ſehr deutlich das weltliche römiſche Reich) wird nicht ohne Erben bleiben; er gab von ſeinen Federn (Reichthümern) dem Wagen (der Kirche) ab, die davon eine Mißgeburt (geiſtliches und weltliches Reich) und dann eine Beute (der Habgier) wurde. Doch ſeh' ich ihm (dem Adler) eine günſtige Zeit kommen, in welcher ein Kaiſer die Kirche wieder auf ihr eigentliches Reich beſchränken wird." Und daß in der dritten gewöhnlich angeführten Stelle, Parad. XXX, 133, kein Papſt als der Herſteller der göttlichen Ordnung auf Erden gemeint ſei, geht deutlich aus Vers 142—148 hervor. Ueberhaupt findet ſich nirgends ein Beweis, daß Dante viel auf einen Papſt gehofft habe, welcher mit Entäußerung von aller weltlichen Macht nur das geiſtige Wohl beförderte. Es ließ ſich ein ſolcher auch nicht ſo leicht denken, als vielmehr ein kräftiger Herrſcher, der ihm die weltliche Macht entriſſe. Daß aber Dante's Perſönlichkeit und ſein ganzes Leben nach und nach in der Divina Commedia dargeſtellt wird, ließe ſich von mehr als Einer Seite darthun, wenn hier der Ort zu ſolchen Entwicklungen wäre.

1) Einer von der Familie der Scrovigni ſagt Dante im Inferno XVII, 67: „Da du noch lebſt, und es erzählen kannſt, ſo wiſſe, daß mein Nachbar in Padua, Vitaliano del Dante, der jetzt noch lebt, bald auch hier unten mein Nachbar ſein wird, da er ein arger Wucherer iſt."

ſeinen Memorie angeführte Contract, der am 27. Auguſt 1306 im Hauſe des Meſſer Pappaſava abgeſchloſſen, und worin Dante, als wohnhaft in dem Quartier S. Lorenzo in Padua, als Zeuge aufgeführt wird. Auch mit den Malaſpina, eifrigen Welfen, hatte er ſchon eine innige Freundſchaft geſchloſſen, und vermittelte in ihrem Namen hier einen Frieden mit dem Biſchof von Luni, Antonio Canulla.[1])

Wahrſcheinlich bald nach dieſem Dienſt beſuchte er ſeine Freunde, die Malaſpina ſelbſt, in der Lunigiana, wo er nach ſeinen Umſtänden äußerſt glücklich einige Monate des Jahres 1307 zugebracht haben muß bei Marcello Malaſpina. Die Malaſpina waren eine alte fürſtliche Familie, welche in der Geſchichte Italiens mehre berühmte Namen lieferte, daher ihr Dante im Purgatorio VIII, 121 ein ſehr ſchönes Denkmal ſetzt. Currado Malaſpina, der Vater von Dante's Gaſtfreund Marcello, fragt dort Dante um Nachrichten aus Valdimagra. Dante antwortet ihm: „Ich war nie in Euerm Land, aber wo iſt ein Ort in ganz Europa, wohin nicht der Ruf, der Euer Haus ehrt, gedrungen ſei; er ſchallt ſo weit unter dem Adel und dem Volk, daß auch die, welche noch nie dort waren, davon Kunde haben. Ich ſchwöre Euch, daß Euer edles Geſchlecht nichts verliert von dem Ruhm der Freigebigkeit und der Tapferkeit. Natur und Erziehung hat ihm ſolch hohen Sinn gegeben, daß es, wie ſehr auch das ſündige Kirchenhaupt die Welt verdirbt (Bonifaz VIII.), doch ſeinen rechten Weg geht, und den ſchlechten verachtet." — Man ſieht aus dem letzten Lobſpruch, wie gut Dante mit ſeinen Grundſätzen ſich mit dieſer welfiſchen Familie befreunden konnte, welche

1) Die beiden Dokumente, welche Pelli hierüber anführt, lauten: 1) Il magnifico signor Franceschino Marchese Malaspina fece suo procuratore Dante Alighieri di Fiorenza, a ricever e dar pace, da farsi tra il venerabile padre il Signore Antonio vescovo di Luni da una parte, e il signore Franceschino in nome proprio e di Marcello e Corradino fratelli Marchesi Malaspina dell' altra parte; e a promettere che il signor Franceschino detto procurerà la ratifica del Signore Corradino per se e i suoi fratelli. — 2) Nel 1306 addì 6. Ottobre all' ora terza fu fatta la pace tra il venerabile padre signor D. Antonio vescovo per una parte e Franceschino Marchese Malaspina e ancora Marcello Marchese Malaspina, che il detto S. Franceschino procurerà e la ratifica.

ebenſo wie er Parteirückſichten der Rechtlichkeit unterordnete. Auch Marcello's Gattin, Alagia, einer Nepotin des Papſtes Hadrian V., aus der Familie der Fieschi de' Conti di Lavagna, erwähnt Dante auf ehrenvolle Weiſe im Purgat. XIX, 142, wo Hadrian zu ihm ſagt: „Wenn du mich auf Erden dem Gebete irgend Jemandes empfehlen willſt, ſo habe ich Niemanden als meine Nichte Alagia, die eine vortreffliche Frau iſt, wenn ſie unſere Familie nicht verderbt hat." Dante widmete dieſem Marcello Malaſpina das Purgatorio. — Noch wird von ſeinem Aufenthalt bei Malaſpina ein merkwürdiges Ereigniß in Betreff ſeiner Divina Commedia erzählt, welches bewieſe, daß Dante ſein großes Gedicht ſchon vor ſeinem Exil angefangen habe. Boccaccio behauptet dies von den ſieben erſten Geſängen, und verſichert es von einem Schweſterſohn Dante's, Leone Poggi, gehört zu haben, welcher dieſe ſieben Geſänge in einem Koffer, der beuteluſtigen Wuth des das Haus Dante's plündernden Volks entzogen, gefunden, und ſie dem Dino di Meſſer Lambertuccio Frescobaldi zu leſen gegeben, welcher ſie nach Styl und Tiefe der Gedanken für ein Werk Alighieri's hielt. Dieſer habe ſie dem Marcheſe Marcello Malaſpina geſchickt, um ſie Dante zuzuſtellen, und auf deſſen Aufforderung habe Dante ſein Werk fortgeſetzt. Leonardo Bruno, ein ſichererer Biograph, beſtätigt dies, und Boccaccio und Benvenuto glauben den Punkt der Fortſetzung deutlich im Anfang des achten Geſanges des Inferno zu finden: I' dico seguitando.[1])

1) Eine Beſtätigung dieſer Meinung finden wir in der erſten Canzone der Vita Nuova, in den Worten der früher angeführten Stanze: E che dirà nell' Inferno a' mal nati: I' vidi la speranza de beati. Dieſe Stelle beweiſt, daß Dante, der ſie ungefähr im 25. Jahre ſchrieb, ſchon damals wenigſtens die Idee der Cammedia gefaßt haben muß. Nach ſeinen früher angeführten Worten verſchob er die Fortſetzung, bis er mit allem Eifer die Tiefen der Philoſophie und Theologie ergründet haben würde, und dies geſchah nach dem Convito (Tratt. II, cap. XIII) 30 Monate nach Beatricens Tod. So wäre der Anfang der ſieben erſten Geſänge in das Jahr 1295 zu ſetzen, und dieſe müſſen wohl vor ſeiner Wahl zum Prior der Republik Florenz beendigt geweſen ſein, da die Jahre 1300 und 1301 die unruhigſte und ſtürmevollſte Zeit ſeines Lebens war. Freilich ſagt er ſchon im erſten Geſang, daß er im Jahr 1300 in jenen Wald gelangt ſei, und verkündigt Thatſachen voraus, die erſt nach dieſer Zeit geſchehen ſind. Allein es wird

Mit der Verlängerung ſeines Exils, mit der Bekanntſchaft ſo vieler ausgezeichneter Männer von allen Parteien erweiterte ſich Dante's Sinn immer mehr, wurden ſeine politiſchen Anſichten immer reifer; er umfaßte nun nicht bloß das Wohl ſeiner Vaterſtadt, er umfaßte nun ganz Italien mit ſeinen Sorgen und Wünſchen, und ſah das Glück von Florenz nur in Folge des Glücks des gemeinſamen Vaterlands wieder aufblühen. Seit dem verunglückten Plan der weißen Partei auf Florenz ſah er von keiner Seite her Hoffnung zur Erfüllung ſeiner heißen Wünſche. Jetzt ging in Norditalien eine Veränderung vor, die ſeine Niedergeſchlagenheit von Neuem zur Begeiſterung entflammte. In Verona hatte Alberto Scaligero bis zum Jahr 1301 regiert, und die gibelliniſche Partei ſcheint ſich unter ihm in der Enge befunden zu haben, denn Dante macht im Purgat. VI, 106 dem Kaiſer Albrecht Vorwürfe über ſeine Vernachläſſigung und geringe Unterſtützung ſo vieler Familien:

Vieni a veder Montecchi e Cappelletti,
Monaldi e Filippeschi, om senza cura:
Color già tristi, e costor con sospetti.
Vien, crudel, vieni, e vedi la pressura
De tuoi gentili, e cura lor magagne.

Alberto hinterließ drei Söhne: Bartolommeo, Alboino und Canefrancesco. Der letztere war geboren am 9. März, 1291.

Non se ne sono ancor le genti accorte
Per la novella età, che pur nove anni
Son queste rote intorno di lui torte.

Bartolommeo wurde ſogleich vom Volk als Herr der Stadt beſtätigt. Mit gleicher Gewalt folgte ihm ſein Bruder Alboino (März 1304), welcher aber bald gezwungen wurde, Cane zum Mitherrſcher anzunehmen. Beide regierten zuſammen bis zum

---

von Vielen, gewiß mit Recht behauptet, daß, als er im Jahr 1306 (denn in dieſem Jahr kam er erſt zum Marcheſe Mataſpina) ſich vornahm, ſein Werk fortzuſetzen, er gewiß den erſten Geſang noch einmal durcharbeitete, ſowie er auch im 6. Geſang die Rede jenes Florentiners im dritten Kreis der Hölle veränderte oder verlängerte. Von vielen Commentatoren wird behauptet, daß jene Rede des Ciacco gleichſam eingeſchoben ſei, als dem Charakter der Perſon nicht angemeſſen.

Jahr 1308, wo Cane als alleiniger und abſoluter Regent vom Volk anerkannt und ihm als ſolchem Gehorſam geſchworen wurde. Dieſer Cane zeichnete ſich ſchon jetzt, ein Jüngling von achtzehn Jahren, durch ſeltne Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens aus, und zog die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er war alſo ein Mann für Dante's Plan. Daher läßt ſich dieſer von ſeinem Vorfahren Cacciaguida im Parad. XVII, 76 verkündigen: „Deine erſte Zuflucht wird Can Grande ſein, den der Einfluß ſeines Geſtirns ſchon zu großen Thaten entflammt. Schon in ſeiner Jugend wird ſein hoher Sinn weit glänzen, ſeine Freigebigkeit, Großmuth und Thätigkeit, ſo daß ſelbſt ſeine Feinde ihn loben werden." So ging alſo Dante im Jahr 1308 nach Verona zu Can Grande degli Scaligeri della Scala, ward von dem jungen Helden wie ein Vater aufgenommen, und empfing von ihm allen Schutz, alle Liebe und Unterſtützung. Von da an machte er Verona faſt bis zu ſeinem Lebensende zum bleibenden Wohnſitz oder doch zum Mittelpunkt, zu welchem er nach allen ſeinen Ausflügen immer wieder zurückkehrte.[1])

Can Grande's Hof war einer der glänzendſten in der Lombardei. Er verſammelte bei ſich alle ausgezeichneten Perſonen, welche ein ungünſtiges Geſchick zwang, entfernt von ihrem Vaterland zu leben. Ebenſo gehörte aber auch zum Glanz des Hofes eine Schaar von Troubadours, Sängern und Spaßmachern. Einer der ausgezeichnetern Gäſte war der Hiſtoriker Sagacio Muzio Gazzata von Reggio, welcher die ganze Lebensweiſe unter den an dieſem Hof Aufgenommenen beſchrieben hat. In dem Palaſt waren ihnen beſondere Zimmer angewieſen, und angemeſſene Symbole verzierten jede einzelne Wohnung: der Triumph die der Krieger, der Muſenhain die der Dichter, Merkur die der Künſtler, das Paradies die der Prieſter, alle aber die unbeſtändige Fortuna.

---

1) Alſo die Verſe Paradiso XVII, 70—72 ſind nicht gerade wörtlich zu nehmen. Er nennt wahrſcheinlich die übrigen Aufenthalte in Arezzo, Gubbio, der Lunigiana ꝛc. keine Zuflucht, weil er von da aus immer noch für ſeine demnächſtige Rückkehr nach Florenz unmittelbar arbeitete und hoffte, und immer in Toskana blieb, dann aber für immer in die Lombardei wegzog, mit ganz andern Abſichten und Planen, und gleichſam ein neues geiſtiges Leben anfing.

Mit gleicher Großmuth empfing und behandelte Cane an ſeinem Hof auch ſeine ausgezeichnetern Kriegsgefangenen, wie Giacomo von Carrara, Vanne Scornazano, Albertino Muſſato und viele Andere. Alle hatten ihre Bedienung und ihren Tiſch. Daß an einem ſo luſtigen Hofe bei der überſchäumenden Jugend des kräftigen Gaſtherrn unter den Troubadours und Spaßmachern mancher Scherz vorfiel, gegen den die ernſte Miene des mit ganz andern Dingen beſchäftigten Dichters abſtach, und daß dies manche neckende Stichreden und Vergleichungen erweckte, iſt natürlich. So wird die bekannte Anekdote erzählt, daß, als ein Giullaro einſt die ganze Geſellſchaft beſonders unterhalten und heiter geſtimmt hatte, Can im Scherz den Dichter fragte, warum doch dieſer Spaßmacher Allen beſſer gefalle als er, worauf Dante nur erwiederte: Gleich und Gleich geſellt ſich gern. Eine andere noch beißendere Antwort hat Arrivabene (Secolo di Dante, p. 771) aufbewahrt. Indeſſen Dante verſtand den Scherz, konnte ſelbſt ſehr heiter ſein, und wenn ihm die brauſende Jugend läſtig war, ſo hatte er alle Erlaubniß, ſich zurückzuziehen und ſeinen ernſten Betrachtungen nachzuhängen. Außerdem merkte er wohl, wie jene Scherze gemeint waren, aus der auszeichnenden Hochachtung, womit ihm im Uebrigen an dieſem Hof begegnet wurde, wie er auch im Parad. XVII, 73 anmerkt:

Ch' avrà in te sì benigno riguardo,
Che del fare e del chieder tra voi due
Fia prima quel, che tra gli altri è più tardo,

und Nichts ſtörte bis ans Ende das ſchöne Verhältniß zwiſchen dem großen Dichter und dem großen Fürſten. Hier fand jener endlich Muße, neben manchen Dienſten, die er ſeinem Gönner erwies, an ſeinem großen Werke fortzuarbeiten, das er von nun an unter allen Stürmen ſeines Lebens nicht mehr aus der Hand legte. Man glaubt auch, daß er 1310 ſeinen Sohn Pietro zu ſich nach Verona habe kommen laſſen, um dort ſeine Studien zu leiten. Von dieſer Stadt aus machte er wahrſcheinlich manche Streifzüge ins Gebirg, und benutzte die großartigen Naturſcenen zu herrlichen Gemälden in ſeinem Gedichte. So ſteht im Inferno XX, 61—93 eine genaue Beſchreibung des Guardaſees, des Pennins, des Val di Monica, der trentiniſchen Alpen, des Mincio

und der Gegend von Mantua; auch wird Inferno XII, 4 der Bergſturz in der Gegend von Roveredo angeführt.

Dante, der über ſeine Zeit und ihre Mängel und Heilmittel in ſich ſelbſt ſo klar war, der von ſeinem hohen Standpunkt aus Alles ſo planvoll beurtheilte und beobachtete, und dem Zufall ſo wenig überlaſſen wollte, mag hier auch nicht zufällig nach Verona gegangen ſein, ſondern beſondere Abſichten gehabt haben, und dies macht es mir wahrſcheinlich, daß er gerade im Jahr 1308 zu Can Grande gegangen ſei. Bis zu Heinrich's VII. Tode war Dante von dem Plan begeiſtert, Italien die frühere würdevolle Stellung wieder einnehmen und durch ein richtiges, gegenſeitiges Verhältniß der römiſchen Kaiſer und der Kirche das Glück des Friedens genießen zu ſehen. Zur Verwirklichung dieſes Planes ſpähte er nach ausgezeichneten Männern umher, die nicht von den Vorurtheilen ſeiner Zeit befangen, und welche fähig waren, ſeine Begeiſterung zu verſtehen und mit ihm zu theilen. So war es nicht bloße Freundſchaft, die ihn zu Malaſpina gehen ließ, deſſen vortreffliche Geſinnung er bei jener Unterhandlung mit dem Biſchof von Luni in Padua hatte kennen lernen; ſo war es nicht Zufall oder gar ſchon Freundſchaft mit dem ihm perſönlich noch unbekannten Cane Scaligero, die ihn Malaſpina wieder verlaſſen und nach Verona gehen ließ, ſondern beide Male die Hoffnung, ein taugliches Werkzeug zur Verwirklichung ſeines großartigen Planes zu finden. Von Cane hatte er ſchon in Padua viel Ruhmwürdiges gehört, auf ihn alſo ſeine Aufmerkſamkeit gerichtet. Ein glückliches Geſchick fügte es, daß Cane durch den Willen des Volkes ſehr bald an die Spitze der Regierung und zu großer Macht gelangte. Er war noch jung, ſeine Seele bildſam, für alles Große empfänglich, er war alſo ein würdiger Schüler für den großen politiſchen Meiſter. Zu ihm ging folglich Dante, ſobald er von ſeinem Regierungsantritt gehört hatte. Seine Lehren fielen auf einen guten Boden, Can erhob ſich bald über das Parteiunweſen, Verbannte aller Farben fanden bei ihm Zuflucht, und bald begeiſterte er ſich für die weltliche Ordnung in Italien durch einen würdigen Kaiſer. Während die Familie der Scala vorher ſtreng welfiſch geweſen war, wurde Can bald Vicar des Kaiſers in Oberitalien.

Bald darauf brachte eine andere Begebenheit alle Pulſe

unſeres Dichters in die freudigſte Bewegung. Er hatte ſich ſchon früher über Rudolph von Habsburg's und Albrecht's Vernachläſſigung der Kaiſerkrone betrübt. Jetzt war aber ein König erwählt, Heinrich VII., welcher den Willen hatte, das Kaiſerthum in ſeinem alten Glanze wieder herzuſtellen, und welcher nach ſeinen vorzüglichen Eigenſchaften und ſeinem über alle Parteien erhabnen Sinn ganz geeignet war, Italien die Ordnung und den Frieden wiederzugeben. Es läßt ſich denken, wie freudig Dante die Nachricht von ſeinem Römerzug begrüßte, die ſo ganz ſeinen ſehnlichſten Wünſchen entſprach. Heinrich VII. lud die Italiener nach Lauſanne zur Huldigung, und Dante ſoll ſich dahin begeben haben. Wenn dieſer Bericht wahr iſt, ſo machte ſich dort Dante dem Kaiſer gewiß als der ausgezeichnetſte Italiener gleich bemerklich, und gewann deſſen Vertrauen bald in hohem Grad. Er mag ihm ſelbſt manchen guten Wink gegeben, manche Verabredung getroffen haben; man kann dies wenigſtens aus ſeinem ſpätern Brief an Heinrich entnehmen.

Jetzt, nachdem Dante den Kaiſer und die Abſicht ſeiner Sendung ganz erkannt hätte, ſchrieb er jene berühmte Epiſtel „an alle Könige Italiens, an die Senatoren von Rom, die Herzöge, Marcheſe, Grafen und alle Völker", die einen Commentar zu Heinrich's Römerzuge und eine Vorbereitung zu dem heilbringenden Unternehmen mit einer Einladung, ſich demſelben anzuſchließen, enthalten ſollte. Sie enthält zugleich mit den übrigen das durchdachteſte, geläutertſte politiſche Glaubensbekenntniß des größten italieniſchen Politikers. „Seht", ruft er unter Anderm ſeinem Volk darin zu, „die günſtige Zeit, in welcher die Zeichen des Troſtes und Friedens aufgehen! Wir werden die erwartete Freude ſehen, die wir lange in der Wüſte geblieben, da nun die Friedensſonne ſich erhebt, und die Gerechtigkeit, die an der Gränze des trägen Rückſchrittes ohne Licht war, beim Erſcheinen des Glanzes ſogleich wieder grünen wird. Die, welche hungern und dürſten, werden in dem Licht ihrer Strahlen geſättigt werden, und die, welche die Ungerechtigkeit lieben, werden von dem Angeſicht der Leuchtenden verwirrt werden. — Freue dich nun, Italien, das Mitleiden verdient, du wirſt bald von der ganzen Welt, ſelbſt von den Sarazenen, beneidet werden; denn dein Verlobter, der die Freude des Jahrhunderts und der Ruhm deines Volkes iſt, der

gottesfürchtige Heinrich, berühmter Mehrer und Kaiſer, eilt zu deiner Hochzeit. Er wird dich aus den Banden der Böſen befreien, und die Ruchloſen mit dem Schwerte vertilgen. Aber er wird allen Denen verzeihen, die ſeine Barmherzigkeit anrufen. Nachkommen der Longobarden, legt eure Grauſamkeit ab, damit, wenn der hohe Adler mit Blitzesſchnelle herniederſteigt, er nicht ſeine Jungen verſtoßen, und das Neſt von jungen Raben beſetzt finde. Bereitet alſo eure Gemüther zur Unterwürfigkeit, und bedenkt, daß, wer der Obrigkeit widerſtrebt, der göttlichen Ordnung zuwiderhandelt. Aber ihr Unterdrückten, die ihr traurig ſeid, erhebet eure Seele, denn euer Heil nahet. Seid demüthig und leget euren Haß ab, damit der Thau der himmliſchen Gnade auf ein fruchtbares Feld niederfalle, und die Früchte des wahren Friedens bringe. Verzeihet nun, die ihr mit mir Beleidigung erduldet habt, damit der göttliche Hirte euch für ſeine wahre Heerde erkenne, von welchem aus ſich die Macht St. Peter's und Cäſar's theilt. Wenn euch nicht alte Schuld blendet, ſo könnt ihr ſehen, wie beiderlei Macht auf gleiche Weiſe vertheilt iſt. Wachet alſo, gehet eurem König entgegen, Bewohner Italiens, und erhaltet ihm nicht nur euern Gehorſam, ſondern als Freie erhaltet ihm auch das Reich. Aber habt auch Ehrfurcht vor ſeinem Anſehen. Ihr trinkt aus ſeinen Quellen, ihr ſchifft auf ſeinen Meeren, ihr überſteigt ſeine Alpen, ihr erfreut euch aller öffentlichen Dinge, und beſitzt euer Privateigenthum nur durch das Band ſeiner Geſetze. Denn gehört dies Alles nicht Gott, und erhellt es nicht aus vielen Wundern, daß Gott den römiſchen Fürſten auserwählt habe? und bekennt nicht die Kirche, daß er mit den Worten Chriſti beſtätigt worden iſt? — Und Er, der durch die Offenbarung des Geiſtes Menſch wurde, theilte die Erde in zwei Reiche, und gab Alles ſich und Cäſarn, und verordnete, daß beiden gegeben würde, was ihnen gebührt. Aber wenn eure Hartnäckigkeit die Wahrheit noch nicht erkennt, und weitern Beweis verlangt, ſo prüfet die Worte Chriſti, als er gebunden war. Denn als Pilatus ihm ſein Reich entgegenſetzte, ſo beſtätigte Chriſtus, daß Cäſar's Reich höher ſei. Darum öffnet eure geiſtigen Augen, da Gott euch Heinrich zu eurem König gegeben hat. Denn er iſt's, welchen Petrus, Gottes Statthalter, uns zu ehren mahnt."

Heinrich VII. machte indeſſen in Norditalien anfangs ſchnelle

Fortſchritte. Sein vortrefflicher Charakter verſöhnte alle Parteien, er durchzog die meiſten Städte der Lombardei, und alle Verbannte derſelben, Welfen wie Gibellinen, wurden zurückgerufen; auch andere Städte Mittelitaliens wußte er ſich durch Vicare und Unterhändler zu gewinnen. Nur das hartnäckige Florenz zeigte ſich als wüthender Feind aller Ordnung. Es ſtand als Haupt einer unverſöhnlichen Partei gegen den Kaiſer auf, und ſuchte durch alle Mittel auch andere Städte, die ſchon verſöhnt waren, wieder von Recht und Geſetz abzubringen. Wohl kannte Dante „dieſe giftige Viper, dieſes räudige Schaaf", welches ganz Italien anzuſtecken drohte. Er hielt ſich damals in Toskana auf, und verſuchte durch einen eindringlichen Brief wenigſtens den Beſſern in ſeiner Vaterſtadt die Augen über ihre Verirrung zu öffnen und zum Verlaſſen ihrer einſeitigen Stellung in dem großen Bund der Religion und des Friedens zu bewegen. Der Brief iſt der Hauptſache nach abermals eine Auseinanderſetzung ſeines großen Themas, daß Friede und Glück der Staaten nur in einem großen Weltreich feſtgeſtellt werden können, wo die Kirche das geiſtige, der Kaiſer das weltliche Wohl vertrete.

Um ſeine Ideen noch weiter auszuführen und mehr zu verbreiten, zugleich dem Kaiſer die Herzen zu eröffnen und den Weg „durch den finſtern Wald" (Inferno I) zu bahnen, ſchrieb Dante in demſelben Jahr ſeinen Tractatum de Monarchia, wovon früher die Rede war.[1]) Unterdeſſen hatte Heinrich VII., erfüllt

1) Dieſes Buch hatte nach Boccaccio's Erzählung ein ſonderbares Schickſal: „Es wurde mehre Jahre nach dem Tode des Verfaſſers von dem Kardinal Beltrame del Poggetto, Legaten des Papſtes Johann XXII., verdammt. Die Urſache dieſes Verfahrens war, daß Ludwig von Baiern, welcher von den deutſchen Kurfürſten zum römiſchen König gewählt, wider Willen des Papſtes Johann zu ſeiner Krönung nach Rom kam, einen Minoriten, Namens Pietro della Cornara, zum Papſt wählte und viele Kardinäle und Biſchöfe einſetzte, und von ſeinem Papſt ſich krönen ließ. Als darauf bei manchen Fällen Zweifel über ſeine Autorität entſtanden, machte er und ſeine Partei Gebrauch von jenem zufällig aufgefundenen Buche zur Rechtfertigung und zum Beweis der Gültigkeit ſeiner Würde. Dadurch wurde das Werk, das vorher kaum gekannt war, plötzlich berühmt. Bald darauf aber kehrte Ludwig nach Deutſchland zurück, und ſeine Partei, beſonders die Kleriker, wurden verjagt und zerſtreut. Der genannte Kardinal bekam das

von ſeinem Verſöhnungswerke, ſich zu lange in der Lombardei aufgehalten, und den gegen ihn gerichteten Bund an ſeinen Enden bekämpft, anſtatt gleich auf den Mittelpunkt, Florenz, loszugehen. Er ließ dadurch den Florentinern Zeit, ſich zu verſtärken und den Bund immer mehr zu befeſtigen, während er ſich ſelbſt mit der Bekämpfung der immer von Neuem von ihm abfallenden Städte ſchwächte. Dante kannte ſeine Italiener beſſer, und ſah mit Schmerzen den Verluſt einer koſtbaren Zeit, der das Mißlingen des ganzen Unternehmens zur Folge haben konnte. Er ſchrieb alſo an den Kaiſer am 16. April 1311 den herrlichen Brief, worin er ihn dringend bittet, ſeine Kräfte gleich gegen Florenz zu wenden, welches allein ihm die vielen Feinde in Italien erregte. Auch Clemens V., eine elende Creatur Philipp's des Schönen, welcher Heinrich's Königswahl ſelbſt betrieben hatte, bereitete ihm nun alle möglichen Schwierigkeiten,[1]) begünſtigte den Bund gegen ihn, und gab dieſem den König von Neapel zum Haupt, der denn auch in ganz Mittelitalien alle Gibellinen verfolgte und verjagte. Indeſſen mochte Heinrich VII., nach der Erfahrung früherer Römerzüge, leider ſeine Urſachen haben, ſich Oberitaliens wegen des Rückzugs zu verſichern. Darüber ging faſt das ganze Jahr 1311 verloren, die Florentiner wurden immer trotziger, und Dante's Verbannung wurde am 6. September 1311 durch Baldo di Aguglione beſtätigt. Von König Robert vertrieben, ging hierauf Dante zum Kaiſer nach Genua. Dieſer bahnte ſich

---

Buch in ſeine Gewalt, und verdammte es öffentlich, als ketzeriſche Dinge enthaltend, zum Feuer; daſſelbe hätte er gern an den Gebeinen des Verfaſſers zu ewigem Schimpf und Vertilgung ſeines Andenkens gethan, wenn ihn nicht davon ein tapferer florentiniſcher Edelmann, Pino della Toſa, welcher zu jener Zeit in Bologna war, wo die ganze Verhandlung vor ſich ging, und ein Oſtagio da Polenta abgehalten hätten, und dieſe beiden nicht mächtig genug geweſen wären, um den Kardinal aus Rückſichten zur Mäßigung zu nöthigen."

1) Dante ſagt von ihm Inferno XIX, 82:

Che dopo lui verrà, di più laid' opra,
Di ver ponente un pastor senza legge,
Tal che convien, che lui e me ricuopra.
Nuovo Jason sarà, di cui se legge
Ne' Maccabei: e come a quel fu molle
Suo rè, così fia lui, chi Francia regge.

gegen die feindlichen Truppen am 6. März 1312 einen Weg nach Piſa, und kam unter beſtändigen Gefechten und Gefahren am 7. Mai nach Rom, wo er jede Straße gegen Robert von Neapel erobern und ſich ſogar in der Laterankirche krönen laſſen mußte. Der Tumult der Einwohner und die feindliche Stellung Robert's nöthigte ihn aber, Rom bald zu verlaſſen, und ſo zog er endlich gegen Florenz, das ſich aber unterdeſſen vollſtändig gerüſtet, und viele Städte in ſeinen Bund gezogen hatte. Nach einer langen und vergeblichen Belagerung mußte er ſich im October 1312 nach Piſa zurückziehen. Dort war er von allen verbannten Gibellinen Toskanas umgeben, und Dante war der erſte unter ſeinen Rathgebern. Er ſchloß eine Allianz mit dem von Robert gleichfalls bedrängten König Friedrich von Sicilien, welcher zu der genueſiſchen Flotte noch 50 ſiciliſche Galeeren ſtoßen ließ, und den Krieg in Neapel mit Glück eröffnete. Heinrich erklärte nun Florenz und den König Robert in die Acht, und brach gegen letzteren auf. Allein plötzlich raffte ihn eine kurze Krankheit (man vermuthet eine Vergiftung) weg, und er ſtarb am 24. Auguſt 1313 in dem Caſtell Buonconvento unweit Siena. Dies war der einzige Mann geweſen, welcher Dante nicht nur verſtand, ſondern auch ſein hohes Ideal zu verwirklichen vermochte. Ueber alle Parteien erhaben, hatte er alle Eigenſchaften zu einem ausgezeichneten Regenten und den edelſten Willen zur Verſöhnung. Schon auf dem Joch der Alpen im Angeſicht Italiens hatte er zu Gott um glückliche Vollendung ſeines Friedenswerkes gebetet, bei Freund und Feind wußte er ſich bald hohe Achtung für ſeine gewinnende Perſönlichkeit und den Eifer in ſeiner würdigen Aufgabe zu verſchaffen, nur Florenz und der Papſt ſträubten ſich in unverſöhnlicher Wuth, je nach ihrem Charakter, jenes offen, dieſer verſteckt. Parad. XVII, 82. Ma pria che 'l Guasco l'alto Arrigo inganni. Seinen edlen Geiſt, ſeine vortreffliche Wirkſamkeit beſtätigt uns Dante durch die ehrenvolle Stelle, die er ihm im Paradies anweiſt, und in den Worten, wodurch er über Heinrich und Italien richtet. Dante iſt, wenn man einmal ſein Syſtem kennt, der zuverläſſigſte Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit. [1])

1) Parad. XXX, 133: „Auf jenem Thron, auf welchem dein Blick der Krone wegen gerichtet iſt, wird der hohe Kaiſer Heinrich ſitzen, der Ita-

Es läßt ſich denken, welchen Schrecken dieſer Unglücksfall unſerm Dante verurſacht habe. Gleichſam ſein zweites Ich, der praktiſche Theil ſeines Lebens war vernichtet. Er befand ſich zu Piſa, wo ſich die Gibellinen ſehr niedergeſchlagen einfanden, um ſo ſchnell als möglich einen andern Führer zu ſuchen. Friedrich von Sicilien kam ſelbſt nach Piſa, um die ganze Lage der Bundesgenoſſen zu unterſuchen. Dante ſoll nach Boccaccio's Ausſage (Geneal. Deor. libr. XIV, cap. 12) mit dieſem König, der auch Dichter und Troubadour war, eine genaue Freundſchaft geknüpft haben. Friedrich fand indeſſen bei der Schwäche der Partei ſeine Stellung als ihr Feldherr zu bedenklich, verweilte nicht lange in Piſa, ſondern kehrte mit ſeinen Schiffen nach Sicilien zurück. Eine glückliche Wahl fiel endlich auf den trefflichen Feldherrn Uguccione della Faggiuola, welcher zwei Jahre die Sache der Gibellinen mächtig hob. Dante aber ſcheint um dieſe Zeit wieder nach Verona gegangen zu ſein, und da er ſeinen Gönner in einen Krieg gegen die welfiſchen Paduaner verwickelt ſah, ſo ſcheint mir dies der Zeitpunkt zu ſein, wo er nach Paris ging. Filippo Villani und Boccaccio erwähnen dieſer Reiſe nach Paris, und der Letztere ſagte nach, daß Dante an dieſer berühmten Univerſität öffentlich über mehre theologiſche Fragen disputirt habe. Jedenfalls mag er, nach den tiefſinnigen Anſichten, die er in der Divina Commedia darlegt, als einer der gelehrteſten Theologen ſeiner Zeit dort viel Aufſehen gemacht haben. Er ſoll da auch den Logiker Sigieri (Seguier) gekannt haben, deſſen er Parad. X, 136 erwähnt.

Unterdeſſen war 1314 der Papſt Clemens V. in Avignon geſtorben, welcher der Welt viel Aergerniß gegeben, und Dante's heiligen Eifer mehr als einmal erregt hatte. Wichtig war es, den heiligen Stuhl einmal wieder würdig zu beſetzen, der Stadt Rom ihr altes Recht der Reſidenz wiederzugeben, und das geiſtige Weltreich in ſeiner Reinheit und heiligen Würde wieder herzuſtellen. Dante fühlte das Wichtige des Augenblicks, und noch im Schmerz über ſeine durch Heinrich's Tod ſo ſchrecklich zer-

lien wieder aufzurichten kommen wird, ehe es bereit iſt. Die blinde Habſucht, die euch verzaubert, machte euch gleich dem Kind, das vor Hunger ſtirbt, und doch die Amme wegſtößt."

ſtörte Hoffnung ſchrieb er an die meinigen Kardinäle einen Brief voll Trauer über das verlaſſene Rom und die verlaſſene Chriſtenheit, und voll dringender Ermahnungen, einen römiſchen Papſt in Rom zu erwählen, der ein echt chriſtliches Haupt der Kirche ſei und Italien wieder das Glück des Friedens und des Ruhmes genießen laſſe. Allein Dante ſtand allein mit ſeinen Anſichten, wieder wurde ein franzöſiſcher Papſt, Johann XXII., in Avignon gewählt, 1316, und wieder aus dem ihm wegen ſeines abſcheulichen Wuchers verhaßten Gascogne, welcher den päpſtlichen Stuhl noch mehr als ſein Vorgänger ſchändete. Zugleich ſtritten ſich in Deutſchland zwei Gegenkaiſer um das Reich, und von Florenz aus, das zerriſſener als je war, wurde unter dem Vicar König Robert's, Rainiero di Zaccaria d'Orvieto, Dante's Verbannungsurtheil abermals beſtätigt (October 1315).

So blieb ſeine einzige Hoffnung Verona und der hochſtrebende Can Grande, bei welchem er immer der gleichen Freundſchaft genoß, und ruhig leben konnte, wenn ihn nicht der Unmuth über das Fehlſchlagen ſo großer Hoffnungen und der Gram über ſein thörichtes und zerriſſenes Vaterland, das ſich Glück und Ruhm immer mehr verſcherzte, viele Tage verbittert hätte. Bei dieſem zweiten Aufenthalt in Verona war Dante mit Uguccione della Faggiuola befreundet, welcher nach einigen glänzenden Waffenthaten gegen die Welfen einer Empörung in Piſa weichen mußte, und als Oberfeldherr in Can's Dienſte getreten war (ihm widmete Dante den erſten Theil ſeiner Divina Commedia); ferner mit dem trefflichen ebenfalls verbannten Guido da Caſtello von Reggio, welcher, wahrſcheinlich wegen ſeiner altrömiſchen Tugenden, überall unter dem Namen des „einfachen Lombarden" bekannt war, worüber ihm Dante ein ſchönes Zeugniß gibt, Purgator. XVI, 125.

E Guido da Castel, che me' si noma
Francescamente il semplice Lombardo.

Er und Dante genoſſen vor den übrigen Gäſten oft die Auszeichnung, an Can's eigne Tafel gezogen zu werden. Doch wurde Scaligero als kaiſerlicher Vicar bald in langwierige Kriege verwickelt, ſo daß Dante, der für ſeine Arbeit einen ruhigen Aufenthalt ſuchte, und weniger mehr an der politiſchen Geſtaltung ſeines Vaterlandes Theil nahm, öfter den Wohnort veränderte, obgleich

er Verona noch nicht für immer verließ. Im Jahr 1316 finden wir ihn daher bei dem Herrn von Trevigi, Gherardo da Camino. Dieser vortreffliche Mann genoß wegen seiner Tugenden eines ausgezeichneten Rufes. Er wird schon sehr ehrenvoll erwähnt im Convito p. 235, [1]) dann führt ihn Dante als einen der drei Männer von alter Tugend an, die seinem verwilderten Jahrhundert ein Vorwurf seien. Purgat. XVI, 121:

Ben v'en tre vecchi ancora, in cui rampogna
L'antica età la nuova, e par lor tardo,
Che Dio a miglior vita li ripogna,
Currado da Palazzo, e 'l buon Gherardo.

und Vers 133:

Ma qual Gherardo è quel, che tu per saggio
Dì, ch' è rimaso della gente spenta
In rimproverio dal secol selvaggio?
O tuo parlar minganna, o e' mi tenta,
Rispose a me, che parlandomi Tosco,
Par che del buon Gherardo nulla senta.
Per altro soprannome i' nol conosco,
S' io nol togliessi da sua figlia Gaja.

Diese Tochter Gaja glänzte ebenso in den weiblichen Tugenden, wie ihr Vater in den männlichen, so daß sie ihm sogar, wie es hier heißt, von ihrem Ruf mittheilen konnte.

Aber die Unruhe ließ Dante nicht lange bei diesen trefflichen Menschen, und er soll das Jahr 1317 in Udine zugebracht haben. Unterdessen ward Florenz nach Entfernung äußerer Feinde auch im Innern etwas ruhiger. Dies benutzten Dante's Freunde in Florenz, ihm Begnadigung und Rückkehr auszuwirken, was ihm auch unter der Bedingung zugestanden wurde, daß er die Geldstrafe zahlte, und dann in der Kirche öffentlich Buße thäte. Sie schrieben sogleich an Dante, um ihn zur Annahme dieser Bedingungen und zur Rückkehr zu bewegen. Allein Dante verwarf

1) Poguamo che Gherardo da Camino fosse stato nepote del più vile villano che mai bevesse del Sielo o del Cagnano: e la obblivione ancora non fosse del suo avolo venuta; chi sarà oso di dire, che Gherardo da Camino fosse vile uomo? e chi non parlerà meco dicendo, quello essere stato nobile? Certo nullo, quanto vuole, sia presuntuoso; ch' egli fu, e fia sempre la sua memoria.

ſchlechterdings dieſe Vorſchläge in einem Brief, der ihm die größte Ehre macht: „Aus Eurem Brief, den ich mit ſchuldiger Ehrfurcht und Liebe empfing, habe ich mit dankbarem Gemüth und ſorgfältiger Ueberlegung erſehen, wie ſehr Euch meine Rückkehr ins Vaterland am Herzen liegt; ich bin Euch dafür um ſo inniger verbunden, je ſeltner es den Verbannten begegnet, Freunde zu haben. Ich beantworte ſofort den Inhalt deſſelben, und bitte Euch inſtändig, wenn meine Antwort nicht nach dem Sinn mancher Engherzigen iſt, daß Ihr ſie mit Eurer Weisheit und Eurem Urtheil prüfet. Das iſt es alſo, was durch die Briefe Eures und meines Neffen und vieler andern Freunde in Hinſicht auf die jüngſt in Florenz gegebene Verordnung wegen der Losſprechung der Verbannten mitgetheilt wird: daß, wenn ich eine gewiſſe Geldſumme bezahlen und die Schande der öffentlichen Buße erleiden wollte, ich freigeſprochen werden und zurückkehren könnte. Dabei ſind aber zwei Dinge lächerlich und übel erwägt, mein Vater; ich ſage übel erwägt für die, welche ſie ausdrückten, denn Euer Brief iſt zarter und vorſichtiger abgefaßt, und enthält nichts davon. Das iſt alſo die ruhmwürdige Art, in welcher Dante Alighieri in ſein Vaterland zurückgerufen wird, nach den Leiden eines faſt fünfzehnjährigen Exils? Das iſt die Belohnung für ſeine Allen bekannte Unſchuld? Das der Lohn für ſeine Arbeit und ſeinen Schweiß in den Studien? Fern ſei von einem mit der Philoſophie vertrauten Mann die ſchamloſe Demuth eines irdiſchen Herzens, daß er wie ein gewiſſer Cioli und andere Schandbare, ſich gleichſam gefeſſelt zur öffentlichen Buße wegwerfe. Fern ſei es von einem Mann, der Gerechtigkeit predigt, daß er, der Beleidigung erduldete, ſeinen Beleidigern, als wohlverdient, ſein Geld auszahle. Dies iſt nicht der Weg, ins Vaterland zurückzukehren, mein Vater. Wenn Ihr oder Andere einen andern findet, der Dante's Ruhm und Ehre nicht ſchände, ſo werde ich ihn mit nicht langſamen Schritten betreten. Wenn ich nach Florenz nicht auf dem Weg der Ehre kommen kann, ſo werde ich nie hinkommen. Wie? kann ich nicht der Sonne und der Geſtirne Spiegel überall ſchauen? kann ich nicht die herrlichſten Wahrheiten überall unter dem Himmel erforſchen, ohne daß ich ruhmlos, ja beſchimpft nach Florenz zu meinem Volk zurückkehre? Auch ſo wird es mir nicht an Brod fehlen!“

Unterdeſſen entbrannte der Krieg heftiger in der Lombardei, und vertrieb unſern Verbannten aus dem Thal des Po, worauf er eine Zeit lang ohne bleibenden Aufenthalt bald da bald dort verweilte. Sehr ſchön und wahr beſchreibt er die traurige Lage eines ſolchen Umherirrens Parad. XVII, 46: „Wie einſt Hippolit Athen verlaſſen mußte, ſo mußt du Florenz verlaſſen; dies iſt dort der Wille, und wird dort ausgeſonnen und ausgeführt, wo Chriſtus alle Tage verſchachert wird (in Rom unter Bonifaz). Die Schuld wird wie gewöhnlich auf den beleidigten Theil geworfen, aber die Rache wird für die Wahrheit, welche ſie ertheilt, zeugen. Du wirſt Alles, was du am meiſten liebſt, verlaſſen, und dies iſt der erſte Pfeil, welchen das Geſchütz deiner Verbannung abſchießt. Du wirſt erfahren, wie geſalzen das fremde Brot iſt, und welch ein harter Gang das Auf- und Abſteigen fremder Treppen. Und was dir noch mehr die Schultern drücken wird, das wird die ſchlechte Geſellſchaft ſein, mit der du in dieſes Thal fällſt, die ganz undankbar und unſinnig ſich gegen dich betragen wird; doch bald darauf werden ſie erröthen, nicht du, und dir wird es Ehre ſein, für dich Partei gemacht zu haben.“

Dante blieb einige Zeit in Gubbio bei Boſone de' Raffaelli, mit welchem er in Arezzo Freundſchaft geſchloſſen hatte. Noch größerer Sammlung zu ſeinem Gedicht bedürftig, ging er 1318 nach dem Kamaldulenſer Kloſter zu Fonte Avellana, in einer einſamen und rauhen Gebirgsgegend Umbriens, zwanzig Miglien von Gubbio, wo er von dem Prior Moncone gaſtfreundlich aufgenommen wurde, und einige Monate in ungeſtörter Ruhe fortarbeitete. Noch jetzt werden dort die Zellen, welche er bewohnte, nach ſeinem Namen benannt, und ſein Andenken bewahrt eine marmorne Büſte mit einer Inſchrift. Dort nahm er wahrſcheinlich die lebendige Beſchreibung jener Gegend, Parad. XXI, 106:

Tra duo liti d' Italia surgon sassi,
E non molto distanti alla tua patria,
Tanto che i tuoni assai suonan più bassi:
E fanno un gibbo, che si chiama Catria,
Disotto al quale è consecrato un ermo,
Che suol' esser disposto a sola latria.

Dann verlebte er das Jahr 1319 in Friuli und im Caſtello di Tolmino bei dem Patriarchen von Aquileja Pagano del Torre.

Das Caſtell liegt in majeſtätiſcher Felſengegend, in deren ſchauerlicher Einſamkeit Dante oft in ſeinen Betrachtungen und erhabenen Phantaſien ſich verlor. Die Bewohner der Umgegend zeigen noch immer mit Ehrfurcht die „Grotte des Dante" und den einſamen Felsblock, worauf er an ſeinem Gedicht arbeitete.

Gegen Ende des Jahres 1319 war er zum letzten Male in Verona. Da er aber ſeinen Gönner vielfach kriegeriſch beſchäftigt und von den Paduanern ſehr in die Enge getrieben ſah, ſo folgte er gerne der freundſchaftlichen Einladung, welche ihm von Guido Novello de' Polentani, Herrn von Ravenna, zukam. Man glaubt, daß die herrliche Epiſode, Inferno V, 73, von der Franceſca von Rimini, einer Verwandten von Guido, dieſem eine beſondere Neigung zu dem Dichter eingeflößt habe. Doch dem ſei wie ihm wolle, der hochherzige Gaſtfreund war Kenner in den ſchönen Künſten, und wußte beſonders Dante's hervorragendes Genie zu würdigen. Er bot ihm alſo ein ruhiges und bequemes Leben bei ſich an, und um Dante ganz zufrieden zu ſtellen, fügte es ſich, daß auch ſein Sohn Pietro eine Richterſtelle in Ravenna erhalten konnte. Dort wurde denn auch der dritte Geſang der Commedia, das Paradies, beendigt, und Dante konnte es keinem Würdigern widmen, als ſeinem edeln Freund, vielleicht Schüler in der höhern Politik, dem Cane Scaligero. Der äußerſt ſchöne und zartſinnige Brief, der das Werk begleitete, iſt zum Glück noch vorhanden, um die vielen Ungereimtheiten zu widerlegen, welche immer noch die Italiener über Ungnade und kaltes Verhältniß zwiſchen beiden Männern faſeln. [1]) „Dein weitverbreiteter Ruhm", ſagt er ihm darin, „macht auf Verſchiedene ſo verſchiedenen Eindruck, daß er die Einen zu ſeliger Hoffnung emporträgt, die Andern in vernichtenden Schrecken ſtürzt. Da mir Dein Lob durch den Ruf der Menſchen vergrößert ſchien, ſo kam ich nach Verona, um mit eignen Augen zu forſchen. Ich ſah und genoß Deinen hohen Sinn und Deine Wohlthaten, und wenn ich früher die Lobſprüche übertrieben glaubte, ſo ſah ich ſie jetzt von der Wirklichkeit überboten. So ward ich Dein Freund, und verehre

1) Die Italiener haben überhaupt noch nicht das Erforderniß begriffen, das Giov. Villani, libr. IX, cap. 135 zur rechten Würdigung der Dante'ſchen Briefe aufſtellt, daß man ſie recht verſtehen müſſe.

und ſuche mir dieſe Freundſchaft zu erhalten als mein koſtbarſtes Gut. Und kann nicht Freundſchaft beſtehen unter verſchiedenen Ständen? Können nicht Fürſten Freundſchaft hegen zu dunkel geborenen, aber durch Genie hellſtrahlenden Männern (das fortuna obscuros, honestate praeclaros gibt einen ſehr ſchönen Gegenſatz)? Das unwiſſende Volk fällt darüber ſeine Urtheile ohne Discretion; wir aber, denen gegeben iſt, das Beſſere in uns zu kennen, ſollen nicht der Spur der Heerde folgen, ſondern ſind ſogar gehalten, ihren Irrthümern zu begegnen. Ich habe oft unter dem Meinigen umhergeſehen, was ich Dir als Erwiederung für Deine Wohlthaten geben könne, und habe kein angemeſſeneres Geſchenk gefunden, als den erhabenſten Geſang der Commedia, welcher mit dem Titel: „Paradies" geziert iſt, und mit gegenwärtigem Brief widme ich ihn Dir, biete Dir ihn an, und empfehle ihn Dir."

In den letzten Jahren beſchäftigte ſich Dante noch mit einer gereimten Ueberſetzung der ſieben Bußpſalmen und dem Credo in Terzé Rime. Das Letztere ſoll er beſonders geſchrieben haben, um ſich von dem Gerücht der Ketzerei, das gegen ihn ausgeſprengt worden, zu befreien. Dieſer üble Ruf, den er ſich durch ſeinen Tractatum de Monarchia ſehr verſchlimmert hatte, hing ihm noch von den letzten Jahren ſeines Aufenthaltes in Florenz an, von einer Begebenheit, die er ſelbſt Inferno XIX, 17—20 erzählt, da er einen beim Spiel in das Taufbecken gefallenen Knaben dadurch rettete, daß er die ſteinerne Einfaſſung zerbrach. In dieſe letzte Zeit gehört denn noch eine Art Briefwechſel zwiſchen Dante und dem Dichter Giovanni da Virgilio in Bologna, in Form von lateiniſchen Eclogen, worin dieſer unter Anderm Dante auffordert, die gemeine Volksſprache aufzugeben, um in der edlern lateiniſchen Sprache hiſtoriſche Gegenſtände zu beſingen, und dafür in Bologna ſich den Lorbeerkranz zu holen. Dante gibt in ſeiner Antwort die noch angenehmere Hoffnung zu erkennen, daß ihm ſein Paradies die Thore ſeiner Vaterſtadt öffnen, und er dort den Lorbeer erhalten möchte. Eclog. I, 48—50: „Angenehm und ruhmvoll wäre es mir fürwahr, mein Haupt in Bologna mit dem Lorbeer bekränzt zu ſehen; doch noch lieber würde ich den Blumenkranz am Arno verdienen, und dies wird geſchehen, wenn mein Paradies der Welt ſo bekannt ſein wird, wie die andern

Geſänge." Dieſe Hoffnung und der Wunſch der Rückkehr nach Florenz beſeelte den Dichter mit gleicher Stärke durch alle Perioden ſeiner Verbannungszeit. So ruft er auch in einem der letzten Geſänge des Paradieſes aus, XXV, 1:

Sè mai continga che 'l poema sacro,
Al qual ha posto mano e cielo e terra,
Sì che m' ha fatto per più anni macro,
Vinca la crudeltà, che fuor mi serra
Del bel ovile, ov' io dormì agnello
Nimico a' lupi, che gli danno guerra;
Con altra voce omai, con altro vello
Ritornero poetà, ed in sul fonte
Del mio battesmo prenderò 'l cappello.

Sowie Dante's ganze Lebensaufgabe die Vermittlung des Friedens und Menſchenglücks war, ſo überraſchte ihn auch der Tod in Ausübung dieſes Geſchäfts. Er ging 1321 als Friedensgeſandter Guido's da Polenta nach Venedig. Dort wurde er aber gar nicht vorgelaſſen, auch ſonſt unwürdig behandelt. Er mußte während der Hitze der Hundstage durch die Maremmen von Comacchi zurückreiſen, und legte dort den Grund zu einer heftigen Krankheit, welche der Unmuth über die fehlgeſchlagene Sendung ſehr verſchlimmert haben mag. So ſtarb er zu Ravenna am 14. September 1321 in ſeinem ſechsundfünfzigſten Jahre in den Armen ſeiner Söhne Pietro und Jacopo, ſeiner Tochter Beatrice und ſeines Freundes Guido. Der Letztere ehrte die ſterblichen Reſte des großen verkannten Mannes auf eine würdige Weiſe. Er veranſtaltete ihm ein feierliches Leichenbegängniß, wobei er ſelbſt den von den erſten Bürgern von Ravenna getragenen Sarg begleitete, und hielt nachher dem Dichter zu Ehren, nach damaliger Sitte, eine Lobrede vor der in ſeinem Palaſt verſammelten Geſellſchaft. Er bereitete ihm ſodann in der Kloſterkirche der Minoriten, wo Dante beigeſetzt war, ein Denkmal vor, zu welchem viele Dichter der Romagna Grabſchriften ſchickten; er hatte auch unter der Menge ſchon die von Giov. da Virgilio ausgewählt, [1])

1) Sie lautet:

Theologus Dantes nullius dogmatis expers
Quod foveat claro philosophia sinu.

als Verrath und Empörung ihn ſelbſt aus dem ruhigen Beſitz ſeiner Herrſchaft ins Exil trieb. Erſt im Jahr 1483 ließ der Venetianiſche Statthalter von Ravenna, der Kardinal Bernardo Bembo, Oheim des Dichters und Gelehrten Pietro Bembo, von dem berühmten Bildhauer Pietro Lombardi in derſelben Kirche ein ſchönes Grabmal ſetzen. Rechts von der Kapelle, in welcher die Aſche des Dichters ruht, wurden unter das Bild einer Madonna von Marmor die Verſe geſetzt:

Exigua tumuli, Dantes, hic forte jacebas
Squallenti nulli cognite pene situ;
At nunc marmoreo subnixus conderis arcu,
Omnibus et cultu splendidiore nites.
Nimirum Bembus musis incensus etruscis
Hoc tibi, quem in primis hae coluere dedit.
Anno salutis MCCCCLXXXIII. VI. Kal. Jan.
Bernardus Bembus aere suo posuit.

Auf das Grab kam aber die Inſchrift:

Jure monarchiae, superos, phlegetonta lacusque
Lustrando cecini voluerunt fata quousque:
Sed quia pars cessit melioribus hospita castris,
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

Ueber das Grab ward das Bild Dante's in Basrelief geſetzt, halbe Figur, die Stirn mit Lorbeer gekrönt, in leſender Stellung, über welchem in der Mitte einer Guirlande die Worte: Virtuti

---

Gloria Musarum vulgo clarissimus auctor
Hic jacet et fama pulsat utrumque polum.
Qui loca defunctis graduum regnumque gemellum
Distribuit laicis rhetoricisque modis
Pascua Pierlis demum resonabat avenis
Atropos heu letum livida rupit opus
Hulc ingrata tulit tristem Florentia latum
Exilium vati patria cruda suo.
Quem pia Guidonis gremlo Ravenna Novello
Gaudet honorati continuisse ducis
Mille trecentenis ter septem numerus annis
Ad sua Septembris idibus astra redit.

et Honori. Im Jahr 1780 ließ ihm endlich der Kardinal Valenti Gonzaga, päpſtlicher Legat in Ravenna, ein prachtvolles und des großen Mannes würdiges Denkmal errichten.

Die Florentiner kamen 1429 auf den ſonderbaren Einfall, Anſprüche auf Dante's Aſche zu machen und dieſelbe zu wiederholten Malen von Ravenna zu fordern. Mit Recht wurde ihr unſtatthaftes Begehren jedesmal abgewieſen, ſelbſt als ſie ſpäter den Papſt Leo X. zum Vermittler in dieſer Sache machten, und ein koſtbares Monument beſtellt hatten (wahrſcheinlich für das Geld, für welches ſie Dante's Sohne die geraubten Güter des eignen Vaters abſcheulicher Weiſe wieder verkauft hatten.)

Dante hatte von ſeiner Gattin Gemma ſechs Kinder: Pietro, Jacopo, Beatrice, Gabriello, Aligero und Eliſeo, wovon aber nur die drei erſten ihn überlebten. Unter ihnen wurde beſonders Pietro berühmt. Er begleitete ſeinen Vater ins Exil, wurde, wie ſchon erwähnt, in Siena erzogen, ſtudirte darauf die Rechtswiſſenſchaft in Bologna, Padua und Verona, und erhielt bald eine Richterſtelle in Ravenna und dann unter Can Grande in Verona. Er ſtarb 1364, und wurde in der Kirche S. Michele vor der Stadt begraben. Auch er war Dichter, und es befinden ſich in mehren Codices der florentiniſchen Bibliotheken Gedichte von ihm zerſtreut; aber die lateiniſche Erklärung einiger der dunkelſten Stellen der Divina Commedia ſoll nicht von ihm ſein. Auch auf den zweiten Sohn, Jacopo, der ſpäter nach Florenz überzog, ging das Dichtertalent des Vaters über. Am bekannteſten von ihm iſt ein Compendium der Divina Commedia in Terzetti. [1]). Die Tochter Beatrice nahm den Schleier in dem Kloſter S. Steffano dell' Uliva in Ravenna. Die Republik Florenz gab ihr 1350 einige Subſidien, wie Pelli glaubt, um die Verdienſte des Vaters zu ehren. [2]) Pietro's Gattin gebar ihm

1) Das Manuſcript befindet ſich in der Bibliotheca Laurentiana in Florenz, und gedruckt in der ſeltnen Ausgabe der Divina Commedia von Vindelin da Spira in Venedig, 1477.

2) In einem Einnahme- und Ausgabebuch von 1350, welches unter Anderm in der Cancelleria de' Capitani dell' Ord. di S. Michele ſich befindet, lieſt man pag. 30 folgende Ausgabe vom September 1350 verzeichnet: A. M. Giov. di Bocchaccio *fiorini dieci d'oro*, perchè gli desse

fünf Kinder: Bernardo, welcher Notar in Verona wurde, Dante, Richter ebendaſelbſt, und drei Töchter, Alligeria, Gemma und Lucia, welche als Nonnen in demſelben Kloſter ſtarben, wo ihr Vater begraben war. Dante's II. Sohn war Lionardo, welcher ſpäter nach Florenz kam, und mit des Dichters Biographen, Leonardo Bruni, befreundet war. Deſſen Sohn war Pietro, welchem Mario Filelfo ſeine Biographie Dante's widmete, und der Enkel deſſelben, Pietro III., war der letzte männliche Nachkomme Dante's, deſſen Geſchlecht 1549 in der an den Grafen Marcantonio Sarego vermählten Tochter des Letztern, Ginevra, ausſtarb.

Ein ſo außerordentlicher Mann wie Dante, in einem Jahrhundert wie das vierzehnte, und unter einem Volk wie die Italiener, die vielleicht am wenigſten im Stande ſind, bei großen Fragen aus einem gewiſſen einſeitigen Standpunkt herauszutreten, mußte natürlich eine gar verſchiedenartige Beurtheilung erleiden, und noch immer können ſich die Italiener in ſeinen Charakter nicht finden. Sie quälen ſich ab, durch tauſend Citate und ſcharfſinnige Beweiſe die widerſprechendſten Dinge in Einklang zu bringen, die ein unbefangner Blick in die Werke und Thaten des großen Dichters ſogleich als falſch erweiſt. Wir wollen verſuchen, Einiges über dieſen ſeltnen Charakter hier nachzutragen, beſonders da auch dies zu beſſerm Verſtändniß ſeines Werks beitragen kann. Nach Boccaccio war Dante von mittlerer Statur, und ging im Alter etwas gebogen, aber immer mit ernſtem und gemeſſenem Schritt. Sein Geſicht war lang, von bräunlicher Farbe, mit einer Adlernaſe und großen Augen geziert; aber das große Kinn machte die Unterlippe etwas vorſtehend; Bart und Haare waren ſchwarz und kraus. Sein Anblick war der eines melancholiſchen und nachdenklichen Mannes. In den öffentlichen und häuslichen Sitten war Dante außerordentlich geſetzt und geordnet, mehr als irgend Einer höflich und zuvorkommend; in Speiſe und Trank ſehr mäßig, und nahm ſie ſtets in der regelmäßigen Zeit. Auch war er ein großer Feind der Unmäßigen (wie dies im Inferno zu ſehen). Niemand unterzog ſich mehr

---

a Suora Beatrice, figliuola che fu di Dante Alleghieri, Monaca nel Monistero di Steffano dell' Ulva di Ravenna.

Nachtwachen für ſeine Studien und die öffentlichen Geſchäfte, ſo daß ſeine Familie ſich oft Sorge darüber machte.

Dante war von melancholiſcher Naturart (die ihm nicht erſt durch ſeine äußern Schickſale beigebracht worden war, wie ein neuer deutſcher Biograph glaubt), wie dies viele Notizen ſeiner Zeitgenoſſen und die allgemeine Färbung ſeiner Werke zu erkennen geben. Es war dieſes Sehnen nach dem Höhern, zugleich dieſes ernſte Eindringen in die Tiefe des Lebens an die Gränze des Geiſter- und Naturreichs, wozu jene Naturart ſeine Seele trieb und befähigte, und ſie mußte tief in ſeinem Weſen begründet ſein, nicht aber nach und nach durch Unmuth ſich erzeugt haben. Es iſt davon ſchon im III. Abſchnitt, §. 10 beſonders in Bezug auf Dante die Rede geweſen, und die Analogie gezeigt worden, welche ihm dieſe Verfaſſung mit den antiken Künſtlern gibt. Dieſes fortwährende Beſchäftigen mit den großen Problemen der Menſchheit, dieſes Brüten des Geiſtes über den höhern Offenbarungen machte ihn natürlich mit der gewöhnlichen Menſchenmenge nicht ſehr umgänglich, wie überhaupt tiefſinnige Menſchen mit ihrer Sehnſucht nach dem Höhern nie recht der Erde zu gehören ſcheinen. Boccaccio ſagt, daß Dante bei Andern wenig ſprach, und ſelten ungefragt, dann aber tiefſinnige und dem Gegenſtand angemeſſene Antworten gab; doch wußte er auch bei gewiſſen Fällen mit großer Beredſamkeit zu ſprechen. Am liebſten war er einſam, und verſenkte ſich dann in ſeine Betrachtungen; und wenn er gerade einem Lieblingsgedanken nachhing, ſo geſchah es oft, wenn er unter Leuten war, daß er auf keine Frage Antwort, auf keine Rede Beſcheid gab, bis er mit ſeiner Betrachtung im Reinen war. Dies geſchah ihm oft bei Tiſche oder bei Spaziergängen mit Freunden. Was daher Giov. Villani von Dante ſagt, daß er wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit gegen Laien verſchloſſen war, eine gewiſſe ſtolze Zurückhaltung beobachtete und ſich mit Andern nicht wohl zu jenen leichten, unbedeutenden Geſprächen, zu jenem gefälligen Eingehen in ihre kleinen wichtigen Verhältniſſe herablaſſen konnte, und überhaupt die Eigenſchaften nicht beſaß, die ſonſt große Männer populär machen, iſt möglich und zum großen Theil denkbar; nur daß Villani dies andern Urſachen beimaß und ihn deswegen falſch beurtheilte.

Dieſe Gemüthsverfaſſung beförderte dagegen ſehr ſeine Studien,

wobei ihm eine merkwürdige Faſſungsgabe und ein treues Gedächtniß zu Hülfe kamen, ſowie eine ungemeine Geiſteskraft, die ſich durch keine Zerſtreung, keinen Lärmen von dem einmal gefaßten Gegenſtand abwenden ließ. Dies beweiſt unter Anderm die Scene, welche von ſeinem Aufenthalt in Siena erzählt wird. Er fand dort in dem Laden eines Apothekers ein Buch, das er lange vergeblich geſucht hatte, machte ſich daher ſogleich, auf eine vor dem Laden ſtehende Bank geſtützt, darüber her, und las ſo aufmerkſam, daß er von Mittag bis zum Abend auf demſelben Platz unbeweglich blieb, und von dem Lärm und der Bewegung eines vorübereilenden Feſtzuges nicht das Geringſte gewahr wurde.

Ueber ſeine Vaterlandsliebe hat Perticari ein ganzes Buch geſchrieben (Difesa di Dante und Amor patrio di Dante). Es iſt nicht der erſte Rettungsverſuch, den man für den politiſchen Ruf des Dichters gemacht hat, und ein ſchlimmes Zeichen, daß dergleichen immer in Italien nothwendig iſt, und man ſich ſeine Geſinnung in dieſer Hinſicht nicht erklären kann. Die ganze Erklärung ſeines Betragens gegen ſein Vaterland liegt in den Worten in der Ueberſchrift ſeines Briefes an Cane Scaligero: Florentinus natione non moribus. Die ungeheuchelte Vaterlandsliebe ſpricht ſich in allen Thaten und Schriften Dante's aus, aber er unterſcheidet darin immer ſehr genau ſeine Unzufriedenheit mit dem Haushalt in Florenz (wie er auch in dem erwähnten Brief an Scaligero ſchreibt: „Deine Wohlthaten ſäumten nicht, einen Verbannten, wie ich bin, zu ſuchen, der nicht die florentiniſchen Sitten, wohl aber ſein Vaterland heftig liebt") und wünſcht in ſeiner Vaterſtadt die alten einfachen Sitten zurückkehren zu ſehen, wovon er ein langes und anziehendes Gemälde entwirft. Parad. XV, 99—133). Ganz im Gegenſatz zu dieſer ſchönen Zeit ruft er im Purgat. XXIV, 79 aus:

Però, che 'l luogo, ù fui a viver posto,
Di giorno in giorno più di ben si spolpa,
E a trista ruina par disposto.

und im Convito: „O mein unglückliches Vaterland, welche Liebe zu dir drängt mich, ſo oft ich etwas leſe oder ſchreibe, das ſich auf Regierung bezieht!" wozu beſonders noch die Stelle in demſelben Werk gehört: „O hätte es dem Regierer des Weltalls gefallen, daß die Urſache meiner Entſchuldigung nie beſtanden

hätte. Dann würden weder Andere gegen mich gefehlt, noch ich ungerechte Strafe erduldet haben, die Strafe der Verbannung und Armuth. Da es den Bürgern der schönen Stadt Florenz gefiel, mich aus ihrem Schooß zu werfen, in dem ich geboren und bis zur Höhe meines Lebens ernährt worden bin, und in dem ich von ganzem Herzen meine ermüdete Seele auszuruhen, und die mir gegebene Zeit zu beendigen wünsche: so bin ich fast durch alle Länder, wo unsere Sprache ertönt, als Pilger und fast Bettler gezogen, und habe gegen meinen Willen die Wunde des Schicksals gezeigt, die ungerechter Weise oft dem Verwundeten zugeschrieben wird."

Dante hatte eine ungemein kräftige Persönlichkeit, wie sie allen großen Reformatoren ihrer Zeit eigen war. Weder Unglück noch Hoffnung zu bessern Lebensverhältnissen konnte ihn von Dem abbringen, was ihm so hoher Geist als seine Lebensaufgabe gesetzt hatte. Viele kleine Seelen unter seinen Nachfolgern legen ihm das Selbstgefühl, das ihm seine Ueberlegenheit und das Bewußtsein seiner würdigen Verfolgung eines erhabnen Zieles gab, immer noch als gemeinen Stolz und Hochmuth aus, indem sie gedankenlos Das nachschreiben, was unverständige Feinde unter seinen Zeitgenossen von ihm ausgebreitet haben. Und Feinde mag sich Dante allerdings durch seine schonungslose Wahrheitsliebe, seinen Haß gegen alle Schmeichelei und Gemeinheit und seine strenge Kritik der Sitten zugezogen haben. Wie wenig er in seinem Handeln, im politischen Leben von Nebenrücksichten, Neigungen, selbst von den dringenden Gefühlen der Dankbarkeit sich leiten und abwenden ließ, ist in seiner Biographie mehrmals gezeigt worden, und daß er die Wahrheitsliebe für eine der heiligsten Pflichten hielt, ließe sich aus hundert Stellen seiner Divina Commedia beweisen. Sagt er doch selbst im Convito ausdrücklich: „Wenn zwei der Freunde sind, und einer derselben ist die Wahrheit, so muß der Wahrheit beigestimmt werden." Und so auch im Parad. XVII, 118:

E s' io al vero son timido amico,
Temo di perder viver tra coloro,
Che questo tempo chiameranno antico.

Höchst albern ist aber die ziemlich allgemeine Meinung, daß er sich wegen dieser Wahrheitsliebe, worin sich zuweilen eine durch

Unglück erzeugte Bitterkeit gemiſcht hätte, an den Höfen nicht zu benehmen gewußt, dadurch bald die Gunſt der Fürſten verloren habe, und bei Cane della Scala wegen ſeiner beißenden Kritiken bald in Ungnade gefallen ſei. Es iſt allgemein bekannt und erwieſen, daß Dante bei Kaiſern, Königen, Fürſten und Grafen nicht nur Zutritt, bei manchen ſogar einen längern Aufenthalt hatte, ſondern auch in großer Achtung und in einem vertrautern Verhältniß ſtand, als dies ſonſt bei ſo verſchiednen Ständen der Fall zu ſein pflegt. Dieſer verſchiedne Aufenthalt führt uns auf eine andere höchſt unverſtändige Beſchuldigung, worüber ſeine Richter übrigens bis auf den heutigen Tag noch nicht einig ſind. Die Einen nennen ihn nämlich einen Welfen, die Andern einen wüthenden Gibellinen, die Dritten einen wankelmüthigen Ueberläufer. Daß er während ſeines Priorats unter den ſchwierigſten Verhältniſſen den unparteiiſcheſten Richterſpruch gefällt, daß in ſeinem großen Gedicht weder von Welfen noch von Gibellinen, ſondern allein von Tugend und Laſter die Rede iſt, daß er in ſeinen zürnenden Ausrufungen gegen Florenz weder Welfen noch Gibellinen nennt, ſondern nur die ruchloſen Ruheſtörer, welche allein das Ideal ſeines Friedensreiches zerſtörten, daß er Heinrich's VII. Rathgeber war, welcher in allen Städten alle Parteien verſöhnte: das Alles hat man überſehen; welche Anzeichen von Parteiſucht man in ſeinen Thaten und Schriften entdeckt habe, iſt bei alle dem vielen Geſchrei darüber doch ſehr unklar. Von ſeinen politiſchen Anſichten iſt ſchon die Rede geweſen; es erhellt aus ihnen, daß Dante keiner Partei angehören konnte, ja das Ende aller Parteiunterſchiede ſehnlich wünſchen mußte. Und daß ihn, der die kaiſerliche Würde und Macht für das Glück der Welt wiederhergeſtellt, die Kirche ihrer unbefugten weltlichen Gewalt beraubt und in ihre volle geiſtige Wirkſamkeit wieder eingeſetzt ſehen wollte, doch die eifrigſten, aber freilich auch zugleich achtbarſten Welfen hochſchätzten, das hätte jenen, die überall Gibellinenſpuck ſehen wollten, doch die Augen öffnen können, wenn ſie nur erſt ihr eignes Vorurtheil mit mehr Mißtrauen zu betrachten anfangen wollten. Seine Unparteilichkeit ging ſo weit, daß er ſelbſt diejenigen Welfen, die ihm die härteſten Kränkungen angethan, ihn ſeiner Güter beraubt, des Lebens und der Ehre verluſtig erklärt hatten, nicht anders erwähnt, als überhaupt die

Feinde des gemeinſamen Vaterlands und des Friedens. Bei der Anführung des Todes des wüthenden Corſo Donati leſen wir nicht die geringſte Schadenfreude, nicht die geringſte Zufriedenheit mit dem Gericht der Vorſehung, wie ſie wohl mancher Gibelline gefühlt haben mag; ſein Feind Cante Gabrielli, unter deſſen Vorſitz er zum Feuertod verurtheilt worden war, iſt nirgends erwähnt; dagegen wird die Würde des Papſtes Boniſaz VIII., deſſelben, der ſeine Vaterſtadt Florenz dem ſchändlichen Karl von Valois preisgegeben, und der ihn ſelbſt in Rom zurückbehalten und verrathen hatte, eifrig gegen die Gewaltthat Philipp's des Schönen vertheidigt, und Friedrich II, den er ſo hoch ehrte, büßt in der Hölle ſeine Angriffe auf die Kirche. Wie ein ſolcher Mann bei einer Menge anderer ſprechender Beweiſe der Parteiſucht beſchuldigt werden konnte, bleibt immer unbegreiflich. Boccaccio war wohl der einzige unter Dante's Nachfolgern, der den Dichter in ſeiner ganzen Größe, ſowohl als Menſch, als auch als Staatsbürger und als größtes Genie Italiens erkannt hat. Sehr wohlthuend unter den vielen Verfolgungen, Verläumdungen und blödſinnigen Urtheilen, die man in faſt allen Biographien und Geſchichten jener Zeit zu leſen hat, wirken die Seiten, womit Boccaccio, nach Erwähnung von Dante's Tod, ſich angelegen ſein läßt, deſſen Ehre mit kräftigen, äußerſt würdigen Worten zu wahren, den Florentinern ihre unſinnige Verfolgung und Wuth vorzuwerfen, und ſie ermahnt, wenigſtens den Todten, der allein, wie Homer, Virgil, Ovid, ſeinem Vaterland Ruhm verleihen könne, zu ehren, und wenigſtens ſeiner Aſche in ihrer Stadt eine Zuflucht zu gewähren.

Solche Eigenſchaften brachte Dante in die Schule der Welt mit, welche nun den großartigen Charakter durch harte Prüfungen ſtählte und läuterte. Er genoß nämlich dieſelbe glückliche Welterziehung, wie die alten griechiſchen und römiſchen Schriftſteller, die Erziehung, welche in dem mannigfaltigſten Dienſt eines republikaniſchen Vaterlands gewonnen wird. Er ward in ſeiner Jugend ſchon in den Conflikt der Parteien hineingeriſſen, und kämpfte mit aller Schwärmerei des Jünglings für das ergriffene Panner. Dieſelbe Wuth der Parteien gab ihm aber in ſpätern Jahren die bewundernswürdige politiſche Reife und die erhabne Anſicht eines großen und glücklichen Reiches, für welche er von

nun an bis an ſein Ende lebte und handelte, welche er in ſeinen Geſandtſchaften, ſeinem Priorat zu verwirklichen ſtrebte, für welche er in ſeinem Exil noch alle edlen Männer zu begeiſtern ſuchte. Sein Staatsdienſt und ſeine Verbannung hatte ihn durch ganz Italien und ſelbſt in andere Länder in alle mögliche Verfaſſungen und Regierungsformen geführt, er ſtudirte den Menſchen im Leben, er beobachtete ihn unverziert und unverlarvt in den heißen Schlachten der Leidenſchaften, er lebte in republikaniſchen Kriſen, wo ſich die erhabenſten Tugenden neben den ſchimpflichſten Fehlern frei und ſelbſtändig entfalten, und mit der Friſche des Lebens, mit der ſie ſich ihm darboten, zeichnete er ſie nieder. Daher die ungemeine Wärme ſeiner Farben, die lebendige Anſchauung, die uns für die geſchichtlichen Helden ſeines Gedichts ſo begeiſtert, die herrlichen Epiſoden von Farinata degli Uberti, von Pier delle Vigne, von Cavalcanti, Caſella, Ugolino u. A. Welches Jahrhundert war aber auch geeigneter, in einem Dante'ſchen Geiſt ein echt tragiſches Gemälde abzuſpiegeln, als jenes, welches er vorübereilen ſah, ein Jahrhundert voll Bewegung, Bildung und Untergang; Untergang der alten kaiſerlichen Macht, der päpſtlichen Würde, ſo vieler glänzender Fürſtenhäuſer und kräftig trotzender Republiken; daneben und ſelbſt auf den Trümmern derſelben das Emporſtreben der Wiſſenſchaft und Kunſt, die aufgehende Freiheit des Geiſtes, das Geltendmachen der Idee. Von beiden Mächten, dem Leben und der Doktrin, war Dante gleich ſtark angezogen, aber das erſtere bewahrte ſeine begeiſterte Muſe, daß wir nicht ein längſt unbrauchbares und vergeſſenes ſcholaſtiſches Syſtem in Reimen erhalten haben. Das große lebendige Epos ſeines Jahrhunderts gab ihm die Idee ſeines Weltgerichts, ſein Jahrhundert wird uns darin in ſeinen hervorragendſten Geiſtern vorgeführt; was außer ihm liegt, iſt meiſtens todt, und wird uns nur als Schatten flüchtig genannt. Aber in ewig bezaubernder Friſche glänzt ſeine Zeit und ſein Leben vor unſerer Anſchauung; die epiſche Darſtellung deſſelben iſt's allein, die ſeinem Gedicht den unſterblichen Werth ſichert. Die vergängliche Doktrin aber, worin er ſelbſt mit ſeiner Zeit befangen war, ließ die epiſchen Elemente, die ſo reichlich an manchen Stellen ſichtbar ſind, nicht in der ganzen Freiheit hervorbrechen und ſich entfalten. Sie iſt es nicht, welche die göttliche Comödie als das vorzüglichſte Produkt der

italieniſchen Muſe erſcheinen läßt. Die Wiſſenſchaft geht über die Geſchlechter der Menſchen hin, und alle Anſtalten zu dem großen Bau, alle Gerüſte von Syſtemen, Hülfsmitteln und Theorien gehören nur ihrer Zeit, und werden alt und grau. Es iſt im Gegentheil Dante's Gedicht, welches dieſer unglücklichen Scholaſtik in Italien faſt das Schickſal von Aurorens Gatten bereitet hat, ſo daß hier im 19. Jahrhundert die Idee noch Eingang finden konnte, daß die Philoſophie aus Dante's Zeit noch immer genüge.

Die Divina Commedia.

Zu rechtem Verſtändniß dieſes wunderbaren Gedichts iſt es vor Allem nöthig, ſich ſtets den Satz zu vergegenwärtigen, daß Dante von ſeinen reifern Jahren an ſein ganzes Leben hindurch von der Idee begeiſtert war, das alte ehrwürdige Römerreich in einer höhern Potenz und in der Art wieder erſtehen zu ſehen, daß der römiſche Kaiſer in unumſchränkter Macht über allen Fürſten der Erde ſtände, und durch weiſe Erhaltung des Friedens das weltliche Glück aller Völker gründete und überwachte, während die Kirche, durch Entziehung ihrer unnatürlichen weltlichen Macht von allen Flecken, welche dadurch entſtanden, gereinigt und auf ihr eigentliches geiſtiges Reich beſchränkt würde. Dafür ſollte ihr aber auch mit Recht nach ihrem heiligen Amt die oberſte Würde zuſtehen. Dies war gleichſam das Motto zu ſeinem irdiſchen Wirken, und daher der Glanzpunkt ſeines innern Lebens die Zeit der Unternehmung Heinrich's VII., welche ihn noch einmal mit allen ſeinen glühendſten Hoffnungen mitten in das Leben hineinzog und zu einer großartigen Thätigkeit entflammte, wovon uns ſeine Briefe ein ſchwaches Licht geben. Nach dieſer Zeit ruhten ſeine Lebenshoffnungen, er ſchloß wie ein vom höhern Schickſal Beſiegter Frieden mit der Welt, ſein Leben wurde dem Geiſtigen mehr zugewandt, ſeine Seele verſchloß ſich mehr in ſeinem Innern, er nahm weniger Theil mehr an den Welthändeln, und wenn er vorher mit aller ſeiner Beredſamkeit Heinrich VII. zur Einnahme von Florenz antrieb, damit er von der gebändigten Widerſacherin

aus der Welt den Frieden gäbe, ſo wollte er in den letzten Jahren ſeines Lebens in ganz anderer Weiſe in ſeine Geburtsſtadt einziehen, und nur von dem Dichterruhm bekränzt, ſeine Tage dort beſchließen. Dieſe ſehr verſchiedene Stimmung, welche die unglückliche Wendung der Weltbegebenheiten bei Heinrich's Tod durch Umſtoßung ſeiner idealiſchen Hoffnungen in ihm hervorbrachte, läßt ſich auch in ſeinem Gedicht bemerken. In der erſten Hälfte deſſelben läßt ſich deutlich wahrnehmen, wie der Dichter ſo ganz und mit voller Kraft der Seele in der Gegenwart ſteht, ſeinen vollen Theil an der Geſchichte ſeiner Zeit nimmt, in einer nahen Zukunft die Erfüllung ſeiner Wünſche und Ideale ſieht, und daraus die hinreißende Kraft und Natürlichkeit ſeiner Gemälde nimmt, wozu ihm die Hoffnung den Pinſel führte. Das Gleiche läßt ſich nicht von der letzten Hälfte des Gedichts ſagen. Man ſieht an den verſchiedenen Geſängen mehr oder weniger, daß das politiſche Ideal des Dichters zertrümmert, ſeine Hoffnung zerſtört iſt. Er wendet ſich mehr von der Welt ab, dem Geiſtigen, der Wiſſenſchaft zu: die Gegenwart gibt ihm keine Wärme mehr, da ihm die Zukunft nur trübe erſcheint. Daher bemerken wir ſeine beſondere Vorliebe, womit er die Vergangenheit ſeiner Vaterſtadt ſchildert, die Wehmuth, ſo oft er ihres gegenwärtigen Zuſtandes erwähnt, und das öftere Zurückkehren zu ſeiner eignen, kräftigen, von der Liebe gehobenen Jugendzeit. Wenn er daher in der erſten Hälfte plaſtiſch und objectiv iſt, ſo wird er in der letztern ſubjectiv und lyriſch.

In gleicher Weiſe hat aber auch das ganze Gedicht zwei nebeneinander wirkende Elemente, welche wir das geiſtige und weltliche nennen möchten. Das erſtere gab ihm den Plan zu dem ganzen Gedicht, und iſt das Reſultat aller geiſtigen Empfängniſſe und Verarbeitungen über Gottes Verhältniß zum Menſchen ſeit den chriſtlichen, arabiſchen, lateiniſchen und griechiſchen philoſophiſchen Schulen. Dieſes Element nimmt in den letzten Theilen des Gedichts mehr überhand, wo der Dichter ſich von dem Irdiſchen abwendet, und um ſo mehr, je mehr er in die Höhen des Paradieſes gelangt. In dieſem Element iſt er aber ganz in ſeiner Zeit gefeſſelt, die unabänderlichen Dogmen der Kirche erlauben ſeiner Phantaſie nicht den geringſten Spielraum; die einzige poetiſche Form, die er hier anwenden kann, iſt die Allegorie, gerade

dieſelbe kalte und unfruchtbare Form, welche die Dichter ſeiner Zeit, ſo oft ſie ſich aus der Sphäre der Troubadours entfernten, zum Lobe der Religion oder von ſcholaſtiſchen Schlüſſen begeiſtert, allgemein anwendeten. Sobald die Religion Gegenſtand der Poeſie wurde, konnte ſie ſich in keinen andern Kreiſen als den chriſtlichen bewegen, und höchſtens die arabiſchen und heidniſchen Elemente mit hereinziehen, welche in den erlaubten philoſophiſchen Syſtemen auch ſo reichlich wucherten. Sobald dieſe aber aus der dramatiſchen und plaſtiſchen Religion der Alten herausgeriſſen waren, und dem Chriſtenthum als Gewand dienen ſollten, verloren ſie ihre lebendige Kraft, da im Chriſtenthum nur die Muſik und Lyrik vorwaltet, und konnten hier nur noch als Allegorie und Symbol wirken. Die griechiſche Religion war auch ganz ſymboliſch, aber nur die Philoſophen ſahen die Symbole als ſolche an, ſie waren aber dafür auch keine Dichter. Sobald die Symbolik aber allgemeinern Eingang fand, nach der Zeit der Blüthe der Philoſophie, war die lebendige Kraft der Religion und Poeſie verſchwunden, und ſelbſt ſchon die Tragödiendichter in der ſchönſten Epoche der griechiſchen Poeſie begeiſterten ſich an Stoffen des grauſten Alterthums.

So gibt auch das Chriſtenthum, welches alle unſere Vorſtellungen und Anſichten vergeiſtigt, keine poetiſchen Elemente ab, außer in ſeinem negativen Theile, von dem Abfall, der Sünde, Strafe, Hölle. Denn die Abgefallenen, die Sünder allein treten als ſelbſtändige Perſonen vor unſere Anſchauung, in ihrem Trotz und Frevel liegt wenigſtens Handlung und Leben, die ſich poetiſch auffaſſen laſſen, die Vorſtellung der Strafe bringt das moraliſche und äſthetiſche Gleichgewicht hervor, und hier kann auch nur die Vorſtellung der Ewigkeit der Strafe eine poetiſche Auffaſſung des Weltgerichts zulaſſen. Hingegen bei den Belohnungen des Paradieſes hört alle Selbſtändigkeit auf; denn die Menſchen werden hier nicht mehr menſchlich, ſondern rein geiſtig belohnt, dadurch, daß ihr Geiſt in höhere Regionen verzückt, zu höhern Einſichten und reiner Seligkeit erhoben wird. Hier geht alſo die Perſon unter in der allgemeinen Weltſeele, alle Handlung hört auf, nicht das leiſeſte Widerſtreben iſt denkbar, nur ein dankbares Empfangen, ein ſeliges Hingeben, ein Auflöſen in der allgemeinen Harmonie. Hier iſt die Klippe der chriſtlichen Vorſtellung, an welcher

alle Poeſie ſcheitert, und ſowie die Darſtellung der Hölle durch den ungeheuren Abſtand der einander entgegenkämpfenden Perſonen der großartigſte Gegenſtand der Dichtung, weit großartiger als der Homeriſche Kampf der Menſchen gegen Götter und jede andere Vorſtellung der Alten iſt, ſo bleibt jede Darſtellung eines chriſtlichen Paradieſes, als des Ortes der Vergeltung und Belohnung, für die Poeſie eine unerreichbare Aufgabe. Selbſt die plaſtiſchen Griechen wußten den Stoff nicht zu behandeln, und ließen ihre ſeligen Schatten im Elyſium das Erdenleben fortſetzen. Die Araber haben noch die poetiſcheſte Vorſtellung des Paradieſes, die ſich aber auch am weiteſten von der chriſtlichen Idee entfernt. Denn das Chriſtenthum verwirft in ſeiner Theorie der Belohnung jede ſinnliche Idee, verweiſt nur auf die reinſte Harmonie des Geiſtes mit ſeinem Urgeiſt, und je reiner es aufgefaßt wird, deſto mehr ſchwindet alle poetiſche Anſchauung. Während daher auch alle Religionsſyſteme der Griechen, Römer, Hebräer, Araber ꝛc. voll der glühendſten Poeſie ſind, zeigt unſer neues Teſtament höchſtens Parabeln und Allegorien. Um nur einige Anſchauung in ſeinem Paradies zu erwecken, war Dante genöthigt, die erhabne Wiſſenſchaft der Aſtronomie für ſeine Scenerie zu Hülfe zu nehmen, die aber in ſeinem Gedicht auch nur allegoriſch wirkt.

Dagegen iſt der erſte Theil der Divina Commedia, wo Dante ſeine Phantaſie ungehemmt kann walten laſſen, über alle Beſchreibung erhaben. Hier hören wir nicht die Zeit des Dichters, ſondern den Dichter ſelbſt, der, über alle Verhältniſſe erhaben, die ganze Macht ſeines Genius vor unſern erſtaunten Blicken entfaltet. In dem Inferno iſt Alles Kraft und Leben; die Perſonen, die darin vorkommen, ſind ihretwegen da, nicht um eines ſyſtematiſchen Beiſpiels willen, und um ihretwillen ſcheint jedesmal das ganze Gedicht geſchrieben zu ſein. Hier befand ſich der Dichter auf hiſtoriſchem Boden, der ihm den lebendigen Stoff in mannigfaltiger Fülle darbot. Hier gibt die gelehrte Theologie nur zuweilen den Faden an, und bleibt wenigſtens im Hintergrund, das friſche Leben aber tritt hervor, und zeigt uns die Hauptperſonen ſcharf gezeichnet und ſelbſtändig, voller Charakter und Handlung.

Man hat oft hin und her gerathen, woher Dante den Stoff zu ſeinem Gedicht genommen habe. Er nahm ihn eben aus den Ideen, von welchen ſeine ganze Zeit erfüllt war. Es gibt kein

Volk, das ſich nicht um den Zuſtand nach dem Tod bekümmert hätte, und je ausgebildeter der Rechtszuſtand iſt, deſto ausgebildeter ſind auch die Vorſtellungen von Lohn und Strafen der andern Welt. Bei dem neu erwachten Studium der Philoſophie und der Entwicklung der ſcholaſtiſchen Theologie ward das Intereſſe an dieſen Fragen in hohem Grade rege, denn wir finden aus jenen Jahrhunderten eine Menge poetiſcher Darſtellungen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieſes, welche Kopiſch in ſeiner trefflichen Bearbeitung der göttlichen Comödie nebeneinandergeſtellt hat. Dort findet ſich auch nachgewieſen, wie viel Dante aus jenen frühern Werken entlehnt und benutzt habe. Jedenfalls machte er's damit wie die Griechen mit ihren ägyptiſchen und aſiatiſchen Ueberlieferungen, und ſo wurden ſelbſt die dichteriſchen Gedanken, die er faſt wörtlich aus den Provenzalen und ſeinen italieniſchen Vorgängern entlehnte, ganz Dantiſch. Warum Dante ſein Gedicht Comödie genannt habe (ſo heißt es Inferno XVI, 128 und XXI, 2), hat ebenfalls manchen Streit veranlaßt, bis man endlich den Grund bei Dante ſelbſt in ſeiner Vulg. Locut. gefunden, wie ſchon früher angegeben iſt (man vergleiche ſeinen Brief an Cane della Scala, §. 9).

Wir haben uns nun vorerſt mit den zwei erſten Geſängen des Inferno kurz zu beſchäftigen, welche dem ganzen Gedicht als Einleitung dienen. Es hat leider dem Dichter gefallen, ſie ganz allegoriſch zu halten, ſo daß faſt jeder Satz darin eine Menge Auslegungen geſtattet. Freilich hat er damit auch bewirkt, daß alle Leſer, ſowohl Myſtiker als Hiſtoriker, jeder nach ſeiner Art und Auslegung, dadurch befriedigt werden. Die Schwierigkeit wird vermehrt durch die unzweifelhafte mehrmalige Umarbeitung, wodurch ſie durch Zuſätze, Veränderungen ꝛc. gleichſam zwei oder mehre Geſichter erhalten haben. (Man erinnere ſich an Boccaccio's Erzählung von den wiedergefundenen ſechs erſten Geſängen.)

Dante verirrte ſich im Frühling des Jahres 1300 in einem dunkeln Wald. Ich glaube, daß dieſer die eigne innere Zerriſſenheit, den Trübſinn, die Unzufriedenheit des Dichters mit ſeinem unglücklichen Schickſal und dem Mißverhältniß der Welt zu ſeinem Ideal bedeuten ſolle. Seine wahre Lebensbahn als Staatsmann war ihm durch die Umtriebe einer Partei abgeſchnitten (la diritta via era smarrita). Die Erinnerung an dieſen Zuſtand

des Unmuths in der erſten Zeit ſeines Unglücks erfüllt ihn noch mit Furcht und Grauſen (V. 4—7). Er weiß nicht mehr, wie er in dieſen Zuſtand des entnervenden, aller Thatkraft berauben-den (pien di sonno) Zuſtand des Trübſinns kam, nachdem das Unglück ihn betroffen hatte. Das innere Leiden verwirrte ihm die Sinne, daß er den Weg der Weisheit verlor. So ging er lange in dieſem umnachteten Thal (alles Trübe, Unglück ꝛc. verſetzt Dante in finſtre Thäler: Freudiges, Hoffnung, Stärke gibt er durch das Bild beſonnter Hügel und mächtiger Felſen), als ihm plötzlich ein Licht aufging, und ihn mit Hoffnung und Muth er-füllte, ſeinen Geiſt aus der Trübſal zu entreißen und mit höhern Dingen zu beſchäftigen. Dies drückt er aus in dem Bild V. 13—18. Das Jammerthal bedeutet ſeine gedrückte Seele, der Hügel, deſſen Gipfel in dem Aufgang der Sonne glänzt, den innern Troſt, die Erhebung des Geiſtes über die äußern Widerwärtig-keiten und den Entſchluß zur Beſchäftigung mit erhabnen Gegen-ſtänden; dazu nur konnte ihn auch der Dichter Virgil einladen. Der Entſchluß tauchte plötzlich auf, das Todtenreich zu beſchreiben. Dieſer mag ihm gekommen ſein durch die Erinnerung an ſeine früh entſchlafene Beatrice und durch das Studium des Virgil's; und nachdem er ganz mit ſich darüber im Reinen war, wunderte er ſich ſelbſt über dieſen Entſchluß (V. 25—27).

Indeſſen an der Ausführung, d. h. an dem Aufſteigen zum beſonnten Hügel (V. 28—31), hinderte ihn immer die Theil-nahme an den Schickſalen ſeines Vaterlandes, beſonders aber drei Dinge: die Stadt Florenz, Karl von Valois und der Papſt, die unter den Bildern eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin dargeſtellt ſind. Der Panther (Florenz) wollte ihm gar nicht vor dem Geſicht, den Gedanken, weichen, ſo daß er oft im Sinn hatte, umzukehren und ſich wieder den Unruhen und Staatsgeſchäften hinzugeben (V. 36). Doch die Reize der friſch erwachten Frühlings-natur, das fröhliche äußere Anſehen, der Wohlſtand von Florenz (di quella fera la gaietta pelle, V. 42) ließen ihn wieder Hoff-nung und Muth faſſen, ſich über die Trübſal zu erheben. Aber der Löwe und die Wölfin (Karl von Valois und der Papſt), welche mit Heißhunger Italien zu verſchlingen drohten, brachten ihn wieder um ſeinen Muth, und drängten ihn in den finſterſten Theil des Thales zurück (V. 44—60). Da gab ihm endlich das

Studium Virgil's, der lange Zeit in Italien vernachläſſigt war (chi per lungo silenzio parea fioco), den Frieden, die Erhebung des Geiſtes über das beengende Ungemach wieder. Virgil fragt ihn ſelbſt in der erſten Begegnung, warum er immer zu ſolchem Mißmuth zurückkehre, und nicht den Entſchluß und Muth faſſe, der der Anfang jeder Freude ſei (V. 76—78). Er wird nun Dante's Führer durch Hölle und Fegfeuer, d. h. Dante nimmt ſich die Aeneide zum Muſter in Beiden; für die Begeiſterung aber, die zur Beſchreibung des Paradieſes nothwendig war, konnte Virgil nicht ausreichen, wie überhaupt keiner der plaſtiſchen Alten. Dazu wandte ſich Dante allein an die chriſtliche Gefühlszeit, und nahm hauptſächlich die ſchönſte Blüthe des Chriſtenthums, die reine himmliſche Liebe, zur Führerin.

Alſo wird der kurze Sinn des ganzen erſten Geſanges ſein: Die Unruhen, welche die verſchiedenen Parteien, der Papſt und Karl von Valois in ſeinem Vaterland anrichteten und auch Dante's unglückliches Exil brachten dieſen in einen Zuſtand des Trübſinns, in welchem der Geiſt zu nichts fähig iſt. Nachdem er lange in demſelben hingezogen und ſeinen Unmuth verzehrt, erwachte in ihm endlich der Entſchluß, ſein Leben, das ganz dem Staate gewidmet war, nun den Wiſſenſchaften und der Poeſie zu weihen, und indem er ſich immer vertrauter mit Virgil machte, kehrte die Ruhe in ſein Gemüth zurück. Damit tauchten alle herrliche Bilder ſeiner Jugend und beſonders die glühende Liebe zu Beatricen wieder in ſeiner Seele auf, die Erinnerung ſteigerte ſein Gefühl bis zur Schwärmerei, und entzündete den ſchaffenden Genius. So entſtand ſein Werk, das er alſo zum Theil Virgiln verdankt, daher er mit ſolcher Dankbarkeit und Ehrerbietigkeit zu ihm ſpricht.

Im zweiten Geſang wird nochmals beſtätigt, daß die Liebe zu Beatricen und die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit Danten zum Beſingen des erhabenſten Gegenſtandes, des Weltgerichts, begeiſtert habe, und daß er die Kraft und den Muth dazu von der göttlichen Gnade erhalten. Einer göttlichen Eingebung ſchreibt er es auch zu, daß er in der Jugend eine ſolche Vorliebe für Virgil erhalten, und daß ihn beſonders Aeneas' Gang durch die Reiche der Unterwelt ſo betroffen, der den von chriſtlichen Anſichten erfüllten Dichter auf die Idee ſeines Weltgerichts

gebracht habe. Dies ist angedeutet durch die Allegorie von der Sendung Virgil's, V. 43—126. In diesem Gesang spricht Dante auch deutlich aus, daß das, was ihn sein ganzes Leben lang durchdrungen, die Verwirklichung und Herstellung des römischen Weltreichs in weltlicher und geistiger Hinsicht, auch der Zweck dieses Gedichts sein solle. Denn er führt ausdrücklich seine zwei Vorgänger in der unter- und überirdischen Reise an, Aeneas und den Apostel Paulus. Der Erstere, bei dem er sich am längsten verweilt, stieg in die Unterwelt, um, dort durch die Prophezeiung seines Vaters Anchises belehrt und ermuthigt, das römische Reich zu gründen, und Paulus stieg in den Himmel, um dort Stärkung für den Glauben und die Gründung des geistigen Reiches zu empfangen (V. 13—27).

Dies wäre die einfache historische Auslegung dieser Gesänge. Nun erfordern sie aber auch eine mystische Deutung, welche sich erst im Verlauf des ganzen Gedichts etwas aus ihrer Dunkelheit erhebt. Die in der Comödie vorkommenden lebendigen Personen sind zugleich auch Figuren, welche eine höhere Idee zur Anschauung bringen sollen, und spielen daher fortwährend bald die eine, bald die andere Rolle, bald beide zugleich. Beatrice ist nicht nur Dante's Geliebte, sondern stellt, da sie den schwärmerischen Freund nach ihrem Tod in die höchsten Regionen des göttlichen Gefühls und Betrachtens erhoben und begeistert hat, auch die göttliche Lehre, die Theologie, vor. Virgil aber, außerdem, daß er der alte römische und heidnische Dichter und Dante's poetisches Vorbild ist, hat sich noch zu einer für unsere Ansicht höchst fremdartigen und unpassenden Rolle hergeben müssen, und repräsentirt die höchste Potenz menschlicher Einsicht und Wissenschaft, die Philosophie. Dante selbst ist nicht nur der lebendig betrachtende Dichter, sondern stellt auch oft den Typus der ganzen Menschheit mit ihren Schwächen und ihren erhabenen Trieben zum Göttlichen dar, und seine Wanderung selbst ist die Pilgerschaft des Menschengeschlechts seit Adam durch die Fehler und Sünden der Zeitlichkeit zu Gott. Bei diesem Geschäft vereinigen sich Beide, Virgil und Beatrice, Philosophie und Theologie, zum Schutz und Heil des Menschen, und leiten ihn durch die Strafen der Hölle, die Angst des Gewissens und Nichtigkeit falscher Lehre, und durch die Reue und Buße des Fegefeuers zur wahren Einsicht und Freiheit, zum

Frieden und zur Seligkeit in der Vereinigung mit Gott. So erhalten auch die im Gedicht auftretenden Thiere und alle Nebenperſonen eine zweite myſtiſche Bedeutung, die ſich im Verlauf des Gedichts entwickelt. Uebrigens haben alle jene myſtiſchen Allegorien das Schickſal, daß durch ihre Dunkelheit der ganze Reiz der lebendigen Anſchauung verloren geht, abgeſehen davon, daß durch die nothwendig oft gezwungene und vielfache Bedeutung derſelben Widerſprüche entſtehen, welche der poetiſchen Wahrheit und Harmonie ſchaden.

Ich habe mich bemüht, dieſe Einleitung auf die einfachſte und mit den Worten der Geſänge am wenigſten im Widerſpruch ſtehende Art zu erklären. Wem dieſe Auseinanderſetzung zu einfach ſcheint, und wer tiefer in die Symbolik und Myſtik dieſes wunderbaren Gebäudes eindringen will, der wird in Kopiſch's werthvollen Anmerkungen und Abhandlungen am Ende ſeiner Ueberſetzung der Divina Commedia vollkommen befriedigt werden, worauf ich auch für die übrigen Geſänge ein- für allemal hinweiſe, obgleich ich geſtehe, daß mich ſeine anagogiſche Deutung über Vieles nicht aufgeklärt hat, ſondern mir die Myſtik, die in demſelben zur Myſtik kommt, manches Dunkle noch ſchwärzer zu machen ſcheint. Für unſern Zweck iſt bloß die poetiſche Seite wichtig, und wir ſchreiten nun zur Analyſe des Gedichts.

Die Hölle befindet ſich, nach Dante's und der allgemeinen Anſicht, in der Mitte der Erde unter den drei Welttheilen der öſtlichen Halbkugel, Europa, Aſien und Afrika, in welchen Jeruſalem als gerade in der Mitte liegend vorgeſtellt iſt, ſo daß der Berg Zion und der unterſte Punkt der Hölle gerade entgegengeſetzt ſind. Ihre Geſtalt iſt die eines umgeſtürzten Kegels oder eines Kraters, oben von der Weite der Halbkugel, während ſich nach unten gegen den Mittelpunkt der Erde die Kreiſe immer mehr verengen, ſo daß der tiefſte Theil nur einen engen Eisſumpf bildet, worin der ärgſte Feind Gottes, der ungeheure Lucifer ſteckt. In jedem dieſer ſich vermindernden Kreiſe büßen andere Sünder, nach der Klaſſification, die ſogleich folgen wird, die leichtern oben in dem weiten Gebiete, und je ſchwerer der Frevel, deſto tiefer und enger ſtecken die Sünder, denn ſie werden mit ihrer eignen Sünde geſtraft, d. h. ſie ſetzen die Sünde zu ihrer eignen Qual in der Hölle fort, und der ihrem innern Sinn oder

ihrem Gewiſſen ſtets gegenwärtige Gegenſtand ihres Frevels nährt und vergrößert ihre Verzweiflung. Je vollkommner ein Weſen iſt, deſto heller ſieht es das Gute und Vollkommene ein, deſto brennender fühlt es den Schmerz über ſeine Mängel, Fehler, Sünden (Inferno VI, 106). Als Lucifer, früher der erſte und ſchönſte Engel nach ſeiner vermeſſenen Empörung gegen Gott und ſeinem Erheben über deſſen Weisheit und Allmacht auf die Erde geſchleudert wurde, floh dieſe entſetzt auseinander, und ließ in ihrer Mitte den ungeheuern Raum der Hölle, ſowie ſie auf der andern Seite durch das Meer hindurchfahrend den Berg des Fegfeuers bildete; die Hölle aber ward aus Gerechtigkeit von der Allmacht, Weisheit und Liebe Gottes gebildet (Inferno III, 4). Vor ihr iſt ein dunkler Kreis, der Aufenthalt derjenigen, die ohne Schande und ohne Ruhm gelebt, an welchen weder Himmel noch Hölle Theil haben, mit ihnen ſind zugleich die Faulen und Feigen, welche weder Gott noch ſeinen Feinden gefallen, und die Engel, welche bei Lucifers Empörung weder auf ſeiner noch auf Gottes Seite waren. Ihre Strafe iſt alſo hier ihre fortgeſetzte ewige Nichtigkeit und Vergeſſenheit, ein Schwanken zwiſchen Streben und Vernichtung, und ſelbſt Dante mit ſeinem Begleiter eilt vorüber, ohne ſie weiter zu bemerken. Ferner iſt außer der Hölle noch ein Vorhof, wo ſich die ungetauften Kinder und tugendhaften Heiden aufhalten. Hier iſt alſo noch keine Strafe, ſondern nur ein unerfülltes Sehnen, und die berühmten Heiden, Dichter, Weltweiſen ꝛc., welche in einem abgeſonderten, den Uebrigen unnahbaren Orte verweilen, genießen ſelbſt noch die ewige Freude ihres Ruhmes. Alle Seelen der Sünder aber bringt mit unwiderſtehlicher Gewalt die Gerechtigkeit oder das drückende Bewußtſein ihrer Schuld vor den Richterſtuhl des Minos, von wo ſie nach vollbrachtem Bekenntniß ſogleich an den Ort ihrer Strafe hinabſinken.

Dreierlei Art ſind nach Ariſtoteles' Ethik die böſen Neigungen, die vom Himmel entfernen (Inferno XI, 79), die Unenthaltſamkeit oder Sinnlichkeit, die Gewaltthätigkeit oder Verthierung und die Bosheit oder Schlechtigkeit des Geiſtes. Nach dieſem Syſtem iſt auch die Hölle in drei große Abtheilungen getrennt, deren jede durch einen beſondern Höllenfluß eingeſchloſſen und durch verſchiedene Elemente beſonders charakteriſirt iſt. Die oberſte Ab-

theilung iſt von dem traurigen Acheron umgränzt, und durch ein trübes Dunkel, Sturmwind, Regen und Schnee bezeichnet. Hier büßen in drei verſchiedenen Kreiſen die leichtern Sünder, welche ſich durch Sinnlichkeit und Kleben am Irdiſchen zum Abfall von Gott haben bewegen laſſen, die Sünder in der ſinnlichen Liebe, die Schlemmer und die Geizigen mit den Verſchwendern. Die Erſtern, die wollüſtige Semiramis an der Spitze, fahren noch immer in dem ewigen Sturm der ſinnlichen Begierden dahin, und der Gegenſtand ihrer Sünde quält ihr Gewiſſen; die Schlemmer durch den gefräßigen Cerberus charakteriſirt, ſtecken in dem Schlamm ihres Erdenlebens, den ein kalter Hagel, Schnee und Platzregen immer zäh erhält; die Geldſünder, durch Plutus vorgeſtellt, ſtoßen in ihrem kreisförmigen Umherjagen beſtändig gegeneinander, und werfen ſich gegenſeitig ihr Feſthalten und Verſchwenden vor. Den Uebergang zu der folgenden Abtheilung, und noch ausgeſchloſſen von der eigentlichen Stadt des Satans, bilden die Zornigen und die Grämlichen, welche ſich durch träge Verſtimmung das Leben verbitterten und die Tugend verabſäumten. Gegenſeitig ſich zerreißend, leiden ſie nun, von dem zornigen Flegias angeführt, durch ihre immerwährende Heftigkeit in dem heißen Sumpfe des Styx, der die zweite Abtheilung, die eigentliche Stadt des Lucifer umgränzt. Wenn in den obern Räumen mehr die leichtern Sünden gebüßt werden, die aus der Schwäche der ſinnlichen Natur hervorgehen, ſo ſind nun hier die Strafen für die eigentlichen Verbrechen des Geiſtes, die aus freier Willensthätigkeit entſpringen, wie dies gleich am Eingang zu Lucifers Stadt die Schaaren der abtrünnigen, empörten Engel anzeigen. Abgeſondert von den Folgenden und ausgeſchloſſen vom Ariſtoteliſchen Syſtem liegen die Ketzer, und büßen ihre Zweifel an den Lehren der Kirche in offenen glühenden Särgen, welche ſich nach dem jüngſten Gericht auf ewig ſchließen.

Das Ziel jeder Bosheit iſt Unrecht; ihre Mittel entweder Gewalt oder Trug. Trug iſt aber ſchlechter als Gewalt, darum wird ſie tiefer und ſchwerer beſtraft (**Inferno XI, 22**). So zerfällt dieſe große Abtheilung in zwei Klaſſen, die der Gewaltthätigen und der Betrüger. Die Erſtern haben ſich mehr der Entmenſchung, Verthierung hingegeben; die Letztern aber der eigent-

lichen Bosheit. Wenn in der erſten Abtheilung eine trübe Finſterniß mit Hagel, Schnee und Sturm die irdiſch geſinnten Sünder plagte, ſo herrſcht nun bei den choleriſchen Gewaltthätigen eine verzehrende Gluth über dürrem Sande, ausgedörrtem Reiſig oder kochendem Blute. Sie theilen ſich aber zunächſt ein 1) in Gewaltthätige gegen den Nächſten, die Räuber, Mörder und Verwüſter, durch den thieriſchen und grauſamen Minotaurus vorgeſtellt; ſie zerfleiſchen ſich nun in dem heißen Blut, das ſie auf der Erde vergoſſen. 2) Die Gewaltthätigen gegen ſich ſelbſt, die Selbſtmörder und Spieler, bilden, ihrer irdiſchen Hülle auf ewig beraubt, einen Wald von wilden Dornen, wo die Harpyen niſten. 3) Die Gewaltthätigen gegen Gott, die Gotteslåſterer, Sodomiten und Wucherer; ſie leiden durch den verzehrenden Feuerregen, die Låſterer quålen ſich durch ihren fortwährenden Trotz, die Sodomiten fliehen vor dem reinen Feuer und die Wucherer halten krampfhaft, die Gluth abwehrend, ihren leeren Sack. — Zur Aufnahme der eigentlich Schlechten und Boshaften ſenkt ſich nun der Höllenkrater jåher und keſſelförmig hinab, und umfaßt in zehn Kreiſen alle Arten von Betrügern: 1) die Kuppler und Verführer; ihre Strafe iſt das Schauen der Verzweiflung der Verführten. 2) Die Schmeichler ſitzen in dem Koth, den ſie in ihrer irdiſchen Niedrigkeit ſo gelobt haben. 3) Die Simoniſten ſtecken kopflings in dem Boden, während ihre Beine von der Flamme verzehrt werden; der Nachfolgende drückt immer den Frühern tiefer hinab. 4) Die Zauberer wandern mühſam mit nach hinten gedrehtem Oberleib, ſo daß ihnen die Vorausſicht der Zukunft ganz benommen iſt. 5) Die Beſtechlichen ſtecken in einem zähen Pechſee, und werden von Dåmonen mit Haken grauſam hin und her gezogen. 6) Die Heuchler ſchleichen in ſchweren, außen goldnen, inwendig aber bleiernen Kutten. 7) Die Diebe, von dem diebiſchen Rieſen Cacus vorgeſtellt, ſtehlen einander ihr letztes Eigenthum, ihr Geſtalt. 8) Die böſen Rathgeber ſind in die Flammen, von denen ſie verzehrt werden, gehüllt und unſichtbar, ſowie ſie auf Erden in den ſchlimmen Thaten, die ſie durch ihren böſen Rath Andere verrichten ließen, unſichtbar ſelbſt wirkten. 9) Die Erreger der Zwietracht, Unruheſtifter und Sektirer gehen mit zertheilten Leibern und getrennten Gliedern. 10) Die Ver-

fälſcher, ſowohl der Metalle als der Rede und Perſon, die Lügner und Verläumder, werden, da ſie außer dem Rechte ſind, von wahnſinnigen Dämonen nach Zufall und Griff herumgezerrt.

Im tiefſten Brunnen der Hölle ſtecken nun, von Rieſen, die ſich ehmals gegen die Gottheit aufgelehnt, umgeben, die ärgſten Sünder, die Verräther. Hier iſt das Gebiet des Cocytus, der langſam herabfließend in einem eiſigen Sumpf ſich ſammelt. Am weiteſten von dem göttlichen Licht und der wohlthuenden Wärme ſeiner Liebe entfernt, iſt der ganze Keſſel von einer ſchrecklichen Kälte erſtarrt. Die hier Geſtraften theilen ſich ein in Verräther an Verwandten, welche in dem erſten Kreiſe, genannt Caina (von Kain, dem erſten Brudermörder) büßen, in Vaterlandsverräther in dem Kreis Antenora, in Freundesverräther in dem Kreis Ptolemäa; alle ſind in dem Eisſumpf vergraben und nagen einander in wüthendem Grimm. In dem tiefſten Mittelpunkt ſteht endlich das Haupt der Böſen, der ungeheure Lucifer, der die Hauptarten der Sünden, die Sinnlichkeit, Gewaltthätigkeit und Verrätherei in ſeinen drei Geſichtern vereinigt darſtellt. Das eine dieſer Geſichter iſt daher dunkel, wie die erſte Abtheilung der Hölle, das andere gluthroth und das dritte blaß und eiskalt. In ſeinen drei Rachen werden die ärgſten Sünder, die Verräther Gottes und ſeiner ewigen Weltordnung, zernagt, in dem mittlern Judas, der Verräther des Gottesſohns, in dem andern Brutus und Caſſius, die in Cäſar's Perſon das römiſche Weltreich verriethen; ſo daß hier wieder die Grundidee des Ganzen, von dem doppelten heiligen Reich, dem geiſtigen und weltlichen, deutlich hervortritt.

Der Berg des Fegfeuers iſt der Gegenfüßler der Hölle. Er iſt in mehre Abhänge oder Kreiſe getheilt, die, je weiter nach oben, deſto weniger ſteil werden, und ſich oben in eine ſchöne Ebne endigen, ſo daß das Steigen immer weniger beſchwerlich wird, „und wenn der Steigende erſt das Gefühl hat, wie in einem den Fluß hinabgleitenden Kahne", ſo iſt das Geſchäft der Buße vollendet. Denn je weiter Einer in dem Ablegen ſündhafter Gewohnheiten vorwärts ſchreitet, deſto leichter wird ihm der Pfad der Tugend. In demſelben Sinne ſind die Kreiſe der Hölle, je weiter nach unten, deſto tiefer zu ſchauen. Wie die Hölle hat auch das Purgatorium ſeinen Vorhof, von welchem

aber noch diejenigen ausgeſchloſſen ſind, welche im Kirchenbann ſtarben. In dem Vorhof dagegen verweilen die Saumſeligen, die gewaltſam Geſtorbnen, die kurz vor dem Tode bereuten, und diejenigen, welche über den Sorgen um ihre weltliche Macht das Wohl ihrer Seele verſäumten. An der Thür aber des Aufweges zum Reinigungsort ſitzt der Engel des Paradieſes mit flammendem Schwerte und zwei ihm von Petrus verliehenen Schlüſſeln, einem ſilbernen und einem goldnen. — Alle Sünden, die hier abgewaſchen werden können, haben ihren Grund in der Liebe (Purgat. XVII); der Menſch liebt 1) den Schaden des Nächſten, wie die Stolzen, die Neidiſchen und die Zornigen; 2) er liebt zu läſſig, wie die Unthätigen; 3) er liebt zu ſehr die irdiſchen Güter, wie die Geizigen, die Schlemmer und die Wollüſtigen. Dieſer Eintheilung nach hat der Berg der Läuterung ſieben Abhänge, nach welchen man durch das Fegfeuer in das irdiſche Paradies gelangt, wo der Baum der Erkenntniß ſteht.

Das himmliſche Paradies, in welches die Seelen durch die Feuerregion gelangen, iſt in den Planetenhimmel, den Fixſternhimmel, den Kryſtallhimmel und das Empyreum eingetheilt. Der unterſte oder Planetenhimmel iſt zum Theil denjenigen Seelen beſtimmt, welche in ihrem Erdenleben der Sorge für das Irdiſche zu ſehr zugewandt waren, ſich aber doch durch hinlängliche Buße die Seligkeit erworben hatten. So befinden ſich auf dem Mond die Seelen der Nonnen, welche ihr Gelübde nicht ganz erfüllt hatten; auf dem Merkur diejenigen, welche mit Verſäumung des Himmelreichs ihr Leben in irdiſchen, aber doch ruhmwürdigen Thaten zugebracht hatten; auf der Venus die der Liebe Ergebenen; auf der Sonne die großen Theologen und Ausleger des göttlichen Wortes; auf dem Mars die Helden, welche ſich für Ausbreitung und Befeſtigung des Glaubens geopfert hatten; auf dem Jupiter die gerechten und weiſen Fürſten, und auf dem Saturn die heiligen Einſiedler. In dem zweiten, dem Fixſternhimmel, beſeligt das Gefühl der Menſchen- und Bruderliebe, in dem Kriſtallhimmel aber weht allein Gottesliebe und Weisheit, und im Empyreum thront die Dreieinigkeit, umgeben von allen Engeln und Heiligen.

Dies iſt in einfacher Ueberſicht das Skelett des ganzen Gedichts, wozu die Doktrin hier mehr dort weniger ihren unabänder-

lichen Stoff gegeben hat. Sehen wir nun, was der erhabene Genius des Dichters aus dem reichen Schatz ſeiner Phantaſie dazu gegeben.

Dritter Geſang.

Gleich im Anfange des dritten Geſanges des Inferno überraſcht uns die erhabene Inſchrift über der Pforte der Hölle:

Per me si va nella città dolente:
Per me si va nell' eterno dolore:
Per me si va per la perduta gente.
Giustizia mosse il mio alto fattore:
Fecemi la divina potestate,
La somma sapienza, e 'l primo amore.
Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro:
Lasciate ogni speranza voi ch' entrate.

Auf Virgil's Zureden wird Dante's Furcht vor dieſen ſchrecklichen Worten gemindert, und er tritt in den erſten Kreis ein, wo ihn aber gleich wieder die gräßliche Finſterniß des ungeheuern Raumes, durch welche betäubendes Wehklagen, Seufzer, Wuthgeſchrei in allen Sprachen herübertönt, in die ängſtlichſte Stimmung verſetzt. Virgil belehrt ihn, dies ſei der Aufenthalt der traurigen Seelen, welche auf der Erde ohne Schande und ohne Lob gelebt. Zugleich mit ihnen befinden ſich die Engel, welche bei Lucifers Empörung weder auf deſſen noch auf Gottes Seite waren. Der Himmel hat ſie verſtoßen und die Hölle will ſie nicht; dies die Urſache ihrer Qual und ihres Wuthgeſchreis. Sie haben keine Hoffnung auf den geiſtigen Tod, und doch iſt ihr Zuſtand ſo erbärmlich, daß ſie jedes andere Loos, ſelbſt in der Hölle beneiden. Sowie ihr Andenken in der Welt verloſchen iſt, ſo hat ſie ſowohl das ewige Erbarmen als die ſtrafende Gerechtigkeit verſtoßen. Selbſt Dante ſoll von ihnen nicht reden, nur ſchauen und vorübergehen. Nach dieſer meiſterhaften Schilderung jener Seelen und ihres geiſtigen Zuſtandes folgt eine ebenſo poetiſche ihrer materiellen Strafe. Hinter der vom Sturm dahingeriſſenen Fahne der Feigheit rannte eine unzählige Schar nackter Seelen, welche von umſchwärmenden Mücken und Wespen (Symbol des Kleinlichen,

Schlechten, Gemeinen) unaufhörlich geſtochen wurden; das Blut rann mit ihren Thränen gemiſcht bis zu ihren Füßen, wo es von ekelhaften Würmern aufgeſogen ward. — Bald darauf am Ufer des traurigen Acheron angekommen, hören die beiden Dichter, wie die Scharen der verdammten Seelen von dem greiſen Charon, der von Virgil über ihr Erſcheinen beſchwichtigt wird, mit Verzweiflung erregenden Worten angefahren werden, die ihre Wirkung nicht verfehlen; vor Schrecken erbleicht und zähneklappernd fluchen die Geächteten Gott und ihren Eltern, dem ganzen Menſchengeſchlecht und dem Ort und der Stunde ihrer Geburt. Sie rücken ſich ſträubend näher zuſammen; doch mit ernſten Winken und Ruderſchlägen treibt ſie Charon in ſeinen morſchen Kahn, und ehe ſie drüben landen, harrt diesſeits ſchon wieder eine neue Schar. Virgil erklärt Dante Charons Verlegenheit bei ſeiner Erſcheinung, da ſonſt nie eine gute Seele über den Fluß überſetze. Seine Rede wird durch ein mächtiges Getöſe und Krachen unterbrochen, die Erde erbebt und ſchleudert einen Sturmwind aus, in welchem dunkelrothes Licht blitzt. Dante verliert die Beſinnung und fällt hin, wie ein Mann, welchen Schlaf packt. — In dieſem Zuſtand war er ſchon auf Erden in jenen Wald gerathen, und in demſelben tritt er auch in das Purgatorium und in das irdiſche Paradies ein. Will er vielleicht das Wirken der höhern Macht andeuten, die ihn unbewußt antreibt, die erhabenen Gegenſtände zu beſingen? Zu bemerken iſt auch, daß ihn der Schlaf nicht mehr überfällt, ſeitdem er im irdiſchen Paradies ſeine Beatrice gefunden hat.

Vierter Geſang.

Ein furchtbares, donnerähnliches Getöſe weckt Dante am Rand der Hölle auf; es iſt das in dem weitern Kreis vervielfachte Weh- und Wuthgeſchrei, das aus allen tiefern Abgründen zuſammen heraufdringt. Selbſt Virgil erblaſſet vor Mitleid. Sie treten nun in den Vorhof der Hölle, wo die Luft nur von leiſen Seufzern bewegt wird. Hier leiden die Seelen der Kinder und aller Nichtchriſten, welche durch den Mangel der Taufe von dem Paradies ausgeſchloſſen ſind, und ihre Qual iſt eine hoffnungsloſe Sehnſucht. Virgil beſtätigt ſeinem Schüler an Ort und

Stelle die Höllenfahrt Chriſti, bei welcher er die jüdiſchen Erzväter, Adam und Abel, Abraham, Iſaak und Jacob nebſt Rahel, Moſes, den König David mit vielen Andern erlöſt und ſie der Seligkeit theilhaftig gemacht habe. Bald gewahrt Dante einen hell ſchimmernden Platz, und erfährt, daß in dieſer Stelle des Vorhofs den berühmten Nichtchriſten vergönnt ſei, in der Glorie ihres Ruhms fortzuleben und ſich derſelben zu erfreuen. Die vier erſten Dichter, Homer, Horaz, Ovid und Lucan grüßen ehrend Virgil, und nehmen Dante als den ſechsten in ihren Kreis auf.[1]) Ihr Aufenthalt iſt ein immer begrünter Hügel, durch einen allen gemeinern Seelen unüberſchreitbaren Bach von dem finſtern Theil der Hölle abgeſchieden, und von ſieben hohen Mauern (den ſieben Cardinaltugenden in Ariſtoteles' Ethik) eingeſchloſſen. Hier lagerten die alten Heroen und Weltweiſen, in ſtillem Ernſt und mit düſterm Angeſicht. Unter den Helden nennt Dante beſonders die, welche mit der Gründung des römiſchen Reichs in einiger Beziehung ſtehen, beſonders Cäſarn, den erſten Kaiſer. Hoch über den Andern geehrt (wahrſcheinlich wegen ſeines Einfluſſes auf die ſcholaſtiſche Theologie, und ſomit das geiſtige Weltreich) ſitzt Ariſtoteles, der Meiſter der Gelehrten, und um ihn geſchart die übrigen Philoſophen außer Epikur, der tiefer in der Hölle vorkommt. — Wir ſehen an dieſem Geſang, wie Dante Alles behandelt, was außer ſeiner Zeit liegt. Es hat für ihn kein lebendiges Intereſſe, und ſo fehlt auch das Lebendige, Plaſtiſche und Dramatiſche in ſeiner Darſtellung. Die alten Helden und Weiſen werden uns nur hergezählt, und ſind ohne Handlung und Charakteriſtik, bloße Schatten.

Fünfter Geſang.

Dante ſteigt in den zweiten Kreis, wo ſich ihm das richtende Gewiſſen in der Perſon des Minos darſtellt. Dieſe antike, würdig-

1) Zur Erklärung diene es hier ein- für allemal, daß wir uns in keine Widerlegung oder Rüge von Dante's Anſichten über das Alterthum und deſſen Poeſie einlaſſen, ſowenig als wir über die vorhergehende Blasphemie etwas ſagten, wonach die Heiden, die von der Taufe nichts wiſſen konnten, dafür in der Hölle geſtraft werden. Dieſe Anſichten gehören nicht Dante, ſondern ſeiner Zeit, zum Theil auch noch der unſrigen. Uns aber kommt es nur zu, zu zeigen, was Dante aus dem Stoff, über den er nun einmal gebieten konnte, von welcher Güte er auch geweſen ſei, gemacht hat.

ernſte Gottheit hat durch die chriſtliche Idee des Gewiſſens, der ſie ſich zum Symbol hat hergeben müſſen, unſtreitig verloren. Der alte Minos ſteht den Sündern ſchrecklich da, und grinzt die Zähne (ſoll an das Nagen des Bewußtſeins erinnern); er hat einen langen Schweif, womit er eine Anzahl Ringe um ſeinen Leib bildet, je nach der Ordnung des Kreiſes, in welchen die Seele ſinken ſoll (allegoriſirt das Umſtricken der Seele durch die ſündhaften Begierden). Sehr lebendig iſt aber ſein Richteramt beſchrieben:

Dico che quando l' anima mal nata
Li vien dinanzi, tutta si confessa:
E quel conoscitor delle peccata
Vede qual luogo d' Inferno è da essa. —
Sempre dinanzi a lui ne stanno molte
Vanno a vicenda ciascuna al giudizio:
Dicono e odono, e poi son giù volte.

wo beſonders der letzte Vers die Schnelligkeit des ganzen Aktes trefflich nachahmt. Minos ruft Danten (wie das Gewiſſen jedem Menſchen beim Beginn einer ſündhaften Neigung) die ernſten Worte zu, er möge ſich wohl vorſehen, wohin ihn ſein Weg führe, und ſich durch den weiten und leichten Eingang nicht täuſchen laſſen. Er wird aber, wie vorher Charon, durch die Worte Virgil's beruhigt, daß die Wanderung Gottes Wille ſei. Die Dichter befinden ſich im Kreiſe der „fleiſchlichen Sünder, welche die Vernunft dem Triebe unterwarfen." Der Höllenſturm zerſchlägt und reißt ſie im Wirbel herum, und unter dem Geſchrei und Geheul der Gepeinigten ſchlagen Läſterungen der göttlichen Tugend an das Gewölbe des Abgrunds.

Così quel fiato gli spiriti mali
Di quà, di là, giù, di sù gli mena.

Den Reigen beginnt Semiramis, die Meiſterin in der Zügelloſigkeit, che libito fe' licito in sua legge. Ihr zunächſt folgen noch drei Weiber als erſte im Zug, Dido, Cleopatra und Helena, und hierauf eine Menge Helden, unter welchen Achilles, Paris und Triſtan genannt ſind. Zwei Seelen, die des Paolo Malateſta und der Franceſca von Rimini, welche in dem Schwarm der ehebrecheriſchen Dido ſchweben, ziehen Dante's Aufmerkſamkeit beſonders auf ſich, und er ruft ſie auf Virgil's Geheiß mit liebe-

vollen Worten, ihm Rede zu ſtehen. Innig gerührt von ſeinem Zuruf ſchweben ſie ſanft wie Tauben herbei, danken ihm für ſeinen Antheil, um deswillen ſie für ſeinen Frieden beten würden, wenn der Herr der Welt noch ihr Freund wäre. Die ſchöne Franceſca erzählt ihm hierauf, daß heftige Liebe zu dem blühenden Schwager ſie ſo ergriffen, daß ſie ihre eheliche Pflicht gegen ihren mißgeſtalteten boshaften Gemahl verletzte.

Amor ch' a null' amato amar perdona,
Mi prese del costui piacer si forte,
Che, come vedi, ancor non m' abbandona.

Ihr Gemahl überraſchte Beide und ermordete ſie zugleich, wofür er tiefer unten in dem Kreis des Brudermörders Kain büßt. Bei der Anklage der Liebe iſt Dante betroffen; er gedenkt ſeiner eignen vielfachen Neigungen, wodurch er Beatricen untreu geworden. Beſchämt ſenkt er das Haupt und verſinkt in Nachdenken, und auf Virgil's Frage, worüber er ſinne, bricht er in den Seufzer aus, der uns errathen läßt, welche lange und ſchnelle Gedankenfolge in Hinſicht ſowohl auf ſich als auf jenes Paar in dem Augenblick ſein Herz beſtürmte:

O lasso,
Quanti dolci pensier, quanto disio
Menò costoro al doloroso passo!

Dante will von dem Paar noch wiſſen, welche Umſtände jene ſüße doch ihnen verderbliche Liebe erweckt haben, und nun gibt ihm die reizende Sünderin die berühmte Erzählung, welche durch ihre rührende Naivetät, ihre ergreifende dichteriſche Wahrheit, ihre unübertreffliche Plaſtik jeden Leſer im höchſten Grade erwärmen muß:

Noi leggiavamo un giorno per diletto,
Di Lancilotto, come amor lo strinse:
Soli eravamo, e senza alcun sospetto,
Per più fiate gli occhi ci sospinse
Quella lettura, e scolorocci 'l viso;
Ma solo un punto fu quel, che ci vinse.
Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante;
Questi, che mai da me non fia diviso,

La bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro, e chi lo scrisse:
Quel giorno più non vi leggemmo avante.

Kein Wort weiter über dieſe einfach erhabene Schilderung, jedes würde den heiligen Eindruck verwiſchen.

Sechster Geſang.

Das Mitleiden über die Pein der beiden Liebenden, die ſich noch im Tode ſo treu anhingen, hatte dem Dichter ganz die Beſinnung geraubt. Als er aus ſeiner Zerſtreuung wieder zu ſich kam, ſah er ſich im dritten Kreiſe, wo die Schlemmer ihr unſauberes Leben abbüßen. Ein ewiger Hagel, ſchmuziger Regen und Schnee macht die Erde zu ſtinkendem Schlamm. In dieſem ſind die Sünder verſenkt, und wehren ſich heulend gegen die Fluth, und wenden den Leib, um die eine Seite gegen die andere zu ſchützen. Ihr Symbol iſt Cerberus, mit drei Rachen, rothen Augen, ſchwarzem und beſudeltem Bart und dickem Bauch, ein echter Schlemmer; er packt die Geiſter, zerrt und zerreißt ſie. Virgil beruhigt ihn mit einigen Händen voll Schlamm, der mit den Sünderſeelen Einen Teig ausmacht, über welchen Dante auch ſpäter wegſchreitet. Sehr ſchön iſt die Schilderung, wie dem Höllenhund während des wüthenden Bellens ſich der Rachen mit Speiſe füllt, und er bei dem Kauen immer leiſer bellt, in dem Maß, als der zähe Schlamm den Tönen mehr den Ausgang wehrt. Die Dichter treffen auf eine Seele, die ſich aus dem Schlamm erhebt, und ſich ihnen als Ciacco, ehemals angeſehenen Richter und beliebten Geſellſchafter in Florenz, zu erkennen gibt. Auf Dante's Befragen über das nächſte Schickſal ſeiner Vaterſtadt erzählt Ciacco, daß nach kurzen Siegen der weißen Partei die ſchwarze für immer oben bleiben werde unter dem Schutz des Papſtes, welcher in der Nähe laure. Dieſe Prophezeiung ſcheint mir zu beweiſen, daß dieſer ſechste Geſang in einigen Theilen ebenfalls eine ſpätere Umarbeitung erfahren habe, indem Dante zu der Zeit, als er wahrſcheinlich die ſieben erſten Geſänge ſchrieb, vor ſeinem Exil, dieſe Worte noch nicht dem Ciacco in den Mund legen konnte. Die Umänderung muß aber ſehr bald geſchehen ſein, zu einer Zeit, wo der Streit der Par-

teien und die Einwirkung des Papſtes ſich noch nicht als ein vollendetes Faktum ganz überſehen ließen, da die Vorausverkündigung gegen die ſonſtige Gewohnheit Dante's in ſehr allgemeinen und unbeſtimmten Ausdrücken gehalten iſt. Nachdem Ciacco Danten noch geſagt, daß er einige geächtete Staatsmänner, nach denen er fragte, tiefer unten in der Hölle antreffen werde, will er ihm nichts weiter ſagen. Seine Augen verdrehen ſich zum Schielen, er ſtiert Dante an, neigt dann das Haupt, und verſinkt mit den Uebrigen in den Schlamm. Virgil ſagt zu Dante: „Der erhebt ſich nicht mehr, bis einſt vor dem Schall der himmliſchen Poſaune, wenn der ſchreckliche Richter kommen wird. Dann wird Jeder ſein trauriges Grab wieder finden, ſein Fleiſch und ſeine Geſtalt annehmen und hören, was ins Ewige forttönt. Welche ſchöne Schilderung von dem Verſinken des Sünders in das Nichts, und welcher erhabene Nachruf Virgil's! Auf Dante's Frage, ob nach dem jüngſten Gericht die Strafen ab- oder zunehmen, verweiſt ihn jener auf Ariſtoteles' Lehre, nach welcher ein Weſen je vollkommner, deſto deutlicher das Rechte und die Qual ſeiner Mangelhaftigkeit fühle. Unter ſolchen Geſprächen über die Ewigkeit gelangten ſie zum vierten Kreiſe.

Siebenter Geſang.

Plutus, der Gott des Reichthums (der hier in Wolfsgeſtalt, in Bezug auf die Wölfin des erſten Geſanges, die habſüchtige Kirche, dargeſtellt iſt), ruft Lucifers Macht an gegen das Vordringen der Dichter. Aber Virgil erinnert ihn an ſeine Ohnmacht und an den heiligen Michael, welcher den übermüthigen Lucifer in den Abgrund geſtürzt habe, auf welche Worte Plutus ohnmächtig in ſich zuſammenſtürzt. Hier büßen die Geizigen und Verſchwender, in zwei große Scharen abgetheilt, die ſich jede in Kreiſe herumbewegen. Mit ſchrecklichem Geheul wälzen ſie große Laſten mit aller Anſtrengung der Lunge. Die beiden Kreiſe berühren ſich bei ihrer Umdrehung an einem Punkt, und hier gerathen jedesmal Geiz und Verſchwendung in einen argen Conflikt. Wüthend ſchreien die Verſchwender den Andern zu: Perchè tieni? und die Geizigen: Perchè burli? Die beiden Schreier wenden ſich dann zu ihrem Kreis, um, ihre Laſt umwälzend, bald wieder

an demſelben Punkt ihre wüthenden Vorwürfe gegen einander zu ſchleudern. Sehr ſinnreich ſind die beiden Laſter hier zuſammengebracht, um ſich gegenſeitig zum vorwerfen Gewiſſen zu dienen. Dante erblickt unter ihnen viele Tonſurirte, und Virgil belehrt ihn, daß ſie Geiſtliche, meiſt Kardinäle und Päpſte ſind, in cui usa avarizia il suo soperchio, bedeutet aber jenem, daß er ſich irre, wenn er einige zu erkennen glaube, da ſie ihr Laſter des Geizes bis zur Unkenntlichkeit beſchmuzt habe. Sie treiben ihren Kreislauf und Zank ſo fort bis zum jüngſten Tag; dann werden die Geizigen mit geſchloſſenen Fäuſten, die Verſchwender mit dünnen Haaren auferſtehen. Hierauf gibt Virgil eine herrliche Apologie der Fortuna, welche Dante des Unglücks ſo vieler Menſchen anklagt. „Der Schöpfer des Weltalls ſchuf die Himmel, und gab jedem einen eignen Lenker, damit der Glanz ſich auf gleiche Art über alle verbreite; ebenſo ſetzte er dem irdiſchen Glanz eine Lenkerin, welche von Geſchlecht zu Geſchlecht die eiteln Güter verändere, unverwehrt von menſchlichem Verſtand. Sie herrſcht flüchtig eilend in ihrem Reiche, wie die andern Götter in dem ihren, und ihr Richterſpruch iſt verborgen, wie die Schlange in dem dem Gras. Doch wenn ihr Menſchen die rechte Einſicht habt, ſo ſeid ihr niemals mit ihr im Streit. Darum wird ihr ſo oft mit Unrecht Tadel und Schimpf zugeworfen. Doch ſie hört nicht darauf, und rollt ihre Kugel in ſeliger Freude mit den andern Engeln.“ — Die Wanderer folgen nun einem kochenden und überſchäumenden Duell voll trüben Waſſers, und gelangen durch eine finſtere Kluft an den heißen Sumpf Styx, worin die Zornigen büßen, nackte Seelen, die ſich nicht nur mit den Fäuſten, ſondern ſelbſt mit Haupt, Leib und Füßen ſchlugen, und mit den Zähnen in Stücke zerriſſen. Tief unten im Schlamm ſtecken die Grämlichen, die ſich das Leben durch Unzufriedenheit verderben und ſich dadurch zu allem Tüchtigen ungeſchickt gemacht hatten. Von ihren Seufzern ſprudelt der Schlamm, und ſie gurgeln ihren unverſtändlichen Klaggeſang, weil ſie vor Schmuz das ganze Wort nicht aus dem Munde bringen können. Die Dichter beſchreiben einen weiten Bogen um den Sumpf, und gelangen an den Fuß eines Thurmes.

Achter Geſang.

Schon vorher bemerkt Dante zwei Flämmchen, als Zeichen zweier zu erwartender Seelen, und ein drittes als Antwort auf das Zeichen. Schnell wie ein Pfeil lenkt der zornige Phlegias ſeinen Kahn herüber und freut ſich hämiſch der Beute, doch Virgil vernichtet ihn durch die Verſicherung, daß er ſie nicht länger als zur Ueberfahrt haben werde. Sie ſteigen ein, doch erſt durch Dante ſcheint der Kahn beladen, und durchſchneidet tiefer als ſonſt. Sie ſind noch nicht weit gefahren, als der zornige Filippo Argenti, ein Florentiner, ſich gegen ſie erhebt. Dante gibt ihm ſeinen Abſcheu gegen ſein Laſter zu erkennen, worauf Argenti voll Zorn Hand an das Schiff legen will. Doch Virgil ſtößt ihn zurück, und umarmt ſeinen Schüler wegen des heiligen Eifers; er erklärt ihm, daß hier Manche im Sumpfe liegen, die man auf Erden für große Könige hielt. Die andern Zornigen fallen nun über Argenti her, und zerreißen ihn in Fetzen, und der Florentiner kehrt in ſeinem Grimm die Zähne gegen ſich ſelbſt. — Ein furchtbares Wehgeſchrei verkündigt den Dichtern die Nähe der Stadt Lucifers, ſie ſehen die rothglühenden Mauern und die tiefen Gräben. Es iſt eine ſchöne Idee Dante's, die durch das ganze Gedicht geht, daß das Feuer der göttlichen Liebe in der Hölle weder leuchtet noch wärmt, ſondern den Gottfeinden, die ſich der Liebe verſchließen, ohne ihr doch entfliehen zu können, nur zu verzehrender Qual wird, daſſelbe Feuer, das im Purgatorium zur Sehnſucht erhebt, und im Paradies die höchſte Seligkeit verleiht. Ueber dem Thore der Stadt ſitzen trotzig die abgefallenen Engel und wehren den Eingang; zuletzt wollen ſie Virgil allein haben, Danten aber zu ſeinem großen Schrecken ſeinen Weg zurückſchicken. Dieſer klammert ſich an Virgil und beſchwört ihn, ihn nicht zu verlaſſen, wird aber von ihm durch Hinweiſung auf den himmliſchen Schutz bekräftigt. Virgil ſpricht mit den böſen Engeln geheim, und Dante ſieht dieſe plötzlich ins Innere zurücklaufen und die Pforte verſchließen, ſeinen Führer aber betreten und nachſinnend zurückkehren. Er ſagt ihm, die Verwegenheit ſei nicht neu, ſchon einmal haben ſich die Engel Chriſti Höllenfahrt am obern Höllenthor widerſetzt, wo aber der Mächtige Schloß und

Riegel zertrümmert habe; auch jetzt werde bald ein himmliſcher Bote kommen, und ihnen den Weg öffnen. Meiſterhaft iſt hier der Trotz der gefallnen Engel ſelbſt noch in der Hölle geſchildert.

Neunter Geſang.

Virgil verbirgt vor dem erſchreckten Dante ſeine Verlegenheit, und horcht, mit ſich ſelbſt redend, aufmerkſam durch das Dunkel und den dicken Nebel. Dante fragt ihn mißtrauend, ob ſchon einer der Nichtchriſten aus dem oberſten Kreiſe in dieſe tiefern Regionen der Hölle herabgeſtiegen ſei. Virgil ſagt ihm, es geſchehe freilich ſelten, doch ſei er ſelbſt, von der grauſamen Zauberin Erichtho beſchworen, einmal in dem tiefſten Kreis des Judas geweſen, um eine Seele dort wegzuholen; er ſei daher des Weges ganz kundig, und könne ihn über jede Gefahr beruhigen. Dante hört kaum mehr auf ſeine Worte, denn auf dem glühenden Thurme ſieht er plötzlich drei mit grünen Hydern umkleidete Höllenfurien mit ihren Schlangenhaaren ſich erheben, bei ſeinem Anblick ſich die Bruſt vor Wuth zerſchlagen, und mit lautem Geheul die Meduſa anrufen, daß ſie den Fremdling verſteinern ſolle. Dante drängt ſich vor Entſetzen an ſeinen Führer; dieſer befiehlt ihm, ſchnell das Geſicht wegzukehren, und bedeckt ihn ſelbſt noch mit ſeinen Händen. — Die ganze Scene hat einen tiefen Sinn, worauf Dante ſelbſt aufmerkſam macht. Die Höllenfurien wollen, ihr Reich zu mehren, Dante zum Ihrigen haben, und rufen daher die ſchreckliche Meduſa, welche die Sünde vorſtellt, daß ſie ihn erſt ganz vernichte, wogegen er ſich, wie gegen jede Sünde, nur durch das ernſteſte und ſchnellſte Abkehren ſichert. — Nun erſcheint der vom Himmel geſandte Bote, deſſen triumphirender Schritt durch die Hölle in einem prachtvollen Gleichniß geſchildert wird. Trocknen Fußes wandelt er über den heißen Sumpf, weht ſich mit der linken oft die ſchwüle Luft weg, und ſcheint bloß von der bangen Umgebung ermüdet. Virgil winkt ſeinem Begleiter, ſich ſtill vor ihm zu verneigen. Ein Schlag ſeiner Ruthe öffnet das Thor, den gefallnen Engeln wird das Nichtige ihres ohnmächtigen Trotzes gegen den Willen des Allmächtigen vorgehalten, und der Engel verſchwindet wieder auf der ſchmuzigen Straße, ohne mit den Dichtern ein Wort zu reden, da er ohne weitere

eigne Theilnahme nur Gottes Willen zu erfüllen hatte. Sicher gehen die Beiden nun in die offne Stadt ein, und Dante gewahrt ein unermeßliches Feld voll glühender Gräber zwischen ewigen Flammen; ihre Deckel waren offen, und aus ihnen ertönten schreckliche Klagen. Dante erfährt, daß hier die Ketzer, Unsterblichkeitsläugner und Sektirer jeder Art, Gleich bei Gleich, in mehr oder minder glühenden Särgen büßen.

Zehnter Gesang.

Die Beiden gehen zwischen den Mauern und den Gräbern; Virgil sagt, auf dieser Seite büße Epikur und alle seine Nachfolger, die das ewige Leben geläugnet haben; wenn sie mit ihren Leibern am jüngsten Tag zurückkommen, kehren sie wieder in ihre Särge ein, die dann auf ewig zugeschlossen werden. Dante's Wunsch, eine von den Seelen zu sehen, wird erfüllet. Farinata, ein stolzer florentinischer Gibelline, trefflicher Feldherr und berühmter Sieger der Welfen in der mörderischen Schlacht am Arbia, erhebt sich aus dem Grabe und bittet Dante, zu verweilen. Dante erschrickt über der stolzen Haltung des Kriegers, der noch in der Hölle über die Qualen zu siegen scheint. Aber Virgil treibt ihn mit Hand und Wort zwischen den Särgen hin zu jenem. Farinata erfährt, wer Dante sei, findet in ihm einen Feind seiner Partei und sagt ihm mit Genugthuung, daß er die Welfen zweimal aus Florenz verjagt habe. Dante schlägt ihn aber mit der Entgegnung nieder, daß die Welfen, wenn zweimal verjagt, auch zweimal wiedergekehrt seien, welche Kunst die Andern nicht gelernt hätten. Während dieses Gespräches erhebt sich eine andere Seele bis zum Kinn aus demselben Sarge, die des Cavalcante Cavalcanti. Er schaut aufmerksam suchend umher, und fragt dann Dante: „Wenn du durch die Kraft deines hohen Geistes hier wandeln kannst, wo ist mein Sohn, und warum ist er nicht hier?" (Sein Sohn Guido war auch ein gefeierter Dichter.) Dante erklärt dem Gotteslängner, daß er nicht durch eigne, sondern durch Gottes Macht und Schutz hier sei, und mit Virgil, den Cavalcanti's Sohn verachtet hatte. Aus dem Wort „hatte" glaubt Jener folgern zu müssen, daß sein Sohn todt sei, was dem Läugner des ewigen Lebens schrecklich war. Mit Angst verlangt

er Aufklärung darüber, und da Dante mit der Antwort zögert, ſinkt Jener auf ewig in ſein Grab zurück. Farinata hat unterdeſſen mit ſtolzer Miene und Haltung, ohne den geringſten Antheil an dem Andern und dem Geſpräch, dageſtanden. „Wenn", führt er jetzt die abgebrochene Rede fort, „meine Partei jene Kunſt nicht erlernt hat, ſo quält mich das mehr als dieſer glühende Sarg. Doch nach nicht fünfzig Monden wirſt du ſelbſt wiſſen, wie ſchwer die Kunſt der Rückkehr ſei. Doch ſage, warum iſt das florentiner Volk ſo grauſam gegen meine Partei?" Dante erklärt ihm, daß der Zorn über das Blutbad am Arbia immer noch den Haß gegen die Gibellinen ernähre; worauf Farinata: „Deß war ich nicht allein die Schuld, und mit gutem Grund führt' ich die Meinen zum Siege. Wohl aber war ich allein, als nach der Schlacht Jeder die Vernichtung von Florenz ausſprach, und ich die Stadt mit offnem Viſir beſchützte." Dante bittet ihn noch, die Zweifel über ſeine prophetiſche Kunſt aufzuklären, und Farinata ſagt ihm, daß die hier eingeſchloſſenen Geiſter die ferne Zukunft zu ſchauen vermögen, für die nahe aber und die Gegenwart völlig blind ſind, und daß ihnen am jüngſten Gericht durch das Schließen der Särge auch jene Kunſt entzogen wird. Dante bittet ihn hierauf, ſeinem Gefährten Cavalcanti zu ſagen, daß deſſen Sohn noch am Leben ſei, und erfährt noch von ihm, daß hier viele tauſend Seelen, mit ihnen der Kaiſer Friedrich II., eingeſchloſſen ſeien. Gedankenvoll über Farinata's Weiſſagung kehrt Dante zu Virgil zurück, welcher ihn von den irdiſchen Sorgen ablenkt und auf die himmliſche Beatrice verweiſt, die ihm ſeinen Lebenspfad anweiſen werde. — Der ganze Geſang iſt von hoher dramatiſcher Wirkung und durch die Verſchiedenheit der treffend gezeichneten Charaktere, der Intereſſen und Sorgen jedes Einzelnen von ungemeiner Lebendigkeit. Welcher Contraſt ſchon zwiſchen den beiden Läugnern des ewigen Lebens, welche beide noch mit irdiſchen Sorgen gequält ſind, dem ſtolzen Sieger Farinata, welchem das Schickſal ſeines Vaterlandes und ſeiner Partei am Herzen liegt, und dem weichern Cavalcanti, welcher den Tod, und (nach ſeiner Anſicht) die gänzliche Vernichtung des geliebten Sohnes fürchtet. Dann wieder die verſchiedne Haltung der beiden Dichter; Dante's, der noch ſehr empfänglich für irdiſche Sorgen hier und da Belehrung ſucht und oft Angſt erndtet, der überall

das echt Menſchliche, Schwäche und Hoheit, Stolz und Furcht, vor Allem Wißbegierde zeigt; und des weiſen Lehrers Virgil, der jede Beziehung zum Höhern, Himmliſchen nachweiſt, und als Abgeſandter einer höhern Macht, als Vollſtrecker eines höhern Willens ſich theilnahmlos zeigt.

Elfter Geſang.

Die Dichter gehen nach einem Thal zu, aus welchem ihnen ein unerträglicher Geruch entgegenweht. Ehe ſie noch deſſen Grund bemerken, gelangen ſie zu einem großen, einſam ſtehenden Sarg, worauf die Inſchrift zu leſen: „Ich bewache den Papſt Anaſtaſius, welchen Photinus vom rechten Weg abzog.“ Dieſer Papſt hatte, nach der damaligen Meinung, von Photinus dazu bewogen, vor dem ganzen Conſiſtorium falſche ketzeriſche Lehren behauptet und durchzuſetzen geſucht, war aber während des Disputirens ſchrecklich geſtorben. Sowie er als ketzeriſcher Papſt im Leben iſolirt ſtand, ſo erwartet er nun auch hier, ein ſchreckliches Beiſpiel zur Warnung, einſam den jüngſten Tag. Er liegt tiefer als die übrigen Ketzer, da er als Haupt der Kirche mehr Schuld hat, und zwiſchen dem Kreis der Ketzer und dem der Gewaltthätigen, weil er ſeine Macht als Papſt dazu gebrauchen wollte, ſeine Irrthümer mit Gewalt einzuführen. Alle dieſe Beziehungen ſind hier ſehr ſinnreich vereinigt, und durch die große Inſchrift auf dem Sargdeckel ſehr bedeutend hervorgehoben, daß auch ein Papſt irren könne, und dann deſto verantwortlicher ſei. — Um ſich nach und nach an den ſcheußlichen Geruch zu gewöhnen, gehen die Dichter langſam, und Virgil erklärt ſeinem Gefährten die ganze Einrichtung der Hölle und die Klaſſifikation der Sünder, wie wir ſie in der allgemeinen Ueberſicht gegeben haben.

Zwölfter Geſang.

Steinig und klüftig iſt der ſteile Abhang, an welchem die Dichter nun herabſteigen müſſen. Er wird bewacht von dem Symbol der Gewaltthätigen und Entmenſchten, dem greulichen Minotaurus. Bei ihrem Anblick beißt er ſich ſelbſt vor innerm

Zorn. Aber Virgil erinnert ihn an Theſeus, der ſchon als Heide die Macht gehabt habe, ihn zu tödten, und das Unthier krümmt ſich, und tobt und wirft ſich dahin und dorthin in ohnmächtiger Wuth. Dieſen Augenblick benutzen die Wanderer, unbemerkt den Abhang hinabzuſteigen, der von Schutt und zertrümmertem Geſtein bedeckt iſt, das unter Dante's Schritten wankt. Virgil gibt ihm die ſchöne Erklärung, daß dieſe Zertrümmerung bei Chriſti Tod geſchehen ſei (den er als unbekannt nicht nennt, ſondern nur als Erlöſer der Erzväter aus ſeinem eignen Kreiſe bezeichnet). Damals erbebte die ganze Hölle ſo gewaltig, daß er glaubte, das ganze Weltall empfände die Liebe, durch welche, wie ſein Gefährte in der Vorhölle, Empedokles, meinte, die ganze Welt ſchon mehrmals in Chaos verwandelt ward. In demſelben Augenblick fiel dieſes alte Felsſtück und andere, welche verſchiedene Sünder von einander ſcheiden, in Trümmer. — Wie ſinnreich und erhaben iſt die Anführung dieſer Wirkung der göttlichen Liebe und ihres Opfers für die Menſchheit gerade an dieſem Platz, zwiſchen den Sündern, welche Gott ganz läugneten, und denen, welche die göttliche Liebe durch ihre Gewaltthätigkeit und Entmenſchung verläugneten. Je mehr man in die Tiefe dieſes Gedichts eindringt, und die unendlich vielen erhabenen Beziehungen und Zuſammenſtellungen entdeckt, deſto mehr muß man den Geiſt bewundern, der dies Alles in ſo wunderſchöner poetiſcher Ordnung zuſammenfaßte. — Sie ſind an dem kochenden Blutſtrom angelangt, in welchem die Gewaltthätigen gegen ihre Nebenmenſchen büßen. Höher oder tiefer ſtecken die Sünder, je nach der Schwere ihres Frevels, in dem von ihnen vergoſſenen nun ſiedenden Blut; Tauſende von mordluſtigen Centauren rennen um den Graben, und ſchießen ihre Pfeile auf jeden Sünder, der mehr als ihm gebührt, aus dem Blute auftauchen will. Drei der Centauren ſprengen auf die herabkletternden Dichter zu, fragen nach ihrem Begehr, und drohen zu ſchießen. Virgil verweiſt ſie mit der Antwort an Chiron, den er Danten von Ferne zeigt, das Haupt auf die Bruſt geſenkt (er bedeutet in dieſer Stellung die Reue, die nach jeder raſchen Gewaltthat folgt). Der alte Chiron ſtreicht ſich mit dem Pfeil den langen Bart von dem Mund, und bedeutet den Andern, daß Dante lebendig ſei, da die Steine unter ſeinem Tritte ſich bewegen, und daß er daher nicht von ungefähr könne gekommen

ſein. Virgil beſtätigt ihm ihre Sendung unter höherm Schutz, und bittet ihn um einen Führer (wahrſcheinlich weil er als Heide ſich in dem durch Chriſti Tod zertrümmerten Geklüft nicht mehr zurecht finden konnte), welcher Dante über den Strom trage, da er als Geiſt nicht über die Luft wallen könne. Neſſus geleitet ſie nun hart am Rande des Blutſtromes vorbei, und zeigt ihnen die bis zur Augenbraue verſenkten Tyrannen, worunter ſie Alexander, Dioniſius von Sicilien, den ſchrecklichen Azzolino von Romano erkennen. Weiter unten ſehen ſie unter den bis an die Gurgel eingeſenkten Mördern den einſamen Guido von Montfort, welcher, um die Ermordung ſeines Vaters zu rächen, den König Heinrich III. von England in der Kirche erſtochen hatte. Immer ſeichter wird der Strom, ſo daß die Seelen immer weiter hervorragen, bis zuletzt kaum die Füße von dem Blut bedeckt ſind. Neſſus ſagt Dante, daß auf der andern Seite die Tiefe des Stroms in demſelben Maße zunehme, wo dann die ſchwerern Blutvergießer gepeinigt würden. Dante hebt unter dieſen wieder mit Beziehung auf ſeine Idee von dem heiligen Römiſchen Reich zuerſt drei hervor, Attila, Pyrrhus und Sextus Pompejus, welche das weltliche Rom beunruhigten, und dann zwei, Riniero von Corneto und Riniero Pazzo, welche die Kirche, den Papſt und die römiſchen Prälaten in Schrecken ſetzten.

Dreizehnter Geſang.

Neſſus verläßt die Dichter am Saum eines Dickichts ohne Pfad, ohne Blätter und Früchte, die kahlen Stämme tragen nur knotige, verdrehte Zweige und giftige Dornen. Die ſcheußlichen, Unglück verkündenden Harpyen niſten darin, und ſtimmen eine ewige Wehklage an. Dante iſt im Kreiſe der Gewaltthätigen gegen ſich ſelbſt. Er hört durch den öden winterlichen Wald viele jammernde Stimmen, ohne doch eine Seele zu ſehen, und bleibt daher verwundert ſtehen. Virgil heißt ihn an einem Dornſtrauch einen Zweig abbrechen, und ſogleich ſchreit aus dem Stamm eine Stimme: „Warum verletzeſt du mich?“ Der Stamm wird von Blute braun und ſchreit wieder: „Warum zerreißeſt du mich? Haſt du kein Mitleiden? Wir waren Menſchen, und ſind nun Dornſtämme geworden. Wären wir Schlangenſeelen geweſen,

du würdeſt wohl mitleidiger ſein.“ Und wie bei einem grünen Holz, das am einen Ende brennend, am andern ſtöhnt und ziſcht von der Luft, die herausgeht, ſo ſprudeln aus der Wunde Blut und Worte hervor, ſo daß Dante erſchreckt den abgebrochnen Zweig fallen läßt. Von Virgil beſänftigt und befragt, wer ſie ſei, ſpricht nun die in den Stamm eingeſchloſſene Seele (der Kanzler Pier delle Vigne) die prachtvollen Verſe, welche ſich in der Ueberſetzung kaum geben laſſen:

I' son colui che tenni ambo le chiavi
Del cuor di Federigo, e che le vuolsi
Serrando e disserando, si soavi,
Che dal segreto suo quasi ogni uom tolsi.
Fede portai al glorioso uffizio
Tanto, ch' io ne perde' lo sonno e i polsi.
La meretrice, che mai dall' ospizio
Di Cesare non torse gli ochi putti,
Morte comune, e delle corti vizio,
Infiammò contra me gli animi tutti,
E gli infiammati infiammar si Augusto,
Che i lieti onor tornaro in tristi lutti.
L' animo mio, per disdegnoso gusto,
Credendo col morir fuggir disdegno,
Ingiusto fece me contra ma giusto.
Per le nuove radici d' esto legno
Vi giuro, che giammai non ruppi fede
Al mio signor, che fu d' onor sì degno:
E se di voi alcun nel mondo riede,
Conforti la memoria mia, che giace
Ancor del colpo, che 'nvidia le diede.

Pier erklärt den Andern darauf das Schickſal der Selbſtmörder. Von Minos werden ihre Seelen zu dieſem Wald geſandt, und ohne Wahl und Ordnung, nur durch Zufall fallen ſie hier oder da nieder, und keimen als wilde Pflanzen auf, welchen die gräßlichen Harpyen die Blätter rauben und aus den Wunden ewige Klagen locken. Wie die andern Seelen gehen auch dieſe am jüngſten Tage nach ihren Leibern, aber nicht um ſich damit wieder zu bekleiden, ſondern ſie hierher zu ſchleppen, und auf ewig an den traurigen Dornen aufzuhängen. — Hierauf ſieht Dante zwei

Seelen, von einer Menge Hunde verfolgt und ſchon halb zerriſſen, in verzweifelter Flucht durch das dornige Dickicht ſtürzen und rechts und links von ihrem Durchbruch die Zweige krachen und niederfallen. Die eine Seele macht einen Strauch zum Schlupfwinkel, wird aber von den Hunden zerriſſen und die einzelnen Glieder umhergeſchleppt. Die Seele des ſchützenden Strauches, ein Florentiner, bittet die hinzugetretenen Dichter jammernd, die ihr bei der Metzelei abgeriſſenen Zweige um ſeinen Stamm zu ſammeln, was Dante dem Landsmann gerne thut.

Vierzehnter Geſang.

Am Ausgang des Dickichts gelangen die Dichter auf eine unabſehliche dürre Sandwüſte, auf welche ein beſtändiger Feuerregen herniederfällt Hier leiden in verſchiedner Weiſe die drei Arten von Gewaltthätigen gegen Gott, die Gotteslästerer, die Sodomiten und die Wucherer. Die Gotteslästerer liegen auf dem glühenden Boden, wehren ſich trotzig mit den Händen die ſengenden Feuerflocken von der Haut, und ihr ohnmächtiger Trotz iſt ihre Qual und Strafe, wie aus der Unterredung Virgil's mit Kapaneus, eines der ſieben Könige von Theben, klar wird. Virgil erklärt im Weitergehen ſeinem Freunde die Entſtehung der Höllenflüſſe, welche ihre Quelle in den Thränen eines auf Kreta ſtehenden, aus Gold, Silber, Kupfer, Eiſen und Thon geformten Alten (bedeutet die Verſchlechterung des Zeitalters) haben, und alle ein und derſelbe Thränenſtrom, nur mit verſchiednen Namen ſind.

Fünfzehnter Geſang.

Der Damm des Höllenfluſſes geleitet die Dichter an den Büßort der Sodomiten. Die Sünder laufen, ſich ſchämend vor dem Lichtregen; wer anhält, liegt dann hundert Jahre ohne Bewegung, während das Feuer ihn ſengt. So ſagt Danten ſein Lehrer Brunetto, der ihn verwundert erkennt und ihn fragt, wie er vor ſeinem Tode hier herabgekommen. Dante ſagt, er habe ſich oben in einem Wald verirrt (dieſe Worte an Brunetto gerichtet, ſind in Bezug deſſen Teſoretto, eine ähnliche Viſion, geſagt,

wo auch der Dichter ſich in einen Wald verirrt, und dann in die Unterwelt hinabſteigt. Es ſoll alſo heißen: ich bin auf dieſelbe Art wie du früher herabgekommen, indem ich dir in dem Walde nachfolgte). Brunetto merkt aus dieſen Worten, daß Dante an einem ähnlichen Gedicht arbeite, und da er als ſein Lehrer ſchon früh den hohen Sinn des Schülers erkannt hatte, gibt er ihm nun die ſchöne Weiſſagung:

Se tu segui tua stella,
Non puoi fallire a glorioso porto:
Se ben m'accorsi in la vita novella.
E s' i' non fossi sì per tempo morto
Veggendo 'l cielo a te così benigno,
Dato t' avrei all' opera conforto.

Er macht darauf eine trübe Schilderung der Sitten in Florenz, dem er lange als Sekretär der Republik vorgeſtanden, und ermahnt Dante, ſich von dieſen Sitten zu reinigen. Dante drückt ſeinem Lehrer begeiſtert ſeine unvergängliche Dankbarkeit für deſſen väterliche Mühe und Erziehung aus, und wie beſtändig ſeine Zunge das Lob deſſelben verkünden ſolle. Auch für die Verkündigung ſeines Schickſals dankt er ihm und ſagt, er werde es, ſofern nur ſein Gewiſſen ruhig ſei, mit Ruhe erwarten. Brunetto nennt ihm noch einige ſeiner Bußgefährten, welche lauter Prieſter und berühmte Gelehrte waren, empfiehlt ihm ſein Werk Tesoro, und trennt ſich von ihm in raſchem Laufe.

Sechszehnter Geſang.

Das Brauſen des hinabſtürzenden Höllenſtromes verkündet einen neuen Kreis, den der Wucherer. Doch vorher begegnet Dante drei Seelen, welche mit verſchlungnen Armen in dem Feuerregen laufen, und Dante, den ſie für ihren Landsmann erkannt, ſtill zu ſtehen erſuchen. Es war Aldobrandi, Ruſticucci, nach welchen Dante ſchon (Geſ. 6) den Ciacco gefragt hatte, und Guidoguerra, alle drei berühmte Staatsmänner, daher Virgil ſeinem Freunde eine ehrerbietige Eile empfiehlt. Ruſticucci fragt Dante, ob in Florenz noch die alte gute Sitte und Tapferkeit herrſche. Dante ruft aus: „Die neu angeſiedelten Familien, die plötzlichen Reichthümer, o Florenz, haben Stolz und Uebermuth

in dir erzeugt, den du ſchon jetzt beweinen mußt." Die drei florentiner Politiker beſtätigen ſeinen Ausruf, und trennen ſich von ihm. — Die Dichter gelangen an den furchtbar brauſenden Fall des Höllenſtroms, der als Strom der ſündigen Leidenſchaften ihre geiſtigen Ohren übertäubt. Dante war mit einem Strick gegürtet, womit er einſt den Panther, das Symbol des irdiſchen Vergnügens, fangen wollte. Virgil heißt ihn dieſes letzte Zeichen des Trugs ablegen, um ganz des Anſchauens der Wahrheit theilhaftig zu werden. Er thut es, Virgil wirft den ganzen Knäuel in den Höllenſtrom, und nun iſt Dante, frei von allen Verſtrickungen, fähig, die Wahrheit von der Heuchelei, den Gedanken und Sinn von der That, das glatte Geſicht von der ſchlechten Geſinnung zu unterſcheiden, was ihm nun gleich bei der Geſtalt, die ſich ſeinen Augen darbietet, zu Statten kommt.

Siebzehnter Geſang.

Dieſe Figur, die den ganzen Kreis der Betrüger vorſtellt, iſt der im Alterthum berühmte ſchändliche Verräther Gerion, der hier meiſterhaft benutzt und noch meiſterhafter geſchildert iſt. „Da ſieh das die Welt verpeſtende Thier mit ſeinem ſpitzen Schwanz, das durch Berge, Mauern und Schilde dringt." Es hat die Miene eines ehrlichen Mannes und glatte Haut oben, aber nach unten geht es in eine Schlange aus, und das Ende des Schwanzes iſt eine ſpitze Gabel mit Skorpionengift. Der Oberleib iſt mit verſtrickten Knoten und Schilden bedeckt. Aeußerlich gefällig wie jeder Argliſtige kommt er ſogleich auf Virgil's Wink herbei, verſteckt aber ſorgfältig den Skorpionenſchwanz, und läßt nur den glatten Leib und das ehrliche Geſicht ſehen. Während Virgil wegen des Ueberſetzens über den Strom mit ihm unterhandelt, betrachtet Dante die Strafe der Wucherer auf dem letzten Vorſprung des ſiebenten Kreiſes. Sie liegen zuſammengekauert auf dem heißen Sande, und wehren mit Händen und Füßen dem Feuerregen. Jedem hängt vom Halſe eine Geldtaſche, worauf ſein Wappen gemalt iſt. An dieſem erkennt Dante einige florentiniſche und paduaniſche Edelleute, kehrt aber nach kurzer Unterredung zu Virgil zurück. Dieſer iſt ſchon auf Gerion's Rücken geſtiegen, mit Angſt und Beben folgt ihm Dante, und ſein Führer

umſchlingt ihn feſthaltend und ſtellt ſich ſchützend zwiſchen ihn und die gefährliche Schweifſpitze. Kreiſend ſenkt ſich das Unthier mit der ungewohnten Laſt durch den dunklen Abgrund, ſetzt die Dichter unten ab, und ſchießt wie ein Pfeil zurück, voll Wuth, daß ihm wegen Virgil's kein Betrug gelungen ſei.

Achtzehnter Geſang.

Dante hat bei dem Niederlaſſen auf Gerion's Rücken eine Ueberſicht über den tiefſten Abgrund der Hölle erhalten, den er nun Malebolge nennt. Der tiefe ungeheure Brunnen iſt in zehn Kreiſe eingetheilt, die aber durch die hohe Einfaſſung eher Gräben zu nennen ſind, und, je tiefer, mit immer kleinerm Durchmeſſer an der äußerſten Wand der Hölle wie Feſtungsgräben hinlaufen. Ueber dieſe verſchiednen Abgründe laufen Brücken herab, die von mächtigen Felſen gebildet ſind. Dieſer ganze Raum nimmt die verſchiednen Scharen der Betrüger auf, und ganz in der Tiefe unter ihnen die Verräther um Luciſer geſchart. Die Dichter kommen in den erſten jener Kreiſe an, wo die Kuppler und Verführer, ſich einander entgegenrennend, von gehörnten Dämonen grauſam gegeißelt werden. Um das Gedränge dieſer Betrüger zu bezeichnen, nimmt der Dichter, nicht ohne Bedeutung, zum Gleichniß das Gedränge in Rom in den Tagen des großen Jubiläums, 1300. Dante faßt mit den Augen einen der Kuppler feſt und erkennt ihn; der Sünder ſchämt ſich und will ſein Antlitz verbergen, aber Dante nennt ſeinen Namen Caccianimico. Da geſteht denn jener, daß er die ſchöne Ghiſola, ſeine Schweſter, überredet habe, den Lüſten des ſchändlichen Marcheſe Obizzo von Eſte zu dienen, und daß mit ihm noch viele Bologneſer hier wären, welche die Habgier zu dem Laſter der Kuppelei getrieben. Dante ſteigt nun mit Virgil auf die Brücke, und ſieht unter ſich noch die Verführer von den Dämonen vorbeitreiben; an ihrer Spitze Jaſon von königlichem Anſehen, der die jugendliche Hypſipyle und die ſchreckliche Medea betrogen. — Der zweite Kreis erſcheint nun vor ihren Blicken, der ſo tief iſt, daß ſie nur von der Brücke aus hinunterſehen können. Die Ränder ſind mit Schimmel überzogen, da wo ſich die abſcheulich ſtinkende Ausdünſtung verdichtet und anſetzt. Schon von ferne hören ſie Weh-

klagen und Huſten und Sprudeln, und ſehen nun, daß die Sünder ganz in dem unausſtehlichen Koth ſtecken, der den Abtritten entfließt. Es ſind die Schmeichler, die nun von allen den Gemeinheiten leiden, die ſie früher beſtändig nur gelobt haben. Dante erkennt Aleſſio Interminei von Lucca, der ſich, darüber erzürnt, ſeinen hohlen Schädel zerſchlägt, und Virgil zeigt ihm die Buhlerin Thais.

Neunzehnter Geſang.

Dieſen Geſang, welcher von der Strafe der Simonie handelt, fängt Dante, durch die Schwere des Frevels an heiligen Gütern empört, mit einem leidenſchaftlichen Ausruf an:

O Simon mago, o miseri seguaci,
Che le cose di Dio, che di bontate
Deono essere spose, voi rapaci
Per oro e per argento adulterate;
Or convien che per voi suoni la tromba
Perocchè nella terza bolgia state. —
O somma sapienza, quant' è l' arte,
Che mostri in cielo, in terra e nel mal mondo,
E quanto giusto tua virtù comparte!

Der Graben war von unermeßlich hohen gelbſchwarzen Felſen eingeſchloſſen; in dieſem und dem Grunde eine Menge runde Gruben, in welche die Sünder kopfunter bis an die Waden eingeſenkt waren. Die Fußſohlen aber wurden von Flammen verzehrt, und die Qual derſelben merkte man an dem krampfhaften Zappeln. Dante kann von der Höhe Nichts unterſcheiden, daher trägt ihn Virgil links an der Felswand hinab zu einem Paar Beine, die ihn ſchon oben wegen ihrer ſchmerzvollen Bewegung feſſelten. Er fragt die Seele um ihren Namen und die Urſache ihrer Pein, dieſe aber, der Papſt Nikolaus III., welcher ſeinen Nachfolger in der Grube ſchon angekommen wähnte, ſchrie ihn an: „Biſt du ſchon da, Bonifazius, biſt du ſchon da? Die Schrift belog mich alſo um einige Jahre. Biſt du all das Gute ſchon ſatt, um welches du dich nicht ſcheuteſt, die Kirche durch Betrug zu gewinnen und dann zu ſchänden?“ Dante weiß erſt nicht, was er auf dieſe unerwartete Anrede antworten ſoll, benimmt ihm aber

zuletzt auf Virgil's Anrathen den Irrthum über ſeine Perſon. Nikolaus ſagt ihm, daß er Papſt war, und ſeine Nepoten mit unermeßlichen Reichthümern überhäuft hatte, weswegen er in dieſer Grube büße, daß unter ihm ſeine Vorgänger in der Simonie liegen, und daß er ebenfalls hinabgedrückt wird, ſobald Bonifaz ankommt, ſowie dieſer von Clemens V. hinuntergepreßt werde. Beim Anhören ſo vieler Schändlichkeiten, wodurch die päpſtliche Würde, die er über Alles ehrt, ſo ſchamlos entweiht wird, geräth Dante in einen heiligen Eifer und bricht wie ein zürnender Gott in die flammenden, beredten Vorwürfe aus, die zu jener Zeit eine ungemein lebendige Wirkung müſſen gethan haben:

Deh or mi dì, quanto tesoro volle
Nostro Signore in prima da San Pietro,
Ch' ei ponesse le chiavi in sua balia?
Certo non chiese se non: Viemmi dietro.
Nè Pier, nè gli altri chiesero a Mattia
Oro or argento, quando fu sortito
Nel luogo, che perdì l' anima ria. —
E se non fosse, ch' ancor lo mi vieta
La riverenza delle somme chiavi,
Che tu tenesti nella vita lieta,
l' userei parole ancor più gravi;
Chè la vostra avarizia il mondo attrista,
Calcando i buoni e sollevando i pravi. —
Fatto v' avete Dìo d' oro e d' argento,
E che altro è da voi all' idolatre,
Se non ch' egli uno, e voi n' orate cento?
Ahi Constantin, di quanto mal fu matre
Non la tua conversion, ma quella dote,
Che da te prese il primo ricco patre!

Welche Beredſamkeit! wie fließen die Verſe, ſo daß man ſieht, in welchem Eifer, mit welcher Wärme der Dichter ſie geſchrieben hat. Man ſieht aber auch aus dieſer und vielen ähnlichen Stellen, ſowie aus dem Brief Dante's an die Kardinäle, weſſen die Zeit voll war, wie ſehnlich die beſſern Italiener eine Kirchenverbeſſerung wünſchten, und daß ſchon damals hier geſäet wurde, was zwei Jahrhunderte ſpäter in Deutſchland zur Reife kommen ſollte. — Dante gibt ſeinen Vorwürfen noch mehr Nachdruck dadurch,

daß er Virgil's Vergnügen an denſelben ſchildert, der ihn mit beiden Armen umfängt und auf die Brücke des vierten Kreiſes zurückträgt, während Nikolaus, entweder vor Wuth oder von ſeinem Gewiſſen betroffen, mit beiden Füßen gräßlich zappelt.

Zwanzigſter Geſang.

In der folgenden tiefen Grube, die von Thränen ganz benetzt iſt, ſieht Dante eine Schar Seelen im langſamen Schritt der Litaneien ſtill weinend herbeiziehen. Es ſind die Seher und Wahrſager, die hier ihr frevelhaftes Eindringen in den Geiſt der Weltordnung büßen. Sie ſelbſt haben nun in ſchmerzlicher Gewiſſensunruhe ſich aller Vorausſicht beraubt, und den Kopf ganz nach hinten verdreht, ſo daß ihnen die Schulter nun zur Bruſt wird, und ihre heißen Thränen über das Geſäß hinabrinnen. Dante wird bei dem Anblik vom Mitleiden bewältigt, und lehnt ſich weinend an eine hervorragende Klippe der Felswand. Virgil wirft ihm das Sündhafte einer ſolchen Theilnahme an einem der Gerechtigkeit Gottes Verfallenen vor und zeigt ihm den Amphiaraus, der gegen ſein beſſeres Wiſſen gegen Theben kämpfte, dort von der Erde verſchlungen ward, und fort und fort abwärts ſtürzte, bis er vor dem ſchrecklichen Richter Minos (hier dem ſtrafenden Gewiſſen) ankam; dann den Seher Tireſias, den etruriſchen Zeichendeuter Aruns, und Tireſias' Tochter Manto, wo Virgil von der Erinnerung an ſeine Vaterſtadt Mantua lieblich berührt, deren Entſtehung ausführlich beſchreibt. Er zeigt ihm darauf noch mehre Zauberer und Zauberinnen aus verſchiednen Ländern und treibt dann zum Weitergehen, da der Vollmond ſchon hinter Cadix ſinke.

Einundzwanzigſter Geſang.

Die folgende Grube, welche Dante von der hohen Brücke aus betrachtet, iſt wunderbar dunkel, denn ſie beſtraft einen Frevel, der im Finſtern ſchleicht, die Beſtechlichkeit der Amtleute. Ein wunderſchönes Gleichniß voller Leben, von den großen Schiffswerften Venedigs genommen, bringt die zähe, ſiedende Pechmaſſe vor die Anſchauung, welche die Grube füllt und die ſteilen Wände

überklebt. Dieſes Pech wird nicht von materiellem Feuer entzündet, das in Dante's Hölle überhaupt nicht exiſtirt, ſondern per divina arte, durch das Licht der göttlichen Erkenntniß, daſſelbe, welches in dem erwachenden Gewiſſen der Sünder die brennende Qual, ſowie bei den Bereuenden im Purgatorium die mächtige Sehnſucht, und bei den Frommen die hohe Seligkeit hervorbringt. Sowie dieſes brennende Zürnen der ewigen Gerechtigkeit im Kreiſe der offnen Gewaltthätigen auch offen und ſichtbar auf ſie herabfiel, wirkt es hier, wo es die heimlich ſchleichende Sünde trifft, auch heimlich und unſichtbar im Innern, und Dante erkennt es nur an dem Aufwallen, Schwellen und Verdicken des Pechs. Welche wunderbare Anordnung, welcher hohe Sinn in dem ganzen Werke! Wie iſt hier Alles von wichtiger Bedeutung, und wie tief durchdacht iſt der ganze Plan! Schmuziges Pech erfüllt die Grube, weil ſie die Gemeinen aufnimmt, die auf Erden ihre Hände nicht rein erhalten und um Sündenſold ihre Seele verkauft haben. Ebenſo heimlich und verſteckt, als die Sünden oben begangen wurden, lauern ſie nun unter der Brücke in Geſtalt von ſchwarzen Teufeln auf die Seelen, welche von andern Teufeln herabgeſtürzt werden, und drücken ſie mit Haken in die unreine Maſſe. Dante ſieht einen der ſchwarzen geflügelten Dämonen einen Rathsherrn aus Lucca auf ſeinem ſtacheligen Rücken neben ſich auf die Brücke tragen und vom Rand herabſtürzen, und hört ihn eilfertig den Andern zurufen, daß er noch mehr aus jener beſtechlichen Stadt zu holen habe. Der Rathsherr ſinkt unter, arbeitet ſich, über und über betheert, wieder herauf, wird aber von den unter der Brücke hervorſchießenden Dämonen unter ſchrecklichem Hohngeſchrei mit Haken hinuntergeſtoßen, „Coverto convien che qui balli, Sì che, se puoi, nascosamente accaffi.“ Virgil heißt ſeinen Gefährten ſich hinter der Brücke verbergen, bis er mit den Dämonen geredet habe, und geht an den Rand vor. Sie wollen ihn alle mit ihren Haken anfallen, werden aber von ihrem Uebermuth durch ſeine Verſicherung geheilt, daß er durch göttlichen Willen hier ſei. Hier kommt das Wort divino vor, was in frühern Kreiſen gewöhnlich umgangen iſt, und was beſonders an dem Thor der Stadt Lucifers bei den abgefallnen Geiſtern der zürnende Engel abſichtlich nicht ausſpricht. Hierauf wird auch Dante herbeigerufen, der unter ſchrecklicher Angſt

kommt, da die unbändige Rotte auf ihn losfährt, und von Zerreißen ſpricht, bis ſie durch des erſten Dämons Worte zur Ruhe verwieſen wird. Dieſer, Malacoda genannt, ſagt nun Virgil betrügeriſcher Weiſe, daß die nächſte Brücke zu einer Stunde, die nach ſeiner Umſchreibung den Tod Chriſti bezeichnet, zertrümmert worden ſei, und bietet ihm mehre ſeiner Untergebenen zu Führern auf einem andern Wege an. Virgil nimmt ſie an, trotz Dante's Angſt vor dem verdächtigen Geſindel, deſſen echt dämoniſche Ungezogenheit und Unbändigkeit in dieſem und dem folgenden Geſang ſehr treffend und lebendig geſchildert iſt. Gleich bei ihrem Abgang richten ſie einen grellen Pfiff durch die Zähne gegen ihren Führer, der ihnen gar mit einem Pfiff durch eine andere Oeffnung antwortet.

Zweiundzwanzigſter Geſang.

Dante geht neben Virgil im Geleite des ſchändlichen Geſindels am Rand der Grube hin. Er ruft aus: „O ſchreckliche Geſellſchaft!" tröſtet ſich aber mit dem Sprichwort: In der Kirche mit den Heiligen, in der Schenke mit den Säufern. Mit dramatiſcher Lebendigkeit wird nun das ganze Leben in dieſem Sünderkreis und unter der gemeinen Rotte geſchildert. Der ganze Geſang gibt eine Reihe von meiſterhaften Gemälden, worin mit treffenden Zügen abwechſelnd die Bosheit und der Hohn der Höllengeiſter und die feige, gemeine Verſchmitztheit der geſtraften Sünder durch ihre eignen Handlungen ſich vor unſere Anſchauung ſtellt. Dies iſt in Hinſicht auf die dichteriſche Kunſt unſtreitig einer der vorzüglichſten Geſänge der Comödie. Bei dem Nahen der Dämonen tauchen die Sünder, die ſich einen Augenblick Ruhe gegönnt hatten, mit Blitzesſchnelle unter das Pech, um nicht von den furchtbaren Haken getroffen zu werden. Einer derſelben verweilt zu lange, und ſogleich hat ihn auch der Dämon Graffiacane (alle haben hier ihre bezeichnenden Namen) mit dem Haken an den zuſammengepichten Haaren gepackt, und hält ihn in die Höhe. Alle ſchreien dem Rubicante zu, ihm die Klauen in den Rücken einzuſchlagen. Auf Virgil's Befragen gibt ſich der Geängſtigte als den beſtechlichen Diener des Königs Thibaut II. von Navarra zu erkennen. In dem Augenblick, wo er

ſeine Sünde nennt, reißt ihm einer der Dämonen (das Gewiſſen) mit dem Fangzahn die Haut auf. Aber der Oberſte der Teufel entreißt ihn der Gewalt der übrigen, und hält ihn mit der Gabel feſt, damit er Virgil noch mehr bekenne. Der Navarreſe will eben einige Italiener nennen, die mit ihm verſunken ſind, als Libicocco, dem die Unthätigkeit zu lange dauert, ihm mit dem Haken ein Stück Fleiſch aus dem Arme reißt, ein anderer naht ſich ſeinem Beine, ſie werden aber alle durch des Anführers zornigen Blick zurückgedrängt. Der Gemarterte erzählte nun, nicht ohne Unterbrechung durch die Furcht der Mißhandlung, von zwei Sardiniern, und verſpricht, durch einen verabredeten Pfiff ſieben Tusker und Lombarden hervorzulocken, wenn die Dämonen ſich etwas zurückziehen wollen. Cagnazzo aber merkt die Argliſt und warnt die andern. Der Navarreſe, echt würdig mit Teufeln umzugehen, führt ſie alle hinters Licht und beſiegt ſie, indem er ſie bei ihrer Leidenſchaft anpackt. Er ſagt mit unſchuldiger Miene, daß er jenen ſieben Genoſſen, indem er ſie herauflockt, nur habe ſchaden wollen. Dies leuchtet ein; Alichino läßt die andern zurücktreten und droht Jenem, ihn bis über das Pech zu verfolgen, wenn er entſpringe. Während die andern aber nach dem Ufer zurückgehen, erhaſcht er den guten Augenblick, ſpringt in das Pech hinunter und verſchwindet. Von der Argliſt ſind ſelbſt die Teufel betreten. Alichino ſtürzt ihm nach, kann ihn aber nicht mehr erreichen, und ſchwingt ſich wieder in die Höhe. Nun wird er, als Urheber des Streiches, von dem wüthenden Calcabrina angegriffen, Beide verwickeln ſich im Kampfe mit ihren Klauen, und Beide ſtürzen in das ſiedende Pech, wo die Hitze dem Streit ein Ende macht. Jeder will ſich aus der ſengenden Gluth retten, aber die Flügel ſind verpicht. Der erſchreckte Anführer ſendet eiligſt vier Dämonen hinab, um die Halbgeſottenen mit ihren Haken herauszuretten. In dieſer Verwirrung verlaſſen ſie die Dichter. —

Dreiundzwanzigſter Geſang.

Stillſchweigend gehen die Dichter hintereinander. Dante fürchtet die Rache der Dämonen, die ſeinetwegen jenen Schaden und Schmerz gelitten hatten. Er äußert ſeine Gedanken Virgil, welcher dieſelbe Furcht hegt. Kaum haben ſie über einen Ausweg

geſonnen, als ſie die Rotte mit ausgeſpannten Flügeln ihnen nacheilen ſehen. Virgil faßt ſeinen Gefährten mit beiden Armen, hält ihn feſt ſich auf die Bruſt, legt ſich ſelbſt auf den Rücken, und ſchießt ſo den ſchrägen Abhang hinunter in den nächſten Graben. So ſind ſie vor der Rache der in dem Augenblick auf der Höhe erſcheinenden Teufel geſichert, da dieſe über ihren Pechpfuhl hinaus keine Macht beſitzen. Dante iſt in dem Kreis der Heuchler, welche übermalt und weinend äußerſt langſam daherſchleichen, ſie ſind mit Kutten bekleidet, außen von blendendem Gold, innen aber von gewichtigem Blei. Dante's toskaniſcher Dialekt, als er zu Virgil ſpricht, macht einen der Sünder aufmerkſam, und dieſer gibt ſich ihm als Fra Catalano aus Florenz zu erkennen, welcher zum Podeſtà gewählt, unter dem Schein der Rechtſchaffenheit dort grauſamen Zwiſt unter den Parteien erregt hat. Dante's Scheltworte gegen ihn erſtickt eine neue Erſcheinung. Kaiphas liegt gekreuzigt am Boden, und dient den Andern als Pfad (ſo daß er, als der größte Sünder in der Heuchelei das Gewicht aller übrigen auf ſich fühlen muß), dafür, daß er den Phariſäern gerathen, Chriſtum für das Volk zu kreuzigen. Die gleiche Strafe leiden alle andern Mitglieder des jüdiſchen Rathes. Virgil erſtaunt wegen der Strafe, da er nichts von Chriſto weiß, und fragt nach einem Ausgang, auf welchem er nicht jenen Dämonen in die Hände falle. Er wird auf einen großen Felſen gewieſen, zu dem er über die Trümmer aufſteigen ſoll, und erfährt dabei, daß jener Teufel ihn trügeriſch berichtet habe.

Vierundzwanzigſter Geſang.

Virgil iſt von dem Betrug der Teufel verdrießlich, heitert ſich aber bald auf; in Dante's Seele bringt der Anblick ſeines Lehrers auch beide Stimmungen hervor, wie er in einem lieblichen Gleichniß veranſchaulicht. Er ſteigt hierauf, von Virgil unterſtützt, mit vieler Mühe über die Trümmer und den Fels auf die Brücke des folgenden Grabens. Hier hört er tief unten eine zornige Stimme, verſteht aber den Sinn der Worte nicht, kann auch mit aller Anſtrengung der Augen in dem Dunkel keine Perſon erkennen. Er ſteigt daher mit Virgil in den Graben hinab und bemerkt, daß er ganz mit Schlangen aller Art und Geſtalt angefüllt

iſt, mit Thieren, die im Finſtern ſchleichen, denn es iſt der Straf-ort für die Diebe. Angſtvoll rennen dieſe über das Gewirre hin, und werden von den giftigen Thieren geſtochen, gebiſſen und in dem Gewinde verſtrickt. Einer derſelben wird von einer Schlange am Hals durchbohrt und verbrennt in demſelben Augenblick zu Aſche, um gleich darauf wieder zu erſtehen und aufs Neue von ſeiner eignen Schande vernichtet zu werden. Er nennt ſich ohne Hehl als den Raubmörder Vanni Fucci, ſchämt ſich aber des Kirchendiebſtahls, um welchen er hier leidet, und um Dante alle vermeinte Schadenfreude über ſeinen Anblick zu verleiden, ver-kündigt er ihm das Unglück der Weißen in Florenz.

Fünfundzwanzigſter Geſang.

Da der Kirchenräuber mit ſeiner Weiſſagung zu Ende iſt, fängt er wieder an, Gott zu läſtern, wird aber von ſeinen eignen Sünden, den Schlangen, die ſich ihm um Hals und Arme kne-belnd winden, zum Verſtummen gebracht, und flieht hinweg. Ihn ſuchend rennt der von Herkules ermordete Heerdendieb Cacus daher, der als Mörder zu den übrigen Centauren, aber als Dieb, als welcher er auch unter der Keule geſtorben, hierher gehört, und mit Recht dem Mörder und Dieb Fucci nachjagt. Er iſt ganz mit Schlangen bedeckt, und trägt auf ſeinem Rücken den Drachen, welcher jeden Umkehrenden oder Verweilenden mit ſeinem glühen-den Hauch verſengt. Darauf kommen drei Seelen; eine ver-wandelt ſich in einen Drachen, fällt plötzlich die andere an, und klammert ſich mit Zähnen, Krallen und Schweif ſo feſt an ſie, daß beide Geſtalten zuſammenfließen in eine ſcheußliche Ungeſtalt, welche langſam hinwandelt. Der dritte der Gefährten wird von einer kleinen ſchwarzen Schlange geſtochen; beide blicken ſich an, der Geſtochene ſteht gähnend wie im Fieber, aus der Stichwunde dringt Dampf, wie aus dem Rachen der Schlange, beider Dampf vermengt ſich, und plötzlich vertauſchen beide, ſich immer anſtierend, ihre Geſtalten. Die neue Schlange kriecht ziſchend weg, und die neue Menſchengeſtalt läſtert ihr nach vollbrachtem Diebſtahl nach. So iſt die Beſchäftigung der Seelen hier noch immer Diebſtahl, und ſie rauben ſich, da kein anderes Beſitzthum da iſt, gegenſeitig die Geſtalt.

Sechsundzwanzigſter Geſang.

Die fünf Diebe, die im vorigen Geſang erwähnt ſind, waren Florentiner, daher Dante mit Bitterkeit der Verderbniß ſeiner Vaterſtadt gedenkt. „Freue dich, o Florenz, deiner Größe, daß du nicht nur über Land und Meer die Flügel ſchlägſt, ſondern auch in der Hölle dein Name ſich verbreitet; ich fand hier fünf deiner Bürger als ſo arge Diebe, daß ich mich deß ſchäme, und auch du in großen Ehren nicht ſteigſt.“ Er ſteigt nun mit Virgil auf die Brücke des achten Kreiſes, wo diejenigen geſtraft werden, welche das Licht ihres höhern Verſtandes dazu gebrauchten, Andere durch böſen Rath zu bethören. Dieſes Licht, welches ihnen einſt Gott vor andern Sterblichen verliehen, und das ſie mißbraucht, quält nun ihr Bewußtſein in Geſtalt von Flammen. Es iſt daſſelbe Licht, welches die Seligen zu Gott erhebt, in welchem auch einſt Elias auf dem feurigen Wagen gen Himmel fuhr. Und da jene Sünder ihr geiſtiges Licht gleichſam dem Reich Gottes entzogen und dem Dienſt der Hölle zugewendet, alſo entwendet hatten, ſo entwendet nun auch die Flamme ihre Geſtalt, **E ogni fiamma un peccatore invola**, ſo daß Dante hier keine Geſtalten, ſondern nur Flammen ſieht, die, wie die Leuchtkäfer um Johanni, im Finſtern umherſchwärmen. Sehr ſinnreich werden daher den übrigen Sündern die zwei vorangeſtellt, welche den Diebſtahl an dem Bildniß der Göttin der Weisheit, dem Palladium zu Troja, verübt haben, nämlich Ulyſſes und Diomedes, durch deren, beſonders des Erſtern, Ränke und böſe Rathſchläge die Väter des heiligen römiſchen Reichs, die Trojaner, am meiſten litten. Denn Ulyſſes hatte durch Liſt den Achilles nach Troja entführt, und das verderbliche Roß erfunden. Derſelbe geſteht Virgil auf ſein Begehren (er ziſcht und praſſelt die Worte nur als Flammen heraus), daß er ſeine Hauptſünde begangen, als er an den Säulen (bei Gibraltar), welche der göttliche Herkules jeder menſchlichen Kraft als Gränze geſetzt, ſeinen Gefährten das Weiterfahren als eine tugendhafte Handlung, wodurch ſie ſich über die gemeinen Menſchen erhöben, vorgeſtellt habe. Sie ſeien nun frevelhaft fünf Monate auf dem Meere weiter gefahren, und haben ſchon jauchzend den Berg des

Purgatoriums (auf der ſüdlichen Halbkugel) geſehen; da habe plötzlich ein von dort ausgehender Sturm das Schiff verſenkt.

Siebenundzwanzigſter Geſang.

Die Sünde der Entwendung des göttlichen Lichtes, die nun auf den Sünder ſelbſt als quälende Flamme zurückfällt, führt den Dichter in dieſem wunderbar geordneten Werke auf das Gleichniß von dem eiſernen Stier des Phalaris, welcher dem Erfinder und üblen Rathgeber ſelbſt zur Qual wurde. In derſelben Weiſe wie Perillus brüllt nun vor Schmerz in der herbeiwallenden Flamme Guido von Montefeltro, und fragt nach dem politiſchen Zuſtand in der Romagna. Dante gibt ihm kurz ein trauriges Bild von den dortigen Regierungen und der Uneinigkeit der Städte, wobei er, was ſeine italieniſchen Biographen ſich merken könnten, beſonders Einen tadelnd hervorhebt, der „Winter und Sommer die Partei wechſele". Guido glaubt zu einer Seele zu reden, die niemals zur Oberwelt zurückkehre, und geſteht ihm, er ſei in ſeiner Jugend der liſtigſte und ränkevollſte Menſch geweſen, habe aber ſpäter ſeine Sünden in einer Franziskanerkutte bereut, und ſchon gehofft, ſelig zu werden, als ihn der Fürſt der neuen Phariſäer, Bonifaz VIII., wieder zum Verbrecher gemacht habe. Dieſer fragte ihn um Rath, um Peneſtrino zu Boden zu werfen, und verſprach ihm, auf ſein Schwanken vor dem Verbrechen, kraft ſeiner päpſtlichen Gewalt Abſolution. Da gab ihm Guido den ſchändlichen Rath: Viel zu verſprechen, und Nichts zu halten. Bei ſeinem Tod wollte ihn der heilige Franziskus abholen, aber der oberſte der ſchwarzen Cherubinen, welchen als vormals ſtrahlendſten Engeln die Grube der Lichtentwender übergeben war, widerſetzte ſich und verlangte die Seele als ſeine Beute, der er ſchon lange auflauere. Vor Minos geſchleppt, ſah Guido, wie dieſer ſich achtmal mit ſeinem Schweif umgürtete, und hörte die Worte: der iſt ſchuldig des entwendeten Feuers.

Achtundzwanzigſter Geſang.

In der neunten Grube leiden die, welche Zwieſpalt unter den Menſchen erregten, die Aufhetzer und Sektirer. Sowie ſie auf

Erden nichts einig und ganz ließen, so ist auch hier auf mannigfaltige Art die Ganzheit und Einigkeit ihrer Gestalt zerstört. In der Mitte der Kreisbahn, welche sie durchwandern müssen, steht ein Dämon (ihr Gewissen), der sie mit dem Schwert verschiedentlich spaltet, und bis sie ihren Kreis durchwandert haben, sind die Wunden wieder geschlossen, um von Neuem zerhauen zu werden. Zuerst erscheinen die religiösen Sektirer, voran Mahomed, welcher den ganzen Leib bis zum Kinn herauf gespalten hat; bei ihm geht Ali, vom Kinn aufwärts gespalten, weil er in der mahomedanischen Religion wieder Spaltungen erregte. Sie erwarten den Sektirer Fra Dolcin, der sich zum Papst aufwerfen wollte. Dann erscheinen die politischen und moralischen Unruhestifter: Pier von Medicina hat die Gurgel durchstochen, die Nase verstümmelt und ein Ohr abgehauen; dem wildberedten Curio, welcher Cäsarn zum Beginn des Bürgerkrieges antrieb, ist die Zunge ausgeschnitten; der Florentiner Mosca erhebt die Arme ohne Hände, und klagt sich an, daß er die Unruhen in Florenz erregt habe, worauf Dante seinen Schmerz noch vermehrt durch die Worte: „und den Untergang deines Stammes herbeigeführt." Endlich kommt der Troubadour Bertram von Bornio; er hält sein abgeschnittnes Haupt hoch in die Höhe und sagt, daß er diese Strafe der Trennung seines Hirns von dessen Ursprung, dem Rückenmark, mit Recht erleide, weil er einst den Sohn von seinem Vater (König Heinrich II. von England) getrennt habe. — Welche Mannigfaltigkeit der Strafen, und wie bedeutungsvoll sind sie vertheilt!

Neunundzwanzigster Gesang.

Dante steht noch, und betrachtet suchend die Vorübergehenden; Virgil treibt ihn zum Weitergehen und sagt ihm, daß, wenn er etwa die Schatten zu zählen Lust habe, er wissen solle, daß dieser Umkreis (einer der kleinsten) zweiundzwanzig Miglien betrage. Dante sagt ihm, er suche seinen Oheim Geri del Bello, einen Unruhestifter, welcher von einem Gekränkten erstochen worden. Virgil bedeutet ihm, dieser sei schon vorüber und habe Dante mit dem Finger gedroht, was Dante mit dem gewaltsamen und noch ungerächten Tod seines Verwandten erklärt. In dem zehnten Graben erblickt Dante die Strafe der Verfälscher, vorerst der

Metalle. Ein gräßlicher Geruch verkündet ſchon zum Theil die Pein in dieſer dunkeln Grube (dunkel, weil die Falſchmünzer ihr Werk auch im Dunkeln treiben), worin alle mögliche Seuchen der Krankenhäuſer von Valdichiana, den Maremmen und Sardiniens zwiſchen dem Juli und September vereinigt ſchienen. Dante ſteigt hinunter und ſieht die Sünder in jammervoller Haltung theils aufeinander hocken, theils langſam umherkriechen, alle mit Ausſatz behaftet und ſich ewig kratzend. Virgil fragt in Dante's Namen zwei mit dem Rücken aneinander Gelehnte, ob Italiener in dem Graben ſeien, und thut zur Belohnung für ihre Auskunft den Wunſch, daß ihre Nägel zu ihrer Arbeit des Kratzens in Ewigkeit ausreichen mögen. Sie geben ſich beide ſelbſt als Italiener aus, welche in Siena Alchymie getrieben, und laſſen ihren Zorn gegen jene Stadt aus.

Dreißigſter Geſang.

Die Verfälſcher der Perſon und der Rede, die alles Recht aus den Augen ließen und ſchändlich verletzten, ſind nun auch in einem rechtloſen Zuſtand und in der Gewalt zweier wahnſinniger Geiſter, welche ſie nach Zufall und Griff im Vorbeirennen herumzerren. Der eine derſelben iſt Gian Schicchi, der bleich und entſetzlichen Anſehens an den einen der mit Dante ſprechenden Ausſätzigen herrannte, ihm die Zähne in die Gurgel einhackte, und ihn im Forteilen auf dem ſteinigen Boden hinſchleifte, daß er ſich den Bauch aufſchund. Dante fragt den Zurückgebliebenen nach dem andern der wüthenden Geiſter, und erfährt, daß es Myrrha von Paphos ſei, welche einſt aus unnatürlicher Liebe zu ihrem eignen Vater Nachts die Geſtalt einer Fremden angenommen habe. Schicchi aber hatte in Florenz die Geſtalt des ermordeten Buoſo Donati angenommen, um in deſſen Namen ein Teſtament zu Gunſten ſeines Neffen zu machen. Weiter ſieht Dante einen Waſſerſüchtigen, Meiſter Adam, am Boden liegen, der ſeinen elenden Zuſtand und noch mehr das Nagen ſeines Gewiſſens beklagt, daß er, von den Herren von Romena verleitet, Geld verfälſcht habe; die Erinnerung an ſeinen vormaligen Reichthum und das Wohlleben im Caſentiniſchen ſchönen Thal vermehrt ſeine Pein ſo ſehr, daß er ohne ſeine Krankheit gerne in dem Graben

umherwandelte, ſeine Verführer aufzuſuchen. Dante fragt nach zwei andern Seelen, welche in Fieberhitze dampfend liegen, und erfährt, daß ſie, die ſchon ſeit Jahrhunderten ſo liegen, die verläumderiſche Frau Potiphars und der lügenhafte Sinon ſeien, der die Trojaner durch ſeine Fälſchung ins Unglück geſtürzt habe. Sinon iſt erboßt, ſich auf dieſe Weiſe bezeichnen zu hören, und ſchlägt den Meiſter Adam auf den Bauch, erhält aber von dieſem einen Fauſtſchlag ins Geſicht. Hierauf entſpinnt ſich ein trefflich ausgeführter Zank, worin ſich beide gegenſeitig ihre Sünden vorwerfen. Dante hört aufmerkſam zu und wird deswegen von Virgil hart ausgeſcholten.

Einunddreißigſter Geſang.

An der Gränze des zehnten Grabens, wo Dante ſich nach dem tiefſten Höllenſchlunde wendet, umhüllt ihn eine verdächtige Dämmerung; der donnerähnliche Schall eines Hornes erſchreckt ſein Ohr, mächtiger als der Schall von des ſterbenden Roland Horn in den Pyrenäen. Er glaubt, in dem ungewiſſen Schein eine Reihe hoher Thürme vor ſich zu ſehen, hört aber von Virgil, daß es Rieſen ſind. Dieſe Rieſen, meiſt fabelhafte Weſen der Alten, ſymboliſiren hier wie dort die Menſchen, welche ſich durch Verrath und Gewalt an der Gottheit verſündigt haben. Sie ragen daher mit dem Haupte bis an die Region der Gewaltthätigen, zunächſt der Fälſcher der Perſon, denn ſie wollten im Gefühl ihrer Macht Gott ſelbſt auf der Erde vorſtellen; aber dadurch fielen ſie gänzlich von Gott ab, und entfernten ſich in dem Maße von ihm, als ſie ſich an ſeine Stelle ſetzen wollten. Sie ſind alſo des Frevels des unterſten Höllengeiſtes, des abgeſagten Feindes Gottes, Lucifers, ſchuldig, und ſtecken daher mit der untern Hälfte des Leibes in deſſen eiskalter Region. Rieſen ſtehen übrigens hier ſehr gut dem Frevel des Verraths vor, der auch an Macht ein ſchrecklicher Rieſe iſt. Dante ſieht zuerſt den Nimrod, der ſich ſchon vorher durch das Horn kundgegeben. Sowie er zu Babylon durch ſeinen frevelhaften Thurmbau die Sprachen verwirrt hat, ſo kennt er ſelbſt nun keine Sprache mehr, und ruft den Dichtern unverſtändliche Laute entgegen. Virgil erklärt Dante, jener klage ſich ſelbſt mit dieſen Tönen

seines Verbrechens an, räth aber dem Nimrod, sich lieber an sein Horn zu halten und mit diesem seine Wuth auszutoben. Weiter kommen sie zu Ephialtes, der einst die Berge aufeinander thürmte, um den Himmel zu stürmen; er steht nun mit einer mächtigen Kette an beiden Armen gefesselt und schüttelt sich vor Wuth, daß es durch den ganzen Kreis bebt. Dante betrachtet das Ungeheuer mit einer gemischten Empfindung von Furcht und Sicherheit, da er die schreckliche Wirkung der Macht und doch die Ketten sieht. Er verlangt noch Briareus zu sehen; dieser steht aber zu weit abwärts, und Virgil führt ihn zu dem ungefesselten Antäus, den er bittet, sie den Abgrund hinabzusetzen. Antäus faßt mit seinen gewaltigen Fingern den Virgil, der wieder Danten mit den Armen umklammert, und so werden sie durch die Luft sanft in den untersten Kessel gesenkt.

Zweiunddreißigster Gesang.

Dante steht nun am Anfang des tiefsten Theils der Hölle, wo die Verräther, die boshaften, die eigentlich schlechten Seelen sich aufhalten. In den obern Kreisen hatten die Sünder doch immer noch mehr oder weniger Entschuldigung in der allgemeinen Schwäche der Natur, in Sinnlichkeit, Leidenschaftlichkeit; hier aber wird der Frevel gestraft, der den Menschen eigentlich zum Teufel macht, der boshafte Verrath, der die Alles beseelende Liebe, die in dem ganzen Weltall Naturgesetz ist, ganz von sich ausgeschlossen hat. Daher herrscht hier unten die furchtbarste, abstoßendste Kälte und das tiefste Dunkel, worin nur der Haß herrscht. Als Lucifer sich Gott entgegenstellte, trat er aus der Natur heraus, und in dem Bemühen, sich selbst zum Mittelpunkt eines eignen Reiches aufzustellen, verschloß er sich im Haß in seinen engen Egoismus. Daher war für ihn nur noch Platz in dem engsten Punkt, in dem Mittelpunkt der Welt. Um ihn herum, in den engsten Kreisen, sitzen die engherzigen Verräther, die von der Liebe am wenigsten wissen, während die Hölle nach oben immer weitere Kreise bildet, je mehr die leichtern Sünder noch von der allgemeinen Liebe in sich aufgenommen hatten. Diese Kreise werden in den Himmeln, dem Aufenthalt der Seligen, stufenweise erweitert, bis endlich in den obersten und weitesten die Gottheit als das

ganze Weltall umfaſſend dargeſtellt iſt. Daher iſt der Mittelpunkt der Hölle, zugleich der Mittelpunkt der Welt, am entfernteſten von Gott; könnte ein Schritt weiter geſchehen, ſo wäre das abſolute Nichts, daher iſt hier Alles Verneinung und Mangel, Haß, Kälte, Finſterniß und Enge, wie in dem Herzen des boshaften Egoiſten. Der Höllenſtrom, der bisher theils brauſend, theils finſter und trüb die obern Kreiſe umfloſſen hat, verliert hier Regung und Leben, ſtellt ſich, und wird zum Eisſumpf, der immer neue Kälte von den eingefrornen, wärme- und liebloſen Sündern erhält; in dieſen aber erzeugt ſich die Kälte in ſteigenden Graden dadurch, daß beſtändig ihre eigne Bosheit oder der Gegenſtand ihres Haſſes vor ihr Bewußtſein tritt. Dieſer Höllenſumpf heißt hier unten Cocytus, und iſt in vier Abtheilungen getheilt, die Kaina, worin die Verräther von Brüdern und Verwandten, die Antenora (von dem Trojaner Antenor genannt), wo die Vaterlandsverräther, die Ptolemäa, wo die Verräther der Gaſtfreunde, und endlich die Giudecca (von Judas genannt), wo die Verräther an Wohlthätern und an Gott eingefroren ſind. — Dante betritt zuerſt das Eis der Kaina, aus welchem die Sünder noch ſo weit hervorragen, als ſich die Schamröthe zeigt, alſo bis an den Hals eingeſenkt ſind. Ihr zähneklappernder Mund beweiſt die Kälte, und ihr geſenktes Auge ihre Traurigkeit. Dante ſieht zwei Sünder ſo nahe aneinander gezwängt, daß ihre Haare ſich vermengen. Er fragt ſie, wer ſie ſeien. Sie biegen ihre Hälſe in die Höhe und wollen reden, aber ihre Bosheit preßt ihnen Thränen aus den Augen, welche bis zu den Lippen herabrinnen, und da als Eisklumpen den Mund gänzlich ſchließen, ſo daß ſie ihren gegenſeitigen Haß nur halb durch Zuſammenſchlagen der Köpfe ausdrücken können. Ein anderer Sünder, der durch den Froſt beide Ohren verloren, ſagt ihm, immer die Augen zu Boden gerichtet (dies iſt bemerkenswerth, daß in dieſem unterſten Kreis die von Gott ganz abgewandten Verräther ihre Blicke nach ihrem Mittelpunkt, Lucifer, wenden), daß ſie Zwillingsbrüder degli Alberti ſeien, und nennt ihm noch mehre Andere, welche Dante mit vor Froſt hündiſch verzerrten Geſichtern ſieht. Er geht hierauf nach der zweiten Abtheilung, wo die Vaterlandsverräther eingefroren ſind. Hier ſtößt er Einen mit dem Fuß an die Wange, der ihn darüber zornig ausſchilt. Dante will wiſſen, wer er iſt, der Andere

verweigert trotzig die Auskunft, ſelbſt dann noch, als Dante ihn beim Kopf faßt und alle Haare auszureißen droht. Ein anderer Verräther verräth endlich ſeinen Namen, wofür dieſer nun aus Zorn jenen und noch viele Andere angibt. Dante kommt von jenen weggehend an zwei Sünder, welche zuſammen in eine Grube gefroren ſind, ein Kopf unter dem andern. Der obere hackt wüthend ſeine Zähne in den hintern Schädel des zweiten, und ſaugt ihm das Hirn an dem Genick aus. Dante fragt ihn um die Urſache dieſes viehiſchen Haſſes gegen jenen, und verſpricht ihm dafür, ſeine Sache, wenn ſie gerecht wäre, auf der Oberwelt zu vertheidigen.

Dreiunddreißigſter Geſang.

Die nun folgenden fünfundſiebzig Verſe ſind ein Meiſterſtück der plaſtiſchen Kunſt, und gehören zu dem Schönſten, was die neuere Poeſie hervorgebracht hat. Sie enthalten das furchtbare Gemälde von dem Hungertod Ugolino's und ſeiner Söhne und Enkel. „Er erhob den Mund von dem gräßlichen Mahle, wiſchte ihn an den Haaren des benagten Hauptes ab, und begann: Du willſt, daß ich meinen verzweifelten Schmerz erneue, der mir das Herz zuſammenpreßt; ich thue es, damit du den Verräther noch in der Oberwelt beſchimpfeſt. Ich weiß nicht, wer du biſt, noch wie du herabgekommen, doch Florentiner ſcheinſt du zu ſein nach deiner Sprache. So wiſſe, ich war Graf Ugolino, und dieſer hier der Erzbiſchof Ruggieri. Daß ich, ihm trauend, durch ſeine Argliſt gefangen und dann ermordet worden, weißt du; aber wie grauſam mein Tod war, ſollſt du jetzt erfahren. Das enge Loch in jenem Thurm, der von mir Hungerthurm heißt, hatte mir durch ſeinen Spalt ſchon mehre vorübergehende Monate gezeigt, als ich in den unglücklichen Traum fiel, der mir den Schleier von meinem Ende wegzog. Ich ſah jenen am Piſaner Berg den Wolf mit ſeinen Jungen jagen, mit magern und gierigen Hunden, die Gualandi, Sismondi und Lanfranchi führten. Bald war der Wolf mit ſeinen Jungen ermüdet, und ich ſah ihre Leiber von ſcharfen Zähnen aufreißen. Ich wachte auf, es war noch dämmerig, und hörte meine Kinder, die bei mir im Thurm waren, im Schlaf weinen und Brot verlangen. Was ich dabei

nach meinem Traum ahnete, hart biſt du, wenn es dich nicht zu Thränen jammert. Wir waren auf, und die Stunde kam, wo uns Speiſe gereicht wurde, und Jeder hatte einen unglücklichen Traum gehabt, und harrte zweifelnd. Da hört' ich den untern Ausgang am ſchrecklichen Thurm verſchließen, und blickte ſtumm meinen Söhnen ins Antlitz. Ich weinte nicht, denn ich war innerlich verſteinert. Jene weinten, und mein Anſelmuccio ſprach: du ſchauſt ſo, Vater, was haſt du? Und ich weinte nicht und antwortete nicht den ganzen Tag und die ganze Nacht, bis wieder die neue Sonne emporſtieg. Als nun ein dünner Strahl in unſer ſchmerzliches Gefängniß geſandt war, und ich in den vier Geſichtern meinen eignen Anblik gewahrte, biß ich mich vor Schmerz in beide Hände. Und jene, meinend, ich thät's aus Hunger, erhoben ſich plötzlich und ſagten: Vater, weniger ſchmerzt es uns, wenn du uns verzehrſt; du haſt uns mit dem elenden Fleiſch bekleidet, und du nimmſt es uns. Um ſie nicht trauriger zu machen, zeigt' ich Ruhe, und wir blieben alle ſtumm dieſen Tag und den folgenden. Ach! harte Erde, warum haſt du dich nicht geöffnet? Als wir dann zum vierten Tag gekommen, warf ſich Gaddo ausgeſtreckt zu meinen Füßen, und ſprach: mein Vater, warum hilfſt du mir nicht? und ſtarb. Und ſo ſah ich die drei Andern hinfallen, Einen nach dem Andern zwiſchen dem fünften und ſechsten Tag. Und ich ſelbſt, ſchon erblindet, taſtete mich zu Jedem hin, und rief ſie drei Tage, da ſie ſchon todt waren. Dann überwand der Hunger meinen Schmerz." — Dante bricht nach dieſer Erzählung in Verwünſchungen gegen das harte Piſa aus, und geht in die dritte Abtheilung, die Ptolemäa, wo die Verräther gegen ihre Gaſtfreunde geſtraft werden. Die Kälte wird immer rauher. Die Sünder ſind rückwärts gebeugt. Ihre Thränen bilden Eiszapfen vor den Augen, welche nach Innen ſich vergrößernd die ganze Augenhöhle füllen und in den Schädel reichen. Dante ſpürt verwundert in dieſer todten Eisregion etwas Wind; Virgil verweiſt ihn auf den unterſten Kreis, wo ſich die Urſache offenbaren ſoll. Einer der Gequälten bittet ihn, die Eisklumpen von ſeinen Augen zu brechen, damit er den herzbeengenden Schmerz einmal ausweinen könne, ehe die Augen wieder frieren. Auf Dante's Verſprechen, zu willfahren (was er aber nachher nicht hält), ſagt ihm jener, wer er ſei, ſowie

auch ſein eingefrorner Nachbar, und daß die Seele dieſer Verräther ſogleich nach der That in die Hölle fahre, während der Leib bis zum Tod von einem Dämon regiert werde.

Vierunddreißigſter Geſang.

Dante fühlt nun deutlicher und ſtärker den Wind, und flüchtet ſich daher hinter Virgil. Sie wandern nun im letzten und tiefſten Raume über die Eisfläche hin, worin die Sünder ganz eingefroren und gleichſam von Haß verſteinert ſind. Sie ſcheinen in dem Eis regungslos, todt und ſtarr, wie Splitter in dem Glas; einige liegen, andere ſtehen, theils auf dem Kopf, theils auf den Füßen, noch andere haben wie Bogen das Geſicht zu den Füßen gedreht. Plötzlich zieht Virgil ſeinen Freund zu ſich hervor, und ſagt ihm: „Hier ſiehe Lucifer, und nun waffne dich mit Muth!“ Dante blickt auf, und bleibt von dem ſchrecklichen Geſicht in einem Zuſtand zwiſchen Tod und Leben. Lucifer ragt mit halber Bruſt aus dem Eis in ſolcher Größe, daß jene Rieſen nur die Länge ſeiner Arme haben. Er hat drei Geſichter, welche die drei großen Abtheilungen ſeiner Hölle vorſtellen; das linke Geſicht war dunkel (bedeutet die niedern ſinnlichen Erdentriebe, welche im oberſten Höllentheil beſtraft wurden), das vordere war blutroth (wie die Abtheilung der choleriſchen Gewaltthätigen, und das rechte Geſicht war bleich und kalt, wie das erſtorbene Herz der Gott ganz abgewandten Verräther. Unter jedem der Geſichter bewegen ſich zwei ungeheure Fledermausflügel (von welchen der Wind rührt, den Dante weiter oben ſchon fühlte); mit ihnen ſucht ſich Lucifer zu befreien, kerkert ſich aber (welche ſchöne Idee!) gerade dadurch immer mehr ein, indem der von ihnen ausgehende Wind ſo ſchneidend kalt iſt, daß der von oben herabrinnende Höllenſtrom immer höher um ſeinen Leib gefriert, und ſo ſein Kerker durch ihn ſelbſt immer feſter wird. Der von Gott Abtrünnige, der alle göttliche Mittel zu ſeiner Rettung verſchmäht, kann ſich durch eigne Macht nie erheben, und ſinkt im Gegentheil in ſolchen Verſuchen immer tiefer. Aus den ſechs Augen Lucifers rinnen auf ſeine Kinne Thränen und blutiger Geifer. In jedem ſeiner Rachen ſteckt ein Sünder, im mittlern ſteckt Judas Iſchariot mit dem Kopf nach Innen, welcher vielmehr zernagt als zerbiſſen wird, ſo daß ſein

Rückgrad ihm oft von der Haut ganz entblößt iſt (Dante nannte früher, bei den Sektirern den Rückgrad den Urſprung und Vater des Gehirns, daher mag hier die Strafe, die beſonders dieſen Theil trifft, in Beziehung auf den Verräther ſeines göttlichen und väterlichen Wohlthäters angeführt ſein). In den andern Rachen hängen, den Kopf nach außen, in dem ſchwarzen Brutus und in dem bleichen Caſſius, welche ſich gegen die göttliche Ordnung durch ihr frevelhaftes Beſtreben, die Gründung des heiligen römiſchen Reiches zu hindern, empört hatten. — Nachdem ſie Alles geſchaut haben, hängt ſich Dante auf Virgil's Rath an deſſen Hals, und dieſer klettert mit ſeiner Laſt an der haarigen Seite Lucifers herab. An der Stelle des Schenkelgelenkes, alſo in der Mitte der ganzen ungeheuren Geſtalt ſind ſie in dem Mittelpunkt der Erde und der Welt angekommen, und Virgil dreht ſich nun mit Mühe und Angſt um, daß nun da das Haupt war, wo vorher die Füße, und ſich mit den Händen an den Haaren der Beine fortziehend, ruft er Dante mit Keuchen zu, ſich ja feſt zu halten (die Umkehr von dem Böſen iſt ſchwierig). Sie ſind nun unter der ſüdlichen Halbkugel, und nachdem ſie ſich etwas erholt, wandern ſie längs einer von oben herabkommenden Bahn in einer engen Kluft, rings um ſich her einen weiten, finſtern, todten Raum hinauf, und begrüßen bald durch eine Oeffnung das Licht des Himmels.

Fegfeuer.

Erſter Geſang.

Dante iſt entzückt, ſich wieder unter dem ſchönen Blau zu finden, worein ſich der Himmel in ſeiner unterſten Sphäre kleidet. Er befindet ſich auf der ſüdlichen Halbkugel; er wendet ſein Auge nach Morgen, und ſieht den ſchönen Stern der Liebe, der mit ſeinen Strahlen das Himmelszeichen der Fiſche verſchleiert, auf ſeiner jetzigen Bahn voranleuchtend. Er wendet ſich rechts gegen Süden und ſieht da einen Stern ſchimmern, deſſen ſich der Himmel freut (die vier Kardinaltugenden, Weisheit, Gerechtigkeit,

Stärke und Mäßigkeit), während das nördliche Geſtirn der Erde, der Wagen, an jenem Horizont verſchwunden iſt. Während ſich Dante gegen Norden kehrt, ſieht er einen ehrwürdigen Greis vor ſich gehen, deſſen Antlitz von dem Glanz der vier Tugendſterne leuchtet. Es iſt Cato von Utica, welcher nach ſeiner letzten That hier den freien Entſchluß zur Tugend und Freiheit des Geiſtes ſymboliſirt. Dieſer ſcheint mir in ſeiner Stellung die einzige ungehörige Perſon in der ganzen Comödie zu ſein, und ich wundre mich, daß der Dichter nicht Einen unter den vielen chriſtlichen Heroen gefunden hat, welcher jenes tugendhafte Beſtreben deutlicher vorſtellen konnte. In der Hölle, dem Strafort für das irdiſche Verſinken, ſind die altmythiſchen Figuren nicht ſtörend, ſondern geben durch ihren ſtreng und genau ausgebildeten Charakter, wie die Thiere in den Fabeln, welche durch ihr einmal bekanntes Gepräge eine Menge Vorſtellungen zuſammen verſinnlichen, dem Ganzen eine ungemeine Lebendigkeit und Anſchaulichkeit. Aber in dem Fegfeuer macht ein Heide als eine der Hauptperſonen, als der Aufſeher und Treiber aller chriſtlichen Seelen, eine üble Figur, und gerade Cato ſcheint mir um ſo unpaſſender, als er der Gründung des heiligen römiſchen Kaiſerthums, einer der Grundideen des ganzen Gedichts, geradezu entgegen und von derſelben Geſinnung beſeelt war, wie Brutus, der die Ermordung des Freiheits- und Vaterlandsfeindes in Lucifers Rachen büßt. Cato wundert ſich, zwei Seelen aus der Hölle hervorſteigen zu ſehen, bis er erfährt, daß die ganze Wanderung auf himmliſches Geheiß unternommen ſei. Er befiehlt hierauf Virgil, ſeinen Gefährten von allen Flecken der Hölle am Meeresgeſtade zu waſchen, und mit reinen, nachgiebigen Binſen (andere, widerſtrebende und ſpröde Pflanzen gibt es hier nicht) zu gürten, dann aber nach der Leitung der Sonne den leichteſten Aufweg zu ſuchen.

Zweiter Geſang.

Durch eine ſchöne Beſchreibung macht Dante bemerklich, daß die Morgenröthe dem Tag weicht, als er noch mit Virgil forſchend am Meeresufer ſteht. Da ſieht er aus der Ferne ein rothſchimmerndes Licht über das Meer her nahen, welches immer ſtrahlender und größer wird, und er erkennt zuletzt einen Engel, der in

einem Kahn über hundert Seelen reuig Verſtorbener bloß durch die Schwingungen ſeines Flügels an den Reinigungsort überführt. Dante wirft ſich vor ihm nieder, und ſenkt die Augen, da er den Glanz nicht ertragen kann. Der Engel macht über die Seelen das Zeichen des Kreuzes, und verläßt ſie wieder. Die angekommene Schaar fragt Virgil um den Weg nach dem Berge, dieſer aber ſagt ihnen, daß er und Dante eben erſt auf ſchrecklichen Pfaden angekommen und des Weges ganz unkundig ſeien. Alle umringen hierauf Dante, da ſie an ſeinem Athem voll Erſtaunen merken, daß er noch lebe. Beſonders eine Seele tritt hervor, voll Begierde, ihn zu umarmen; Dante will dreimal daſſelbe thun, und dreimal ſinken ſeine Arme durch den Schatten auf die Bruſt zurück. Er erkennt endlich mit Freuden ſeinen Freund, den Sänger Caſella, und bittet ihn, wenn ihm noch Erinnerung und Vermögen verliehen ſei, ſeine (Dante's) Seele mit einem holden Geſang aus der Jugendzeit zu erquicken. Der gefällige Sänger beginnt nun eine von Dante's Canzonen mit ſo lieblicher Stimme, daß alle Seelen bezaubert zuhören, und das Aufſteigen vergeſſen. Daher erſcheint Cato wieder, und treibt ſie mit Vorwürfen an.

Dritter Geſang.

Die zwei Freunde finden ſich wieder allein auf ihrer Wanderung. Dante glaubt plötzlich, als er im Sonnenſchein nur ſeinen eignen Schatten ſieht, er ſei von Virgil verlaſſen, für welches Mißtrauen ihm dieſer Vorwürfe macht, und ihm erklärt, daß die Seelen ſo durchſichtig ſeien, wie die Sphären der Himmel. Unter mancherlei Geſprächen über die Mangelhaftigkeit der menſchlichen Erkenntniß und die Nothwendigkeit der Geburt Chriſti gelangen ſie zum Fuße des Berges, der ſich in unerſteiglicher Jähe vor ihnen aufthürmt. Während ſie einen Pfad ſuchen, ſieht Dante eine Schaar Seelen langſam herbeikommen. Virgil fragt ſie nach dem Wege, und erklärt ihnen auf ihre Verwunderung über Dante's Schatten, daß dieſer noch lebe, aber auf göttliches Geheiß den Berg beſteige. Eine der Seelen gibt ſich Dante als König Manfred von Sicilien zu erkennen, ſagt ihm, daß er ſchwere Sünden begangen, aber doch reuig geſtorben ſei, und daher hier unter den

Seelen weile, auf welchen der Kirchenbann laſte, und bittet ihn, dies ſeiner Tochter Conſtanze zu ſagen, damit ſie für ihn bete.

Vierter Geſang.

Der Weg iſt endlich gefunden, und die Dichter ſteigen, müſſen aber auf Händen und Füßen an dem ſteilen Riß durch den geſprungenen Felſen hinaufklettern, Virgil voran, und hinter ihm Dante, welchem die Sehnſucht und Hoffnung Flügel leiht. Als ſie am erſten Rand des Abgrunds ankommen, fragt Dante: „Welchen Weg nehmen wir nun?" Virgil ruft ihm zu: „Gleite nur keinen Schritt hinab (das heißt, hüte dich vor dem erſten Rückſchritt auf dem Weg der Beſſerung), ſondern klettere immer hinter mir hinauf, bis ein Kundiger erſcheint." So klimmen ſie mit größter Mühe hinan bis zu einem vorſpringenden Felſen, wo ſie ausruhen, und Dante mit Erſtaunen die Sonne im Norden ſieht. Auf ſein Befragen, wie weit ſie noch zu ſteigen hätten, da er den Gipfel nicht erſchauen könne, ſagt ihm Virgil, er wiſſe nur ſo viel gewiß, daß, je höher man ſteige, deſto weniger Mühe der Weg mache (d. h. je weiter man in der Beſſerung fortſchreite, deſto leichter ſei ſie), und wenn Dante erſt beim Gehen ein Gefühl habe, wie wenn er in einem Schiff den Fluß abwärts führe, ſo ſei des Steigens Ziel erreicht. Eine Stimme in der Nähe unterbrach ihn: „Dies wird vielleicht noch lange Zeit haben." Die Dichter wenden ſich nach dem Schall um, und erblicken eine Schaar Seelen hinter einem Felſen nachläſſig hingelehnt. Dante erkennt Belacqua, und erfährt von ihm, daß dieſe Seelen auf Erden aus Trägheit bis zu ihrem Tod mit der Reue gezögert haben, und daher hier auf den Einlaß zu dem Reinigungsorte ſo lange Jahre warten, als ſie gelebt haben. Die Dichter ſind von dieſen Worten betroffen, und Virgil treibt um ſo mehr zur Eile.

Fünfter Geſang.

Dante ſieht ſich im Gehen noch einmal nach jenen Seelen um, welche wegen ſeines Körpers flüſternd mit Fingern auf ihn zeigen; Virgil tadelt ihn wegen dieſer Zerſtreuung auf dem Weg der Beſſerung, und Dante folgt ihm übergoſſen mit der Farbe,

die den Menſchen manchmal der Verzeihung werth macht. — In dieſen erſten Geſängen ſchildert Dante an ſich öfters ſolche Zuſtände der läſſigen Zerſtreuung, der Schwierigkeit des Aufkletterns, des öftern Ausruhens und Umherſchauens, um die Langſamkeit der Beſſerung zu bezeichnen, die erſt ſpäter durch Gewohnheit leichter wird. — Eine Schaar Seelen, die das Miſerere ſingen, begegnen ihnen. Der Geſang verwandelt ſich aber in ein Ach der Verwunderung, als ſie Dante's Körper und den von ihm geworfenen Schatten ſehen. Da ſie erfahren, daß er wirklich noch lebe, ſo bitten ſie ihn, bei ſeiner Rückkehr auf Erden ihre Verwandte zu Gebeten zu bewegen, da ſie gewaltſam Umgebrachte ſeien, die erſt in der Todesſtunde ſich reuig zu Gott gewendet. Unter Andern naht ſich ihm Buonconte, Sohn des Grafen Guido von Montefeltro, und beklagt ſich, daß weder ſeine Gemahlin noch Andere für ſeine Erlöſung beten. Auf Dante's Frage, welche Gewalt ihn denn nach der Schlacht bei Campaldino ſo entrückt habe, daß man nie mehr die Stätte ſeines Grabes finden könne, gibt Buonconte eine ungemein ſchöne, lebendige Schilderung ſeines Todes, worin ſich die hohe, poetiſche Kunſt Dante's nach einiger Ebbe wieder hoch und voll fluthend zeigt. „Am Fuß des Caſentino gelangte ich zu Fuße fliehend mit durchbohrter Kehle und den Boden mit meinem Blute färbend an die Stelle, wo der Arhiano in den Arno mündet. Da verlor ich Geſicht und Wort, und endigte im Namen Maria's, und fiel hin, und nur mein Fleiſch blieb dort. Du aber ſag' es den Lebendigen wieder: Der Engel Gottes nahm mich mit. Da ſchrie der Geiſt der Hölle zu ihm: O du vom Himmel, warum beraubſt du mich Dieſes? Du trägſt ſein ewig Theil hinweg für eine Thräne, die ihn mir entwendet; ich aber richte dann über den andern Theil. Und als der Tag geſchwunden war, erfüllte der Böſe das Thal von Pratomagno mit dichtem, feuchtem Nebel und hing ihn an das hohe Bergjoch, daß er in der Kälte zu Waſſer ſich verdichtete und als ſtrömender Regen die Schluchten tränkte. Der ſtolz aufgeſchwollene Arhiano fand meinen Leichnam an ſeiner Mündung, ſpülte ihn in den Arno und wuſch das Kreuz ab, das ich im Verſcheiden auf meine Bruſt gemacht. Dann wälzte er mich von Ufer zu Ufer und deckte mich mit ſeinem Schlamm zu.

Sechster Gesang.

Noch viele Seelen umdrängen Danten und bitten ihn um Gebet für ihre Seelen. Als er endlich allein ist, fragt er Virgil, wie es sich zusammenreime, daß in der Aeneis gesagt sei, Gebet der Menschen könne die Beschlüsse der Gottheit nicht abwenden, und doch nun diese Seelen eine solche Macht des Gebets hoffen. Virgil gibt ihm die scholastische Erklärung, daß die göttliche Liebe nun dies Alles ausgleiche, damals aber das Gebet als heidnisch keine Kraft gehabt habe, räth aber Danten, diese Zweifel aufzusparen, bis ihm Beatrice die Auskunft geben könne, die er auf dem Gipfel des Berges treffen werde. Die Erwähnung dieses Namens erfüllt Danten mit neuem Eifer im Fortschreiten. Sie begegnen der einsamen Seele des Dichters Sordello, welcher Virgil, da er sich als Mantuaner und Landsmann zu erkennen gibt, mit größter Freude und Herzlichkeit umarmt. Dante wird bei diesem schönen Zug der Vaterlandsliebe und Einigkeit gerührt, er gedenkt seines zerrissenen Vaterlandes, und bricht in den energischen, echtrömischen Vorwurf aus, in welchem wieder seine Grundidee eines weltlichen und geistlichen römischen Reichs hervorblickt: „O sclavisches Italien, Herberge der Leidenschaft, Schiff ohne Steuerer in dem großen Sturme, nicht mehr Herrscherin über besiegte Reiche, sondern Haus der Unzucht! Sieh jene Beiden, die, durch die Kluft der Zeit einander ganz fremd, sich bei dem süßen Ton des Vaterlandes umarmen. Dagegen wie zwieträchtig sind deine Bewohner. Einer nagt am Andern, selbst von denen, welche dieselbe Mauer zusammenknüpft. Such' an allen deinen Küsten, such' in deinem Innern, ob ein Theil von dir sich des Friedens erfreut. Was hilft Justinian's Zügel, da der Sattel leer ist; er vermehrt nur die Schande. O Volk, du solltest wieder demüthig werden und Cäsarn auf seinem Thron sitzen lassen, wenn du Gottes Gebot recht verstehst. Sieh, wie falsch dieses Thier geworden ist, seitdem es die Sporen nicht mehr fühlt, weil das gemeine Volk die Zügel ergriffen hat." Hierauf tadelt er die Kaiser Rudolph und Albrecht, die den schönsten Theil ihres Reiches vernachlässigt haben, und wendet sich mit der bittersten Ironie gegen seine vom Pöbel durchwühlte Vaterstadt, in Vor-

würfen und Schilderungen, die in ihrer poetiſchen Faſſung zu ſchön und lebendig ſind, als daß wir ſie durch Proſa verderben ſollten:

Fiorenza mia, ben puoi esser contenta
Di questa digression, che non ti tocca,
Mercè del popol tuo, che sì argomenta.
Molti han giustizia in cuor, ma tardi scocca,
Per non venir sanza consiglio all' arco:
Ma 'l popol tuo l' ha in sommo della bocca.
Molti rifiutan lo comune incarco:
Ma 'l popol tuo sollecito risponde
Senza chiamare, e grida: I' mi sobbarco.
Or ti fa lieta, che tu hai ben onde,
Tu ricca, tu con pace, tu con senno:
S' i' dico ver, l' effetto nol nasconde.
Atene e Lacedemona, che fenno
L' antiche leggi, e furon sì civili,
Fecero al viver bene un picciol cenno
Verso di te, che fai tanto sottili
Provvedimenti, ch' a mezzo Novembre
Non giunge quel, che tu d' Ottobre fili.
Quante volte del tempo, che rimembre,
Legge, moneta, e uficio, e costume
Ha' tu mutato, e rinnovato membre?
E se ben ti ricorda, e vedi lume,
Vedrai te simigliante a quella 'nferma,
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma.

Siebenter Geſang.

Virgil ſagt nun Sordello auch ſeinen Namen, worauf dieſer ihm ſeine tiefe Ehrerbietung und Bewunderung zu erkennen gibt, und ſich auf Virgil's Frage nach dem nächſten Wege zum Begleiter innerhalb ſeines ganzen Kreiſes anbietet. Doch ſagt er ihnen, der Tag ſei ſchon am Verſcheiden, und im Dunkel dürfe Niemand aufſteigen; nur in demſelben Kreis umhergehen oder hinabſinken ſtehe den Seelen frei; er wolle ſie daher für die Nacht

an einen schönen Aufenthalt führen. Sie gelangen also zu einem Thal hinter einem Vorsprung, welches durch die Frische des Grases, den ungemeinen Glanz der Blumenpracht und die bezaubernden Düfte alle irdische Herrlichkeit weit hinter sich läßt. Auf den Blumen sind die Schatten von Fürsten gelagert, die das Reich Gottes über ihrem eignen versäumt hatten. Noch jetzt drückt sie die sorgliche Erinnerung an das Irdische. Sordello nennt und bezeichnet sie den Dichtern einzeln.

Achter Gesang.

Dieser Gesang beginnt mit einer schönen und eigenthümlichen Schilderung des Abends. „Es war die Stunde, welche den Schiffern das Heimweh erreget und das Herz erweichet, an dem ersten Tag, wo sie ihren lieben Freunden Lebewohl gesagt; die Stunde, die den Pilger am ersten Tag seiner Wanderung mit Sehnsucht erfüllt, wenn er die ferne Glocke hört, die dem sterbenden Lichte weint." Die gelagerten Seelen singen mit Andacht ihre Abendhymne, worin sie Gott um Schutz vor der Versuchung bitten. Bald darauf schweben auch zwei Engel mit feurigen abgestumpften Schwertern, grünen Flügeln und Gewändern hernieder, und stellen sich an beiden Rändern des Thales auf. Sordello erklärt den Dichtern, daß diese Engel vom Schooß Maria's kämen, und zum Schutz des Thales gegen die bald erscheinende Schlange gesandt wären. Alle gehen nun in das Thal hinab, und Dante bespricht sich mit dem Richter Nino. Er erblickt ferner drei am Südpol aufgegangene Sterne, Glaube, Liebe und Hoffnung, welche den Himmel ganz erleuchten. Als es völlig Nacht ist, schleicht die Schlange der Versuchung durch die Blumen, arglistig in das Thal herab; zugleich aber schweben beide Engel gerüstet gegen sie heran, und schon von dem Schlag ihrer Flügel entflieht das Thier wieder. Nun ergreift Currado Malaspina den Augenblick, sich Dante zu nähern, und fragt ihn um Nachrichten aus Valdimagra. Dante sagt ihm, daß er nie in jener Gegend war, daß aber der Ruhm der Rechtlichkeit, Tapferkeit und Freigebigkeit dieses Fürstenhauses alle Länder erfülle. Zum Dank verkündet ihm Currado, daß einst sein Sohn Marcello an ihm selbst diesem guten Ruf Ehre machen werde. Die mancherlei schönen Allego-

rien in dieſem Geſang, die in ſinnigem Zuſammenhang mit dem Ganzen ſtehen, ſind leicht zu erklären.

Neunter Geſang.

Dante ſieht den Mond in dem kalten Skorpion aufgehen, und legt ſich zum Schlummer zu den übrigen Seelen hin. Aber in der Morgenſtunde, wo unſer Geiſt, freier vom Fleiſche und von irdiſchen Gedanken, in göttlichen Viſionen umherſchweift, ſieht er einen goldgefiederten Adler mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft ſchweben, nach Beute ſpähend, dort wo auch einſt Ganymedes zum Anſchauen göttlicher Herrlichkeit entrückt wurde. Plötzlich ſchießt der Adler herab und nimmt Dante mit ſich hinauf in die Region des ewigen Lichts. Der ungewohnte Glanz durchſchauert ihn ſo, daß er erwacht. Er ſieht ſich mit Schrecken an einem andern Ort, allein mit Virgil, und es iſt heller Tag. Sein Freund beruhigt ihn mit der Erklärung, daß in der Dämmerung die heilige Lucia erſchienen ſei, und ihn, um ſeinen Weg zu erleichtern, bis vor die Pforte des Reinigungsortes getragen habe, indem Virgil ihrer Spur nachfolgte. Dante ſieht nun auch an der Stelle des frühern Riſſes im Felſen die Pforte über drei Stufen von verſchiedner Farbe, und an der oberſten Stufe auf diamantnem Fels einen Engel ſitzen von ſo leuchtendem Antlitz und mit ſo flammendem Schwert, daß Dante ihn nicht betrachten kann. Der Engel läßt die Beiden erſt auf Virgil's Verſicherung herankommen, daß ihre Wanderung von Gott beſchloſſen ſei. Dante wird nun von von ſeinem Freund auf die drei Stufen geführt. Die erſte iſt von weißem Marmor und glatt wie ein Spiegel; Dante wie Jeder, der hier zur Buße kommt, erblickt darin genau ſein Inneres. Die zweite Stufe iſt ein dunkles, rauhes und nach allen Seiten zerriſſenes Geſtein, das jeder Seele den nach der Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit erfolgenden Zuſtand der Vernichtung, innern Entzweiung und Hülfloſigkeit vorſpiegelt. Die dritte endlich iſt von Porphyr und von leuchtendem Roth, wie Blut, das eben aus der Ader ſpritzt; ſie mag wohl die Scham vor dem ſündhaften Zuſtand und den eifrigen Willen aus demſelben herauszutreten (nach Andern die Selbſtgeißelung der Reuigen) bedeuten. Dante gibt ſich drei Schläge auf die Bruſt, wirft ſich

vor dem Engel nieder, und fleht um Oeffnung. Dieſer zeichnet ihm mit ſeinem Schwerte ſieben P (die ſieben Sünden) auf die Stirn und ſagt ihm, von dieſen ſolle er ſich nun innerhalb reinigen. Darauf nimmt er aus ſeinem aſchfarbnen Gewande (er iſt an der Pforte der Buße) zwei Schlüſſel hervor, dreht zuerſt mit dem ſilbernen, dann mit dem goldnen das Schloß um, und ſpricht dann zu jenen: „Wenn einer dieſer Schlüſſel ſich nicht dreht, ſo iſt der Weg verſchloſſen. Viel koſtbarer iſt der goldne, allein der ſilberne iſt der Hauptſchlüſſel, der nur mit viel Kunſt und Verſtand den Knoten löſt. (Der letztere iſt wohl der Schlüſſel unſerer menſchlichen Einſicht und ſorgfältigen Prüfung bei dem Vorſatz der Beſſerung, nach welchem dann der goldne, der Schlüſſel des göttlichen Beiſtandes und der Gnade die Pforte der Buße völlig öffnet.) Petrus gab mir beide und befahl mir, eher zu viel zu öffnen als zu verſchließen, wenn nur die Sünder Reue und Demuth zeigen. Doch hütet euch, innerhalb zurückzuſehen, denn euer Eingang wäre dann umſonſt geweſen." — Die heiligen ehernen Thüren öffnen ſich, und dröhnen mächtig. Dante's entzücktes Ohr glaubt in dem Schall Te Deum laudamus zu hören, welche Hymne ja eben auch bei des heiligen Auguſtinus Eingang in den Schooß des Chriſtenthums geſungen wurde.

Zehnter Geſang.

Die Dichter nahen ſich nun dem Kreiſe, wo die Seelen ſich vom Stolz reinigen. Der Weg geht krumm, bald dahin, bald dorthin lenkend, alſo gerade umgekehrt als der Gang der Stolzen auf Erden iſt, und da dieſe gewöhnlich den Kopf in der Höhe tragen, ſo warnt Virgil vor Anſtoßen der Füße, und räth ein demüthiges Senken der Augen. Müde gelangen ſie auf die Fläche des erſten Kreiſes, der an einer weißen Marmorwand um den Berg umläuft. Die Wand iſt mit Bildern bedeckt, welche an Demuth erinnern. An ihr hinwandelnd betrachten ſie die Verkündigung der Jungfrau Maria, des Muſters der Demuth; den König David vor der Bundeslade, den milden Kaiſer Trajan, der der armen Wittwe Gerechtigkeit verſchaffte (wieder lauter Bilder, woraus Dante's Grundidee des geiſtigen und weltlichen Reiches

hervorleuchtet). Virgil deutet auf eine Schaar Stolzer, welche unter ſchweren Steinen zur Erde gebeugt, langſam daherſchleichen.

Elfter Geſang.

Die Schaar der ſtolzen Seelen betet das Vaterunſer, richten aber die Bitte um Bewahrung vor Verſuchung nicht gegen ſich, als welche derſelben nicht bedürfen, ſondern gegen die ſchwachen Sünder auf der Erde. Virgil fragt die Seelen nach dem leichteſten Aufgang, da Dante noch mit der irdiſchen ſchweren Hülle umgeben ſei. Einer ladet ihn ein, mit ihnen hinzugehen, und gibt ſich als den Toskaner Grafen Omberto von Santafiore zu erkennen, welcher unter ſeinem ſchweren Stein die Buße des Ahnenſtolzes vorſtellt. Darauf erkennt Dante ſeinen den Künſtlerſtolz abbüßenden Jugendfreund, den Miniaturmaler Oderiſi von Gubbio, welcher nun im Abſcheu vor ſeinem Fehler eine erhabne Schilderung von der Vergänglichkeit des Ruhmes macht. Er nennt hierauf noch den kriegerſtolzen Gibellinen Salvani, welchem eine einzige demüthige Handlung ſchon jetzt die Pforte des Purgatoriums geöffnet habe.

Zwölfter Geſang.

Dante geht, ſeiner eignen Schwäche eingedenk, gebeugt neben Oderiſi, bis Virgil ihn zum Weitereilen antreibt, und macht ihn auf die Abbildungen gedemüthigten und geſtürzten Stolzes aufmerkſam, welche den ganzen Pfad bedecken, wie des Luciſer, des Briareus, des Nimrod, der Niobe, des Saul, der Arachne, des Roboam, der Eriphyle, des Sanherib, Cyrus und Holofernes, in welchen alle Arten von Stolz, Hochmuth, Eitelkeit und übermüthiges Vermeſſen gegen Gott vorgeſtellt iſt. Hierauf ſtört ihn Virgil in ſeinen Betrachtungen durch die Ermahnung, eiliger zu gehen, um Ehrfurcht zu zeigen, da der Engel herannahe, um ſie hinauf zu geleiten. Dieſer kommt in weißem Gewand und im Geſicht leuchtend wie der Morgenſtern, öffnet liebreich die Arme und die Flügel, und ladet ſie ein, die Stufen emporzuſteigen. Doch vorerſt ſchlägt er ihm mit ſeinen Flügeln die Stirn, und wiſcht ihm eines der ſieben P (die Sünde des Stolzes) ab, worauf

Dante eine freudige Erleichterung und Luſt im Steigen fühlt, und Virgil erklärt dem Staunenden, daß dieſe ſelige Empfindung bei jeder Stufe zunehmen werde. Beim Wenden um die Treppe hören ſie mit himmliſchen Stimmen Beati pauperes spiritu ſingen.

Dreizehnter Geſang.

Der zweite Umkreis des Berges iſt nun ſchon viel kleiner. Weder auf dem dunkeln Wege noch an der Seitenwand ſind Bilder zu erblicken. Die Dichter ſind unter der Leitung der himmliſchen Sonnenſtrahlen eine Strecke gewandelt, als ſie drei verſchiedene Stimmen hören, zuerſt die Worte Maria's bei der Hochzeit zu Kanaan: Vinum non habent, welche an die Gaſtfreundlichkeit erinnern ſollten; dann den Namen Oreſtes, welcher zur Freundesliebe, und die Worte Chriſti: Liebet eure Feinde, welche zur chriſtlichen Liebe ermahnten. Dante erfährt von Virgil, daß in dieſem Umkreis der Neid abgebüßt werde, und daß jene Stimmen den Sündern das Beiſpiel entgegengeſetzter Tugenden vorhalten, ihnen durch dieſe Strafe ihren Fehler recht deutlich vorhalten und ſie zur Beſſerung antreiben, wie im Kreiſe der Stolzen die Bilder der Demuth. Dante kommt nun, indem Virgil am Rande des Abgrundes geht, zunächſt zu den Neidiſchen, deren Anblick ihm Thränen entlockt. Sie ſitzen alle im Büßerkleid, und Einer unterſtützt den Andern mit der Schulter. Da ſie ſelbſt im Leben Niemandem Etwas gönnten, ſo iſt ihnen auch das größte Heil der ſich Läuternden, das himmliſche Licht, nicht gegönnt, und ihre Augen ſind durch einen Eiſendraht geſchloſſen (das Eiſen iſt in dieſem Gedicht immer mit der Idee des Böſen zuſammengeſtellt, wie im Inferno die Mauern von Lucifers Stadt von Eiſen ſind); daher rinnen ihnen häufige Thränen der Reue über die Wangen. Auf Dante's Frage, ob auch Bürger von Latium hier wären, antwortet eine der Seelen, daß ſie jetzt Alle Bürger deſſelben wahren Reiches ſeien, ſie ſelbſt aber Sapia, einſt aus Siena, ſei, welche ſich, aus ihrem Vaterlande verbannt, über die Niederlage ihrer Landsleute neidiſch gefreut habe. Dante ſagt ihr, er werde einſt hier wenig leiden, fürchte eher, in dem untern Kreiſe der Stolzen büßen zu müſſen.

Vierzehnter Gesang.

Zwei Seelen befragen Dante, wer er sei. Er sagt ihnen, daß sein Name noch so wenig bekannt, daß ihnen damit nicht gedient sei, daß er aber von dem Fluß herkomme, der auf dem Falterona entspringt. Die Andern geben ihm recht, daß er den Fluß nicht nennen will, an dessen Ufer so ruchloses Volk wohne, la maladetta e sventurata fossa, und verbreiten sich nun mit Trauer und Abscheu über die gesunkenen Sitten so vieler ehemals edeln Geschlechter in Florenz und der Romagna. Als die Dichter wieder einsam weiter gehen, hören sie wie im vorigen Gesang himmlische Stimmen. Sowie diese dort die Vorstellungen der dem Neid entgegengesetzten Tugenden erweckten, so sollen sie nun von dem Laster abschrecken: denn es sind die Stimmen des neidischen Brudermörders Kain und der versteinerten Aglauros.

Fünfzehnter Gesang.

Ein Engel, dessen helle Strahlen Dante noch ertragen kann, begegnet den Dichtern gegen Abend, und ladet sie zu dem schon leichtern Aufgang zu dem folgenden Kreis ein. Im Steigen erklärt Virgil seinem Freunde einige Worte der Seele, mit welcher er im vorigen Gesang gesprochen, nämlich daß es ein Gut gebe, das durch Vertheilung unter Viele nicht abnehme, sondern im Gegentheil immer reicher werde, und das sei die himmlische Liebe. Sie sind im dritten Kreis, wo die Zornigen büßen. Dante's Geist wird zum Schauen dreier himmlischen Gesichte verzückt. Er sieht zuerst Maria, welche nach langem, ängstlichem Suchen ihren zwölfjährigen Jesus in dem Tempel findet und sanftmüthig zu ihm sagt: „Mein Sohn, warum hast du uns das gethan; mit Schmerzen haben ich und dein Vater dich gesucht!" Dann sieht er die Sanftmuth des Pisistratus, als seine Gattin ihn zur Rache auffordert, und endlich den heiligen Stephanus, der mit himmlischer Sanftmuth Verzeihung für seine Peiniger vom Himmel erfleht. (Diese Aufforderungen zur Tugend werden in den verschiednen Kreisen, je nach ihrer Höhe, immer geistiger; in dem untern waren es materielle, in das Gestein des Pfades eingegra-

bene Bilder der Demuth, in dem folgenden laute Stimmen vom Himmel, und nun ſind es innere geiſtige Anſchauungen.) Virgil warnt ihn vor dem Verſunkenbleiben in dieſen Anſchauungen, und ſagt ihm, dieſelben ſollen die Seele nur zu größerm Eifer antreiben, dahin zu gelangen, von wo ſie ihr geſendet würden. — Sie ſehen nun einen finſtern Rauch vor ſich, in welchen ſie eingehen müſſen.

Sechzehnter Geſang.

Dieſer Rauch iſt dunkler als die Nacht und ſelbſt als die Hölle. Dante folgt hier wie an vielen Stellen den altteſtamentlichen Symbolen, worin der Zorn Gottes immer als finſterer Rauch dargeſtellt iſt, wie auf dem Sinai und an andern Orten. Der Rauch bedeutet hier nicht ſowohl den Zorn Gottes, als vielmehr die Folge dieſer Sünde, welche die Sünder hier in ihrer ganzen Häßlichkeit erblicken. Deswegen ſind alle in ihm Weilenden mit Blindheit befangen, denn der Zorn macht blind, und auch der betrachtende Dichter, der übrigens auch von manchem Zorn ſich zu reinigen hatte, findet dieſen Rauch dunkler als die Hölle, weil er hier des gebüßten Fehlers ſich theilhaftig fühlt, in der Hölle aber den dort geſtraften Freveln fremd und alſo der Blick ſeines freien Bewußtſeins nicht getrübt war. Nicht der Zorn Gottes, wie Kopiſch meint, ſcheint mir im Purgatorium auf den reuigen Seelen zu laſten, ſondern ihr eignes Bewußtſein, das ihnen nun ſelbſt ihre eigne Sünde verhaßt macht, ſowie ſie durch dieſelbe auf Erden andern Menſchen verhaßt waren. Dieſes Bewußtſein laſtete ſchon wie ein harter Fels auf den harten Stolzen, und beugte ſie zur Demuth herab, es verſchloß den Neidiſchen mit eiſernem Draht den Anblick des lieblichen Himmels, und trieb ſie zur Menſchenliebe an, und nun umgibt es in der Geſtalt des finſtern Rauches die Zornigen mit der Blindheit, in die ſie ſich ſelbſt durch ihren Fehler geſtürzt haben. Nur das lebendig wirkende Bewußtſein von der Häßlichkeit ihres Fehlers kann ja in den Büßenden den Wunſch der Beſſerung, des Herausgehens aus dieſem Zuſtand erzeugen, während der auf ihnen laſtende und ſie am Fortſchreiten zum Beſſern hindernde Zorn Gottes, außerdem daß dieſe Idee gar zu hebräiſch iſt, auch mit den dem ganzen Gedicht

zu Grund liegenden Principien nicht verträglich iſt. Wenn Marco weiter unten nicht aus dem Rauch herauszugehen wagt, ſo iſt es ſein eignes Bewußtſein, das ihn noch nicht für würdig und reif erklärt, nicht aber der Zorn Gottes, welcher ja auch ſonſt mit der fortſchreitenden Beſſerung der Seelen immer geringer werden müßte. — Dante, der ſich in dieſem Aufenthalt der blendenden Leidenſchaftlichkeit feſt an ſeinen ruhigen Führer anſchließt, hört, wie die Seelen durch den beſtändigen Gedanken an das ſanftmüthige Lamm Gottes und durch eifriges Gebet zu demſelben in ihren guten Vorſätzen ſich beſtärken. Die Seele des Venetianers Marco bietet ſich ihnen zum Geleiter an, und ſagt ihnen, er habe in ſeinem Leben immer nach dem Rechten getrachtet, was die Welt ſchon lange nicht mehr thue. Da fallen Dante ſeine frühern gelehrten Zweifel ein, und er bittet Marco um Aufklärung über die Verderbtheit der Menſchen, deren einige den Himmel, andere die Welt anklagen. Marco erklärt ihm dieſe Erſcheinung aus der Freiheit des menſchlichen Geiſtes, welcher zu Führern die Einſicht, das Rechte und Unrechte zu unterſcheiden und die Liebe zu Gott erhalten habe, aber durch die Sinnlichkeit und den falſchen Trieb ſich verleiten laſſe, und ſo aus der göttlichen Freiheit in die Knechtſchaft der Sünde verſinke. Er macht hierauf von ſeiner Theorie die Anwendung auf das geiſtige und weltliche römiſche Reich, in welchem die Schlechtigkeit der Führer durch ihr Beiſpiel die Welt verderbt haben, und der Eifer, worein Dante hier wie immer ſein Lieblingsthema verſetzt, gibt ſeinen Verſen einen erhabenen, poetiſchen Schwung.

Siebzehnter Geſang.

Als die Dichter aus dem finſtern Rauche heraustreten, hat Dante, der noch von den Gedanken an die Uebel des Zorns erfüllt iſt, einige innere Anſchauungen von ſchrecklichen Folgen dieſes Fehlers. Er ſieht die Rache der Philomele an Itys, die Strafe des wilden Haman, den ſein eigner Zorn ins Unglück ſtürzte, und Lavinia, die ſich in der Leidenſchaft ſelbſt tödtete. Sie treffen auf einen andern Engel, der ihnen den Aufgang zeigt, und Dante ein neues P mit ſeinen Flügeln von der Stirne wiſcht. Es wird Nacht, und Dante fühlt die Schwäche ſeiner menſch-

lichen Natur. Während ſie daher ausruhen, erklärt ihm Virgil, daß in dieſem Kreis diejenigen ſich läutern, welche in den Werken der Tugend zu ſäumig und träge waren. Er gibt ihm hierauf das ganze Syſtem, wonach der Reinigungsort eingetheilt iſt. Von Liebe, natürlicher wie geiſtiger, iſt das ganze All mit ſeinen Geſchöpfen erfüllt. Die Liebe iſt alſo der Grund der Tugend wie des Laſters. In letzterer Hinſicht aber iſt ſie dreifach: 1) entweder liebt der Menſch den Schaden des Nächſten, wie aus Stolz, um ſich ſelbſt zu erheben, aus Neid, um das Glück Anderer zu genießen, und aus Zorn, um ſich am Andern zu rächen. 2) Der Menſch liebt zu wenig und unthätig, wie die Läſſigen. Alle dieſe Arten von verirrter Liebe werden in den ſchon betretenen Kreiſen bereut; weiter aber die dritte Art, die unmäßige Liebe zu den irdiſchen Gütern von den Geizigen, den Schlemmern und den Wollüſtigen.

Achtzehnter Geſang.

Virgil fährt in ſeinen Erklärungen über die Liebe, als den Grund alles Guten und Böſen, fort und ſagt, daß der Geiſt urſprünglich zur Liebe geſchaffen, dieſelbe Allem zuwende, was ihm Neigung einflöße. Dante wendet ihm ein, daß bei dieſem Naturzwang keine Zurechnung ſtattfinden könne, die Seele möge nun Gutes oder Böſes lieben. Virgil aber weiſt ihn auf die Vernunft zur Erkenntniß des Urſprünglichen und auf die Freiheit in der Wahl des Guten und Böſen, vertröſtet übrigens Dante auf Beatricen, die ihn hierüber als himmliſcher Glaube beſſer aufklären könne als ſein Verſtand. Es iſt unterdeſſen Mitternacht geworden; der abnehmende Mond erhebt ſich glühend über der Erde. Dante's übermannende Schläfrigkeit (die ihn an dem Ort der Säumenden paſſend überfällt) wird plötzlich unterbrochen durch eine Schaar Seelen, welche die Reue über ihre Verſäumniß ſelbſt bei Nacht nicht ruhen läßt, und welche im Eifer über die Ebne hinlaufen, ſich zur Beſſerung antreibend. Zwei Seelen rannten voraus und riefen weinend: „Maria lief eilig über das Gebirge" (um Chriſtum, den Gründer des Himmelreiches, nach Aegypten zu retten) und: „Cäſar verwundete Maſſilia und eilte nach Spanien" (hier erſcheint wieder die Grundidee des doppelten Reiches),

worauf Alle riefen: „Schnell, ſchnell, keine Zeit verlieren durch läſſige Liebe.“ Virgil fragt eine der Seelen um den Weg; dieſe aber ſagt ihm im Laufen, er ſolle ihnen nur folgen. Den Zug ſchließen zwei Seelen, welche nach der Gewohnheit der andern Kreiſe zur wirkſamern Abſchreckung von der Trägheit zwei Beiſpiele von Strafen anführen, nämlich die Israeliten, welche aus Läſſigkeit in der Wüſte ſtarben und ihren Nachfolgern den Jordan ließen, und die Trojaner, welche aus Trägheit in Sicilien geblieben, dort ruhmlos endeten, und Aeneas allein das römiſche Reich gründen ließen. Von all dem Geſehenen verſinkt Dante in ſinnendes Träumen, und endlich in Schlummer.

Neunzehnter Geſang.

Zur Zeit der Morgenträume, da die Erde und der kalte Mond am ſtärkſten wirkt, und die Wärme der himmliſchen Sonne ganz verſchwindet, ſieht der ſchlummernde Dante eine Frau, krüppelhaft, verſtümmelt, von gelber Farbe, ſchielend und ſtammelnd, kurz mit allen Gebrechen. Sie bedeutet ihm die irdiſche Welt mit ihrem Trug und ihrer Häßlichkeit im Vergleich mit der himmliſchen. Dadurch, daß ſich Dante der Betrachtung des Bildes hingibt, wird es immer ſchöner, und je begieriger er hinſchaut, deſto mehr gewinnt das Weib an Reizen und Lockungen, und zuletzt beginnt ſie mit ſo lieblicher Stimme zu ſingen, daß Dante faſt der Verſuchung unterlegen wäre. Da kommt eine heilige Frau vom Himmel herab, und ruft Virgil laut an, und fragt ihn, wer dieſes Weib ſei; Virgil hängt mit ſeinen Blicken feſt an ihr. Die Heilige zerreißt nun des Weibes trügeriſches Gewand, und zeigt es Dante in ſeiner wahren, nichtigen Geſtalt. Von dem übeln Dunſt, der von der vorher Lockenden nun aufſteigt, erwacht Dante und ſieht, daß die himmliſche Sonne, die alle Wahrheit entdeckt und beleuchtet, ſchon aufgegangen iſt. Unter ihrem wohlthätigen Lichte wandern die Beiden aufwärts. Ein Engel ladet ſie zum Aufgang ein, und ſagt ihnen den Vers: „Selig ſind, die da Leid tragen.“ Dante ſpricht mit Virgil von ſeinem Traumbild, und dieſer ſagt ihm: das Weib ſei die alte Zauberin, die ſinnliche Welt, geweſen, über deren Lockungen in den obern Kreiſen (der Sinnlichen) geweint werde; und ein be-

harrliches Aufſehen und Feſthalten an der himmliſchen Schönheit könne dagegen bewahren. Sie ſind in den fünften Kreis, den der Geizigen, gelangt. Die Seelen liegen weinend am Boden mit herabgewendetem Geſicht, und ſeufzen: „Meine Seele klebte am Niedrigen.“ Virgil fragt eine derſelben nach dem Weg, und ſie ſagt ihm mit Doppelſinn: „Wenn ihr die rechte Straße finden wollt, ſo ſei eure Rechte ſtets nach außen.“ Dante erkennt den Papſt Adrian V., der ihm nun weiter erklärt, die Buße der Geizigen ſei die ſchwerſte, und ſie müßten hier liegen, ſo lange bis Gottes Gerechtigkeit erfüllt ſei. Dante will ſich ehrfurchtsvoll vor dem Papſte neigen, dieſer wehrt es ihm aber mit der Erklärung, daß hier oben Alle gleich ſeien. Er bittet ihn noch, ſeine Buße nicht weiter aufzuhalten, und bei der Rückkehr auf Erden des Papſtes Nichte Alagia zu Gebeten für ſeine Seele zu vermögen.

Zwanzigſter Geſang.

Dante geht ungern weiter mit ſeinem Führer längs der Mauer hin, während die Büßenden am Rande liegen. Das Geſpräch mit einem geizigen Papſte erinnert ihn mit Bitterkeit an die Habſucht der Kirche, und er ruft aus: „Verflucht ſeiſt du, alte Wölfin, die du mehr Beute als alle andern Thiere haſt, mit deinem endlos tiefen Hunger! O Himmel, unter deſſen nie ruhendem Kreislauf ſich Alles ändert, wann wird Der erſcheinen, vor dem dieſe weichet?“ Während ſie langſam weiter gehen, hören ſie wieder, wie die Seelen an Bilder tugendhafter Dürftigkeit aus der Geſchichte des göttlichen und weltlichen Reiches erinnern. Zuerſt an Maria's Armuth, als ſie Chriſtum in einem Stalle gebar, dann an Fabricius' Armuth, der ſeine Tugend gegen die Lockungen großer Reichthümer bewahrte, und an den heiligen Nikolaus, der ſeine Schätze zur Rettung der Tugend hingab. Eine der Seelen gibt ſich als Hugo Capet zu erkennen, nennt ſich die Wurzel der ſchlechten Pflanze, welche das ganze Chriſtenland verfinſtert, und macht eine Schilderung von der Habgier und den Gewaltthaten ſeiner Nachkommen, nachdem ſie die Provence genommen. Beſonders erwähnt er Karl von Anjou, der den letzten Hohenſtaufen ermordet, den andern Karl (von Valois), der Florenz verrathen und dafür Schande und Sünde geerntet, und den dritten Karl (von Sicilien) der für ſchweres Geld ſeine Toch-

ter verkauft habe; dann ereifert er ſich über Philipp den Schönen, welcher den Papſt Bonifaz in Anagni beſchimpfte und die Kirchengüter an ſich riß, und ruft die göttliche Rache auf Alle herab. Er erklärte ihm noch, daß während des Tages die Seelen ſich durch Erinnerung an die Tugend der Demuth und Uneigennützigkeit zur Buße ermuntern, je nach ihrem Eifer bald laut, bald leiſe. Bei Nacht aber würden zur Abſchreckung die Strafen der entgegengeſetzten Laſter der Habſucht und des Geizes erwähnt, wie Pygmalion, den die Geldgier zum Schwagermord reizte, das Elend des gierigen Midas, des thörichten Achan, das Ende der eidbrüchigen Saphira und ihres Mannes; der ganze Berg ruft dann die Schande des Brudermörders Polymneſtor und des reichen Craſſus. — Während ſie weiter gehen, fühlt Dante den ganzen Berg von gewaltigem Beben erzittern, daß ihn ein heiliger Schauer erfüllte, und alle Seelen ringsher riefen: „Ehre ſei Gott in der Höhe!" Dante ſtand in Ehrfurcht ſtill, bis das Beben vorüber war, und ging dann, voll Begierde, den Grund deſſelben zu erfahren, eilig weiter.

Einundzwanzigſter Geſang.

Die Wißbegierde quält Danten noch, als hinter den Wandernden, wie einſt der auferſtandene Chriſtus hinter den Apoſteln, eine Seele herging und ſie mit den Worten anredete: „Meine Brüder, Gott geb' euch Frieden!" Virgil wünſcht ihr glückliche Einkehr in die Verſammlung der Seligen, von welcher er ausgeſchloſſen ſei, und fragt ſie, woher das Beben des Berges und der Ruf aller Seelen bis hinab gekommen ſei. Die Seele ſagt ihnen, daß der Berg jedesmal erbebe, und jener Geſang ertöne, ſo oft eine Seele ihre Buße überſtanden und reif für die Seligkeit des Himmels ſei, und ſie es, ſobald das Gewiſſen ganz gereinigt und frei erſtehe; ſie ſelbſt habe ſich über fünfhundert Jahre hier geläutert, und in dem Augenblick ihren Willen frei zum Aufſchweben gefühlt. Auf Virgil's Verlangen nennt ſie ſich den römiſchen Dichter Statius, durch ſeine Gedichte, nicht aber noch durch ſeinen Glauben berühmt. Er ſpricht entzückt von der Aeneide, nach welcher er ſich gebildet und durch die er ſeinen Ruhm erlangt habe, und ſagt, er hielte gern noch ein Jahr Buße aus, wenn er dafür zur

Zeit Virgil's gelebt habe. Virgil winkt Danten, ihn nicht zu verrathen, doch dieſer kann nicht umhin, zu lächeln. Da Statius verwundert nach dem Grund dieſes Lächelns fragt, muß endlich Virgil erlauben, ſeinen Namen zu nennen. Statius will ehrfurchtsvoll ſeines Lehrers Füße umfaſſen, doch dieſer hindert es mit den Worten, daß er jetzt nur Schatten mit den andern Schatten ſei.

Zweiundzwanzigſter Geſang.

Ein Engel ladet ſie zum Aufgang in den ſechsten Kreis ein, und wiſcht Danten wieder ein P (eine Sünde) von der Stirne. Dante hört die Seelen ſingen: „Selig, die hungert nach der Gerechtigkeit", und folgt leichter als in den andern Kreiſen den beiden im Geſpräch forteilenden Dichtern. Virgil wundert ſich, ſeinen Schüler bei ſeiner großen Weisheit im Kreis der Geizigen geſunden zu haben, worauf ihm dieſer ſagt, nicht Geiz, ſondern im Gegentheil Verſchwendung habe er hier abgebüßt, welche, wie in der Hölle, mit dem Geiz in demſelben Kreiſe beſtraft werde; Virgil habe ihm ſelbſt durch eine Stelle der Aeneide den Abſcheu vor dieſem Laſter noch zu rechter Zeit vor ſeinem Tod geweckt, ſonſt würde er wohl in der traurigen Hölle beſtraft ſein. Virgil fragt ihn darauf, er ſei wohl erſt ſpät zum chriſtlichen Glauben gelangt, wenigſtens erſt, nachdem er ſeine heidniſchen Gedichte geſungen. Da ſagt ihm Statius, ſchon früh habe ihn ſogar eine andere Stelle der Aeneide zum Chriſtenthum geführt, aber aus Furcht habe er ſeinen neuen Glauben verheimlicht, weswegen er über vier Jahrhunderte in dem Kreis der Säumigen büßen mußte. Er fragt hierauf nach den übrigen alten Dichtern, und erhält die Auskunſt, daß ſie in der Vorhölle zugleich mit den Weiſen und Helden um Homer gelagert ſind. Alle Drei wenden ſich nun immer rechts um den Berg herum (die Uebung in der Beſſerung wird ihnen ſchon Gewohnheit), die zwei Römer zuſammen und Dante hinter ihnen, ihren Geſprächen lauſchend. Plötzlich ſehen ſie einen Baum mit herrlichen Aepfeln vor ſich, unerſteiglich, denn die Aeſte breiten ſich je höher, je weiter aus. Der Baum ſteht am Eingang in den Kreis der Schlemmer, daher ruft eine Stimme aus den Zweigen: „Dieſer Speiſe ſollt ihr mangeln,

und Maria wollte einſt durch ihre Bitte bei der Hochzeit zu Kanaan nicht die Schlemmer begünſtigen." Dann erinnert ſie an die Genügſamkeit der alten Römerinnen und Daniel's, ſowie des goldnen Zeitalters und Johannes des Täufers.

Dreiundzwanzigſter Geſang.

Dante wird aus ſeiner ſinnenden Betrachtung des Baumes durch Virgil's Ermahnung geweckt, und geht hinter den Weiſen fort. Er hört einen Pſalm ſingen, und bald darauf eine Schaar Seelen vorbeiziehen, die den Fehler der Schlemmerei abbüßen. Sie gehen bleich mit hohlen Augen und eingefallener Haut, wie Verhungerte. In einer derſelben erkennt Dante ſeinen Freund Foreſe Donati, welcher ihm erklärt, daß dieſes Zehren von ihrer ewigen Sehnſucht nach den himmliſchen Früchten des Baumes herrühre, und nach jedem Umlauf um den Kreis führe ſie ihre Sehnſucht wieder nach dem Baume zurück. Dante wundert ſich, ſeinen Freund ſchon ſo weit in der Buße anzutreffen. Foreſe ſagt ihm, er verdanke dieſe ſchnelle Beförderung den frommen Gebeten ſeiner Gattin, dieſe ſeien Gott um ſo angenehmer, je ſeltner die züchtigen Frauen in Florenz, die ſogar durch geiſtliche Beſchlüſſe zu ſittſamer Kleidung angehalten werden müßten. Die Strafe dafür werde ſie aber auch eheſtens treffen. Auf ſein Begehren macht ihn Dante nun mit ſeinem und ſeiner Begleiter Namen bekannt.

Vierundzwanzigſter Geſang.

Dante, immerfort im Geſpräch mit Foreſe begriffen, geht mit ihm den andern Dichtern nach, und wird von den abgezehrten Seelen als lebend angeſtaunt. Er fragt ſeinen Freund nach deſſen Schweſter Picarda, und ob etwa noch andere bekannte merkwürdige Seelen ſich hier befänden. Foreſe ſagt ihm, ſeine Schweſter freue ſich ſchon ihrer Seligkeit im Himmel, und nennt ihm darauf den Dichter Buonagiunta von Lucca, den Papſt Martin IV., und viele Andere. Dante richtet beſonders ſeine Aufmerkſamkeit auf Buonagiunta. Er hört ihn etwas leiſe murmeln, und verſteht den Namen Gentucca; daher bittet er ihn um deutlichere

Erklärung. Dieſer ſagt ihm alſo, in Lucca ſei ein Mädchen, welches Danten die ſo geſchmähte Stadt angenehm machen werde. Er fragt ihn hierauf, ob er den Dichter ſehe, der ſo herrliche Gedichte geſungen habe, worauf ihm Dante erwiedert, er ſinge nur, wenn ihn die Liebe begeiſtere, und was dieſe ihm eingebe. Buonagiunta kann ſich nun erklären, warum er und Jacopo da Lentino und Fra Guittone d'Arezzo ſo weit hinter Dante zurückgeblieben ſind, weil ſie eben die Wahrheit der Empfindung umſonſt durch erkünſtelten Styl zu erſetzen verſucht hatten; und er geht gleichſam befriedigt mit den übrigen Schaaren davon. Foreſe fragt Danten noch, wann er ihn wieder ſehen werde, und dieſer ſagt, er wünſche es ſehnlichſt früher, als es wohl geſchehen werde, denn ſeine Vaterſtadt, die ihm ſo ſehr am Herzen liege, neige ſich zum Untergang. Sein Freund verkündet ihm noch den ſchrecklichen Tod des Haupturhebers alles Uebels in Florenz, des Corſo Donati, und eilt dann zu den andern Seelen. — Darauf ſieht Dante einen andern Baum mit herrlichen Früchten, und daruner eine große Schaar Seelen, die ſehnlich flehend die Hände emporreckten. Aber eine Stimme in den Zweigen ruft ihnen zu, nicht zu nahen; dieſer Baum ſei ein Sprößling von dem andern mit verbotener Frucht im Paradies, von welchem Eva naſchte. Auch die Dichter gehen ſchnell weiter, an der Felswand vorbei, und hören noch im Gehen, wie jene Stimme alle Seelen durch Erinnerung an einige Strafen zu großer Gierde von der Sünde des Schlundes abſchreckt, wie durch die Erwähnung der Centauren, die von Theſeus erſchlagen worden, und der durch Trunk feig gewordenen Hebräer, welche Gideon verließ. Alle Drei gehen in Betrachtungen verſunken weiter, als plötzlich ein Engel ſie anruft und ſie zum Aufgang einladet. Er leuchtet ſo ſtark, daß der geblendete Dante nur nach dem Gehör weiter gehen kann, zugleich fühlt er des Engels Flügel wie liebliche Mailuft an ſeine Stirn ſchlagen, und ihm das ſechste P von der Stirn wiſchen, während eine Hymne geſungen wird.

Fünfundzwanzigſter Geſang.

Zwei Stunden des Nachmittags ſind ſchon vorüber, daher ſteigen die Dichter eifrig den Weg zum ſiebenten Kreis auf. Das

im vorigen Kreis Geſehene bewegt Dante zu der Frage, wie die Seelen im Fegfeuer ohne den ſich nährenden Leib abzehren könnten. Statius gibt ihm eine lange, ſehr wenig poetiſche Erklärung von der Entſtehung des Leibes im Leben, und eines gewiſſen Schattenleibes, den ſich die bildende Kraft der Seele nach dem Tode erzeuge, und dieſer ſei es, welcher abzehre. — Sie waren nun in den letzten Kreis gelangt, wo die Wolluſt abgebüßt wird. Die ganze Felswand glüht in der Flamme der göttlichen Liebe, der äußere Rand des Weges aber weht den Sturm der ſinnlichen Liebe herauf, und drängt die Flamme zurück, ſo daß zwiſchen beiden Symbolen der Liebe ein ſchmaler Weg nahe am Rand herging, auf welchem die Dichter wandeln müſſen. Dante fürchtet hier das Feuer und da das Hinunterſtürzen, und Virgil ſelbſt ermahnt ihn zu ſteter Aufmerkſamkeit, da man in dieſem Kreis leicht fehlen könne. Dante fühlt die Wahrheit dieſes Satzes, ſo oft er die Augen der göttlichen Flamme ab- und den büßenden Seelen zuwendet. Dieſe Seelen ſingen in dem Feuer eine Hymne, bei deren Schluß ſie abwechſelnd durch kurze Sätze an Beiſpiele beſonderer Keuſchheit erinnern, wie Mariä Verkündigung, das Gericht der Diana über die Nymphe Calliſto.

Sechsundzwanzigſter Geſang.

Dante wird oft von Virgil erinnert, ſich vor Fehltritten in dieſem Kreis zu hüten. Seine rechte Schulter wird von der Sonne beſchienen, und ſein Schatten, der auf die Flamme der göttlichen Liebe fiel, machte dieſe noch glühender ſcheinen. Dieſer Schatten macht die in der Flamme wandelnden Seelen aufmerkſam auf Dante, ſie nahen ſich, ſoviel ſie können, ohne aus der Flamme herauszutreten, ſtaunen den Dichter an, und bitten ihn um Erklärung dieſes Wunders. Er iſt eben im Begriff zu ihnen zu reden, als eine andere Schaar Seelen ſich mit jenen begegnet. Sie küſſen ſich alle gegenſeitig, und begrüßen ſich freudig mit dem Freundesgruße, nach dem Weg zur Seligkeit fragend und ſich in dem Wandel beſtärkend. Daher rufen ſie ſich zur Warnung einander Beiſpiele unnatürlicher Wolluſt zu, durch die Worte Sodom und Paſiphae. Nachdem ſie ſich getrennt haben, nahen die erſten Seelen wieder Danten, und dieſer ſagt ihnen, daß er ſeine irdiſche

Hülle noch mit trage, ſammt ihrem heißen Blute (welches er bedeutſam gerade in dieſem Kreis anführt), und daß er durch göttliche Gnade durch die drei Reiche walle. Nun beſchwört er ſie aber, ihm zu ſagen, wer ſie und die andern Schaaren ſeien. Da ſagt ihm eine der Seelen, nachdem ſie ihn glücklich geprieſen, daß er hier noch gutes Beiſpiel und Lehre zu einem beſſern Lebenswandel mitnehmen könne,[1]) daß jene Schaar die Sünde abbüße, deren Cäſar beſchuldigt worden ſei, ſie ſelbſt aber der hermaphroditiſchen Sünde ſchuldig ſeien, alſo jene unnatürlicher, dieſe unmäßiger Wolluſt. Daher rufen ſie ſich zu gegenſeitiger Beſchämung die oben erwähnten Namen entgegen. Sie könne übrigens nicht alle nennen, die hier büßen, ſie ſelbſt aber ſei Guido Guinicelli. Dante erſchrickt, den Vater der fröhlichen Liebesreime hier zu ſehen, und geht lange Zeit, ihn nachdenklich betrachtend, neben ihm her. Auf Guido's Befragen, warum er ſolche mitleidige Liebe zu ihm zeige, ſagt er, es ſei ſeiner herrlichen Verſe wegen, die in allen Zeiten werth gehalten werden. Da zeigt Guido auf einen andern Schatten, den Provenzalen Arnaldo, und ſagt, der ſei noch ein beſſerer Dichter geweſen, trotz Allem, was die Menge dagegen ſage, die ihm Andere vorziehe. Dann bittet er Danten noch, wenn er in dem Himmel angekommen ſei, um ein Gebet zu ſeiner Erlöſung, und verſchwindet in der Flamme, wie ein Fiſch im Waſſer. Arnaldo nähert ſich nun Danten, ſagt ihm, daß er bald Erlöſung hoffe, und bittet ihn ebenfalls um ein Gebet.

Siebenundzwanzigſter Geſang.

Die Sonne geht gerade über Jeruſalem, dem Orte, wo Chriſtus den Erlöſungstod gelitten hat, auf; der Ganges glüht in der Mittagshitze, der Ebro (anderswo Cadix) ruht in Mitternacht, und auf dem Läuterungsberge entweicht der irdiſche Tag (dies ſind die vier Punkte, welche nach der Symbolik in dieſem Gedicht den

1) Dante gibt in dieſem Kreiſe der ſinnlichen Liebe ſo viele Beziehungen auf ſich zu verſtehen, daß mir Boccaccio's Beſchuldigung nicht ſo ganz und gar verfehlt zu ſein ſcheint, wie wohl Manchen, die an Danten gar keine Fehler entdecken wollen. Nur muß man ſie cum grano salis betrachten. (Siehe Kopiſch's Dante, S. 463.)

Erdkreis in vier gleiche Theile theilen), als die drei Dichter am Ende des letzten Kreiſes ankommen. Ein Engel ſteht am Rande des ſinnlichen Sturmes und ruft ihnen entgegen: „Selig ſind, die reines Herzens ſind! Hier kann Niemand weiter gehen, heilige Seelen, es ſei denn, daß das Feuer ihn naget. So gehet ein, und ſeid nicht taub gegen den jenſeitigen Geſang.“ Dante beſteht hier den ſchwerſten Kampf in ſeiner ganzen Wanderung, den Kampf zwiſchen ſeiner ſinnlichen und geiſtigen Natur. In der Furcht, das Feuer werde ihn leiblich verzehren, wirft er ſich auf die gefaltenen Hände und ſtarrt in die Gluth. Virgil ermuthigt ihn, und ſagt ihm, daß in der Flamme wohl Qual, aber nicht Tod ſei, ſelbſt wenn er tauſend Jahre darin bliebe, daß er ſelbſt ſeinen Freund jetzt in der Nähe Gottes viel weniger verlaſſen werde, als in der Hölle, auf dem Rücken des wilden Geryon. Um ihn ganz ſicher zu machen, hält er das Ende ſeines Gewandes in die Flamme, und ſiehe, es brennt nicht. Dennoch iſt Dante's ſinnliche Natur noch nicht beſiegt, und hält ſeinen Geiſt in Feigheit zurück. Da ſagt endlich Virgil: „So ſieh hier die Mauer, die dich von Beatrice trennt!“ Bei Erwähnung dieſes Namens, der himmliſchen Liebe, iſt Dante's Entſchluß plötzlich gefaßt und lebendig. Virgil geht lächelnd voran und Statius hinter Dante. Die Gluth der Flamme iſt ſo ſtark, daß er ſich in flüſſiges Glas ſtürzen möchte, ſich zu erfriſchen. Virgil ermuntert ihn fortwährend durch die Erinnerung an Beatrice, und von jenſeits leitet ſie eine ſingende Stimme. Als ſie endlich heraustreten, hören ſie einen Engel, deſſen ſtrahlenden Glanz Dante nicht ertragen kann, ſich zurufen: „Kommt, Ihr Geſegneten meines Vaters! der Abend ſenkt ſich tiefer, eilet hinaufzuſteigen.“ Sie gehen noch wenige Stufen in dem Spalt des Felſens hinan, und als die Sonne geſunken iſt, wählen ſie ſich Jeder eine Stufe zum Lager, Dante in der Mitte von den beiden Andern gehütet. Er ſieht hier die Sterne größer und ſtrahlender als auf der Erde, und ſinkt über ſeinen Betrachtungen in einen Schlummer, und zwar „in einen Schlummer, der vorahnend ſchon das empfängt, was ſpäter ſich ereignen ſoll.“ Denn im Traume ſieht er den Stern der Liebe aufgehen, und unter ſeinen Strahlen wandelt ein ſchönes Weib, Blumen pflückend, auf einer Aue, und ſagt ſingend: Sie ſei Lea und ihre Schweſter ſei Rahel, beide haben

einen Spiegel, worin ſie ſich ſchauen, aber ihre Schweſter freue ſich der Betrachtung, und ſie der guten Werke, womit ſie ſich wie mit Blumen ſchmücke. Die Seligkeit des Paradieſes, die in Betrachtung Gottes und der guten Werke beſteht, iſt hiermit angedeutet. — Die neue Sonne geht auf, Dante erwacht, und findet die beiden Dichter ſchon aufgeſtanden. Virgil begeiſtert ihn zur größten Eile durch die Verſicherung, daß der ſüße Apfel, welchen die Sorge der Menſchen durch ſo viele Zweige ſuche, heute ſeine Wünſche ganz befriedigen werde. Und da ſie die letzte Stufe erſtiegen hatten, richtet der treue Führer ſein Auge auf ſeinen Freund, und ſagt ihm: „Du haſt nun das zeitliche und das ewige Feuer geſchaut und biſt hingekommen, wo ich durch mich, durch meinen Verſtand und meine Kunſt, mich nicht mehr weiter finden kann. Nimm nun deinen eignen Willen zum Führer, denn du haſt alle Mühe und alle Beſtrickung überſtanden. Sieh die Sonne, die auf deiner Stirne widerſcheinet, ſieh dieſe Kräuter und Blumen, die dieſe Erde aus ſich ſelbſt hervorbringt. Du kannſt auf ihnen ruhen oder wandeln, während die ſchönen Augen nahen, die mich zu dir geſandt haben. Erwarte nicht mehr mein Reden noch Winken; frei, recht und heil iſt dein Urtheil, folge ihm, und thue nichts außer ſeinem Sinn; ſo geb' ich dir die Krone und Weihe über dich ſelbſt." — Dieſer Geſang enthält wohl die ſchönſte und ſinnvollſte Allegorie in dem ganzen Purgatorium.

Achtundzwanzigſter Geſang.

Dante verläßt den Rand des Berges, voll Begierde, den göttlichen, dichten und lebendigen Hain des Paradieſes zu ſchauen, welcher den Augen das ungewohnte Licht milderte. Eine liebliche Luft umweht ſeine Stirn, und bewegt ſanft die Wipfel der Bäume nach der Seite ihres Schattens, aus dem Laube derſelben ertönt Geſang von zahlloſen Vögeln. Als er auf dem duftenden Boden ſo weit fortgeſchritten iſt, daß er nicht mehr ſehen kann, woher er kam, erblickt er vor ſich einen Bach, der nach der linken Seite abfließt, von reinem aber dunkelm Waſſer, den weder Sonne noch Mond jemals beſcheint. Er ſpähet jenſeits des Baches umher, und ſieht plötzlich ein einſames Weib, das ſingend eine Blume

nach der andern pflückt. Dante wird von unendlicher Sehnsucht zu dem Weib, welches immer mehr Reize entfaltet, hingerissen, und vergleicht den hemmenden Bach mit dem Hellespont, der den Leander von seiner Geliebten trennte. Auf seine Bitte kommt die Frau näher, immer Blumen pflückend, und nun erfährt Dante, daß hier die Verwirklichung seines ahnenden Traumes sei, die Einsicht in das paradiesische Leben, welches in Betrachtung Gottes und Freude an guten Werken bestehe. Er erfährt ferner, daß Gott dieses Paradies für den Menschen geschaffen habe, dieser aber durch seine Schuld desselben verlustig geworden sei. Alle Blumen (die guten Werke) sprossen hier ohne Samen; die bewegte Luft habe ihren Grund in der freien Bewegung der Himmelsräume, und streue die paradiesischen Blumen auch über die Erde aus; der Bach aber entströme aus ewigem, unversiegbarem Quell, und nehme nie ab; er fließe nach zwei Seiten ab, links heiße er Lethe, und benehme die Erinnerung an alle Sünden, rechts aber Eunoe, und belebe das Gedächtniß aller guten Thaten. Von beiden müsse man trinken, um der Seligkeit zu genießen. Denn dies sei der Ort des goldnen Zeitalters auf dem Parnaß, von welchem die alten Dichter sangen, und dies der wahre Nektar. — Bei Erwähnung der alten Dichter blickt Dante seine Begleiter an, und sieht, daß sie die letzten Worte mit Lächeln angehört haben.

Neunundzwanzigster Gesang.

Lea singt noch: „Selig sind, deren Sünden bedeckt sind!" und geht langsam den Bach hinauf nach der Quelle zu, Dante folgt ebenso langsam ihren Schritten auf der andern Seite desselben. Bald wendet sich ihr Weg, so daß sie gegen Morgen gehen, und die Frau am jenseitigen Ufer sagt zu Dante: „Mein Bruder, nun sieh, und höre!" Und ein plötzliches Leuchten erfüllt den ganzen Wald, und eine süße Melodie durchzieht die strahlende Luft. Diese erglüht immer mehr, und Dante glaubt in der Entfernung sieben schimmernde Bäume zu sehen, entdeckt aber, als sie näher rücken, daß es sieben goldne Leuchter sind, welche in der katholischen Symbolik die sieben Gnadengaben des heiligen Geistes bedeuten: Weisheit, Verstand, Rath, Stärke, Wissenschaft, Gott-

ſeligkeit und Gottesfurcht. In der Höhe vernimmt er das Hoſianna, und die Leuchter glänzen heller, als der irdiſche Mond. Dante wendet ſich voll Erſtaunen zu Virgil, dieſer aber, wie er am Ende des vorigen Geſanges geſagt hat, weiß nur das zu erklären, wozu menſchlicher Verſtand hinreicht, und kann dieſe göttlichen Dinge nur bewundern. Jenes ſchöne Weib macht Dante nun auch aufmerkſam auf das, was hinter den Leuchtern iſt, und er ſieht vierundzwanzig Herren paarweiſe den Leuchtern als ihren Führern folgen, ſie waren in das reinſte Weiß gekleidet und mit Lilien gekrönt (ſie bedeuten nach der alten Eintheilung die vierundzwanzig Bücher des alten Teſtaments). Die Entzückung treibt ihn erſt näher zu gehen, aber er ſieht ſeine linke (fehlerhaft menſchliche) Seite im Bach abgeſpiegelt, und das dadurch erweckte Bewußtſein läßt ihn nur ſtill ſchauen. Näher ziehen die Leuchter, und bilden hinter ſich in der Luft ſieben Streifen von Regenbogen (die ſieben Sakramente der katholiſchen Kirche), wovon die äußerſten zehn Schritte von einander entfernt waren (die zehn Gebote). Auf dieſe Erſcheinung folgen die vier Thiere des Ezechiel und der Offenbarung Johannis (die vier Evangelien), mit grünen Zweigen, jedes mit ſechs von ſcharfſehenden Augen bedeckten Flügeln. In ihrer Mitte wird der Siegeswagen (die Kirche) von einem Greifen (Chriſto) gezogen, der ſeine beiden Flügel durch den mittlern Streif des Regenbogens ins Unendliche ausſpannte. Soweit er Vogel iſt (himmliſcher Natur) iſt er reines Gold, das übrige Irdiſche iſt roth und weiß (bedeutet die Reinheit und das für die Menſchheit vergoſſene Blut). Zur Rechten des Wagens folgen im Kreiſe tanzend drei Frauen, eine weiß, eine glühend roth und die dritte grün, Glaube, Liebe und Hoffnung, bald führt der Glaube, bald die Liebe den Reigen an, die Hoffnung folgt der einen und der andern. Zur Linken aber tanzen die vier Kardinaltugenden. Hinter dem Wagen folgen Lucas und Paulus mit dem Schwerte, dann vier andere Apoſtel, und zuletzt Johannes, einem Schlummernden ähnlich, und in ſeine Offenbarung verſenkt. Als der Wagen Dante gegenüber iſt, hält der ganze Zug unter Donnergetöſe ſtill.

Dreißigſter Geſang.

Die Vierundzwanzig des alten Teſtaments wenden ſich zum Wagen (der Kirche), und wiederholen den Ruf Salomo's: „Komm vom Libanon herab, meine Braut!" Auf dieſen Ruf erſtehen hundert Engel, und ſingen: „Geſegnet ſei, der da kommt im Namen des Herrn!" und werfen Blumen aus der Höhe. Mitten in der Blumenwolke erſcheint ein Weib, mit Oelzweigen über dem weißen Schleier bekränzt, und unter dem grünen Mantel mit der Liebe Roth gekleidet. Dante erkennt, trotz der langen Trennung, an dem mächtigen Wallen ſeines Blutes und der begeiſterten Liebe, die ihn durchſchauert, in dem Weibe ſeine geliebte Beatrice, und will ſich eben zu Virgil wenden, ſein überſtrömendes Gefühl zu erleichtern, als — dieſer verſchwunden iſt. Da er über dieſen Verluſt tief trauert, verweiſt ihm dies Beatrice, und ſagt ihm, er habe vorerſt über ganz andere Dinge zu weinen. Nun macht ſie ihm ſtrenge Vorwürfe, daß er ſo lange angeſtanden habe, ſie auf dem Berge zu ſuchen. Dante ſenkt die Augen, ſie richten ſich auf den Bach, der ihm ſein ſündiges Bild abſpiegelt, daher er ſie beſchämt, aber ohne Thränen wegwendet. Als aber die Engel einen Pſalm gegen den Kleimuth ſingen, da wird ſein Herz von Reue bezwungen, er weint bitterlich, und läßt geduldig die Vorwürfe ergehen, die ihm Beatrice über ſeine Vergeßlichkeit und Untreue macht.

Einunddreißigſter Geſang.

Beatrice nimmt Danten eine vollſtändige Beichte ab, ehe ſie ihn zum Genuß des Lethe zuläßt. Dante ſieht ſie ihre Augen beſtändig auf Chriſtum (den der Greif vor dem Wagen der Kirche vorſtellt) gerichtet, und wird dadurch ſo von Reue und Schmerz überwältigt, daß er zu Boden ſinkt. Als er zu ſich kommt, ſieht er das Weib, das bei ſeiner Ankunft Blumen pflückte (alſo die Thätigkeit zum Guten, da ſonſt die Reue nichts werth iſt), über ſich; ſie ſagt zu ihm: „Faſſe mich!" taucht ihn bis an's Kinn in den Lethe, und geht, ihn nachziehend, leicht über das Waſſer hin. Am andern Ufer des Paradieſes taucht ſie ihn unter, und über-

gibt ihn dann den vier Frauen, welche die vier Tugenden darſtellen. Dieſe umarmen ihn und ſagen ihm, hier im Paradies ſeien ſie Nymphen, am Himmel aber Sterne. Sie führen ihn nun zu Beatricen, die neben dem Greife (Chriſto) ſteht, und in deren Augen er, geſtärkt durch die drei andern Frauen, Glaube, Liebe und Hoffnung, die zwei Naturen des Greifen, die göttliche und die menſchliche, abgeſpiegelt erkennt. Er iſt von dieſer geiſtigen Anſchauung ganz entzückt, noch mehr aber, als Beatrice, durch die Bitten der drei chriſtlichen Frauen bewogen, den Mund öffnet, und ihn die göttliche Lehre erkennen läßt.

Zweiunddreißigſter Geſang.

Die vier Frauen, welche die Tugenden bedeuten, wenden Dante's ſtarr auf Beatricen gerichteten Blick von dieſer wieder ab und dem Zuge zu, der ſich nach einer kurzen Schwenkung wieder nach Morgen in Bewegung ſetzt. Dante folgt mit Statius auf der rechten Seite des Wagens (der Kirche) durch den von Eva's Schuld her unbewohnten Hain. Der Greif (Chriſtus) naht ſich dem ganz entblätterten Baum der Erkenntniß, bewahrt hier ſeine menſchliche Natur vor der Verſuchung, von dem Baum zu koſten, und bindet den Wagen an den Baum. Dieſer erhält ſogleich Leben, und ſchmückt ſich mit neuen Blättern und blutfarbigen Blüthen (Blut Chriſti) und im ganzen Umkreis ertönt eine Hymne, die Dante noch nicht verſtehen kann, daher er in Schlummer verſinkt. Als er erwacht, iſt Alles verſchwunden, nur Beatrice (die göttliche Lehre) ſitzt als Hüterin neben dem Wagen der Kirche am heiligen Baume. Dieſe ſagt ihm, er werde nicht lange im irdiſchen Paradies bleiben, ſolle aber zum Heil der Welt, die übel lebet, das aufſchreiben, was er nun ſehen werde. Und er ſieht die ganze Geſchichte der Kirche, zuerſt ihre Verfolgungen durch die Römer, dann ihre Verunreinigungen durch die Ketzereien, dann die Schenkungen Conſtantin's. Auf dieſe Schenkungen bemächtigt ſich der verführeriſche Drache des Paradieſes der Kirche, und die Geſchenke wuchern fort, und verwandeln ſie in ein Ungeheuer, in einen heidniſchen Kirchenſtaat. Statt der göttlichen Lehre ſitzt nun ein freches Weib auf dem Wagen und buhlt mit einem Rieſen, der ſie zuletzt ſammt dem Wagen davonzerrt.

Dreiunddreißigſter Geſang.

Die ſieben Frauen der chriſtlichen Tugenden beweinen die tiefe Geſunkenheit der Kirche, auch Beatrice zeigt tiefen Schmerz, aber bald ſpricht ſie die Sicherheit aus, daß ſie in Kurzem wieder in der Kirche regieren werde. Dieſelbe ſei zwar jetzt in der Gewalt des Böſen, aber das römiſche Kaiſerthum, durch deſſen Beraubung ſie ſo ſchlimm geworden ſei, werde nicht immer ohne Erben bleiben, denn ſchon ſehe ſie günſtige Sterne eine Zeit herbeiführen, in welcher ein von Gott geſandter Führer den Rieſen und das ſchlechte Weib tödten werde. (Wie dieſe Prophezeiung auf einen Papſt zu deuten ſei, der aus freien Stücken alle Schenkungen und die ganze weltliche Macht von ſich würfe, kann ich nicht einſehen. Dante hat auch offenbar zur Zeit, als er dieſen Geſang ſchrieb, nicht auf einen ſolchen gehofft, wohl aber auf den Kaiſer Heinrich VII., der den Papſt mit Gewalt auf ſeine Gränzen zurückführen ſollte. Dieſer würde, wie er auch ſchon den Anfang gemacht hatte, den Rieſen [die furchtbaren Parteikämpfe] vernichten; denn mit den Parteien war vorher die Kirche als buhlend ſehr richtig bezeichnet worden). Weiter ſagt Beatrice, wer den Baum der Erkenntniß beraube oder beſchädige, der beleidige Gott durch Läſterung, und warum der Baum, je weiter gen Himmel, ſich immer weiter ausbreite, das hätte er aus den Folgen als Zeichen der göttlichen Gerechtigkeit erkennen können, wenn nicht die Eitelkeit der Welt ihn umdunkelte; er ſolle ſich's aber bildlich merken, und den Menſchen verkünden. Ihre Rede ſtehe über ſeiner Faſſungskraft, damit er die Schwachheit der menſchlichen Einſicht gegenüber der göttlichen Weisheit erkenne, und wenn Dante ſich ſeiner Entfernung von Beatricen (der göttlichen Lehre) nicht mehr entſinnen könne, ſo ſolle er bedenken, daß das Waſſer des Lethe die Erinnerung an alle böſen Thaten benimmt. Hierauf werden Dante und Statius zu der andern Quelle, der Eunoe, geführt, und fühlen ſich von dem heiligen Trank wie neugeboren und bereit zum Aufflug zu dem himmliſchen Paradies.

Paradies.

Erſter bis dritter Geſang.

Wir können uns in der Auseinanderſetzung dieſes letzten Theils kürzer faſſen, weil er weniger ein rein poetiſches Intereſſe darbietet und dem Dichter leider gefallen hat, die höchſten Wahrheiten und Meinungen, zu welchen die Theologie damals gelangt war, entweder durch Viſionen zu allegoriſiren oder gar ganz kahl und im trocknen Lehrton dem Verſtand vorzulegen. — Von den ſieben Tugenden und der Erinnerung an ſeine guten Werke begeiſtert, und durch den Trank aus dem Lethe von allen irdiſchen Schwächen befreit, wird Dante nun mit Beatrice von der lebendigſten Sehnſucht zur göttlichen Liebe emporgehoben, indem beide mit feſten Blicken zu der eben im Mittag ſtehenden Sonne ſchauen. So durchfliegen ſie den rings ſtrahlenden Aether und kommen in der Sphäre des Mondes an. Er fragt nach der Urſache der dunkeln Flecken des Mondes, und erhält von ſeiner Führerin das ganze Syſtem von der Emanation des göttlichen Geiſtes, der ſich ſtufenartig über alle Sphären verbreite, und nach ihrer gemiſchten Natur und Empfänglichkeit mehr oder weniger rein von ihnen empfangen werde, indem immer die höhere Sphäre der niedern das Empfangene mittheile; den Mond aber (welcher die menſchliche Erkenntnißkraft und Philoſophie darſtellt) habe der göttliche Geiſt nicht in ganz vollkommenem Licht wollen leuchten laſſen. Zugleich läßt ſich Beatrice angelegen ſein, den Dichter beſtändig mit ſeiner irdiſchen Logik in die Enge zu treiben und ihm die Unzulänglichkeit derſelben in Hinſicht auf die Erkenntniß des Göttlichen zu beweiſen. In dem Mond befinden ſich die Seelen derer, welche durch phyſiſche oder philoſophiſche Gewalt verführt, ihr Nonnengelübde nicht ganz erfüllt hatten, obgleich ſie nun, unwandelbar Gottes Willen getreu, ſelig ſind. Dante erkennt unter ihnen Piccarda, Foreſe Donati's Schweſter, und die Kaiſerin Conſtanza.

Vierter bis siebenter Gesang.

Durch zwei Gesänge hindurch zieht sich eine trockne Belehrung, womit Beatrice einige Zweifel Dante's löst: 1) daß die Seelen alle auf gleiche Art vom Himmel umfaßt würden, und jene Nonnen nur symbolisch Danten auf dem Mond erschienen seien, weil er als sinnlicher Mensch sonst nicht habe erkennen können, daß sie eines niedern Grades von Seligkeit genießen. 2) Dante halte irriger Weise ihre geringere Seligkeit für ungerecht, da diese Nonnen nicht ganz ohne Schuld seien, sondern bis in den Tod der Gewalt hätten trotzen und Treue zeigen sollen, wie der heilige Laurentius und Mucius Scävola. Hieraus entsteht ein neuer Zweifel Dante's: „ob man für ein unerfülltes Gelübde durch andere Güter Genüge leisten könne", welchen Beatrice dahin beantwortet, daß bei einem Gelübde zwei Dinge in Betracht kommen: der Vertrag mit Gott, von welchem die Kirche nie entbinden könne, und der Gegenstand des Vertrags, dessen Umtausch die Kirche erlauben könne, wenn der Ersatz mehr Werth habe. Das Klostergelübde sei aber, da man darin die Willensfreiheit opfere, das Höchste und dafür kein Ersatz. Thörichte Gelübde aber solle der Mensch weder thun noch sich dazu rathen lassen noch sie halten. Dante unterdrückt einige neue Zweifel, da sie gerade im Merkur angelangt sind, wo diejenigen einer höhern Seligkeit genießen, welche auf Erden ihren ganzen Eifer auf das Wohl der Menschen richteten und es durch gute Werke beförderten, dabei aber erst spät an den Himmel dachten. Eine der strahlenden Seelen gibt sich als den Gesetzgeber Justinian zu erkennen, und spricht nun von der Herrlichkeit des römischen Reichs und der göttlichen Gründung desselben, und wie es Gott zweimal zum Werkzeug seiner Rache gebraucht habe, einmal zur Strafe aller sündigen Menschen durch die Kreuzigung Christi, und dann zur Vertilgung der Juden als Strafe für diese Kreuzigung. Dieses Gespräch erweckt Danten wieder neue Zweifel über die Vereinbarung beider Strafen mit Gottes Gerechtigkeit, welche ihm Beatrice (für ein Symbol der göttlichen Lehre mit etwas zu scholastischer Beschränktheit) erklärt: durch Adam sei die Sünde in die Menschheit gekommen, und durch die Kreuzigung von Christi menschlicher Natur gerächt worden.

Dieſe Kreuzigung war alſo in Anſehung Gottes höchſt gerecht, von den Juden begangen aber das höchſte Unrecht, und dieſes Unrecht wurde durch die Zerſtörung Jeruſalems beſtraft (alſo das Werkzeug, womit eine nothwendige und gerechte That erfüllt werden mußte, fiel der Rache anheim).

Achter und neunter Geſang.

Unter dieſen Geſprächen iſt Dante in dem Planeten Venus angekommen, wo die Seelen derjenigen ſich aufhalten, welche früher der irdiſchen Liebe ſehr zugethan waren. Dort erkennt er ſeinen Freund Karl Martell, König von Ungarn, welcher ſich über die Regierung und den Zuſtand in Sicilien mißbilligend ausſpricht, beſonders aber über den Geiz ſeines Bruders Robert, der ſeinem ſo freigebigen Vater Schande mache. Dante geräth wieder in die Theorie, und fragt, wie von guten Vätern böſe Kinder entſtehen können. Karl Martell's Antwort beweiſt hier wieder, wie ſehr die Wiſſenſchaft einem Gedicht ſchadet, wenn ſie Gegenſtand deſſelben wird; denn es muß alsdann mit ihrem damaligen Standpunkt veralten. Er ſagt, alle Söhne würden den Vätern durch alle Generationen gleich ſein, wenn nicht der Schöpfer durch den Einfluß der Geſtirne bei der Geburt, durch die Launen der Fortuna ꝛc. für eine gewiſſe Mannigfaltigkeit ſorgte, die zur Bildung des Staates nothwendig ſei. Doch entſtehe viel Böſes dadurch, daß die Menſchen bei der Wahl des Berufs nicht auf die Grundanlagen achteten, daß man Krieger zu Prieſtern und Prieſter zu Königen mache. Unter Anderm ſpricht Dante noch mit dem Dichter Folco von Marſeille, welcher ſich über die Habgier und den ſchlechten Geiſt der Kirche ausläßt, und auf ein baldiges Ende dieſes Zuſtands hindeutet.

Zehnter bis dreizehnter Geſang.

Durch einen Geſang auf die weiſe Ordnung der Sonnenbahn verkündet Dante ſeine Ankunft auf der Sonne, wo er die Dinge nicht mehr nach den Farben, ſondern nach ihrer Lichtkraft unterſcheidet. Hier findet er die ganze Geſellſchaft der heiligen Theologen, deren Repräſentant ihm Thomas von Aquino iſt.

Nachdem ihm die vorzüglichſten bekannt gemacht worden, beginnen alle einen harmoniſchen Geſang zum Lobe Gottes, zum Zeichen, daß ſie nun alle einig ſind. Der heilige Thomas ſetzt ihm hierauf im ganzen elften Geſang auseinander, wie Gott zum zweiten Mal die Menſchheit gerettet habe — durch die Franziskaner und Dominikaner, und findet mit ſcholaſtiſchem Scharfſinn eine Menge Beziehungen zwiſchen den Stiftern dieſer Orden und Chriſtus. Er ſagt aber hierauf, die Orden haben ſich durch Habgier von der Heiligkeit ihrer Stifter entfernt, was nun einen Wechſelgeſang unter den Theologen zum Lobe St. Franziskus und Dominikus und zum Tadel ihrer Nachfolger hervorruft. Thomas ſetzt hierauf Dante noch auseinander, daß Salomo zwar nicht der weiſeſte Menſch, aber der weiſeſte König war, und warnt ihn durch lebendige Beiſpiele vor aller Unweisheit und Ketzerei.

Vierzehnter bis achtzehnter Geſang.

Auf dem folgenden Planeten des Mars befinden ſich die Seelen, welche ſich durch rühmliche Kämpfe für den Glauben Ruhm erworben haben. Daher ſieht Dante ein großes ſtrahlendes Crucifix, und um daſſelbe die Schaaren der Seelen, welche in den Kreuzzügen gefochten. Eine der Seelen gibt ſich, mit Entzücken, ihren Stamm in Dante ſo geehrt zu ſehen, als ſeinen Stammvater Cacciaguida zu erkennen, gibt eine herrliche Schilderung von den frühern einfachen und edeln Sitten der Florentiner, und in kurzen Zügen ſeine Lebensbeſchreibung. Dante will noch weiter ſeine frühern Ahnen erforſchen, aber Cacciaguida verweiſt ihm dies, kommt hierauf noch einmal auf das frühere Leben der Florentiner zurück, und wie mit Vergrößerung der Stadt und Erweiterung der Macht auch die wachſende Habgier, die ſchlechten Sitten, Neid und Zwietracht der Parteien alles Unglück über Florenz gebracht hätten. Hierauf ſagt er Dante ſein eignes Unglück voraus, ſeine Verſtoßung aus der undankbaren Vaterſtadt, den traurigen Zuſtand ſeines Exils, ſeine Zuflucht bei Can della Scala, welcher der Welt als ein Erretter erſcheinen werde, und die Beſtrafung derer, welche Dante beraubt und verſtoßen hatten. Dante ſolle ſich übrigens nicht ſcheuen, alle Wahrheiten, die er in Hölle, Fegefeuer und Paradies vernommen, der Welt zu verkünden; denn

Allen können ſie höchſt nützlich ſein. Sein Ahnherr nennt ihm nun noch mehre der Kämpfer für den Glauben, wie Joſua, Maccabäus, Karl den Großen, Roland, Gottfried von Bouillon, und vereinigt ſich mit ihnen zum Lobgeſang. — Die ganze ſchöne Epiſode erinnert an die herrlichen des Inferno, doch mit viel matterm Lichte, da die Lebendigkeit der Gegenwart fehlt, welche jene zu dramatiſchen Scenen geſteigert hatte.

Achtzehnter bis zwanzigſter Geſang.

Dante wird von Beatricen auf den Planeten Jupiter geführt, das Geſtirn und den Aufenthalt der in Gerechtigkeit ſeligen Könige und Kaiſer. Hier iſt der Ort, wo Dante für ſeine Grundidee von einem Weltreich, die er überall ſo hell durchſchimmern läßt, ein eignes Symbol aufſtellt, und hier wird es auch klar, daß Dante immer einen weltlichen Retter und Ordner des Reichs wie der Kirche im Sinne hatte und hoffte. Die Seelen der Fürſten und Könige bilden, in einer gewiſſen Ordnung umherſchwebend, Schriftzüge, die nach und nach den Vers aus dem Buch der Weisheit darſtellen: Diligite justitiam, qui judicatis terram. Sobald das letzte m gebildet iſt, reihen ſich alle Geiſter ſo, daß das Bild eines ſtrahlenden Adlers entſteht, des Vogels des römiſchen Kaiſers, unter deſſen Aegide alſo ſich Alle als vereinigt ſymboliſch darſtellen. Dante bittet, das Zeichen des Kaiſerthums mit Bewunderung betrachtend, den Herrn der Könige und Kaiſer, er möge der Unordnung und ſchlechten Wirthſchaft der Kirche ein Ende machen. Das Geſtirn, welches Dante gerade zu dieſer Bitte bewegt, das Zeichen des Adlers und die Worte der Bitte ſelbſt deuten, meine ich, klar genug an, welchen Retter Dante hier verſtehe (Geſang XVIII, V. 115—136). — Die Seelen aller Fürſten und Könige vereinen nun ihre Stimme in der des kaiſerlichen Vogels, und ſagen Dante, daß ſie wegen ihrer Gerechtigkeit hier ſelig ſeien. In dem Geſtirn der Gerechtigkeit befällt den Dichter ein Zweifel, wie es nämlich mit Gottes Gerechtigkeit ſich vertrage, daß die frommen und gerechten Heiden von der Seligkeit ausgeſchloſſen ſeien, was nun freilich wieder bloß eine Frage einer einſeitigen Dogmatik ſein kann. Der Adler kann auch darüber keine Auskunft geben, ſondern ſpricht von der Unergründlich-

keit des göttlichen Rathſchluſſes, und daß der menſchliche Geiſt in die ewige Gerechtigkeit nur ſo weit dringen könne, als das Auge in das Meer; doch ſagt er, mancher Getaufte würde am jüngſten Tage Chriſtus weit ferner ſtehen, als Viele, die nichts von ihm gewußt hätten. Er nennt ihm hierauf eine Reihe ungerechter Könige, deren Thaten einſt in dem großen Buch des Gerichts aufgezeichnet ſtehen werden; und dann mehre gerechte, worunter ſogar zwei Heiden, der Kaiſer Trajan und der in der Aeneide erwähnte Trojaner Ripheus. Der Erſtere verdankte ſeine Aufnahme in den Himmel dem heißen Gebete des heiligen Gregor, und Ripheus ſtarb wegen ſeines gerechten Lebens durch göttliche Gnadenwahl als Chriſt, obgleich ungetauft.

Einundzwanzigſter bis dreiundzwanzigſter Geſang.

In dem Saturn ſetzen die Heiligen ihre Seligkeit fort, welche ſie ſchon auf Erden in der Betrachtung Gottes, in der Selbſtbeſchauung und der Entſagung von allen weltlichen Freuden geſucht hatten, die Einſiedler und Mönche. Daher iſt hier die Leiter Jakobs aufgeſtellt, welche die betrachtende Sehnſucht zum Himmel leitet; auf ihr ſchweben die Seelen der verſchiednen Mönchsorden auf und ab, enthalten ſich aber des Geſanges, weil der noch irdiſche Dante von dem Entzücken vernichtet werden würde. Der heilige Peter Damiano geſellt ſich zu ihm, ſpricht von ſeinem einfach glückſeligen Leben, das er auf Erden in Betrachtung und Genügſamkeit geführt, und nimmt davon Gelegenheit, ſich mit Eifer über das weltliche Leben der jetzigen Geiſtlichen auszulaſſen; in dieſen Eifer ſtimmen alle übrigen allmälig herbeigekommenen Seelen ein, und ihr zorniges Schelten über die Sittenverderbniß artet in einen ſolchen Lärm aus, daß Dante nichts mehr verſteht und von dem Donner ganz betäubt wird. Auch der heilige Benedikt gibt ſich Dante zu erkennen, ſagt ihm, oben im Himmel, wo Alles unbeſchränkt ſei, könne er ihn von Angeſicht ſehen, und ermahnt ihn, das Weltliche ebenfalls zu verlaſſen und auf jener Leiter gen Himmel zu ſteigen. Auch er läßt ſich über die Habgier und Verderbniß der Kirche aus, gibt aber die Hoffnung, daß die Welt noch ohne Wunder gerettet werden könne. — Schnell gelangt nun Dante aus der Sphäre der Planeten in den Fixſtern-

himmel, und zunächſt in das Geſtirn der Zwillinge, das er, als bei ſeiner Geburt leuchtend, freudig begrüßt. Nun zum erſten Mal, nachdem er genugſam im Guten befeſtigt iſt, darf er zurückſchauen, damit er die Welt unter ſeinen Füßen ſehe und mit beſeligtem Herzen in den Kreis der triumphirenden Schaar eintrete. Er ſieht die ſieben Planeten auf ihrer Bahn rollen, erkennt das ſchlechte Anſehen und die Nichtigkeit der Erde, und erklärt die für die Trefflichen, welche das Irdiſche für gering halten und an Höheres denken. — Nun macht ihn Beatrice aufmerſam auf den Triumphzug der echten Nachfolger Chriſti. Er ſieht in der Höhe über einer zahlloſen Menge Lichter den durch die ganze Welt, auf Erden, in Himmel und Hölle ſtrahlenden Chriſtus. Beatrice zeigt ihm nun die Flamme Maria's, welche wie eine Roſe ſtrahlt, und die Flammen der Apoſtel und Nachfolger Chriſti als Lilien. Der Engel Gabriel ſchwebt herab, und bildet, im Kreiſe fliegend, mit ſeinem Licht eine Krone um Maria's Haupt, und ſie entſchwebt unter allgemeinem Lobgeſang mit Chriſtus in den höhern Himmel.

Vierundzwanzigſter bis ſiebenundzwanzigſter Geſang.

Hierauf kommen auf Beatricens Bitten die drei Jünger, welche bei Chriſti Verklärung zugegen waren, Petrus, Jacobus und Johannes, und prüfen Dante in dem wahren Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Dante beſteht wohl, und ſeine Antworten werden durch Lobgeſänge gefeiert. Nachdem ſein chriſtlicher Glaube durch dieſe Prüfung befeſtigt iſt, wird ſeine geiſtige Anſchauung ſtärker und freier, und ſieht nun den erſten menſchlichen Sünder, den Adam, vor ſich, welcher ihm ſagt, daß nicht das Eſſen von dem Baum der Erkenntniß der Grund ſeiner Strafe geweſen ſei, ſondern das Uebertreten ſeiner Schranke. Dafür habe er viertauſend dreihundert und zwei Jahre in der Vorhölle geſchmachtet, ſei aber nur ſieben Stunden im irdiſchen Paradies geweſen. Noch ſagt er ihm, die wie alles Irdiſche wandelbare Sprache der Menſchen ſei ſchon längſt vor dem großen Thurmbau verändert und getheilt geweſen. — Das ganze Paradies vereinigt ſich nun zu einem Gloria dem Vater, dem Sohn und heiligen Geiſt. Nachdem dieſes beendigt iſt, ſpricht Petrus ſeinen höchſten

Zorn über die Schlechtigkeit seines Nachfolgers auf Erden in kurzen, nachdrücklichen Worten aus, bei denen der ganze Himmel sich mit Roth überzieht, und alle Seligen und selbst Beatrice vor Scham erröthen. In gemäßigterer Rede fährt nun Petrus fort, die Habgier der römischen Geistlichkeit zu schildern, und sagt ein baldiges Ende dieser Unordnungen voraus, indem Gott der Kirche einen Retter senden werde, sowie er einst das weltliche Rom durch Scipio gerettet habe. Nach diesen Worten schwebt er, zugleich mit allen übrigen Flammen der Heiligen in die höhere Himmelssphäre empor. Dante betrachtet noch einmal den Theil der Erde, der ihm durch das Fortrücken des Zwillingsgestirns gerade sichtbar ist, und folgt dann sehnsüchtig Beatricen in den Kristallhimmel, der von Gottes Licht und Liebe umfaßt und bewegt wird. Dieser gibt allen andern Sphären Bewegung und Maß, und selbst untheilbar bestimmt er die Zeit. An diese Belehrungen knüpft Beatrice ihre Klagen über die Verderbtheit der Menschen, welche ohne einen rechten Führer wären, spricht aber ebenfalls ihre Hoffnung auf einen baldigen Erretter aus.

Achtundzwanzigster und neunundzwanzigster Gesang.

Dante erblickt über sich einen schon in Beatricens Auge abgespiegelten Lichtpunkt, so hell strahlend, daß sein Auge geblendet wird, und um ihn neun Lichtkreise, welche immer stärker leuchten, je näher sie ihm sind. Von diesem Punkt, belehrt ihn Beatrice, hange der Himmel und die ganze Natur ab. Wenn ihm die untern irdischen Kreise um den Mittelpunkt der Erde in umgekehrter Ordnung dünkten, so daß sie, je weiter vom Mittelpunkt weg, desto vollkommner wären, so müsse er nicht die Erscheinung, sondern die innere Kraft betrachten, welche nach dem weitern Kreise immer mehr wachse, und er werde dieselbe Harmonie auch in diesen finden. Die drei ersten Kreise um den göttlichen Lichtpunkt enthalten die Seraphim, die Cherubim und die Throne des göttlichen Antlitzes; ihre Seligkeit besteht im Schauen des ewigen Geistes, aus welchem die Liebe folgt. In den drei folgenden Kreisen sind die Herrschaften, Tugenden und Mächte, in den drei äußersten aber die Fürstenthümer, Erzengel und Engel. Alle

Kreiſe ſind von dem Mittelpunkt, von Gott angezogen, und ziehen in gleichem Maße die folgenden hinauf. So ſah ſie der heilige Dionyſius, und der heilige Gregor, der von dieſer Ordnung abgewichen war, belächelte ſpäter im Himmel ſeinen Irrthum. Nun gibt Beatrice die Geſchichte von der Erſchaffung der Welt nach der Offenbarung, von der Empörung Lucifers und ſeinem Sturz, von der Natur der Engel; ſie widerlegt und tadelt bei dieſer Gelegenheit die falſchen Meinungen und Irrthümer der Theologen, welche die Chriſtenheit irre führen, und ſie aus Stolz und Habſucht mit Fabeln betrügen; beſonders rügt ſie die mönchiſche Erfindung des Ablaſſes, die Urheberin vieler Bosheit und Schlechtigkeit in der Welt. Dann richtet ſie Dante's Aufmerkſamkeit auf die unendliche und unbegreifliche Menge von Engeln, welche als Ebenbilder Gottes alle der höchſten Seligkeit theilhaftig ſind, auf die Erhabenheit und unermeßliche Größe Gottes, da ſeine Seligkeit in jedem dieſer Engel abgeſpiegelt iſt.

Dreißigſter bis dreiunddreißigſter Geſang.

Dante iſt nun in dem letzten Himmelskreis angekommen, der nur reines geiſtiges Licht voll Liebe und Wonne iſt. Vor dem überwältigenden Strahlen der Gottheit erbleichten dem Auge des Dichters die übrigen Lichter der Seligen; aber ſeine Sehkraft reichte nicht aus bei dem übermächtigen Leuchten. Und er ſieht vor ſich einen hellen Lichtſtrom (den Strom des göttlichen Lebens), deſſen Ufer von herrlichen Blumen überſäet waren; und aus ihm ſprühten lebendige Funken in die Blüthen, und dann wie berauſcht von den Düften ſprangen ſie wieder in den Strom zurück. Dante's Durſt, dieſe Erſcheinung zu begreifen, kann nicht anders geſtillt werden, als daß er aus dem Strom trinkt. Sobald dies geſchehen iſt, ſieht er Alles in dem wahren Lichte, den ganzen Hof Gottes und die Gottesſtadt. Der Strom fließt nicht mehr lang, ſondern breitet ſich kreisförmig in unendlichem Umfang aus, und in ihm ſpiegeln ſich ringsher in tauſend und tauſend Sitzreihen die Seligen, welche darum geſchaart ſind, wie die Blätter der Roſe. Beatrice zieht Dante in die Mitte dieſer Roſe, von welcher aus er, mit göttlicher Kraft geſtärkt, Alles in Höhe und Weite, Nähe und Ferne überſchauen kann, und ſagt ihm, dies

ſei die Gottesſtadt, und er möge nun bemerken, wie reich, wie erfüllt von Seligen ſie ſei, ſo daß nur noch Wenige erwartet werden. Sie zeigt ihm hierauf einen leeren Sitz mit einer Krone und ſagt ihm, dieſer ſei für den Kaiſer Heinrich VII. beſtimmt, der nach Italien kommt, es zu heilen, ehe es reif iſt. — Zwiſchen Gott und den Schaaren der Seligen ſchweben die Engel ab und zu, und theilen die Seligkeit, die ſie oben gewannen, der ganzen Roſe mit. Doch verhindert ihr Auf- und Niederſchweben nicht das Licht noch das Schauen, denn dem göttlichen Leuchten kann Nichts widerſtehen. Indem Dante bewundernd ſchaut, iſt an Beatricens Statt der heilige Bernhard neben ihn getreten, und er ſieht jene (die göttliche Lehre) auf ihrem Sitz in ihrer wahren Herrlichkeit. Der heilige Bernhard wendet ſeinen Blick nun nach der Himmelskönigin Maria, welche an der höchſten Stelle ſitzt, und von da Alle überſtrahlet und von ihrem ſeligen Licht mittheilt durch die auf- und niederſchwebenden Engel. Durch Jenes Belehrung erkennt nun Dante auch die Ordnung, nach welcher die Seligen um Maria gereiht ſind. Zu ihren Füßen ſitzt zunächſt Eva, und auf den dritten Sitzen Rahel, die Gott Betrachtende, und Beatrice, die Lehrende. Unter ihnen in abſteigender Reihe Sarah, Rebecca, Judith und Ruth und viele Hebräerinnen, welche eine Scheidemauer zwiſchen den Stufenreihen bilden, ſo daß auf der einen Seite die Seligen ſitzen, welche auf den künftigen Heiland gehofft, auf der andern die, welche an den gekommenen geglaubt haben. In den unterſten Sitzen ordnen ſich die Seelen unſchuldig geſtorbner Kinder, denen nach Gottes unerforſchlicher Gnade das Paradies durch den Glauben der Eltern zu Theil wird. Oben aber zur Linken Maria's ſitzt Adam, zur Rechten Petrus, die zwei erſten Gläubigen an den künftigen und erſchienenen Heiland; an ſie reihen ſich Moſes mit den Propheten des alten Bundes und Johannes mit denen des neuen, deren letztere Sitze noch nicht alle erfüllt ſind. Nun muß Dante das Antlitz der Maria ſchauen, um ſich für das Schauen Chriſti vorzubereiten. Ihre Wonne iſt unbeſchreiblich, der Engel entfaltet vor ihr ſeine Flügel, ſingt den engliſchen Gruß der Verkündigung, den das ganze Paradies wiederholt. Bernhardus ſagt hierauf Dante, er ſolle ſeine Seele zur Heiligkeit und Gottergebenheit ſtimmen, und ihm mit Inbrunſt nachbeten, damit er das Höchſte ſchauen könne

Er bittet nun Maria um Kraft und Gnade für den sterblichen Dichter, daß er zur höchsten Anschauung gelange. Beatrice und alle Heilige bitten mit, und das Gebet wird erhört. Indem Dante die inbrünstig in das Licht schauende Beatrice anblickt, wird auch sein Geist so gestärkt, daß er immer klarer in das heilige Licht schauen kann. Er glaubt das ganze Weltall durch die Liebe in diesem Lichtpunkt vereinigt zu sehen, doch schon während des Erzählens und Ueberdenkens benimmt ihm das höchste Entzücken die Erinnerung. Er sieht die Dreieinigkeit in drei Kreisen von verschiedenen Farben vorgebildet, indem der letzte Kreis, des heiligen Geistes, sein Feuer von den beiden andern, Vater und Sohn, erhält; in dem zweiten Kreis, des Sohnes, erkennt er menschliche Gestalt, über deren Bedeutung ihm durch die göttliche Gnade Aufklärung zukommt. Von nun an senkt er seinen Willen ganz in den göttlichen, und gibt sich der ewigen, das Weltall bewegenden Liebe hin.

Dies ist im Allgemeinen der Inhalt der **Divina Commedia**; alle einzelne Schönheiten, deren das erhabene Gedicht so unendlich reich ist, hier hervorzuheben, würde zu weit führen. Nur einige Worte seien über den Kunstwerth desselben erlaubt. In dieser Hinsicht findet sich aber ein bedeutender Unterschied zwischen dem **Inferno** und den beiden andern Gesängen. Wenn das erstere in seinen einzelnen Theilen an die echte begeisterte Blüthenzeit der griechischen Poesie erinnert, so möchten uns die beiden andern, besonders das **Purgatorio** mehr an die alexandrinischen Dichter gemahnen. Alle Beziehungen und poetische und allegorische Verzierungen sind allerdings sehr scharfsinnig für die Idee jedes Gesanges zusammengesucht, aber eben doch nur von Außen zusammengesucht, während im ersten Theil Idee und poetische Form gleich vollendet und lebendig wie Minerva aus des Dichters Haupt entspringt. Was aber diesem den Werth gibt, was ihn als dichterisches Kunstwerk allein groß und bewundernswerth macht, ist gerade nur das, was Dante allein angehört, die epischen, lyri-

ſchen, dramatiſchen Elemente, welche auch gerade im Inferno am meiſten und ſchönſten hervorleuchten. Welchen begeiſternden Einfluß mußte daher der erſte Theil auf die Zeitgenoſſen machen, welche in den großen Zügen ſich ſelbſt, ihre Freunde und Feinde erkannten; ſie ſahen die Strafen derer, von welchen ſie unterdrückt waren und gelitten hatten; ſie ſahen lebendig vor Augen die ſtolze Haltung ihrer Lieblingshelden, die Seligkeit der Heiligen und Frommen, deren Lehren ihnen noch gleich Orakelſprüchen galten, deren Lebenswandel ihnen noch in friſchem Andenken war. Und wie lebendig ſind ſie geſchildert, wie charakteriſtiſch iſt ihr Reden und Handeln in der Unterwelt. Um die Täuſchung zu vermehren, nehmen die Hauptperſonen mitten in ihrer Qual und Buße den feurigſten Antheil an der lebendigen Gegenwart ihres Vaterlandes, rügen die politiſchen und moraliſchen Gebrechen ihrer Zeit, und prophezeien Dinge, deren Eintreffen eben noch die ganze Nation erfüllte. Es iſt allerdings auch zu bemerken, daß in dieſem großen Unternehmen das Inferno der einzige Ort war, wo die heilige Schrift und die Schriften der Heiligen der Poeſie einige Freiheit gelaſſen haben. Ueber die drei Reiche der Todten, die phyſiſchen Strafen der Sünder als Spiegel ihrer geiſtigen Sünden erlaubte die Kirche keine Zweifel noch Aenderungen. Aber die großartige Abtheilung der Seelen, das Verhältniß und die Vertheilung der Strafen war das Werk des Dichters, die hiſtoriſchen Elemente thaten dem Gegenſtand und der Tendenz des Gedichts keinen Eintrag, ſie machten im Gegentheil die Gerechtigkeit der Strafen anſchaulicher, und dieſe ihm frei zugeſtandenen hiſtoriſchen Elemente hat der Dichter mit unnachahmlicher Kunſt benutzt, um die Empfindung der Schrecklichkeit der Strafen durch die Schilderung der Großartigkeit des Charakters, das Gräßliche durch das Erhabene, das Unangenehme durch das Liebliche zu mildern. Hier iſt er groß, hier iſt er unerreichbar. Aus den angeführten Urſachen kann aber auch nur das Inferno der einzige Ort ſein, wo der Betheiligte aus der todten, unfaßlichen Betrachtung in die Handlung hineingezogen wird. Denn hier iſt allein Handlung, und ſelbſt die allegoriſche Tendenz des ganzen Gedichts erlaubt hier allein Handlung. Hier herrſcht das rein Menſchliche mit ſeinen Leidenſchaften, über welches ſich der Dichter nicht ſetzen kann, während er in der Geſellſchaft der Heiligen, Engel, in der

Sphäre des Göttlichen, von dem Gefühl ſeines untergeordneten Werthes niedergedrückt, nur fremd, erwartend, leidend erſcheint. Daher gibt er im Inferno durch die lebendige, mannigfaltige, ſtets erneuerte Handlung der vielen vorkommenden Perſonen, in welche er ſelbſt mit verwickelt wird, ein ungemeines, immer waches Intereſſe. Schon das Unheimliche der Wanderung durch den finſtern Ort der Strafen und Wehklagen, durch die boshafte, alles Rechtsgefühls ledige Geſellſchaft der Dämonen, die in jedem tiefern Kreiſe an teufliſcher Sinnesart zunehmen, ſpannt unſere Erwartung bei jedem Eintritt auf den noch zweifelhaften glücklichen Ausgang. Der Held findet oft Widerſtand, leidet ſelbſt Gefahr, und theilt uns wenigſtens ſeine Angſt davor mit. Ganz unübertrefflich in dieſer Hinſicht iſt die Schilderung des Kreiſes der Beſtechlichen (Inferno, XXI—XXIII) und ſeiner Angſt und Noth unter den wahrhaft hölliſchen Dämonen. Und obgleich alles Dies auch wieder nur der trocknen Allegorie dienen muß, ſo vergeſſen wir doch dieſe über der lebendigen Darſtellung. Die einzige traurige Rolle aber in dem ganzen Gedicht ſpielt Virgil. Ein willenloſer Diener einer ſymboliſchen Figur, der Theologie, wobei der natürliche Conner zwiſchen beiden gar nicht in die Augen ſpringt, weiß er ſchon voraus, daß Alles gut ablaufen wird, und iſt ohne Angſt, ohne Zweifel, ohne Muth. Er iſt die bloße Scholaſtik, erklärt Alles aus dem Ariſtoteles, und verſchwindet plötzlich, wie die geringſte Nebenperſon, wobei Beatrice, die ihn ſelbſt dem Dichter zum Begleiter ſandte, dieſem nun Vorwürfe über ſein Vermiſſen des Freundes macht; Alles der Allegorie zu Liebe. Nur im Inferno, und nur dadurch, daß er in einer fremden Region ſuchen und verſuchen, daß er Gefahren beſtehen oder wenigſtens Danten aus Gefahren erretten muß, wo dann der Antheil, den man an dieſem nimmt, auch auf Virgil übergeht, nur dies rettet ihm einiges Intereſſe; und ohne dieſes würde er in die Kategorie der willen- und charakterloſen, daher durchaus unpoetiſchen Engel verfallen, die die unglücklichſte Erfindung der chriſtlichen Poeſie ſind. Wie langweilig iſt der Engel im 9. Geſang des Inferno, der auf höhern Befehl plötzlich durch die Hölle erſcheint, das Thor der Stadt Lucifers öffnet, und auf höhern Befehl ebenſo ſchnell wieder verſchwindet.

Was den beiden andern Geſängen, dem Purgatorio und Paradiso, weſentlich ſchadet, iſt, daß darin die Philoſophie und Dogmatik über der Poeſie herrſcht. Die Philoſophie wird ſich in Italien ſchwerlich je aus den Banden der Poeſie ganz losreißen können; wenigſtens übt bei beiden die Imagination (vielleicht auch die Sinnlichkeit) eine faſt gleich große Gewalt aus. Poeſie und Religion waren im Verein die Gründer der ſcholaſtiſchen Philoſophie; der ſinnliche und phantaſiereiche Cultus gab die Fragen her, woran ſich der Scharfſinn übte, und nachdem alle beantwortet, feſtgeſtellt und ſanctionirt waren, hatte man das ſcholaſtiſche Syſtem, welches zur Hälfte aus ſinnlichen und myſtiſchen Ideen und Einbildungen zuſammengeſetzt war. So ſtand die Philoſophie im Mittelalter unter der Theologie, und erhielt von dieſer gewiſſe, ziemlich enge Schranken, welche durch die ſtreng gehütete Dogmatik auf immer feſtgeſetzt ſind, und ſo iſt von jenen Zeiten an bis jetzt die Philoſophie in Italien nicht aus den Zügeln der Theologie und Poeſie entlaſſen worden, was auch die einzige Art iſt, wie der Katholicismus in ſeiner Reinheit kann erhalten werden. Daher war die blühendſte und wahrhaft glänzende Zeit der italieniſchen Philoſophie die Zeit Dante's, die kindliche Epoche derſelben, wo Poeſie und Sinnlichkeit noch mit ihrer vollen Kraft auf ſie einwirkten, und dies war auch der einzige Zeitpunkt, wo in einem Genie das Poetiſche dieſer Philoſophie ſich mit ſolcher Macht vor die Anſchauung ſtellen konnte, um ein Werk wie die Divina Commedia hervorzubringen. Es war die Zeit, welche ſich von den Schlüſſen des heiligen Thomas von Aquino und den ſchwärmeriſchen Viſionen des heiligen Bernhard begeiſtern ließ. Eine noch weit größere Wirkung mußte daher natürlich der gelehrte Theil von Dante's Gedicht machen; denn er hatte die Syſteme der Heroen der Scholaſtik in ein poetiſches Gewand gekleidet, und gab ſo den Genuß doppelt. Bald darauf nahm aber das Studium der alten Klaſſiker einen neuen Schwung, die Scholaſtik machte einer beſſern Philoſophie Platz, verlor das allgemeine Intereſſe und die Herrſchaft der Gegenwart, und damit war zugleich auch das Schickſal und das Urtheil über den philoſophiſchen Werth der Divina Commedia ausgeſprochen, der eben leider für die beiden letzten Theile der Hauptwerth iſt. Nur das Inferno, welches in ſeinem hohen poetiſchen Werth we-

der das Licht der Klaſſiker noch die neuere Philoſophie zu ſcheuen braucht, blieb ungeſchwächt in ſeiner erhabenen Wirkung, und wird immer lebendig bleiben. Ozanam nennt Dante den heiligen Thomas der Poeſie. Was der Dichter mit dem Scholaſtiker gemein hatte, mußte natürlich auch das Schickſal deſſelben theilen. Er wollte eine Stufe der ewig fortſchreitenden Philoſophie durch ein Kunſtwerk feſthalten, aber die Zeit riß beides fort.

Um die Verbindung der Philoſophie mit den übrigen Elementen des Gedichtes zu Stande zu bringen, bedurfte nun Dante gerade des unglücklichen Mittels der Symbole und Allegorien. Hier hatte er freilich das Beiſpiel der Alten mit ihrer großartigen Mythologie und ſelbſt der heiligen Schrift für ſich, doch in manchem Sinne auch wieder gegen ſich. Der Gebrauch der Allegorie iſt allerdings uralt, und je näher noch der Menſch der Natur ſtand, deſto mehr fühlte er das Bedürfniß und die Aufforderung, ſeinen innern Anſchauungen Geſtalt und Bild der Natur zu geben. Dante's Genie, von den mythiſchen und bibliſchen Traditionen genährt und durch die Scholaſtik darauf hingewieſen, mußte daſſelbe Verfahren befolgen. Die meiſten handelnden Perſonen im **Purgatorio** und **Paradiso** ſpielen eine doppelte Rolle, eine wirkliche und eine figürliche. So die Lea und Rahel, welche die gute That und die Gottesbetrachtung; Petrus, Jacobus und Johannes, welche Glaube, Hoffnung und Liebe darſtellen. Allein hier drängt ſich der Unterſchied hervor, welcher gegen die Dante'ſche Allegorie ſpricht. Die Allegorie iſt an ſich ſchon ein ſehr untergeordnetes Kunſtwerk, und beſchäftigt mehr den Verſtand und Scharfſinn, als die poetiſche Empfindung. Es iſt immer gefährlich, ſie zu häufig zu gebrauchen, denn ſie erwärmt nicht, ſondern befriedigt höchſtens, was ihr nicht einmal immer gelingen kann, ſondern nur dann, wenn die höchſte, vollkommenſte Harmonie zwiſchen dem Bild und vorgeſtellten Gegenſtand vorhanden iſt. Je länger ſie ſich hinſpinnt, deſto gefährlicher iſt ſie dem poetiſchen Kunſtwerk, und die einzig erträgliche Art iſt, durch Lebendigkeit und Anſchaulichkeit der Darſtellung den Gedanken an die Allegorie ganz zu verwiſchen, wie dies den Alten gelungen iſt, und wie dies Dante im **Inferno** im höchſten Grade erreicht hat. Beide geben daher auch nur rein poetiſchen Genuß, und laſſen ſich nur rein poetiſch genießen, wenn man die gelehrten

Auslegungen bei Seite läßt. Im Purgatorio und Paradiso aber, wo das chriſtlich Göttliche mehr vor den Geiſt tritt, wird die Allegorie, je weiter nach oben, je ſchwächer in ihrer Wirkung. Denn hier ſollen Dinge vor die Anſchauung gebracht werden, die nicht davor gehören und ihr nicht Stich halten. Die Griechen hatten ihre perſonificirten Naturkräfte; dieſe waren Gegenſtand der Poeſie und Anſchauung. Ueber ihnen ſtand aber ein höheres Weſen, ein höchſter Gott, oft auch das ewig waltende Schickſal genannt, das nie in den Kreis ihrer Poeſie herabgezogen wurde. Bei den Griechen ging auch die Philoſophie mit der Religion und Poeſie im Verein; es war aber kein geiſtiges Chriſtenthum, ſondern eine Naturphiloſophie. Allein die Dante'ſchen und neuern Symbole repräſentiren nur Ideen, und für die Idee des chriſtlichen Höchſten gibt es kein Symbol. Die griechiſchen Allegorien erhoben die rohen Naturkräfte über die Menſchheit, die neuern aber ziehen das Höchſte herab. Selbſt das Chriſtenthum kleidet nur ſeine moraliſchen Lehren in Bilder, und gibt dadurch dieſem eigentlich menſchlichen Intereſſe eine ungemeine Faßlichkeit und Eingang in die Seele der Menſchen; das Göttliche aber bleibt immer nur durch den reinen Begriff gegeben. Daß nun in der göttlichen Comödie die Allegorie den höchſten Gott vor die Anſchauung bringen ſoll, iſt die Klippe, woran die Poeſie ſcheitert. Sehr oft reicht natürlich die Allegorie gar nicht aus, und das nackte ſcholaſtiſche Syſtem muß den Geiſt auf einer langen Brücke von einer Anſchauung zur andern hinüberführen. Der Dichter ſagt ſelbſt oft, er könne nicht ausdrücken, was er geſchaut; dies hilft der Poeſie und lebendigen Anſchauung nicht auf, ſondern läßt im Gegentheil jedesmal der Phantaſie des Leſers eine unangenehme Lücke im Verfolg des Dichters. Im Allgemeinen aber iſt immer der Gegenſtand zu geiſtig, zu ſehr Begriff und zu wenig innere Anſchauung, ſo daß die Schwäche und das Unvermögen der Allegorie, ihn darzuſtellen, um ſo greller vor die Augen tritt. Wir erinnern nur an die Allegorie der Lea und Rahel, welche dem im irdiſchen Paradies ankommenden Dichter die Seligkeit der frommen Werkthätigkeit und der Gottesbetrachtung veranſchaulichen ſollen. Die Eine pflückt beſtändig Blumen, ſchmückt ſich damit und betrachtet ſich im Spiegel, die Andere ſchaut bloß in

den Spiegel. Dies kann alles Andere ebenso gut wie jene abstracte Idee bedeuten.

Hiernach ist es natürlich, daß im Purgatorio eine starke Abnahme des poetischen Schwungs bemerklich ist. Die schönen, echt poetischen Stellen gehören eigentlich nicht zur Handlung, wie im 5. Gesang die prachtvolle, erhabene Schilderung von dem Tod des Buonconte von Montefeltro (man erblickt bei der jedesmaligen Rückkehr des Dichters zum Historischen seinen unbezweifelten Beruf zum erhabenen Epos, woraus ihn leider der Geist seiner Zeit verdrängt hat), und im 6. Gesang die schöne Apostrophe an Italien und Florenz, die eigentlich den Gang der Handlung über die Gebühr aufhält; denn nachdem man die lange Tirade von beinahe hundert Versen gelesen hat, sind die Dichter Sordello und Virgil immer noch in der vorigen Umarmung begriffen. Auch das Interesse für die Personen vermindert sich bedeutend. Ihre lebhafte Hoffnung auf Erlösung macht sie theilnahmlos gegen ihre jetzige Existenz; sie sind nur in dem peinlichen und leeren Zustand des Uebergangs und Wartens, der den Leser selbst ungeduldig macht, und Virgil's häufiger Zuruf des Weitereilens wird gewiß von Jedem getheilt, obgleich er in anderm Sinn gemeint ist. Die Oede wird noch schrecklicher dadurch, daß die Dichter auf ihrem einsamen Weg Zeit genug haben, sich in subtile scholastische Disputationen über theologische und metaphysische Gegenstände zu verirren, die gewiß damals höchst willkommen waren, aber jetzt nur noch die peinliche Erinnerung an einen krankhaften Zustand geben, aus dem sich die Menschheit nur mit großer Anstrengung befreit hat. Sie müssen daher das Schicksal der Scholastik überhaupt theilen. Der Anblick des irdischen Paradieses wird besonders dadurch verdorben, daß bei jedem Tritt, bei jedem Blick, jeder Erscheinung die Anschauung durch den Gedanken an eine Allegorie gehemmt ist, welche sich ohnedies in den unklaren Visionen des Alten Testaments und der Offenbarung verliert. Die lange Rede Beatricens mangelt ebenfalls der Klarheit, da sie bald als Dante's Geliebte, bald als Theologie spricht.

Im Paradies ist denn ganz alle menschliche Natur zu Ende und nur das rein geistige Ueberschwengliche der Gegenstand, daher die Poesie eigentlich aufhört und den Visionen und Schwärmereien

der Heiligen, beſonders des Thomas, Bonaventura und Bernhard, Platz macht. Der heilige Thomas führt auch lange allein das Geſpräch, und zuletzt wird der heilige Bernhard an Beatricens Stelle der Führer und Erklärer Dante's. Hier iſt die Lehre der Kirche die Hauptſache, jede Erſcheinung dient nur dieſer Lehre als Symbol, und zwar ſo untergeordnet, daß wir nicht die geringſte Anſchauung erhalten. Der Dichter ſieht die verſchiednen Seelen auf den ſieben Planeten vertheilt, er ſieht ſie aber nur ſymboliſch da, denn ſie ſind geiſtig im ganzen Himmel. Da ſie alſo gar keinen eigentlichen Aufenthalt haben, ſo wird uns dieſer auch nicht beſchrieben. Wir gelangen von Planeten zu Planeten, und erfahren weiter nichts davon, als daß er figürlich die Verſchiedenheit der Heiligen und Seligen repräſentirt. Die Sehnſucht iſt der Weg des Dichters und die Kraft, die ihn vorwärts bewegt, und nur ein verſchiedner Grad von geiſtigem Licht offenbart ihm, daß er an einem andern Ort iſt, wo eine andere Art von Tugend figürlich belohnt wird. Die unterſte Stufe der Seligkeit wie die höchſte beſtehen aber nur in dem ſeligen Schauen Gottes und der reinen Ergebung in ſeinen Willen. Alles der Kirchenlehre durchaus angemeſſen, Alles ſehr ſinnreich, gelehrt und erhaben angeordnet, aber durchaus unpoetiſch. Das Ganze der Hauptſache iſt eine gereimte Zuſammenſtellung des damals gültigen ſcholaſtiſch-theologiſchen Syſtems und der damals, aber auch nur damals, hochgeehrten heiligen Viſionen, welche alſo in je größerer Entfernung ein deſto ſchwächeres Intereſſe darbieten muß.

Die Divina Commedia ward gleich nach ihrem Entſtehen ſchnell verbreitet, und fand überall eine gerechte Anerkennung und Bewunderung, welche bis heute nicht ab-, ſondern eher zugenommen hat. Denn mit Recht iſt der Italiener ſtolz auf ein Kunſtwerk, welches ſeiner Sprache und ſeinem Genius im Ausland den größten Ruhm ſichert. Doch auch ohne dieſe Rückſicht ward das Gedicht gleich von Anfang an mit Begeiſterung aufgenommen, denn es berührt die tiefſten Saiten des damaligen Lebens. Wir bemerken dies hauptſächlich an der unzähligen Menge Commentatoren, welche daran ihre Gelehrſamkeit erſchöpften, und an der unendlichen Reihe von Ausgaben, welche die öffentlichen und Privatbibliotheken Italiens füllen. Ja der Antheil an dieſem Nationalwerk ward ſo allgemein, daß in mehren Städten eigne

Lehrſtühle zur öffentlichen Erklärung der Divina Commedia errichtet wurden. Florenz machte hierin den Anfang, und ſetzte durch ein Decret vom 9. Auguſt 1373 einen jährlichen Gehalt von hundert Goldgulden dafür aus. Das Amt ward dem Boccaccio, dem berühmten Nebenbuhler Dante's in der Gründung der Sprache, übertragen, welcher nach einigem Bedenken ſeine Vorleſungen am 3. Oktober deſſelben Jahrs in der Kirche S. Stefano, unweit des Ponte Vecchio, begann. Er kam in ſeinen ausführlichen und gelehrten Erklärungen leider nur bis zu Inferno XVII, 17, bis zu welcher Stelle auch nur ſein gedruckter Commentar in zwei dicken Bänden reicht. Der Beſchluß des Stadtraths hatte jene Beſoldung eigentlich nur auf ein Jahr feſtgeſetzt; allein der Beifall an dieſen Vorleſungen und das Intereſſe an dem Gedicht wuchs in ſolchem Maße, daß nach Boccaccio's Tod, 1375, noch eine lange Reihe von Erklärern auftrat, worunter manche berühmte Namen vorkommen, wie Filippo Villani, Mario Filelfo ꝛc. Andere Städte ehrten den Dichter auf gleiche Art; in Bologna las Benvenuto de' Rambaldi da Imola vom Jahr 1375 an zehn Jahre lang ſeinen berühmten Commentar, in Piſa Bartolo da Buti, in Venedig Gabriello Squaro von Verona, in Piacenza Filippo von Reggio.

Unter den älteſten Bearbeitern und Auslegern der Divina Commedia werden Dante's Söhne, Pietro und Jacopo genannt, obgleich wenigſtens von dem Erſtern nie etwas bekannt geworden iſt. Unter allen Commentaren, welche Tiraboſchi (Lib. III, cap. II. §. 10) aus jener Zeit anführt, verdient hier der von allen folgenden vielfach citirte und benutzte des Ungenannten (l'Anonimo) vom Jahre 1334 Erwähnung. Im Jahr 1350 vereinigte der Erzbiſchof von Mailand, Giovanni Visconti, ſechs der gelehrteſten Italiener, zwei Theologen, zwei Philoſophen und zwei Florentiner zur gemeinſchaftlichen Bearbeitung der Comödie, unter welchen auch der berühmte Commentator Jacopo della Lana geweſen ſein ſoll. Auf dem Concilium zu Conſtanz, im Anfang des 15. Jahrhunderts füllten die Geiſtlichen ihre Mußeſtunden mit dem Studium des Dante'ſchen Gedichtes aus, und einer derſelben, Giovanni da Serravalle, Biſchof von Fermo, unternahm eine Ueberſetzung und Erklärung deſſelben in lateiniſcher Proſa. Ueberhaupt konnten, da in dieſem Jahrhundert das Studium der Alten vor-

herrſchend in Aufnahme kam, die Gelehrten ſchon von Giovanni da Virgilio und Petrarca an durchaus ſich nicht in die italieniſchen Terze Rime finden, und ſuchten häufig dem erhabenen Gedicht ihrer Meinung nach durch lateiniſche Uebertragungen eine würdigere Form zu geben. Im 16. Jahrhundert gingen die Unterſuchungen über das Gedicht mehr ins Kleinliche, die Akademiker von Florenz hielten lange Disputationen über einzelne Verſe und Ausdrücke, und dieſe Sucht hat ſich bis heute noch nicht gelegt, ſo daß mancher Vers einen ganzen Schweif von vielſeitigen Auslegungen, Kritiken dieſer Auslegungen und wieder Antikritiken nach ſich zieht. Noch mehr zeigt ſich dieſer Kleinigkeitsgeiſt in dem in demſelben Jahrhundert entſtandenen hitzigen Streit über den Vorzug Dante's oder Homer's, der mit allen Controverſen, Vertheidigungen, Angriffen, Entgegnungen eine ganze Bibliothek füllen würde. Durch alle dieſe vereinzelten Bemühungen wurde das Verſtändniß Dante's nicht gefördert, und die beſten Commentare ſind immer die älteſten aus einer Zeit, welche noch einer großartigen Auffaſſung des Ganzen fähig war, und viele der neueſten, welche jener durch eine geſunde Kritik zu Hülfe kommen. Dagegen warf ſich der Eifer der mittlern Ausleger hauptſächlich auf die myſtiſchen Elemente, die letzte Kraft der unterliegenden Scholaſtik raſte in den Köpfen, und klammerte ſich mit Angſt an die letzten Stützen an. In Dante's großem Gedicht glaubte man ſie in ewiger Jugend erhalten zu können, und mit wahrem Behagen wurde die Myſtik durch neue Myſtik noch trüber gemacht und jeder Vers zur Allegorie verzerrt, um dem ſchon todten Syſtem einige neue Säfte zu geben. Daß hierüber die ganze Commedia nicht unterging, zeugt für den poetiſchen Werth derſelben.

Sechster Abschnitt.

Petrarca.

Wir übergehen kurz die unberühmten Dichter unter Dante's Zeitgenossen, deren Namen sich vollständig bei Tiraboschi, Quadrio und besonders Crescimbeni finden, welcher Letztere mit besonderer Gewissenhaftigkeit auch nicht den unbedeutendsten Sonettenschmid vergessen hat. Ihre Werke erinnern ganz theils an die Troubadours, theils an die mystisch-philosophischen Gedichte der ersten Italiener, und tragen also das Gepräge, welches die italienische Poesie in ihren Werken zweiten und niedern Ranges bis auf den heutigen Tag nie ganz verlassen hat. Unter ihnen sind höchstens drei zu bemerken: Francesco da Barberino, ein Toskaner und Schüler Brunetto Latini's. Sein Hauptgedicht ist: Documenti d'Amore, in verschiedenem Versmaß und schlechtem, oft ganz provenzalischem Styl geschrieben, obgleich ihn die Crusca in ihrem Wörterbuch als Klassiker citirt. Das Gedicht steht, wie in jener Zeit häufig, ganz im Gegensatz zu seinem Titel, denn es giebt einen gelehrten Traktat über Moralphilosophie in zwölf Theilen, deren jeder über eine bestimmte Tugend und die ihr zugemessene Belohnung handelt, ganz im Geist der Zeit und Sinn der Scholastik. Der berühmteste unter diesen Dichtern ist Cino von Pistoja, der beste Vorgänger Petrarca's und Freund Dante's, welcher an mehren Orten seiner Werke mit großer Achtung von ihm spricht. Cino ist ganz besonders in seinen Gedichten ein echter

Sohn ſeiner Zeit; Liebe und Galanterie wechſeln mit höchſt dunkeln myſtiſchen Betrachtungen und Viſionen. Doch ſind manche Sonette der erſtern Art durch Grazie, ſinnvolle Züge und ſchönen Versbau ausgezeichnet, und Petrarca verdankt ihm Vieles, was er auch durch ein Sonett, worin er Cino's Tod beweint, gebührend anerkennt. Endlich hat Dante's Divina Commedia auch einen toskaniſchen Dichter, Boniſazio degli Uberti von Florenz, zur Nacheiſerung, theilweiſe zur Nachahmung erweckt. Sowie Dante eine Reiſe durch die großen Reiche des Weltgerichts beſchreibt, ſo fingirt dieſer eine Wanderung durch die ganze Welt in einem weitläufigen Gedicht, Dittomondo, einem Werk, welches nach Filippo Villani ein ſehr angenehmes und nützliches Buch für diejenigen iſt, welche den Umfang und die Lage des Weltalls zu wiſſen ſtreben, welches aber nach Tiraboſchi eine große Verwirrung und viele Widerſprüche zeigt. Wir gehen daher, ohne uns weiter dabei aufzuhalten, zu einem Manne über, welcher einen außerordentlichen Einfluß auf die italieniſche Poeſie ausgeübt hat.

Petrarca iſt einer von jenen ſonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müſſen; ein Mann, der in ſeinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches wirkliches Verdienſt hatte; ein Mann, den der Schein unter ſeinem Volke zum höchſten Grade des Ruhmes erhob, den die Nachwelt ohne ſein ſcheinloſes ſtilles Verdienſt wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen ſchmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoeſie feindliche und widerſprechende Element der alten Klaſſiker eifrig hegte; ein Mann, der in ſeinen Schriften in die Politik ſpielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geiſtlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in ſeinen Schriften die glühendſte Vaterlandsliebe zum Beſten gab, aber nie in ſeinem Vaterland war und nichts dafür gethan hat, der nach ſeinem Charakter und poetiſchen Genie unendlich tief unter Dante ſteht, und leider einen unendlich größern Einfluß auf die italieniſche Poeſie gehabt hat.

Petrarca's Familie war aus Florenz gebürtig. Sein Vater

hieß eigentlich Pietro Petracco oder Petraccolo (der Sohn verwandelte dieſen Namen dem Schein zu Liebe in den wohlklingendern), und war Notar in Florenz, und ſeine Mutter Eletta Canigiani. Beide wurden in demſelben Jahre wie Dante, 1302, aus der Vaterſtadt verbannt, und begaben ſich nach Arezzo, wo ihr Sohn Francesco am 10. Juli 1304 geboren wurde. Bald darauf wurde die Mutter aus dem Exil zurückgerufen, und hielt ſich ſieben Jahre lang in Anciſa, unweit Florenz, auf, worauf ſie zu ihrem Gatten nach Piſa zog. Als aber im folgenden Jahre durch des Kaiſers Heinrich VII. Tod die Partei der Weißen, zu welcher Petracco gehörte, die Hoffnung, zur Macht zu gelangen, gänzlich verlor, verließ dieſer ſein Vaterland für immer, und ging mit ſeiner Familie nach Avignon, um an dem Hof des Papſtes Clemens V. eine Stelle zu ſuchen. Das theure und luxuriöſe Leben in dieſem Babylon bewog ihn aber, ſeine Familie von ſich zu trennen, welche ſich in der naheliegenden kleinen Stadt Carpentras einrichtete. Theils hier, theils in Avignon erhielt nun Francesco ſeinen Unterricht, und ward in die Grammatik, Dialektik und ſo früh ſchon auch in die Rhetorik eingeweiht, von welcher er an dem dortigen Hofe die ausgedehnteſte Anwendung ſah, und die nachher ſo weſentlich in ſeine Natur überging, daß er ihr die größten Opfer brachte. Als ſeine Vorbildung vollendet war, wünſchte ſein Vater, daß er das Studium der Rechte ergreifen möchte, weil er darin das beſte Mittel zu ehrenvollem Auskommen ſah, und ſchickte ihn daher auf die Univerſität Montpellier. Hier war aber das junge dichteriſche Gemüth in dem klaſſiſchen Land der Troubadours ſo ganz in ſeinem Element, und ſog die Herrlichkeiten des Ritter- und Sängerlebens ſo mächtig in ſeine reizbare Phantaſie ein, daß ihm die trockne Wiſſenſchaft unmöglich mehr behagen konnte. Er wurde mit ganzer Seele Troubadour, und iſt derſelbe auch immer geblieben. Er hat dieſe Sänger auch nicht an Großartigkeit des Sinns und Gedankens übertroffen, ſondern allein an größerer Ausbildung der Form und äußern Erſcheinung, welche überhaupt das Studium ſeines Lebens war. Der Grund, den er ſelbſt von ſeinem Widerwillen gegen das Rechtsſtudium für die Nachwelt zurecht gelegt hat, ſcheint mir auch nur von dieſer Liebe zum Schein diktirt und eine Heuchelei zu ſein, da ſein ganzes

Leben, ſeine ſchlechten Bekanntſchaften und Freundſchaften mit den hier zur Schau ausgeſtellten Geſinnungen im grellſten Widerſpruch ſtehen. Denn er ſagt in ſeinem Brief an die Nachkommenſchaft, daß ihm die Autorität der Geſetze allerdings gefiele, aber die Unbilligkeit der Menſchen ſie verdorben hätten, und er nicht über ſich gewinnen könne, eine Wiſſenſchaft zu erlernen, von welcher er einen ſchändlichen Gebrauch machen müſſe, und doch kaum einen ehrlichen Gebrauch machen könne, wenn er nicht für unwiſſend gelten wolle. Er legte alſo dieſe bald bei Seite, gab ſich ganz den poetiſchen Eindrücken der Gegenwart und ſeiner Umgebung hin, und ſtudirte dabei mit großem Eifer Virgil und die rhetoriſchen Schriften des Cicero. Dabei wurde er aber einmal von ſeinem Vater, der von ſeinen Abſchweifungen gehört hatte, überraſcht. Alle Winkel ſeines Zimmers wurden durchſucht, die alten Redner und Dichter entdeckt und ins Feuer geworfen. Nur durch Francesco's klägliches Jammern bewegt, zog der Vater einen ſchon halb verbrannten Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen und erlaubte dieſe beiden Werke dem Sohne zu gelegentlicher Erholung. Mit deſto größerem Eifer warf ſich aber dieſer nun auf das Studium der römiſchen Dichter, und ſetzte es nach einem vierjährigen Aufenthalt in Montpellier noch drei Jahre auf der Univerſität zu Bologna fort, wo er zugleich den Grund zu der ungemeinen Ausbildung ſeiner italieniſchen Sprache legte. Am Ende dieſer Epoche erfuhr er den Tod ſeiner Eltern, und kehrte mit ſeinem Bruder Gherardo 1326 im zweiundzwanzigſten Jahre ſeines Alters nach Avignon zurück, wo er ſein Erbe durch Treuloſigkeit der Teſtamentsvollſtrecker ſehr geſchmälert fand.

Beiden Brüdern war kein anderer Ausweg übrig, als in den geiſtlichen Stand zu treten. Der jüngere, Gherardo, blieb dieſem getreu, und verſchwindet bald aus der Geſchichte in einem Kloſter. Francesco aber hatte dieſe Laufbahn bloß zum Schein ergriffen, ſein weltlicher Sinn, ſeine furchtbare Eitelkeit und ſeine Leidenſchaft für das andere Geſchlecht erregten einen immerwährenden Kampf gegen die Pflichten und Aufopferungen, die ſein Stand erforderte, die ihm übrigens das Beiſpiel ſeines Oberhirten und des ganzen Hofs zu Avignon in hohem Grad erleichterte. In dieſe verdorbene Sphäre trat er im zweiundzwanzigſten Jahre,

in der vollen Thätigkeit einer ſinnlichen Jugend ein, die Phantaſie erfüllt von dem üppigen Leben und den Liebeständeleien der Provenzalen, ohne ein ernſtes Amt, das ſeine geiſtige Kraft erweckt und geübt hätte, ohne einen ernſten nähern Lebenszweck, nur geleitet vom Genuß der Gegenwart und ſeiner unerſättlichen Eitelkeit. Ein angenehmes Aeußere, Feinheit im Betragen, das Talent zu ſchmeicheln und eine ſophiſtiſche Beredſamkeit führte ihn bald in die höhern Kreiſe ein, machte ihn bei Geiſtlichen und Weibern beliebt und verſchaffte ihm Gönner und Freunde. Unter die Letztern konnte er beſonders den Biſchof von Lombez, Jacopo Colonna, rechnen. Dieſer hatte in Rom die Rechte des Papſtes gegen den dort anweſenden Kaiſer Ludwig von Baiern auf öffentlichem Platz vertheidigt und die gegen den Letztern geſchleuderte Bannbulle verleſen, und war für dieſe kühne That von Johann XXII. mit dem Bisthum belohnt worden. Er war bald nach Petrarca nach Avignon gekommen, mit dieſem von gleichem Alter, und eine gleiche Geſinnung kettete bald Beide durch eine enge Freundſchaft an einander. Durch ihn hätte Petrarca in ſeinem Stand bald zu hohen Würden gelangen können, aber er ſcheint es, wie er denn auch ſpäter alle Aemter und bindende Pflichten haßte, eher vermieden, und ſich in ſeiner großen Freiheit in jener zügelloſen Welt beſſer gefallen zu haben. In dieſer fand er denn auch die ſo berühmt gewordne Laura, Tochter des Audeberto de Novel, eines angeſehnen Mannes in Avignon, geboren 1308, und ſeit 1325 Gattin des Hugo de Sade. Die Bekanntſchaft wurde in der Kirche St. Chiara am 6. April 1327 gemacht, und der Eindruck dieſer Schönheit auf Petrarca's entzündbares Herz war ſo außerordentlich, daß er ihr einundzwanzig Jahre lang treu geblieben ſein ſoll. Ueber dieſe Liebe wird ſehr verſchieden geurtheilt, vorerſt der Gemahl der Geliebten faſt allgemein ein roher und eiferſüchtiger Mann genannt, obgleich ihm doch nicht zu verargen iſt, wenn ihm die zudringliche Liebe eines feurigen Geiſtlichen zu ſeiner Frau im höchſten Grade unbequem war; dann ſchildern einige Petrarca's Liebe als eine geiſtige, platoniſche, welche nur Laura's Tugenden zum Gegenſtand gehabt, Andere glauben, daß Petrarca ſich mit dieſer Liebe nur in ſeinen Verſen beſchäftigt habe. Jedenfalls kam Laura dieſer Leidenſchaft geſchmeichelt entgegen, und wußte mit weiblicher

Schlauheit auch die Eiferſucht des Gemahls zu beruhigen. Petrarca durfte ſie nicht in ihrem Haus aufſuchen, ſondern Beide begegneten ſich, mit deſto geringerem Anſchein von Gefahr, bei andern Frauen, in öffentlichen Geſellſchaften und Feſten, bei ländlichen Spaziergängen, und ſo oft des Liebhabers Zudringlichkeit ruchbar wurde, ſtellte ſich Laura für einige Zeit zurückgezogener, verſchloſſener und ſtrenger.

Daß Petrarca's Leidenſchaft wenigſtens im Anfange eine wahre und ſinnliche geweſen, geht aus ſeinen Briefen und lateiniſchen Werken hervor; allein er ſchmeichelte und täuſchte ſich ſelbſt, daß ſeine Liebe eine unſchuldige und rein geiſtige ſei, und in dem Brief an die Nachwelt täuſcht er auch dieſe. Seine und Laura's Liebe war ohne Zweifel in der erſten Zeit wahr, aber ſie hatte gleich von Anfang an etwas Ungeſundes, Giftiges in ſich durch das bindende Verhältniß beider Perſonen, ſelbſt wenn wir das allgemeine Beiſpiel damaliger Sittenloſigkeit im Schooß der Kirche zur Entſchuldigung gelten laſſen wollten. Seine Sonette verſchafften ihm bald die Bewunderung der Großen, und ſo riß ihn die Eitelkeit immer tiefer in dieſe Leidenſchaft, und die Eitelkeit und das ſchlaue Betragen der Laura hielt ihn allein darin feſt. Daß aber ſeine Liebe nicht jene wahre und aufrichtige Begeiſterung war, die jeden großen Geiſt erhebt, ſondern nur eine ſinnliche Troubadourtändelei, ſieht man aus der größten Zahl ſeiner Sonette, die ohne Sinn und Gehalt bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet waren. Wie ganz anders erſcheint uns Dante's Liebe, wie klar und aufrichtig, wie erhebend in ihren Wirkungen, wie entfernt von aller Eitelkeit und Jagd nach Effekt, daher er mit Recht dem Buonagiunta die Lehre geben konnte, Purg. XXIV, 52.

Jo mi son un, che, quando
Amore spira, noto, e a quel modo,
Che detta dentro, vo significando.

Dante freute ſich aber auch ſpäter noch ſeiner Jugendbegeiſterung und hatte guten Grund dazu, da ſie ſeinen erhabenen Geiſt nur zur Baſis, zur Belebung, zum Medium mit der Welt diente, ihn aber nie herabzog, während Petrarca ſich ſchon der eingeſtandenen Sinnlichkeit und ihrer Folgen ſchämte, und ſich erſt beru-

higte, als er erfuhr, daß ſeine Sonette den größten Effekt gemacht hätten. Dieſe Sonette können übrigens ſo wenig überzeugen, als die Unzahl von Almoſen und Seelenmeſſen, die er nach Laura's Tod zu ihrer Rettung verordnete, von ſeiner Aufrichtigkeit zeugen, da er ſie im Gegentheil überall als Heilige und des Paradieſes theilhaftig erklärt. Die Briefe und übrigen Stellen ſeiner Werke, worin er ſich ſpäter wegen dieſer Liebe anklagt, halte ich auch nur für den Schein berechnet, wodurch er ſich in eitler myſtiſcher Selbſttäuſchung vor ſeinem Gewiſſen, beſonders aber vor der Welt Genüge thun will. Denn bald ſagt er, er ſchmeichle ſich, daß ſeine Liebe unſchuldig und ehrbar ſei, dann gibt er wieder in dem dritten ſeiner Dialoge mit dem heiligen Auguſtin zu erkennen, daß er ſich doch getäuſcht habe, und verlangt von dieſem Hülfe, um ſich aus dem Abgrund zu retten. Solche Inconſequenzen bringt kein wahres und aufrichtiges Gefühl hervor, und ſchon die poetiſche Einkleidung, der rhetoriſche Wortſchwall, die Berechnung des Effektes läßt an der Aufrichtigkeit zweifeln. Noch mehr beſtärkt in dieſen Gedanken die Art von Beichte, die er dem Auguſtiner Pater Dionigi da Borgo S. Sepolcro, Profeſſor an der Univerſität Paris, ſchreibt, beſonders das Ende des Briefs, worin Alles für den Schein berechnet iſt. Nachdem er lange mit beſtändiger Hinweiſung auf den heiligen Auguſtin von ſeiner Reue und ſeinem Verſprechen, Alles zur Ehre Gottes zu thun, geſprochen hat, ſchließt er mit Betheuerungen ſeiner Aufrichtigkeit, die uns gerade die Zweifel erweckt haben: „Du ſiehſt alſo, geliebteſter Vater, wie ich dir nicht das Geringſte verbergen will, da ich dir mit Aufrichtigkeit nicht nur mein ganzes Leben, ſondern auch alle meine Gedanken dargelegt habe, um welcher Willen ich Gott um Gnade bitte, daß ſie einmal beſtändig und feſt werden, und daß ſie nach einem ſo langen Umherſchweifen auf ſo vielen Gegenſtänden ſich endlich zu dem wenden, was das einzige, wahre, beſtändige und ſichere Gut iſt" (Famil. L. IV, ep. 1).

Man ſagt, Petrarca habe, um ſich von ſeiner Liebe zu zerſtreuen, das Mittel häufiger Reiſen angewandt. Ob gerade dies der Grund ſeiner ewigen Wanderungen war, mag dahingeſtellt ſein; gewiß iſt, daß er an allen Höfen, bei allen Großen und Tyrannen, welche glänzend lebten, von welcher Art ſie auch ſonſt

geweſen ſein mögen, herumzog, bei allen Feſten und bemerklichen Aufzügen zugegen war, und überall, wo etwas in die Augen Fallendes gethan wurde, ohne ſelbſt viel zu thun, doch auch zu figuriren ſuchte, und wir ſchreiben dies eher einer gewiſſen Unruhe zu, womit ihn ſeine gränzenloſe Eitelkeit quälte.

Zuerſt hielt er ſich im Sommer 1330 bei dem Biſchof Jacopo Colonna in Lombez auf, wo er ſich mit dem Römer Lello di Stefano, dem er in ſeinen Briefen den Namen Lälius gab, und mit dem Flamänder Ludovicus, wegen ſeines ernſten Charakters von ihm Sokrates genannt, befreundete. Doch bald kehrte er wieder nach Avignon zurück, und der Biſchof machte ihn dort mit ſeinem Bruder, dem Kardinal Giovanni Colonna, bekannt, der von da an ſein wichtigſter und vornehmſter Gönner wurde, und ihm die ganze Familie, ſelbſt das Haupt derſelben, den alten Stefano Colonna, befreundete. Eine gleiche Vergötterung der eingebildeten Größe Italiens oder vielmehr des alten Roms hatte in Beiden eine ſolche Uebereinſtimmung der Geſinnungen hervorgebracht, oder der ſtets vorſichtige Petrarca wußte ſo gut in die ſtereotypen Ideen des alten römiſchen Tyrannen einzugehen, daß das gute Verhältniß zwiſchen Beiden, ſelbſt nicht durch den tollen Feldzug Cola Rienzi's gegen den römiſchen Adel, woran Petrarca anfangs großen Theil hatte, geſtört wurde. Ohne eine ſolche Geſchmeidigkeit Petrarca's läßt ſich dieſe lange Freundſchaft nicht erklären, da die Ideen, die er über die Beglückung Italiens ſo oft zur Schau ausſtellt, keineswegs die eines Feindes des Friedens und der bürgerlichen Ordnung ſein konnten.

Im Jahr 1333 fand er von Neuem nöthig, ſich aus den Schlingen ſeiner Liebe durch eine größere Reiſe zu befreien. Er ging nach Paris, wo er ſich alle Merkwürdigkeiten, beſonders die Univerſität und ihre Anſtalten genau beſah, dann über Gent, Lüttich, Aachen, Köln und Lyon wieder nach Avignon zurück. Hier traf er ſeinen Freund, den Biſchof Colonna, nicht mehr an; dieſer war nach Rom gereiſt, um an dem verderblichen Kampf ſeiner Familie gegen die Urſini Theil zu nehmen. Auch ſeine Laura fand er ſtreng und zurückhaltend. Er irrte daher, von einer gewiſſen Leere gepeinigt, in der Einſamkeit, beſonders in der durch ihn europäiſch berühmt gewordnen Gegend von

Vaucluſe, umher, und ſtillte ſeine Sehnſucht durch Sonette und Canzonen. Da er indeſſen auch hierdurch nicht die gehoffte Erleichterung fand, verfiel er in theologiſche Schwärmereien, und beichtete einem Freund in Paris, dem ſchon genannten, ſehr gelehrten Auguſtiner Dionigi, ſeinen ganzen Kummer, der ihn aber auch nicht zu heben vermochte. Aus dieſem Zuſtand wurde er durch zwei vom Papſt beabſichtigte Unternehmungen geweckt, die aber beide nicht zu Stande kamen, durch die ſonderbare Idee eines neuen Kreuzzugs und den Ueberzug des päpſtlichen Hofes nach Rom. Petrarca, der nicht leicht eine Gelegenheit mitzureden entgehen ließ, erfaßte mit beſonderm Eifer die erſtere Idee, wozu ihn vielleicht alte provenzaliſche Erinnerungen und die Berechnungen ſeines neuen Standes bewogen haben mögen, und dichtete darüber an ſeinen Freund Jacopo Colonna eine feurige Canzone.

Der Tod Johann's XXII. und die Nachfolge Benedict's XII., 1334, war der Zeitpunkt, wo Petrarca anfing, ſich eifriger in die Politik einzumiſchen, das heißt, bald in Verſen, bald in Briefen ſich an Kaiſer, Päpſte und andere Große zu wenden, ihnen die Unterdrückung und Zerriſſenheit Italiens in glühenden Farben zu ſchildern, um ihr Mitleid und ihre Hülfe in Anſpruch zu nehmen. Damit täuſchte er die Welt auf eine unbegreiflich leichte Weiſe, während er ſein vergöttertes Vaterland nur dann ſah, wenn er bei deſſen Unterdrückern und Unruheſtiftern wohlleben und ſeiner Eitelkeit genug thun konnte. So galt er für den größten Patrioten ſeiner Zeit, während er doch eigentlich immer nur ſich im Auge hatte, kein Opfer für ſein Vaterland brachte, und hauptſächlich das Talent beſaß, allgemein widerhallende Saiten anzuſchlagen, große, national und populär ſcheinende Unternehmungen dem Ausſehn nach ſchnell zu den ſeinigen zu machen, und ihnen mit Briefen und Verſen, die er immer an die rechte Perſon richtete, voranzueilen. Vorerſt war der Wunſch in Italien allgemein, den heiligen Stuhl in Rom wieder beſetzt zu ſehen. Petrarca machte ſich alſo zum Organ deſſelben, und ſchrieb dem Papſt einen ausführlichen Brief in lateiniſchen Verſen, worin er ihn dringend auffordert, in das herrliche Italien zurückzukehren, und dort Frieden und Glück wieder herzuſtellen. Dieſe patriotiſche Declamation hielt ihn indeſſen bald

darauf nicht ab, bei demſelben Papſt die Sache eines jener heilloſen Unterdrücker ſeines Vaterlandes und Störer des Friedens mit allem Eifer und ſiegreich zu verfechten, als die Scaligeri den Azzo da Correggio nach Avignon ſchickten, um für ſich die Beſtätigung der Herrſchaft über Parma zu erhalten. Uebrigens hatte er ſich doch bei dem Papſte in Gunſt geſetzt, und wenn auch nicht für Italien, doch für ſich etwas erworben, indem er das Kanonikat von Lombez und die Anwartſchaft auf eine Präbende erhielt.

Gegen Ende des Jahres 1336 folgte er der Einladung des Biſchofs Jacopo Colonna, und reiſte über Marſeille zur See nach Rom. Als er bei Civitavecchia ans Land ſtieg, fand er die ganze Umgegend von den Miethtruppen der im Kampf begriffenen Colonna und Urſini beſetzt, und begab ſich daher nach dem Caſtell Capranica, von wo ihn der Biſchof von Lombez und ſein Bruder Stefano, damals Senator, nach Rom abholten. Hier ſchwelgte er im Anſchauen der Erinnerungen an die vergangene Größe Roms, welche die überſpannte Phantaſie jener Zeit auch noch in die Gegenwart zu verſetzen wußte. Hier auf dem Capitol mag ſich ſeine Eitelkeit an der Idee einer künftigen Dichterkrönung entzündet, und er bei den Colonna, die dabei beſonders thätig waren, manche Voranfragen und Verabredungen gehalten haben. Denn daß dieſe Krönung nicht ohne viele vorhergehende Anſtalten, Bündniſſe und Bearbeitungen zu Stande kam, wird ſich bald zeigen. Schon im Anfang des folgenden Jahres reiſte er wieder von Rom ab, und auf einem langen Umweg zu Lande nach Avignon zurück. Hier überraſchte ihn 1337 die Geburt eines natürlichen Sohnes, nicht von Laura, ſondern von einer andern Perſon in Avignon. Dieſer erhielt den Namen Giovanni. Seine Exiſtenz war lange Zeit den Biographen gänzlich unbekannt, da Petrarca, den Schein der Tugend zu wahren, ihn in ſeinen Briefen eigentlich nie als Sohn anerkennt, ſondern immer meus adolescens nennt. Der folgende Papſt, Clemens VI., ertheilte ihm 1348 ungeachtet der unehelichen Geburt die Erlaubniß, in den geiſtlichen Orden zu treten. In dem Breve wird er genannt Johannes de Petrarco, scolaris florentinus, natus de soluto et soluta. Er machte

übrigens ſpäter ſeinem Vater manchen Kummer, und ſtarb ſchon 1361.

Petrarca flüchtete ſich, wie gewöhnlich angegeben wird, um ſich von der Liebe zu Laura zu heilen, in die Einſamkeit nach Vaucluſe, wo er ſich ein Gut kaufte. Doch kehrte er häufig nach Avignon zurück, theils in Geſchäften, theils, wie ſein enthuſiaſtiſcher Verehrer Ginguené durchblicken läßt, durch liſtige Veranſtaltungen Laura's hingelockt, die ihn nicht gern verlieren wollte. In dieſem Aufenthalt verfaßte er den größten Theil ſeiner Werke, die meiſten italieniſchen Gedichte, wovon beſonders in dieſe Zeit die drei Canzonen auf Laura's Augen gehören (die ſechſte, ſiebente und achte Sammlung ſeiner Rime), welche ſchon damals und zu allen Zeiten in Italien großen Enthuſiasmus erregten, und gewöhnlich die drei Schweſtern oder die drei Grazien genannt werden; dann viele ſeiner lateiniſchen Briefe in Verſen und Proſa, viele lateiniſche Eclogen; dort ſchrieb er ſpäter auch ſein Buch, De vita solitaria, er, der an allen glänzenden Höfen umherzog, und De otio religiosorum, wozu er bei ſeiner Weltluſt und Eitelkeit am wenigſten berechtigt war. Das letztere ſchrieb er wenigſtens auch nicht zu eignem Nutzen, ſondern für die Fratres der Karthauſe Monteroſo, von deren behaglichem Stillleben er bei einem Beſuch entzückt worden war. Bei aller dieſer Beſchäftigung fand er indeſſen doch keine Ruhe vor ſeiner Liebe, die ihn, wahrſcheinlich zu viel genährt, fortwährend peinigte, worüber er ſich an ſeine Freunde beklagt. „Ich pflegte mich", ſchreibt er Famil. L. VIII, ep. 3., „in meiner Jugend nach Vaucluſe zurückzuziehen, in der Hoffnung, unter dieſen friſchen Schatten den Brand zu mildern; das Heilmittel ſelbſt verwandelte ſich mir in Gift. Das Feuer, das ich mitgenommen hatte, entzündete ſich dort wieder, und da in dieſer öden Einſamkeit Niemand war, der es mir löſchen half, ſo ward es immer ungeſtümer. So erfüllte ich, um es zu bändigen, umherziehend die Thäler und den Himmel mit meinen Klageliedern, welche jedoch Einigen lieblich ſchienen. So entſtanden meine jugendlichen italieniſchen Gedichte (er rechnet ſeine Jugend weit über das vierzigſte Jahr hinaus), über welche ich jetzt Reue und Schamröthe empfinde, welche aber doch bei Allen, die an demſelben Uebel leiden, im höchſten Grade beliebt ſind."

Aber in Vaucluſe legte er auch den Grund zu dem Werke, das ihn auf die Höhe ſeiner ehrgeizigſten Pläne führen ſollte. Im Jahr 1339 begann er ſein großes lateiniſches Epos, Africa, welches die Geſchichte des dritten puniſchen Krieges zur Grundlage und die Verherrlichung Scipio's und der römiſchen Größe zum Gegenſtand hat, und worin er nicht verſäumte, der allgemeinen Eitelkeit auf dieſen alten italieniſchen Ruhm nach Kräften zu ſchmeicheln. Er hatte kaum einen kleinen Theil dieſes Gedichts, welches allerdings in jener Zeit etwas Außerordentliches war, beendigt, ſo wußte er mit ſolcher Umſicht zu verfahren daß derſelbe mit ſeinen übrigen lateiniſchen Gedichten in Kurzem überall verbreitet war, worüber man bei der damaligen langſamen und beſchwerlichen Art des Abſchreibens allerdings erſtaunen muß. Der Anfang der Arbeit erregte einen ſolchen Enthuſiasmus, daß man den Dichter faſt göttlich verehrte. Dieſer Weihrauch genügte ihm aber nicht, ſondern ſein ganzes Streben zielte auf eine öffentliche und feierliche Krönung mit dem Dichterlorbeer auf dem Capitol zu Rom, und da ein ſolcher Plan bei dem unglücklichen verwirrten Zuſtand der Hauptſtadt, die eher zu einem blutigen Bürgerkrieg, als zu einem ſolchen friedlichen Feſte geneigt ſchien, beſonders ſchwer auszuführen war, ſo wurden alle Hülfsmittel, Freunde und Gönner in Bewegung geſetzt. Schon vorher hatte er in Briefen und Verſen die alte Lieblingsidee von der Weltherrſchaft Roms immer wach erhalten, und dabei auf jenes Recht der Dichterkrönung, als einen Theil der Herrſchaft, angeſpielt; auch in ſeinen Sonetten hatte er die Sehnſucht nach dieſer Ehre immer deutlicher durchblicken laſſen, und ſogar zu dieſem Zweck mehrmals Wortſpiele mit dem Namen Laura (Lorbeer) angewandt. Der Haupthebel war aber der König Robert von Neapel. Dieſer genoß wegen ſeiner Liebe zu den Wiſſenſchaften und ſchönen Künſten, mit denen er ſich angelegentlicher, als mit der Regierung beſchäftigte, eines ausgebreiteten Rufes durch ganz Europa, und hatte in ſolchen Dingen eine Hauptſtimme. Er war alſo der Mann, der hier allein trotz der kriegeriſchen Stimmung durchdringen konnte. Er mußte alſo mit dem Gedicht bekannt gemacht und für den Plan bearbeitet werden. Petrarca's Vertrauter, der Auguſtiner Pater Dionigi übernahm die Sendung, ging nach Neapel, und brachte durch ſeine Erzählungen und Lob-

preiſungen in dem alten König eine tiefe Ehrfurcht und Bewunderung für den Dichter hervor. Robert conſultirte nun ſogar Petrarca über ein Epitaphium, das er für das Grabmal ſeiner jüngſt verſtorbenen Nichte Clemenza, Wittwe Ludwig's X. von Frankreich, gedichtet hatte. Petrarca antwortete ihm mit dem Aufwand ſeiner ganzen rhetoriſchen Kunſt, mit den ſchmeichelhafteſten Lobſprüchen, und legte in dem Brief zugleich eine ſo tiefe Gelehrſamkeit und Philoſophie an den Tag, daß die Bewunderung des Königs immer mehr ſtieg. Jetzt hielt Petrarca wahrſcheinlich den König für reif für ſeinen Plan, denn er rückte nun ganz klar mit demſelben heraus, und ſchrieb an ſeinen Vertrauten Dionigi, daß er nach dem poetiſchen Lorbeer ſtrebe, ihn aber niemand Anderm verdanken wolle, als dem König Robert (Famil. Lib. IV, ep. 1. Nosti enim, quod de laurea cogito, quam, singula librans, praeter ipsum de quo loquimur regem, nulli omnino mortalium debere institui). Dieſer Entſchluß wurde dem König auf eine geſchickte Art beigebracht, und der Geſchmeichelte wandte nun ſeinen ganzen Einfluß in Rom an, um die Krönung bei dem dortigen Senat durchzuſetzen, wo indeſſen auch Petrarca's Freunde, die Colonna für dieſen Zweck thätig waren. So gelang es nach langer Beharrlichkeit, Mühe, Klugheit und Schmeichelei, alle Hinderniſſe zu überwinden, und am 23. Auguſt 1340 erhielt Petrarca in Vaucluſe den Brief des römiſchen Senates, worin dieſer ihn in ſchmeichelhaften Ausdrücken einlud, ſich nach Rom zu begeben, und den Lorbeerkranz feierlich in Empfang zu nehmen. Wenige Stunden darauf erſchien eine ähnliche Einladung von Roberto di Bardi, Kanzler der Univerſität Paris, einem Florentiner und genauem Freunde Petrarca's, der natürlich mit deſſen heißen Wünſchen bekannt war. So war alſo das große Ziel des eiteln Mannes erreicht, und Petrarca außer ſich vor Freuden. Doch obgleich alle ſeine Schriften von Vaterlandsliebe und Enthuſiasmus für die Größe Roms und Italiens überſtrömen, ſo wußte er jetzt doch nicht, welcher von beiden Einladungen er folgen ſollte, und entſchloß ſich erſt nach einer brieflichen Berathung mit dem Kardinal Colonna zu der Krönung in Rom. Doch eine feierliche und ceremonienreiche Krönung auf dem Capitol im Angeſicht und unter dem Jubel des ganzen römiſchen Adels und Volkes war ihm zu einfach. Es mußte ein

glänzender Hof mit in das Intereſſe gezogen werden, und ſo beſtand er darauf, vorher von dem König Robert in Gegenwart ſeines ganzen Hofes feierlich geprüft und des Lorbeerkranzes für würdig erklärt zu werden.

Der ſchwache Robert war ſo gut bearbeitet worden, daß er ſich zu der Thorheit bereit finden ließ. Petrarca reiſte 1341 nach Neapel, und ward mit den ausgeſuchteſten Ehrenbezeugungen aufgenommen; der König führte ihn ſelbſt in der ganzen Umgegend von Neapel herum, beſonders auch nach der Grotte Pauſilipo und dem vermeintlichen Grab Virgil's. Täglich waren ſie zuſammen, in Unterredungen über Poeſie, Geſchichte und Philoſophie, wobei Petrarca nicht verſäumte, ſeine überlegene Gelehrſamkeit geltend zu machen. Der König wollte nun auch das Gedicht kennen lernen, worum es ſich eigentlich handelte, und dem zu Liebe er die ganze Krönung hatte beſorgen müſſen. Petrarca las ihm den Theil vor, der bis dahin ausgearbeitet war, und Robert war davon ſo entzückt, daß er den Dichter bat, ihm das ganze Werk zu widmen, was dieſer auch verſprach, aber erſt nach des Fürſten Tode erfüllen konnte. Der Tag des Examens war endlich erſchienen, an welchem Petrarca mit ſeinem Wiſſen vor der ganzen cultivirten Welt einen feierlichen Lärm machen ſollte. Das Examen dauerte drei Tage lang von Morgen bis Abend in Gegenwart des ganzen Hofes über alle Gegenſtände damaliger Wiſſenſchaft, und am Ende deſſelben erklärte der König Robert feierlichſt den Dichter Petrarca des Lorbeerkranzes würdig, und ließ über das Examen und ſein Urtheil eine Urkunde ausfertigen. Er wünſchte, ihn mit eigner Hand in Neapel zu bekränzen, allein Petrarca hatte Gründe, die lange vorbereitete Krönung in Rom vorzuziehen; doch um dieſen wenigſtens durch Etwas an ſeinen Hof zu binden, gab er ihm den Titel eines königlichen Almoſeniers. Beim Abſchied ließ er ſich von Petrarca das Verſprechen geben, bald wieder nach Neapel zu kommen, nahm dann ſeinen eignen Mantel ab, und hing ihn jenem um, damit er ſich am Tage der Krönung damit ſchmücken ſolle.

Petrarca reiſte endlich von Neapel ab, und kam am 6. April 1341 in Rom an. Sein intimer Freund Orſo, Graf von Anguillara, Senator von Rom, hatte zu der Feierlichkeit den Oſtertag, 8. April, beſtimmt, wo das ganz ungewohnte Schauſpiel

eine ungeheure Menſchenmenge in die an dieſem Tag ohnedies ſehr bevölkerte Stadt lockte. Bei dem Aufzug auf das Capitol gingen vor Petrarca zwölf in Scharlach gekleidete Knaben aus den erſten Familien Roms, und hinter ihm an der Spitze des Stadtraths und einer langen Reihe vornehmer Römer der Senator Orſo, der ihm dann unter dem Zujauchzen der Menge den Lorbeerkranz auf das Haupt ſetzte. Die Ceremonie, deren Einzelheiten ſehr ausführlich bei dem Biographen Petrarca's, Abbate de Sade, nachzuleſen ſind, endigte mit einem Gaſtmahl, welches der Cardinal Stefano Colonna gab.

Höchſt befriedigt mit dem Erfolg ſeiner ehrgeizigen Bemühungen eilte Petrarca nach Avignon, um ſich dort in ſeinem neuen Glanze zu zeigen; aber er fand auf dem Wege ſo viel ſchmeichelhafte Ehrenbezeugungen, denen er nicht gern auswich, daß ſich ſeine Rückkehr bedeutend verzögerte. In Parma hatte ſein Freund, der ſchon genannte Azzo da Correggio die Herrſchaft, die er für ſeinen Neffen Martino della Scala verwalten ſollte, an ſich geriſſen, und war, indem er dem Volke Befreiung vorſpiegelte, deſſen Tyrann geworden. Bei dieſem gefiel ſich der für Italiens Freiheit und Größe (in ſeinen Verſen) glühende Petrarca ſo wohl, daß er ſich ein Haus in Parma kaufte, und faſt ein ganzes Jahr dort blieb, während ihn Azzo mit ſeinen Plänen zur Beglückung des Volks unterhielt und ihn um ſeinen Rath fragte. Auf deſſen Verwendung erhielt Petrarca die Würde des Archidiakonus an der Hauptkirche in Parma, und bald auch ein Kanonikat in Modena, das er ſpäter einem parmeſaner Freund abtrat. In dieſer Stadt beendigte er auch ſein großes Gedicht **Africa**, woran er vor der Krönung mehre Jahre gearbeitet hatte, nun in wenigen Tagen. Es ſcheint, daß der letzte Theil, der nach Erreichung ſeines Zweckes zu Stande kam, und mehr eine abzutragende Schuld als der Erguß ſeines poetiſchen Genius war, ihn nicht mehr recht zu intereſſiren vermochte. Und in der That hat er nach ſeiner Krönung nichts Großes mehr gedichtet.

Der faſt einjährige Aufenthalt in Parma war eine lange Ruhezeit für Petrarca, als ihm eine neue Ehre zugedacht wurde. Clemens VI. war auf Benedict XII. gefolgt, und die Stadt Rom erwählte eine Geſandtſchaft aus ihren angeſehenſten Bür-

gern, den bekannten Cola Rienzi, der durch eine gewiſſe populäre Beredſamkeit ſchon damals zu einigem Anſehn gelangt war, an der Spitze, um den neuen Papſt zu beglückwünſchen. Petrarca, der bei der Krönung das römiſche Bürgerrecht erhalten hatte, war einer der Gewählten, und ſchloß ſich in Parma der Geſandtſchaft an, welche beſonders auch einige Gunſtbezeugungen für Rom zu erlangen ſuchen und den Papſt dringend zur Rückkehr nach ſeiner alten Reſidenz auffordern ſollte. Cola Rienzi führte in der Audienz das Wort, und blieb mit Petrarca in Avignon, um fortwährend mit ſchwärmeriſcher Beharrlichkeit an ſeinem Zweck zu arbeiten. Auch Petrarca hatte, wie bei jeder in die Augen ſpringenden Gelegenheit, ſeine Verſe dazu gegeben, und durch eine höchſt rhetoriſche Schilderung der Ehrwürdigkeit Roms den Papſt zu bewegen verſucht, der aber das friedliche und üppige Leben in Avignon der ſchwierigen Regierung in Rom weit vorzog, und den Redner Cola Rienzi bald ganz vergaß. Frucht dieſer Geſandtſchaft war für Italien keine, für Petrarca aber das Priorat von Migliarino in dem Bisthum Piſa und der vertrautere Umgang mit dem Papſte, der den durch ſeine Krönung zur Macht eines Orakels gelangten und von Kaiſern und Königen geſuchten und geehrten Mann wahrſcheinlich einmal brauchen zu können hoffte.

In Avignon entzündete ſich von Neuem die Flamme für Laura, welche ihrerſeits gegen den mit ſolchem Lärm bekränzten Liebhaber weniger ſpröde geweſen zu ſein ſcheint, und ſich die Unterhandlungen ſeines Vertrauten, des Sennuccio del Bene, der in ihrem Haus Zutritt hatte, gefallen ließ. Wir lernen den Charakter des Dichters in dieſer Epoche ſeines Aufenthalts in Avignon ganz kennen, denn ſie war ausgefüllt von brieflichen Unterhaltungen mit ſeinen Freunden Lälius und Sokrates über den ärgerlichen Luxus und die Ueppigkeit des päpſtlichen Hofes, von rhetoriſchen Sonetten über ſeine verzehrende Leidenſchaft und unerſchütterliche Treue für Laura, von der Geburt eines neuen unehelichen Kindes, wahrſcheinlich mit der Mutter des erſten gezeugt, dabei von ſeinen ſchwärmeriſchen und myſtiſchen „Geſprächen mit dem heiligen Auguſtinus", welche der Welt die Ueberzeugung geben ſollten, wie ſehr er ſelbſt (in ſeinen Schriften) die Feſſeln ſeiner Sinnlichkeit zu zerreißen wünſchte, und worin

eben doch durchſchimmert, daß ſeine Liebe durchaus nicht ſo unſchuldig war, als der ſchlaue Liebhaber ſonſt immer den Schein zu geben weiß.

Im Jahr 1343 gab er ſich zu einer politiſchen Geſandtſchaft her, die auf ſeine Ehre entweder in Hinſicht auf ſeine Moralität oder ſeinen Verſtand einen häßlichen Flecken wirft. Der alte König von Neapel war geſtorben, und hatte das Reich ſeiner Enkelin, der jungen, leichtfertigen, mit dem ungariſchen Prinzen Andreas vermählten Königin Johanna überlaſſen, welche in den Lüſten der Ueppigkeit und Koketterie verſunken, gleichſam unter der Vormundſchaft des Dominikanermönchs Robert alle Greuel der Anarchie und Thronſtreitigkeiten über das Land hereinbrechen ließ. Der Papſt benutzte die Verwirrung, um ſeine alten Anſprüche an die Verwaltung von Neapel hervorzuſuchen, er annullirte alle Verordnungen des Königs Robert und alle Schenkungen der Johanna. Zuerſt ward Petrarca hingeſandt, um die ſchlechten Geſchäfte des Papſtes zu betreiben und die für Neapel noch verderblichern Unterhandlungen der Colonna zu unterſtützen. Er fand einen durchaus verderbten Hof, an deſſen Spitze die leichtſinnige, kokette und unzüchtige Königin ſtand. Allein dieſe junge Cleopatra wußte den vierzigjährigen Archidiakonus ſo ſchlau zu umgarnen, ſeiner Eitelkeit und Sinnlichkeit ſo fein zu ſchmeicheln, indem ſie ihm unter Anderm auch den von ihrem Großvater ihm verliehenen Titel neu beſtätigte, und ihren laſterhaften Charakter unter dem Schein von äußerer Bildung, Liebe zu Poeſie und Wiſſenſchaft ſo gut zu verdecken und myſtiſch zu verſchönern, daß der nur für äußern Schein empfängliche, myſtiſche und rhetoriſche Petrarca von ihr ganz entzückt war, und ſich faſt ein ganzes Jahr bei ihr gefiel, obgleich er in ſeinen Briefen an den Kardinal Colonna über den ganzen Hof und beſonders den dort herrſchenden Dominikaner Robert und deſſen Aeußeres ſich mit großer declamatoriſcher Entrüſtung ausläßt, wahrſcheinlich auch zur Beſchönigung ſeiner mißlungenen diplomatiſchen Sendung. Endlich ſandte der Papſt einen Kardinal als Stellvertreter, um der Verhandlung mehr Nachdruck zu geben, und Petrarca kehrte nach einem einjährigen Beſuch in Parma, Modena, Verona, an allen kleinen Tyrannenhöfen Norditaliens im Jahr 1345 nach Avignon zurück. Der Papſt empfing ihn ſehr

freundlich, und wollte ihn zu der Würde eines apoſtoliſchen Sekretärs erheben; aber Petrarca war nur empfänglich für Kanonikate, keineswegs aber für Aemter, welche eine geregelte, beſtändige und ernſte Thätigkeit verlangten, und ſchlug dieſe Würde ſowohl jetzt, als auch ſpäter aus, obgleich er kurz vorher Avignon theils aus Verdruß darüber verlaſſen hatte, daß ſeine dortigen Gönner nichts für ihn thäten.

Eine neue Begebenheit zog Petrarca's Aufmerkſamkeit in hohem Grad auf ſich, und er ergriff mit Eifer die Gelegenheit, die leichtgläubige Welt durch Briefe und Verſe mit ſeinem Patriotismus zu erfüllen. Der Schwärmer Cola di Rienzi, welcher ſeit jener Geſandtſchaft an den Papſt ziemlich unbemerkt geblieben war, und nur unter der Hand mit Petrarca ſeinen fanatiſchen Enthuſiasmus für die römiſche Republik genährt hatte, war bei der wachſenden Anarchie in Rom endlich dem Papſt von Johann Colonna als ein taugliches Werkzeug empfohlen worden, um dort das polizeiliche Anſehen wieder herzuſtellen. Der Papſt ſandte ihn auch wirklich mit Vollmachten unter dem Titel eines notario della camera di Roma nach dieſer Stadt, um das Volk für den Papſt zu gewinnen, und die übermächtige Ariſtokratie wieder in das Gleiſe zu bringen. Cola di Rienzi wiegelte das Volk gegen den geſammten Adel auf, erhitzte ſeine Phantaſie durch Erinnerungen an das Anſehen und die Wichtigkeit der Plebejer unter den Kaiſern bis zur Raſerei, ſtieg in raſchem Erfolg bis zu der Macht eines Tribuns und Dictators, und ward aus einem Ordner des Staats ſein ärgſter Tyrann. Petrarca vernahm mit trunkner Freude den Ruhm, zu welchem ſich ſein Glaubensgenoſſe in ganz Italien erhoben hatte, und deſſen Gewaltthaten, unter welchen doch ſeine genaueſten Freunde und Gönner, die Colonna und andere Große Roms, bedeutend zu leiden hatten. Indeſſen die Sache hatte doch, obgleich ſie bei dem Hof in Avignon Beſorgniß und Mißfallen erregte, einen allgemein-patriotiſchen Anſchein, machte in ganz Italien einen großen Lärm, der Kaiſer ſelbſt und Petrarca's Schmeichlerin, die Königin Johanna von Neapel, fanden es vortheilhaft, den Tribun zu ehren, und ſo konnte Petrarca ſich nicht enthalten, einen großen Theil des Ruhmes durch einige von patriotiſcher Schwärmerei und ſchwülſtiger Rhetorik überſtrömende Briefe (ſeine

gewöhnliche Art der Mitwirkung bei jeder großen Unternehmung) für ſich zu nehmen, womit er dem Tribun zu ſeiner Macht Glück wünſchte und ihn dringend ermunterte, auf ſeinem ſo weiſe eingeſchlagenen Wege fortzufahren. Er war ſo ſehr von dieſer Schwärmerei befangen, daß er gar nicht bemerkte, wie ſie gleich anfangs in eine gefährliche Narrheit überſchlug, und ſeinen Tribun bei dem heller ſehenden päpſtlichen Hofe mit aller Energie vertheidigte. Er wollte ſelbſt nach Rom gehen, um dem Demagogen mit gutem Rath zur Seite zu ſtehen, und nahm von Avignon Abſchied. Allein ſchon in Genua erfuhr er, zu welcher gefährlichen Höhe der fanatiſche Freiheitsſinn des Tribuns geſtiegen war; er nahm ſich daher vor, die Entwicklung erſt in der Ferne abzuwarten, und ging nach Parma. In Parma erhielt er die Nachricht, daß Rienzi mit immer ſteigender Wuth gegen den ganzen Adel verfahre, und dieſer gegen ihn einen Krieg auf Leben und Tod begonnen habe, dem ſchon viele vornehme Römer, beſonders aber aus dem Hauſe Colonna unterlegen ſeien. Obgleich ihn dieſe Nachricht mit Recht ſehr ſchmerzlich traf, benutzte er doch wieder die Gelegenheit, in einem Brief einen enthuſiaſtiſchen Römerſinn aus der alten republikaniſchen Zeit an den Tag zu legen. Famil. Lib. II, ep. 16. „Obgleich mir auf dem ganzen Erdkreis keine Fürſtenfamilie theurer iſt, ſo iſt mir doch theurer die Republik, theurer Rom, theurer Italien.“ Wie ſich nach Rienzi's endlichem Sturz Petrarca mit ſeinem über dieſe Freiheitsſchwindel und ihre Folgen doch gewiß wenigſtens höchſt verſtimmten Gönner, dem Kardinal Colonna, und mit dem päpſtlichen Hof wieder ausgeſöhnt habe, iſt unbekannt; aber er ließ ſich vier Jahre lang nach dieſer Begebenheit nicht wieder in Avignon ſehen.

Im Jahr 1348 wüthete die bekannte ſchreckliche Peſt in einem großen Theil von Europa, welche außer vielen andern ihm bedauerlichen Opfern auch beſonders ſeine Laura wegraffte. Sie ſtarb in Avignon zufällig an demſelben Tag deſſelben Monats und zu derſelben Stunde, in welcher er ſie in der Kirche Sa. Chiara zum erſten Mal geſehen hatte. Die Trauerbotſchaft erreichte ihn zu Parma am 19. Mai, und verſenkte ihn in den tiefſten Schmerz. Er erleichterte ſich einigermaßen dadurch, daß er ihrem Andenken eine Menge Sonette widmete, welche in den Sammlungen ſeiner italieniſchen Gedichte den ganzen zweiten Theil füllen unter der

Aufſchrift Rime in morte di Madonna Laura. Ein anderes Denkmal ſetzte er ihr in mehren Zeilen, die er auf das erſte Blatt ſeiner Abſchrift des Virgil ſetzte (dieſer berühmte Codex befindet ſich in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand), wahrſcheinlich um ſie, da er ſeinen Virgil immer zur Hand hatte, von Zeit zu Zeit zu leſen, und ſich aller Umſtände ſeiner Liebe zu erinnern. Sie lauten: Laura propriis virtutibus illustris, et meis longum celebrata carminibus, primum sub ocalis meis apparuit sub primum adolescentiae meae tempus anno Domini MCCCXXVII. die VI. mensis Aprilis in ecclesia S. Clarae Avinione hora matutina. Et in eadem civitate, eodem mense Aprili, eodem die VI eadem hora prima, anno autem MCCCXLVIII ab hac luce lux illa subtracta est, cum ego forte tunc Veronae essem heu! fati mei nescius. Rumor autem infelix per litteras Ludovici mei me Parmae reperit anno eodem mense Majo die XIX mane. Corpus illud castissimum atque pulcherrimum in loco Fratrum Minorum repositum est eo ipso die mortis ad vesperam. Animam quidem ejus, ut de Africano ait Seneca, in Caelum, unde erat, rediisse persuadeo mihi. Hoc autem ad acerbam rei memoriam amara quadam dulcedine scribere visum est hoc potissimum loco, qui saepe sub oculos meos redit, ut scilicet nihil esse deberet (quod) amplius mihi placeat in hac vita, et effracto majori laqueo, tempus esse de Babylone fugiendi, crebra horum inspectione, ac fugacissimae aetatis aestimatione commonear, quod praevia Dei gratia facile erit praeteriti temporis curas supervacuas, spes inanes, et inexpectatos exitus acriter ac viriliter cogitanti. Noch mehrere Verluſte erlitt Petrarca in dieſem Jahre, worunter ihn beſonders der Tod des Kardinals Stefano Colonna und des Vertrauten ſeiner Liebe, Sennuccio del Bene, ſchmerzlich traf. Um ſich zu zerſtreuen, reiſte er in der Lombardei herum, und hielt ſich abwechſelnd an den kleinen Höfen zu Carpi, Mantua, Verona und Padua auf, knüpfte die alten Freundſchaften mit den Gonzaga und Scala feſter, und machte neue Bekanntſchaften mit Manfredi Pio und Jacopo da Carrara, welcher Letztere ihn mit einem neuen Kanonikat beſchenkte.

Um dieſe Zeit verbreitete ſich das Gerücht, der Kaiſer Karl IV.

wolle einen Zug nach Italien antreten. Eine herrliche Gelegenheit für Petrarca, nun auch noch mit einem Kaiser in Verbindung zu treten, und hier wieder an der Spitze eines patriotiſchen Unternehmens mitzufiguriren. Mit dem vorigen Kaiſer, der lange genug in Italien die Tyrannen bekriegte, konnte der republikaniſche Dichter keine gemeinſchaftliche Sache machen, weil er ſonſt mit der Kirche und den Tyrannen zerfallen wäre. Nun aber kam eine Creatur des Papſtes, ein liſtiger, habſüchtiger Charakter, den ein Mann wie Dante ganz anders behandelt haben würde; er war Petrarca ſchon von Avignon her bekannt, ſeine Ankunft verſprach dieſem neue Ehren, die ihn nichts als etwas Rhetorik und Myſtik, nicht einmal guten Rath koſteten, und ſo ſchrieb ihm Petrarca einen unendlich langen Brief (in der Sammlung ſeiner Werke als Abhandlung angeführt: De pacificanda Italia exhortatio) voll geſchraubten Patriotismus und einer gewiſſen Energie, die keinem Gönner zu nahe trat. Karl IV. antwortete ihm erſt nach drei Jahren darauf.

Eine neue Begebenheit zog ihn bald von ſolchen politiſchen Geſchäften auf einige Zeit ab. Clemens hatte des Bonifazius Speculation auf die Dummheit der Menſchen ſo glücklich gefunden, daß er ſich ebenfalls darin zu verſuchen beſchloß, und nach ſophiſtiſchen Auslegungen einiger Bibelſtellen das große Jubiläum mit ſeinem Ablaß auf den Zeitraum von funfzig Jahren verlegte, zu welchem er 1350 die geſammte Chriſtenheit durch zahlreiche Emiſſäre einladen und bearbeiten ließ. Der Erfolg entſprach natürlich ſeinen Erwartungen, und alle Straßen nach Italien füllten ſich mit geldbeladenen Wanderern. Auch Petrarca, den ſeine Eitelkeit nirgends lange ruhen ließ, und der von keinem Lärm wegbleiben konnte, ſchloß ſich den bezahlenden Gläubigen an. Auf der Reiſe verweilte er einige Tage in Florenz, um ſeine vielen Freunde, beſonders Boccaccio zu ſehen, den er in Neapel kennen gelernt hatte, und an welchen er ſeitdem durch Gleichheit der Studien innig gefeſſelt war. Da in Rom zu dieſer Zeit beſonders der Ort und die Gelegenheit war, ſich durch Frömmigkeit auszuzeichnen, ſo gab ſich Petrarca in den damaligen ſowie ſpätern Briefen eine beſondere Mühe, dieſem Jubiläum eine gänzliche Umwandlung ſeiner Natur durch die ausgezeichnete Gnade Gottes und Jeſu Chriſti zuzuſchreiben. Der fromme

Schein, zu dem er seine Rhetorik zwingt, die Zerknirschung und Reue, die er so angelegentlich an den Tag legt, nachdem seine grauen Haare das Blut abgekühlt haben, die Worte, womit er seine Sinnlichkeit und Neigung zur Wollust im unvermögenden Alter brandmarkt (pestis illa und ea foeditas), lassen übrigens errathen, daß die Sünden seiner Jugend und seines Mannesalters bedeutender waren, als er der Mit- und Nachwelt zu zeigen für gut fand, und daß das dennoch sich davon verbreitende Gerücht ihn bewog, durch eine desto lautere Reue die Welt zufrieden zu stellen. Noch siebzehn Jahre nach dem Jubiläum schreibt er an Boccaccio (Senil. Lib. VIII, ep. 1): „Schon seit vielen Jahren, aber am vollkommensten nach dem Jubiläum blieb ich so frei von jener Pest, daß ich sie jetzt unendlich hasse, mehr als ich sie je geliebt habe; so daß ich bei der Rückerinnerung Scham und Abscheu empfinde. Jesus Christus, mein Erlöser, weiß, ob ich die Wahrheit sage" (diese gar oft in seinen Briefen angebrachte Berufung auf Zeugen, die Niemand fragen kann, machen mir jede seiner Betheuerungen verdächtig); „er, der oft von mir mit Thränen gebeten, mir erbarmungsvoll die Rechte reichte, und mich zu sich erhob."

Nachdem er sich an dem Orte seines frühern Triumphs an alten Erinnerungen sattsam geweidet, kehrte er zu Ende des Jahres nach Padua zurück. Dort fand er seinen Gönner Jacopo da Carrara von einem Verwandten ermordet, was damals in den Familien dieser kleinen Tyrannen nichts Ungewöhnliches war, aber in dessen Nachfolger Francesco einen desto wärmern Verehrer. Die Nachbarschaft von Venedig, auf welches die Thätigkeit und Kraft des berühmten Dogen Andreas Dandolo die Augen der Welt gerichtet hatte, lockte ihn auch dorthin. Er wußte sich bei dem Dogen einzuführen, und durch seine Geschmeidigkeit und sein einschmeichelndes Betragen dessen Freundschaft zu gewinnen, wozu seine Verbindung mit allen großen und kleinen Höfen beigetragen haben mag. Zwischen Venedig und Genua war ein heftiger Rivalitätskrieg im Ausbruch. Petrarca konnte die Gelegenheit nicht besser wünschen, auf eine bequeme Art sehr viel Patriotismus zu zeigen, aber sein Unternehmen hatte denselben Erfolg wie jedesmal, so oft er sich thätig in die Politik einmischte. Er schrieb einen langen, mit vieler Rhetorik und Philo-

ſophie ausgeſchmückten Brief, um die venetianiſche Republik von den Segnungen des Friedens zu überzeugen; allein der Doge machte von der Abhandlung den einzigen Gebrauch, den er davon machen konnte: er lobte in der Antwort Petrarca über die Maßen wegen ſeiner Beredſamkeit.

Aber eine neue Ehre ſollte ihm widerfahren. Die Regierung zu Florenz hatte, um die durch die Kriege und die Peſt ſehr geſunkene Stadt wieder zu einiger Blüthe zu bringen, dort eine Univerſität geſtiftet, und ſah ſich nach berühmten Männern um, die der jungen Anſtalt gleich Feſtigkeit und Glanz geben ſollten. Sie erwählte daher Petrarca zum Director der Univerſität, und bat ihn um Annahme dieſes Amtes in einem ihm durch eine feierliche Geſandtſchaft, an deren Spitze ſein Freund Boccaccio ſtand, überbrachten ſehr ſchmeichelhaften Brief, worin er zugleich von dem auf ihm laſtenden Exil befreit und in alle ſeine Güter und bürgerlichen Rechte wieder eingeſetzt wurde. So angenehm Petrarca dieſe Ehrenbezeigung war, ſo hinderte ihn doch ſeine ſchon angeführte Scheu vor bindenden und regelmäßige Thätigkeit erheiſchenden Aemtern, ſich in den einfachen Stand eines berühmten Gelehrten in einer Stadt ohne Hof zu begeben. Petrarca ſchlug nicht die Güter, aber das Amt aus, und ging im Juni 1351 nach Avignon zurück. Hier fand er einen zügelloſen Hof, an dem alle liederlichen Weiber der Provence Zutritt hatten, und von dem Papſt und ſeiner Maitreſſe durch Schwelgereien und Ueppigkeiten aller Art unterhalten wurden. Petrarca ſchilderte dieſe Greuel und das Sinken der Kirche und des eigentlichen Hauptſitzes derſelben mit glühenden Farben, welche bei den ungeduldig werdenden Römern ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich er zu derſelben Zeit die eben ſo liederliche Königin Johanna von Neapel, die ungeachtet des ſchweren Verdachts des Gattenmordes mit ihrer üppigen Begleitung mit unerhörter Frechheit auftrat, mit dem ganzen Aufwand ſeiner ſophiſtiſchen und galanten Beredſamkeit vertheidigte.

Am Ende des Jahres 1352 ſtarb Clemens VI., und ihm folgte Innocenz VI. Unter dieſem Papſt erwartete Petrarca keine Nahrung für ſeine Eitelkeit, keinen Einfluß und keine Gelegenheit zu Glanz. Denn dieſer Oberhirte ſchien nicht viel auf ſeine poetiſche, und noch weniger auf ſeine politiſche und diplomatiſche

Tüchtigkeit zu halten. Petrarca entfernte ſich alſo von Avignon, ohne den Hof geſehen zu haben, und ſuchte den Ruhm wieder in Italien; diesmal in Mailand, wo ihn der größte Tyrann Italiens, der Erzbiſchof Giovanni Visconti, der weltliche und geiſtliche Macht mit kräftiger Hand ſelbſt gegen den Bann des Papſtes behauptete, ihn dringend bei ihm zu bleiben aufforderte und alle Mittel in Bewegung ſetzte, ihm ſeinen Aufenthalt angenehm und dadurch dauernd zu machen. Er beſorgte ihm ein ſchönes Haus in reizender Lage, und gab ihm kein Amt, aber doch nach ſeinem Gefallen Sitz und Stimme in ſeinem Rath. So wurde Petrarca 1354 an der Spitze einer großen Geſandtſchaft nach Venedig geſchickt, um Frieden für Genua zu erwirken, das ſich nach einer großen Niederlage in den Schutz der Visconti geflüchtet hatte; aber auch diesmal ſcheiterte ſeine Beredſamkeit an der venetianiſchen Politik. Andrea Dandolo begann den Krieg gegen Mailand und Genua, der aber bald eine für Venedig ſehr unglückliche Wendung nahm, und dem ehrgeizigen Dogen das Leben koſtete. Auch Giovanni Visconti ſtarb bald, und hinterließ die blühendſte Macht Italiens ſeinen Neffen, Matteo, Barnabo und Galeazzo, kräftigen, aber auch grauſamen Tyrannen, und ebenfalls beſondern Freunden und Verehrern Petrarca's.

Gegen dieſe Herren von Mailand zog ſich nun unter Antrieb des Papſtes und der Venetianer ein mächtiges Bündniß in Oberitalien zuſammen, und die Venetianer und Florentiner riefen Karl IV. aus Deutſchland zu ihrer Hülfe herbei. Petrarca ſchrieb einen zweiten Brief an den Kaiſer, und lud ihn dringend ein, nach Italien zu kommen, obgleich dieſer als Feind ſeiner Gönner in Mailand kommen ſollte, und als Karl, nicht durch Petrarca's Declamation, ſondern durch venetianiſches und florentiniſches Gold bewogen, in der Lombardei erſchien, beeilte ſich der Dichter, ihm in Mantua aufzuwarten. Es iſt unbegreiflich, wie Petrarca bei ſeiner Charakterſchwäche und der Zweideutigkeit in ſeinem politiſchen Betragen, ſowie früher in dem Verhältniß zwiſchen den Colonna und Rienzi, ſo auch jetzt zwiſchen den Visconti und ihren Feinden, doch immer ſeinen Credit und ſein Anſehen bei Freund und Feind erhalten konnte. Er blieb acht Tage in Mantua, immer um des Kaiſers Perſon, war bei allen Verhandlungen der Verbündeten gegen die Visconti zugegen, und ſchloß ſich ſpäter

doch wieder aufs Engſte an dieſe an, als er ſich in ſeinen Erwartungen auf den Kaiſer getäuſcht ſah. Karl IV. hatte nur ſeine Krönung in Mailand und Rom und nebenbei Gelderwerb im Auge, und erreichte alles dieſes mit einigen Aufopferungen von kaiſerlicher Macht, Anſehen und gutem Ruf. Wie ſehr Petrarca von dem Kaiſer geehrt worden ſei, und wie ſehr er ihm geſchmeichelt habe, erzählt er ſelbſt in einer Menge rhetoriſcher Briefe aus jener Zeit. Karl, welcher in Italien erſt merkte, zu welcher orakelmäßigen Macht Petrarca gelangt war, und ihn wahrſcheinlich auf ſeiner Reiſe noch gut benutzen zu können hoffte, bot ihm an, ſeiner Krönung in Rom beizuwohnen, was aber dieſer ausſchlug. Bei ſeinem Abſchied vom Kaiſer unweit Piacenza machte ein toskaniſcher Ritter im Gefolge eine treffende Bemerkung über ihn. Er nahm Petrarca bei der Hand, und ſagte zu Karl: „Dies iſt der Mann, von welchem ich Euch oft geredet; er wird Euren Namen verherrlichen, wenn Eure Thaten es verdienen; im andern Fall weiß er zu reden, aber auch zu ſchweigen.“

Karl IV. hatte die Reiſe nach Rom und zurück im Fluge gemacht, ſich krönen laſſen, aus jedem Umſtand an den kleinen Höfen und in den Städten einen reichlichen Gelderwerb gezogen, und ſtatt Ordnung zu ſtiften, die Verwirrung überall noch vermehrt. Petrarca ſah ſich alſo am Ende dieſes Zuges in ſeinen patriotiſchen Erwartungen außerordentlich getäuſcht, oder ſtellte ſich wenigſtens ſo, denn der große Politiker, der ſchon drei Päpſten guten Rath ertheilt hatte, mußte des Kaiſers offne Geldpolitik am erſten Tage durchſchauen. Er beſchwichtigte auf jeden Fall die Welt durch einen höchſt patriotiſchen Brief voll heftiger Vorwürfe gegen den Kaiſer; allein Tiraboſchi glaubt mit Recht, daß dieſer Brief nicht abgeſchickt worden ſei. Im Gegentheil ließ Petrarca, der nun den Visconti ganz ergeben war, von dieſen ſich zu einer Geſandtſchaft an den Kaiſer nach Deutſchland gebrauchen, um dieſen von dem gedrohten Entſchluß eines Krieges gegen Mailand abzubringen. Da das lombardiſche Bündniß ohnedies ſchon größtentheils mit den Visconti Frieden gemacht hatte, und der Kaiſer in dem Unternehmen keine gute Geldſpeculation ſah, ſo war das Geſchäft in Prag bald abgemacht, wobei Petrarca wieder die größten Schmeicheleien und Ehrenbezeugungen empfing; ja kurz nach ſeiner Rückkunft in Mailand erhielt

er vom Kaiſer das Diplom eines Pfalzgrafen mit allen Rechten und Privilegien.

Wenn man Petrarca's Briefen aus dieſer Zeit glauben darf, ſo fing er nun an, ein äußerſt ſtilles, zurückgezogenes und philoſophiſches Leben zu führen, nachdem er ein Landgut drei Miglien von der Stadt, bei Garignano bezogen hatte. „Mein Leben", ſchreibt er, „iſt immer ſehr einförmig (?) geweſen, ſeitdem ſich in mir mit zunehmenden Jahren jene verderbliche Flamme, die mich ſo lange verzehrte, gelöſcht hat. Doch es iſt vielmehr ein himmliſcher Thau geweſen, der ſie ausgelöſcht hat. Denn ſieht man nicht täglich Greiſe zu großer Unehre der Menſchheit in Unenthaltſamkeit verſenkt. — Meine Geſundheit iſt ſo kräftig, daß weder ein reiferes Alter, noch ernſtere Beſchäftigungen, noch Enthaltſamkeit, noch Geißeln, je dieſes widerſpenſtige Thier ganz bändigen können, dem ich fortwährend den Krieg mache. Ich vertraue auf die Gnade Gottes; ohne ſie würde ich gewiß fallen, wie es mir ſonſt ſchon geſchehen iſt. Oft gegen Ende des Winters muß ich die Waffen wieder ergreifen, und auch jetzt kämpfe ich für meine Freiheit. — Meine ganze Hoffnung beruht darauf, daß ich mit Hülfe Jeſu Chriſti die Feinde beſiege, die mich in der Jugend ſo oft beſiegt haben, und dieſes empöreriſche Thier bändige, deſſen Treiben mir ſo oft die Ruhe ſtört. Was die Glücksgüter betrifft, ſo bin ich gleich weit von beiden Extremen entfernt, und glaube mich in der ſo wünſchenswerthen Mittelmäßigkeit zu befinden. Eine einzige Sache kann noch den Neid Anderer erregen: daß ich nämlich mehr geehrt werde, als ich wollte, und mehr, als es meiner Ruhe zuträglich wäre. Nicht nur der große Fürſt Italiens (Galeazzo Visconti) mit ſeinem ganzen Hof liebt mich und ehrt mich, ſondern auch ſein ganzes Volk achtet mich, mehr als ich verdiene, und liebt mich ohne mich zu kennen und ohne mich zu ſehen; denn ich laſſe mich ſelten öffentlich ſehen, und vielleicht bin ich gerade deswegen geliebt und geehrt. Die Güte, welche Alle für mich haben, feſſelt mich ſo an Mailand, daß ich ſelbſt die Häuſer, die Erde, die Luft, die Mauern liebe. — Wenn ich ausgehe, entweder um meine Pflichten bei dem Souverain zu erfüllen, oder aus andern Gründen der Convenienz, grüße ich rechts und links mit einfachem Kopfneigen, ohne zu reden oder mich mit Einem aufzuhalten. —

Ich habe für den Sommer ein herrliches Landgut bei Mailand genommen, und führe dort mein gewöhnliches Leben, außer daß ich dort noch freier und von den langweiligen Verhältniſſen der Stadt entfernter bin. Nicht weit von meinem Haus iſt eine ſchöne neuerbaute Karthauſe, wo ich zu jeder Stunde des Tages jene unſchuldigen Vergnügungen finde, welche die Religion gewähren kann. Ich wäre beinahe in das Kloſter eingezogen, die guten Mönche waren es zufrieden und ſchienen es ſogar zu wünſchen; aber ich hielt es doch für beſſer, in ihrer Nähe zu wohnen, ſo daß ich ihren geiſtlichen Uebungen beiwohnen kann. Ihre Thür iſt mir immer offen, ein Vorrecht, daß Wenige genießen. — Ihr wollt noch den Stand meines Vermögens kennen, und wiſſen, ob Ihr dem über meine Reichthümer verbreiteten Gerücht glauben ſollt. Ihr ſollt die reine Wahrheit erfahren. Meine Einnahmen haben ſich vermehrt, ich bekenne es, aber im Verhältniß auch meine Ausgaben. Ihr kennt mich: ich bin nie weder ärmer noch reicher geweſen. Die Reichthümer vermehren die Bedürfniſſe und Wünſche, und führen ſo zur Armuth. Aber ich habe bis jetzt das Gegentheil erfahren. Je mehr ich beſeſſen habe, deſto weniger habe ich gewünſcht: der Ueberfluß hat mich ruhiger und gemäßigter in meinen Wünſchen gemacht. Nichtsdeſtoweniger weiß ich nicht, was mir geſchähe, wenn ich große Reichthümer hätte; ſie würden vielleicht in mir dieſelbe Wirkung wie in Andern hervorbringen." — Dies iſt ungefähr die Art, wie Petrarca ſeine Geſinnungen für das Urtheil der Nachwelt zurecht zu legen wußte. Tirabaſchi, Ginguené und andere Verehrer können gar nicht genug ſeine liebenswerthe Aufrichtigkeit loben (quell' aurea sincerità che ce lo rende si amabile); ſie werden aber einige Zweifel allen Denen erlauben, welche Petrarca's Handlungen mit ſeinen Declamationen zu vergleichen verſtehen.

Bei dieſem ſtillen Aufenthalt unter den Karthäuſern, wobei ſeine Eitelkeit doch auch manche kleine Feſte zu finden wußte, wie er denn einmal in Bergamo von dem Gouverneur, Commandanten und der ganzen Stadt wie ein Fürſt empfangen wurde, beſchäftigte er ſich meiſt mit den Kirchenvätern, dann fortwährend mit Virgil und beſonders mit Cicero's Briefen. Dieſer letztere Sympathie gibt ein ziemlich klares Zeugniß für ſeine Denkweiſe, uud erklärt die Sorgfalt, die er anwendete, ſeine eignen

unzähligen Briefe auf die Nachwelt gelangen zu laſſen. Ein Beſuch, den er während dieſer Zeit von Boccaccio erhielt, gab ſeinem Studium des Alterthums einen neuen Schwung, indem Beide ſich ihre Ideen, Entdeckungen alter Handſchriften und Kenntniſſe austauſchten. Petrarca hatte ſeinem Freund ein Exemplar ſeiner lateiniſchen Eclogen geſchenkt, und dieſer ehrte Petrarca unſtreitig zu hoch dadurch, daß er ihm bei ſeiner Rückkehr von Florenz aus eine mit eigner Hand verfertigte Abſchrift von Dante's Divina Commedia ſchickte, und ihm in einem Briefe, der ihm alle Ehre macht, das Studium derſelben aufs Angelegentlichſte empfahl. Die Italiener geben ſich alle Mühe, Petrarca von dem Verdacht des Neides und der Eiferſucht gegen ſeinen unerreichbaren Vorgänger zu reinigen. Aber ſchon der Umſtand, daß er Danten faſt ganz ignorirt, ihn, von dem die ganze gebildete Welt erfüllt war, kaum zwei oder dreimal in ſeinen Verſen anführt, und ihn da wie zum Hohn mit Fra Guittone von Arezzo und Cino von Piſtoia zuſammenwirft, gibt einen ſtarken Beweis, den keine Sophiſtik umſtoßen kann *). In Folge jenes angeführten Beſuchs hatte Boccaccio, dem der Ruf Dante's und Petrarca's nahe ging, in einem Augenblick der Niedergeſchlagenheit beſchloſſen, ſeine Dichtungen zu verbrennen, und Petrarca ſeinen Vorſatz mitgetheilt. Dieſer ſuchte ihn davon in einem Brief abzubringen, der von ganz grob aufgetragener Demuth und Beſcheidenheit ſo überſtrömt, daß die Heuchelei gar leicht durchzuſehen iſt. „Du biſt Philoſoph und Chriſt", ſchreibt er, „und doch biſt du unzufrieden mit dir, weil du nicht auch berühmter Dichter biſt. Da ein Anderer den erſten Platz einnimmt, ſo

*) In dem Sonett auf den Tod des Vertrauten ſeiner Liebeshändel, Sennuccio del Bene, ſagt er:

Ma ben ti prego, che 'n la terza spera
Guitton santi, e Messer Cino, e Dante,
Franceschin nostro, e tutta quella schiera.

Und im Trionfo d'Amore, cap. 4.

Cosi or quinci, or quindi rimirando
Vidi in una fiorita e verde piaggia
Gente, che d'amor givan ragionando.

Ecco Dante, e Beatrice; ecco Selvaggia;
Ecco Cin da Pistoia; Guitton d'Arezzo.
Ecco i due Guidi, che già furo in prezzo;
Onesto Bolognese; e i Siciliani.

ſtrebe nach dem zweiten, und ich will mir den dritten nehmen." Boccaccio bemerkte die Ironie und Heuchelei, ſchickte ihm zur Antwort Dante's großes Gedicht, und beſchwor ihn, er möge nicht verſchmähen, das Werk eines großen Mannes zu leſen, von deſſen Haupt das Exil und der Tod in der Blüthe ſeines Lebens den Lorbeer geriſſen hätten. „Lies ihn, ich beſchwöre dich; dein Genie erhob ſich bis zum Himmel und dein Ruhm verbreitete ſich über die Gränzen der Erde. Aber bedenke, daß Dante unſer Mitbürger iſt, daß er gezeigt hat, was unſere Sprache vermöge, daß ſein Leben unglücklich war, daß er Alles für den Ruhm unternommen und ausgeführt hat, und daß er von Verläumdung und Neid bis zum Grabe verfolgt worden iſt. Wenn du ihn lobſt, wirſt du ihn ehren, und dich ehren, und Italien ehren, deſſen größter Ruhm und einzige Hoffnung du biſt." Dieſe Ermunterung zum Studium der Divina Commedia, wobei der Hauptgrund, der unerreichbaren Vortrefflichkeit des Werkes, ganz weggelaſſen, und gleichſam das Mitleid mit dem Dichter in Anſpruch genommen iſt, mag Boccaccio wegen ſeines guten Willens und Eifers hingehen, den er überdies noch gegen Petrarca dadurch enſchuldigen zu müſſen glaubt, daß er Danten durch Lehre und Beiſpiel viel verdanke. Petrarca läßt in ſeiner Antwort dieſe Entſchuldigung auch ganz gelten, und hebt hervor, daß dieſer Grund bei ihm wegfalle. „Du führſt beſonders dieſen Grund für deinen Eifer an, daß Jener in deiner Jugend dein erſter Führer in den Studien, deine erſte Fackel war *), während ich ihn nie geſehen habe, außer ein einziges Mal, da er mir in der Ferne gezeigt wurde, als ich noch ein Kind war. Er wurde mit meinem Vater verbannt, welcher ſich dem Unglück unterwarf, und ſich ganz der Sorge für ſeine Kinder hingab. Der Andere hingegen (Dante) widerſtand, und ganz für den Ruhm lebend, ſetzte er die eingeſchlagne Bahn fort. Wenn er noch lebte, und ſein Charakter mit dem meinigen ſo übereinſtimmte, wie es ſein Genius that, ſo würde er keinen beſſern Freund als mich gehabt haben." — Der ganze Brief (Purgatio ab invidis objectae calumniae), worin ſich Petrarca

*) Inseris nominatim hanc hujus officii tui excusationem, quod ille, te adolescentulo, primus studiorum dux, prima fax fuerit.

von dem Verdacht des Neides und der Eifersucht gegen seinen größern Meister reinigen will, ist so geschraubt, so voll Widersprüche und Zweideutigkeiten, daß die wahre Gesinnung nur desto deutlicher hervortritt. Der Name Dante's ist mit größter Vorsicht und wahrer Kunst in dem ganzen Schreiben vermieden, was seine Verehrer zu der Behauptung benutzten, als sei gar nicht von Dante die Rede. Der Grund, den er für seine geflissentliche Vernachlässigung Dante's angibt, ist gar seicht und sogar albern, weil er nämlich sich von Jugend auf vorgenommen, auch in italienischer Sprache zu dichten, und daher gefürchtet habe, ein knechtischer Nachahmer zu werden. Er ist nichts destoweniger in seinem lateinischen Gedicht ein Nachahmer des Virgil und in seinen Sonetten ein sehr serviler Nachahmer der Provenzalen und selbst des Dante geworden. Und seine Betheurungen, mit denen er nicht karg ist, machen die Sache am wenigsten gewiß, da er an andern Orten gerade das Gegentheil sagt. „Ich schwöre dir, und du glaube es; sein Geist und sein Styl erfreut mich, und ich pflege nie anders als mit großem Lob davon zu reden."

Im Jahr 1360 wurde ihm von Galeazzo Visconti eine von jenen Gesandtschaften aufgetragen, die so ganz für ihn gemacht waren, und wobei er immer am meisten ausrichtete. Der König Johann von Frankreich war aus seiner Gefangenschaft in England zurückgekehrt, und Petrarca sollte ihm im Namen seines jenem verwandten Hofes Glück zur Befreiung wünschen. Er feierte in Paris einen seiner gewohnten Triumphe, alle Professoren brachten ihm ihre Huldigung, der König und der Dauphin suchten ihn vergebens an ihrem Hofe zurückzubehalten, und er kehrte mit Ehren, Geschenken und Versprechungen überhäuft, nach Mailand zurück. Dort erwartete ihn eine neue Einladung vom Kaiser Karl IV., an seinen Hof nach Prag zu kommen. Allein Petrarca war, wie uns Tiraboschi sagt, „ein zu großer Feind des Lärms und Ehrgeizes", um diese Einladung anzunehmen. Er schrieb einen Brief voller Schmeicheleien, Lobeserhebungen und Entschuldigungen, ließ etwas Patriotismus einfließen, und lud den Kaiser mit dem gewohnten Pathos dringend ein, nach Italien zu kommen, und dort Einigkeit und Ruhe zu schaffen. Man muß in Hinsicht auf Petrarca ganz blind sein wollen, wenn man in diesen Briefen nicht die Heuchelei des Mannes erkennt, der den

Kaiſer, ſeine Habgier und egoiſtiſche Politik kannte, und ihm beim erſten Zug die Verwünſchungen der betrogenen Vaterlandsliebe nachgeſchickt hatte. Frucht dieſes politiſchen Geſchäfts war für Italien natürlich keine, für Petrarca aber ein ſchmeichelhafter Brief und eine goldne Taſſe, die der ebenſo aufrichtige Kaiſer dem brauchbaren Schwärmer zuſandte.

Im folgenden Jahr ließ ihm Innocenz VI. das Amt des apoſtoliſchen Sekretärs anbieten; Petrarca ſchlug es abermals aus, konnte ſich aber in dem Antwortſchreiben nicht enthalten, ſeiner durch frühere Vernachläſſigung des Papſtes verletzten Eitelkeit Luft zu machen. Während er nun vor Peſt, Krieg und Heereszügen deutſcher, italieniſcher und franzöſiſcher Völker aus einer Stadt in die andere zog, ward er auch noch geiſtig durch Einladungen nach Deutſchland, Frankreich und an alle italieniſche Tyrannenhöfe beſtändig hin und her gezogen. Er hielt ſich endlich einige Zeit in Venedig und im Sommer in Pavia feſt, wo er ſehr geehrt wurde.

Urban V., der 1365 den heiligen Stuhl beſtiegen hatte, beſchloß endlich nach langer Entfernung der Päpſte ſeinen Sitz wieder in Rom aufzuſchlagen. Da dieſer Entſchluß in Italien einen großen Jubel erregte, ſo konnte Petrarca nach ſeiner Gewohnheit die Gelegenheit, ohne große Mühe viel von ſich reden zu machen, nicht vorüber gehen laſſen. Er ſchrieb alſo dem Papſt einen langen Brief, eine wahre Abhandlung, um ihn in ſeinem Vorſatz zu beſtärken, verwickelte ſich aber darin ſo ſehr in das Pathos, die Philoſophie, Rhetorik und Sophiſtik, daß der Papſt ſich über die meiſten Redensarten von ſeinem Sekretär einen Commentar mußte verfaſſen laſſen, und der ganze Hof über die Gelehrſamkeit in Verwunderung gerieth. Als Urban V. 1366 in Rom angekommen war, verfolgte ihn ein neuer, ebenſo langer Brief Petrarca's, worin die Freude von ganz Italien in ebenſo ſchwierigen und verwickelten Redensarten abgefaßt war. Alle dieſe Betheurungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit verhinderten übrigens keineswegs Petrarca, der meiſtens bei ſeinen Handlungen nichts mehr von ſeinen Worten wußte, ſich an des Papſtes ausgemachte und hartnäckigſte Feinde, die Visconti in Mailand, aufs Engſte anzuſchließen. Urban bildete gegen dieſe kriegeriſchen Tyrannen unter allen lombardiſchen Großen eine mächtige Ligue,

deren Haupt der Kaiſer Karl IV. war. Galeazzo ſchickte den Petrarca an den päpſtlichen Legaten nach Bologna als Unterhändler des Friedens, aber dieſe diplomatiſche Sendung des Rhetors und Sophiſten hatte ebenſo wenig Erfolg, als alle ſeine übrigen. Galeazzo mag dies auch eingeſehen haben, denn er wandte ſich zu gleicher Zeit mit ganz andern Mitteln auf eine andere Seite, und ſchickte dem Kaiſer Gold, was ſogleich den Frieden bewirkte.

Während Petrarca ſo für die Feinde des Papſtes arbeitete, muß er ſich zugleich durch unbekannte Mittel in deſſen Gunſt zu ſetzen gewußt haben, denn Urban lud ihn durch ein ſchmeichelhaftes Schreiben nach Rom ein. Obgleich Petrarca von Alter und Krankheit zur Ruhe gemahnt war, ſo konnte er doch nicht widerſtehen; er machte ſein Teſtament und begann die Reiſe. Aber ſchon in Ferrara nöthigte ihn die zunehmende Schwäche, ſein Vorhaben aufzugeben, und nach Padua zurückzukehren. Dieſe Vorzeichen des Alters bewogen ihn denn endlich, ſich von dem Lärm der Städte und Höfe zu entfernen. Er ſuchte ſich einen friedlichen Landſitz in dem ſchönen euganeiſchen Gebirg, und ſeine Wahl fiel auf das Dorf Arquà, wo er ſich ein Haus, ungefähr zehn Miglien von Padua erbaute, und darin mit ſeiner verheiratheten Tochter, deren Mann und einem Geiſtlichen, die letzten vier Jahre ziemlich ruhig unter Studien und Andachtsübungen zubrachte. Nur einmal noch ward er aus dieſer Ruhe herausgeriſſen. Francesco da Carrara, Herr von Padova, war in einem Krieg mit Venedig ins Gedränge gekommen, und mußte um Frieden bitten. Er wurde ihm unter der Bedingung zugeſtanden, daß er ſeinen Sohn nach Venedig ſchickte, um ſich zu rechtfertigen und Treue zu ſchwören. Zu dieſem ſchweren Gang ward Petrarca zum Führer und Sprecher ausgeſucht, und es wird erzählt, daß er von der Majeſtät des verſammelten Senats betroffen, am erſten Tag ſeine Rede nicht halten, ſondern erſt in der folgenden Sitzung die nöthige Sammlung des Geiſtes dazu erhalten konnte, wo dann die Geſandtſchaft ihren Zweck vollkommen erreichte.

Nach dieſem Geſchäft zog er ſich kränklich nach Arquà zurück. Ein ſchleichendes Fieber verzehrte ſeine Kräfte; doch wollte er von ſeinen gewohnten Studien und Arbeiten nicht ablaſſen. So traf ihn ſeine Familie am Morgen des 19. Juli 1374 todt

in ſeiner Bibliothek, das Haupt auf ein Buch gelehnt. Er war an einem Schlagfluß im Alter von ſiebenzig Jahren geſtorben. Das Gerücht von ſeinem Tod verbreitete in Kurzem in ganz Padua Schrecken und Trauer. Francesco da Carrara, der ganze Adel von Padua, der Biſchof, das Kapitel, die Geiſtlichkeit, das Volk wohnte ſeinem Leichenbegängniß bei. Sein Schwiegerſohn, Francesco Borſano, ließ ihm unweit der Kirche zu Arquà ein marmornes Grabmal auf vier Säulen errichten, wo ſeine Gebeine ruhen, und das noch dort zu ſehen iſt.

Dies war der Mann, den der größte Theil von Italien noch jetzt vergöttert, der Mann, der in ſeinem politiſchen und poetiſchen Leben von einem Triumph zum andern zog, ohne deswegen viel mehr gethan zu haben, als ſich, ſelbſt wenn der Erfolg unglücklich war, in das beſte Licht zu ſetzen. Daher brachten faſt alle ſeine politiſchen und diplomatiſchen Geſchäfte nur ihm Nutzen, und war er auch nicht ſchwierig in der Wahl der Sache, die er ergriff. Er beſaß die Kunſt in hohem Grade, Schein zu machen, und die noch ſchwierigere Kunſt, mit den entgegengeſetzteſten und feindſeligſten Parteien zu gleicher Zeit im beſten Einverſtändniß zu leben. So zog er aus jedem Unglück ſeines Vaterlandes Vortheil für ſich, und gelangte zuletzt zu der Macht eines Orakels. Dieſe Macht wußte er ſich durch eine unglaubliche Menge Briefe voll ſchmeichelnder und kriechender Sophiſtik an Päpſte, Kaiſer, Könige und kleinere Tyrannen zu befeſtigen, und ſich immer im Andenken zu erhalten. Er ſetzte ſich ſcheinbar immer in Sympathie mit den allgemeinen Wünſchen der Zeit, ſchmeichelte den Ohren der Römer mit Declamationen über die ehemalige große Republik, den Italienern mit Lobeserhebungen über die Vorzüge ihres Landes, Papſt und Kaiſer, Jedem nach ſeiner Art, und ihren erbittertſten Feinden ebenſo. So ward er der Mann des Volks, weit über Dante erhoben, und iſt's bis auf den heutigen Tag geblieben. Denn er bildete alle Seiten des damals ſich feſtſetzenden Nationalcharakters aufs Vollkommenſte in ſich aus, ſo daß jeder Italiener ihn gern für den Seinigen erkennt, und ſein dauernder Ruhm, den man ſich außerdem gar nicht erklären könnte, eigentlich in einem ſymboliſchen Kultus das Nationalcharakters fortlebt. Denn noch immer gilt, was auch Petrarca für das Höchſte hielt, die höchſte Ausbildung der Form und des

Scheins, noch immer die Troubadourpoeſie, welche Petrarca zur höchſten Ausbildung brachte, noch immer die unglückliche Sonettenwuth, worin manches Talent zu Grunde geht, noch immer die wirkungsloſe Eitelkeit auf längſt verſchwundene, ſpurloſe Heldenthaten, mit deren Lobe noch die neuſten Tragödiendichter ihre Werke populär machen, noch immer die Lieblingserinnerung an die ſcheinbar große Zeit der Republiken, womit auch die neuern Romane angefüllt ſind. So konnte Petrarca mit großer Behaglichkeit in ſeinem Briefe an die Nachwelt ſagen, daß er die Gunſt Aller in höchſtem Grade bis zu Erweckung des Neides beſeſſen habe. Nur gegen einen Mann fühlte er in richtiger Würdigung den Neid, den ihm Andere zollten, gegen den Mann, mit dem er in keiner Hinſicht verglichen werden kann, der zu wenig italieniſche Eigenſchaften beſaß, um dem Kultus der Nationalität als Symbol zu dienen, der aber fähig war, die Divina Commedia zu ſchreiben.

Petrarca's größtes Verdienſt, das um die Wiederbelebung der alten Literatur, gehört nicht in unſern Plan; wir würden uns ſonſt gerne weitläufig darüber auslaſſen, ſchon um den Verdacht eines vorgefaßten Urtheils zu entfernen. Seinen Bemühungen und ſeinem Enthuſiasmus, beſonders für die Römer, verdankt die Philologie und Alterthumskunde außerordentlich viel; denn nicht nur ging er ſelbſt unabläſſig auf Entdeckungen der klaſſiſchen Schriften aus, ſondern jene Wiſſenſchaften gelangten durch ihn zu Anſehen und wurden ſelbſt zu einer Liebhaberei, deren Uebermaß im ſechzehnten Jahrhundert der italieniſchen Poeſie nachtheilig war. Er zuerſt legte eine Sammlung römiſcher Münzen zum Behuf der Geſchichte und Chronologie an, und trieb überall geographiſche Karten und Bücher zuſammen. Doch am meiſten ſuchte er mit unermüdlichem Eifer Schriften der Alten, und begeiſterte zu denſelben Anſtrengungen in ſeiner ausgebreiteten Correſpondenz alle ſeine Freunde in Italien und ſelbſt in Frankreich, England und Spanien. Von allen Orten erhielt er auch durch Geſchenke erfreuliche Beweiſe der Anerkennung ſeines Eifers. Von Conſtantinopel aus ward ihm eine vollſtändige Copie der Homeriſchen Gedichte geſchickt. Da ihm aber die griechiſche Sprache immer mehr fremd blieb, ſo wandte er ſeine beſondern Nachforſchungen auf die römiſchen Schriftſteller, und ſein Brief

an ſeinen Bruder Gherardo (Famil. Lib. III, ep. 18.) gibt ein Zeugniß von ſeiner ſtets wachſenden Leidenſchaft für dieſelben. Er gab ſich alle Mühe, den Livius zu vervollſtändigen, von welchem damals nur die erſte, dritte und vierte Decade vorhanden war; auch das Buch des Varro, Rerum humanarum et divinarum antiquitates, das er in ſeiner Jugend einmal geſehen hatte, ſuchte er, wiewohl vergebens, wieder auf, ſowie Cicero's Abhandlung De Gloria, die er einmal beſeſſen hatte, und die durch einen Freund, dem er ſie geliehen, und der ſie aus Noth verkaufte, auf immer verloren ging. Glücklich war er durch den Fund von Quintilian's Inſtitutionen, 1350 in Florenz, obgleich ſein Exemplar noch unvollſtändig war, und erſt im folgenden Jahrhundert ergänzt worden iſt. Am meiſten verdanken ihm die Freunde des Cicero. Dieſer war nebſt Virgil ſein beſtändiger Begleiter und der Gegenſtand ſeiner unabläſſigen Nachforſchungen. In Lüttich entdeckte er zwei Reden des Cicero, und nahm ſogleich eine Copie davon; mehre Jahre ſpäter ſchrieb er eigenhändig eine große Sammlung dieſer Reden ab. In Verona fand er die Briefe ad Familiares, und nahm eine Copie derſelben, ſowie die ad Atticum, welche beide Manuſcripte noch in der Laurenziana in Florenz aufbewahrt werden.

Was allein in dieſem Werk Berückſichtigung verdient, iſt gerade das, worauf Petrarca am wenigſten Werth zu legen der Welt vorgibt, was aber in der That in poetiſcher Hinſicht einen ſehr untergeordneten Werth hat, ſeine italieniſchen Rime. Petrarca gilt für den größten Lyriker in Italien; aber die Lyrik ſelbſt iſt dort im höchſten Grad beſchränkt. Die Urſachen dieſer gerade für dieſes Land merkwürdigen Erſcheinung ſind ſchon früher (Abſchnitt III, § 10 dieſes Bandes) weitläufiger auseinandergeſetzt. Sie beruhen alle hauptſächlich auf dem unglücklichen Umſtand, daß den Italienern eine naturgemäße nationale Entwicklung verloren ging, indem ſie ſich nicht aus den Anfängen eigner roher Kraft herausbilden konnten, ſondern auf einen Stamm eines fremden, einſtens höchſt kultivirten Volkes aufgepfropft waren. Dadurch gingen ſie jener erſten Kindheit der Nationen voll naiver und mächtiger Gefühle verluſtig, ſie waren durch jene alten Hofmeiſter ſchon früh altklug geworden, und hatten ſtatt Natur und Wahrheit die heterogenſten, ihnen überlieferten Dinge, alte

Verfeinerung der Sinnlichkeit, neue Subtilität des Verſtandes, Geſchraubtheit und Ariſtoteliſches Chriſtenthum in ſich aufnehmen müſſen. Daß die Nationalentwicklung überhaupt mangelhaft von Statten ging, ſieht man ſchon daraus, daß die Italiener nach Dante, Petrarca und Boccaccio lange noch nicht wußten, welche Sprache ſie ſich aneignen ſollten, und erſt nach langer Wahl und langen Kämpfen die italieniſche Sprache ſich im ſechzehnten Jahrhundert geltend machte.

Was aber auf ihre Nationalpoeſie am meiſten verderblich wirkte, war die altklaſſiſche Literatur, die Poeſie der Provenzalen, beſonders da ſie ihnen in ihrem Verfall zukam, und hauptſächlich der Umſtand, daß ſie vor und zugleich mit dem Anfang ihrer Poeſie eine über dieſe herrſchende, ſchon genau abgegränzte Philoſophie beſaßen, und daß dieſe ein Amalgam von alten und neuen Ideen, zum großen Theil ein Gewirr voller Unſinn war, worin der prüfende Verſtand nur in Subtilitäten, das Gefühl in ſclaviſche Myſtik und die Phantaſie in die gröbſten Ausſchweifungen verfiel. Die Dichter waren größtentheils nicht gottbegeiſterte Seher, ſondern Philoſophen, und zwar Scholaſtiker, ihre Phantaſie, noch ehe ſie ſich der Begeiſterung hingeben konnte, theils in die kirchlichen Schranken, theils in die längſt geheiligten Geſetze einer vor ihrer Poeſie ſchon beſtehenden Poetik gebannt. Dazu kam die den Arabern nachgeahmte provenzaliſche Poeſie, welche in ganz Italien verbreitet und den Italienern ſo eingeimpft war, daß Viele ſelbſt in jener Sprache dichteten. So ward das italieniſche lyriſche Gedicht nur ein italieniſches Troubadourlied (jede höhere Poeſie galt nur in lateiniſcher Sprache), und zeigte dieſelbe überſchwängliche Subtilität in der Liebe, dieſelbe widerliche Verfeinerung und Zerlegung dunkler Gefühle, dieſelben geheuchelten Schmerzen und Kämpfe der Leidenſchaften, denen man ſchon im kalten Ausdruck die Unwahrheit anmerkt, dieſelbe eingebildete Krankheit.

Dies Alles führte zur Unnatur, und erſtickte Geiſt und Gefühl. Deſto eifriger warfen ſich die Dichter auf die Form und ſuchten in ihr das ganze Heil der Poeſie. Aber hier zeigte ſich gleich die unglückliche Folge des Verlaſſens der Natur. Während die Griechen in ihrer lyriſchen Poeſie, derjenigen, in welcher die Natur am unmittelbarſten wirkt, eine unendliche Mannigfal-

tigkeit von Formen hatten, die den verſchiedenen Graden ihres begeiſterten Gefühls ſich von ſelbſt anpäßten, machten ſich die Italiener zum Voraus eine beſtimmte Form zurecht, verengten ſie durch eine genau beſtimmte Anzahl von Verſen und unabänderliche Verſchlingung des Reims noch mehr, und zwängten nun ihre ganze künftige Lyrik unbarmherzig in dieſelbe hinein. Daß das Gefühl ſich zu ſolchen Verdrehungen hergab, und die Schranken nicht ein einziges Mal durchbrach, beweiſt ſeine Schwäche von Anfang an und ſeine Unterordnung unter den ſubtilen Verſtand, der auch hier allein ausreichen konnte. Denn wo das Gefühl die enge Form nicht ganz füllte, mußte noch eine Anzahl Wörter herbeigeſchafft werden, die durch Wiederholung, Umſchreibung, Verwäſſerung die vierzehn Reime glücklich durchführten. Sonett iſt die unglückſelige Form, in welche Alles, Lied, Elegie, Ode, Hymne, Satire, Epigramm gezwängt wurde, ſelbſt in den Monologen der Tragödien könnte man eine Menge Sonette herausfinden; ein Beweis, wie wenig die Natur bei dieſen Lyrikern wirkte, wie wenig alſo natürlicher Zuſammenhang zwiſchen den Gefühlen und dem Ausdruck, der Form war. Petrarca, der größte Lyriker der Italiener, der die alten Schriftſteller immer zur Seite hatte, fand in dem großen Schatze römiſcher und provenzaliſcher Formen nur zwei für den Ausdruck ſeiner Begeiſterung, das Sonett der Sicilianer und die Canzone der Troubadours (ſeine Satiren ſchrieb er gar in Idyllenform). Indeſſen der Mann war unter großem Lärm gekrönt worden, an allen großen und kleinen Höfen geehrt, und ſo ward das Sonett eine geheiligte Form, in welcher ſich die Lyrik mehre Jahrhunderte lang geduldig verſtümmeln ließ. Daher dieſe Unnatur, dieſe Geſchraubtheit und Leerheit, welche in der italieniſchen Lyrik eine große Macht erlangte, und ſelbſt auf andere Dichtarten einen nachtheiligen Einfluß übte; und man bemerkte gar nicht, wie dieſe Nation, welche eine ſo glühende Phantaſie, eine ſo ſtarke Perſönlichkeit, ſo lebendige Gefühle erhalten, von der Natur ſo auffallend zur Lyrik hingewieſen iſt, durch dieſe ſchreckliche Tyrannei um einen ihrer ſchönſten Vorzüge gebracht wurde. Ohne die oben angeführten Bemerkungen wäre dieſe Wahl des Petrarca unbegreiflich, und mehr zu verwundern, als daß die Spätern,

obgleich ſie ebenfalls von den Alten begeiſtert waren, dennoch dieſe Form des gekrönten Hofmanns ſclaviſch annahmen.

Je kleiner das Sonett war, je mehr in der Reimverſchlingung Geiſt und Gefühl unterging, und bloß die Form galt, deſto ſorgfältiger mußte ſie behandelt ſein, um doch dem Gedicht einigen Werth zu geben. Daher feilte Petrarca ſeine Sonette noch im Alter bis zum Ueberfluß, daß ſelbſt der Gedanke darunter litt, und man findet in denſelben eine Maſſe Wörter, die offenbar nicht wegen des Sinns, ſondern nur um ihrer ſelbſt und ihrer Vocale willen daſtehen. So ward er, während die Lyrik zu Grunde ging, der Schöpfer der harmoniſchen Sprache, die allerdings unter ihm einen auffallenden Fortſchritt zur Weichheit gemacht hat. Dieſe fortgeſetzten Bemühungen um die Vervollkommnung ſeiner Sonette, während er ſein Epos Africa nicht mehr anſehen wollte, läßt ſich ſchlecht mit der geheuchelten Geringſchätzung vereinigen, die er ſpäter immer gegen ſeine Rime äußert, und die er ſogar in einem eignen Sonett ausgedrückt hat:

Voi ch'ascoltate in rime sparse il suono
Di quei sospiri, ond' io nodriva il core
In sul mio primo giovenile errore,
Quand' era in parte altr' huom da quel ch'i sono:
Del vario stile in ch'io piango e ragiono,
Fra le vane speranze, e 'l van dolore,
Ove sia chi per prova intenda amore,
Spero trovar pietà non che perdono.
Ma ben veggi' hor, sì come al popol tutto
Favola fui gran tempo: onde sovente
Di me medesmo meco mi vergogno.
E del mio vaneggiar vergogna è 'l frutto
E 'l pentirsi, e 'l conoscer chiaramente
Che quanto piace al mondo è breve sogno.

Wie unermüdet und oft ins Kleinliche getrieben, er ſeine Verbeſſerungen und Ausfeilungen der Sonette bis an ſein Ende fortſetzte (er pflegte zu ſagen, daß er alle ſeine Werke noch hätte wohl verbeſſern können, ausgenommen ſeine Rime), beweiſen ſeine Handſchriften, die ſich noch erhalten haben. Wir geben als Beiſpiel, nach Ugo Foscolo (Saggi sopra il Petrarca), die Geſchichte eines Sonettes nach den am Anfang und Rand beige-

fügten Anmerkungen, woraus man auch ſehen kann, wie die Hauptſorgfalt auf die Form und harmoniſche Zuſammenſtellung der Worte gerichtet war:

„Ich habe dieſes Sonett auf Antrieb des Herrn (Domino jubente) angefangen den 10. September, bei Tagesanbruch, nach meinen Morgengebeten.“

„Ich werde dieſe zwei Verſe von Neuem machen müſſen, und ſie ſingen (cantando), und ihre Folge umkehren. 3 Uhr Morgens. 19. Oktober.“

„Dieſes gefällt mir (hoc placet). 30. Oktober, 10 Uhr Morgens.“

„Nein, dieſes gefällt mir nicht. 20. December Abends.“

Mitten zwiſchen den Verbeſſerungen ſteht dann: „Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Eſſen.“

„18. Februar, gegen 9 Uhr. Jetzt geht dieſes gut, dennoch ſieh ſpäter noch einmal nach (vide tamen adhuc).“

Wenn ihm irgend eine Idee kam, ſo bemerkte er ſie mitten unter ſeine Verſe: „Hiermit mag es genügen; ich hatte im Sinn, dieſe Verſe zu verſetzen, ſo daß der erſte der letzte geworden wäre. Aber ich that es nicht wegen der Harmonie. Der erſte wäre dann mehr, der letzte weniger wohllautend geworden, was gegen die Regel iſt, da das Ende immer harmoniſcher als der Anfang ſein ſoll.“ — Zuweilen bemerkt er: „Der Anfang iſt gut, aber er iſt nicht pathetiſch genug.“

Am auffallendſten und wahrhaft bewundernswerth erſcheint ſeine Bemühung um die Sprache in ſeinen Sonetten, wenn man damit den hier folgenden Brief, einen von den äußerſt wenigen, die er in italieniſcher Proſa ſchrieb, vergleicht. Seine Sprache, die in den Sonetten den höchſten Grad von Feinheit, Eleganz und Correctheit erreicht hat, ſteht in den Briefen in dieſer Hinſicht nicht nur weit unter der Proſa Dante's und Boccaccio's, ſondern ſelbſt der geringern Dichter, ſo daß man einen ganz andern Schriftſteller zu ſehen vermuthet. Der Brief iſt ebenfalls aus Ugo Foscolo's Werk entnommen, der ihn in England fand: „Rev. et Amplissimo Praesuli Lumboziensi Jacomo Columnio, Dom. perhonorando, Avenionem. Rev. et amplissime Praesul Jacobe Domine perhonorande: Me invitate en Avignone a tratenerme a la Corte Romana con gonfiarme

di speciosissime speranze. E se lo affecto amorevolissimo di voi el non me fosse a mille altre dimostranze conosciuto, potrei affermare esserme voi el più rio nemico, che el misero Francesco potesse havere al Mondo. El sa per lo tanto, che haviamo più fiate favellato ensieme, le grandi promissioni fattemi dal Pontefice Giovanne, a modo io me lusingava essere ben tosto en qualche stato sublime; et poi me cognosco essere el tapino Petrarcha che sempre fui, et saro. Ben el sapete voi con la longa experientia quanto le sono fallaci et fraudolente le lusinghe de la Corte, anzi che en quella li huomini ben veduti sono li ribaldi, o li idioti o somigliante schiuma de gente, che o per simonia, favori, o adulatione, el montano a li gradi et le dignitade... O tempora, o mores! El mi torrei a vituperio per queste non licite vie conseguire cosa di buono. Hor puote esser dunque che voi Misser Jacomo, che el siete ingenuo et virtuoso Signore, el me proponiate che io faccia ritorno en la Corte, dove non che uno che el se professa homo dabbene, ma lo sia punto iudicioso si torrebbe a gran vergogna dimorare ove no el costrengesse el bisogno? Praeterea quando ben ancora el fosse certo haver a conseguire cosa di buono da la munificentia del Papa, li vitii scelerati de la Corte, el me sono così a noia, che al sol pensarli el me fa stomaco. Sappia che en partirme da la Corte del Papa cantai il Psalmo: „In exitu Israel de Aegypto.“ Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme. Ah! se vi fosse licito Misser Jacomo el dimorare en la dicta Valle, di certo vi rincrescereste di tutto el Mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla. Me commendi en buona gratia de lo excellente Signor Misser Stephano Colonna, vostro padre, e di Misser el Cardinale, vostro virtuoso fratello, et conservatemi el vostro cordiale affecto. Vale. En Val-clusa. X. Kal. Junii MCCCXXXVIII. Tui studiosissimus, Franc. Petrarca.

Halten wir dagegen eins seiner Sonette:

Discolorato hai, Morte, il più bel volto,
Che mai si vide; e i più begli occhi, spenti;
Spirto più acceso di virtuti ardenti,
Del più leggiadro e più bel nodo hai sciolto.
In un Momento ogni mio ben m'hai tolto:
Posto hai silenzio a' più soavi accenti,
Che mai s'udiro; e me pien di lamenti:
Quant' io veggio m'è noia, e quant' io ascolto.
Ben torna a consolar tanto dolore
Madonna, ove pietà la riconduce;
Nè trovo in questa vita altro soccorso:
E se com' ella parla, e come luce,
Ridir potessi; accenderei d'amore,
Non dirò d'uom, un cor di tigre, o d'orso.

Man hat aus dem Inhalt der Sonette Petrarca's auf die ehrbare und ganz platoniſche Art ſeiner Liebe geſchloſſen, Ginguené hat einen ganzen Roman dieſer Liebe nach der Folge der Sonette und darin ausgedrückten Empfindungen zuſammengeſetzt. Wenn ein ſolcher Roman ſchon an ſich durch die höchſte Einförmigkeit und den Mangel an Handlung ohne Intereſſe iſt, ſo kann er auch als hiſtoriſches Dokument nur diejenigen befriedigen, welche an die Aufrichtigkeit Petrarca's unerſchütterlich glauben; und derer ſind allerdings Viele. Wir, die wir ſeinen Charakter aus ſeinen Handlungen, und nicht aus ſeinen Deklamationen erforſcht haben, ſtehen nicht an, aus den platoniſchen Sonetten auf eine große Vorſicht und Verſchwiegenheit des Dichters zu ſchließen. Petrarca war nicht der Mann, der etwas ohne Lohn that, dazu bei ſeiner übermächtigen Sinnlichkeit der Hof zu Avignon, wo er Laura am meiſten ſah, kein Ort für eine zwanzigjährige geiſtige Liebe, bei der verſchrienen Eiferſucht des Gatten aber die Vorſicht doppelt nöthig; und wenn die allgemeine Schwärmerei der Zeit, beſonders der Troubadours, noch mehr Beiſpiele von merkwürdiger Ausdauer in eingebildeten Empfindungen und ſelbſt in Narrheit darbietet, ſo war Petrarca mehr Troubadour in ſeinen Verſen, als im Leben, wie er überhaupt ein ganz anderer Mann war, wenn er deklamirte, als wenn es auf Handlungen ankam. Was nun die Sonette und Canzonen betrifft, ſo ſind die meiſten von ſehr untergeordnetem poetiſchen Werth, ja viele ohne allen Gehalt, und

leiden an denſelben Mängeln, wie alle andern Troubadourlieder. Die Wahrheit, Natur und Naivetät der echten Lyriker fehlt darin gänzlich, welche Petrarca aus den Alten freilich nicht lernen, aber doch kennen und ſchätzen lernen konnte. Sie ſind erſetzt durch Rhetorik, durch übertriebene und gezwungene Vergleichungen, fade Wortſpiele, wie das ſo häufig wiederkehrende mit Laura und lauro, durch Zerlegung eingebildeter Empfindungen bis zur Unkennbarkeit und Unfühlbarkeit, durch beſtändige Wiederholungen von Schilderungen der Tugend und Leidenſchaft, wie das bei mehr als dreihundert mit ſolcher Vorſicht geſchriebenen Sonetten und Canzonen über denſelben Gegenſtand, den man doch nicht ganz kennen lernen ſoll, nicht anders möglich iſt, und endlich durch gar viele Worte und Sätze ohne allen weitern Sinn. Das Wort Dante's in ſeiner Vita Nuova über viele ſogenannte Dichter des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts läßt ſich in mancher Hinſicht auch auf Petrarca anwenden: „Acciò che non ne pigli alcuna baldanza persona grossa, dico: Che nè i poeti parlano così senza ragione, nè quelli che rimano deono parlare così, non avendo alcuno ragionamento in loro di quello che dicono; però che gran vergogna sarebbe a colui che rimasse cose sotto vesta di figura, o di colore rettorico, e domandato, non sapesse dinudare le sue parole da cotal vesta, in guisa che avessero verace intendimento. E questo mio primo amico ed io ne sapemo ben di quelli che così rimano stoltamente.“

Sein größeres italieniſches Gedicht, Trionfi, eine Reihe von allegoriſchen Viſionen über die Macht der Liebe, der Keuſchheit, des Todes, des Ruhmes, der Zeit und der Gottheit, iſt nicht geeignet, unſer Urtheil zu widerlegen. Petrarca ſchrieb es in ſchon vorgerücktem Alter, wahrſcheinlich nachdem er die Div. Commedia geleſen, und durch dieſelbe zur Nachahmung bewogen. Er ſchreibt an Boccaccio: „Magnum opus inceperam in eo genere, sed aetatem respiciens substiti. Die Eintheilung, Länge der Geſänge, die terze rime, die Behandlung der Allegorie erinnern ganz an das Muſter der Div. Commedia; aber der Dichter mag bei dieſer Arbeit ſelbſt gefühlt haben, daß er Dante nicht gleichkomme. Wenigſtens ſcheinen darauf die mißs

muthigen Bemerkungen hinzudeuten, die er hier und da an den Rand ſeines Manuſcriptes geſchrieben hat, wie die: „Dum quid sum cogito, pudet haec scribere; scribo enim non tanquam ego, sed quasi alius.“ In der That laſſen dieſe Viſionen auch außerordentlich kalt, ſelbſt bei den häufigen Beziehungen auf Laura. Die Allegorie iſt ohne Leben und Handlung, und drängt ſich doch als Zweck immer vor die Augen des Leſers, und die Eitelkeit des Dichters ſtößt ihn ab, wenn ihn nicht vorher ſchon die gezwungene Sophiſtik, mit welcher die Tugend empfohlen wird, das Gedicht verleidet.

Man ſieht aus allem Geſagten, daß Petrarca durch ſeine Werke keine ſo hohe Stelle in einer Geſchichte der italieniſchen Poeſie, keine ſo ausführliche Bearbeitung verdient hätte; denn im Allgemeinen iſt ſchon alles über die Provenzalen Erklärte vollkommen auf ihn anzuwenden. Aber er hat leider auf die italieniſche Poeſie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt. Durch ihn riß die furchtbare Sonettenwuth ein, die alle Lyrik zu Grunde richtete, und dadurch ſpäter ſelbſt die italieniſche Poeſie in einen tödtlichen Schlaf verſenkte, aus dem ſie erſt durch Taſſo wieder erweckt wurde. Dem Nationalcharakter ganz zuwider erhielt das Sonett eine nationale Bedeutung. Die Zahl der Nachahmer Petrarca's iſt unermeßlich, die Zahl ſeiner Erklärer und Bewunderer noch viel größer, und ſo wurde das Volk, das bis in die unterſten Klaſſen ſo durchaus poetiſch iſt, durch dieſe armſelige Form mehre Jahrhunderte lang in Lethargie verſenkt. Einer ſprach dem Andern die Bewunderung nach, die Nationalität miſchte wohl etwas Selbſttäuſchung dazu, und ſo ſtieg der Kultus bis zur Vergötterung Tiraboſchi's und Ginguené's. Kaum wagten ſich einige tadelnde Stimmen zu erheben, Sismondi ſpricht hier und da ſein Urtheil nur mit Schamröthe aus, „weil es dem allgemeinen Geſchmack entgegen ſei“, und ſucht den Eindruck deſſelben fortwährend durch reichlichen Weihrauch zu verwiſchen. In Italien ſelbſt aber hat in der neuſten Zeit ein tieferes Studium Dante's und eine beſſere Kenntniß fremder Literaturen einen geſundern Geſchmack vorbereitet, und ſchon erheben ſich kritiſche Stimmen, welche die Petrarchiſche Muſe auf ihren wahren Werth zurückführen, und welche hoffentlich die

Befreiung aus dieſen poetiſchen Feſſeln möglich machen werden. Mit Vergnügen und den beſten Hoffnungen für eine Wiedergeburt der italieniſchen Lyrik begegnet man dem geſunden Urtheil des Prof. Torti, in ſeinem Prospetto al Parnasso italiano, und daß er gerade an einem ſolchen Ort dieſes Urtheil ausſprechen konnte, iſt ein Zeichen, daß dieſe Ideen ſchon weitern Eingang gefunden haben.

Siebenter Abschnitt.

Giovanni Boccaccio.

Ein dritter Stern schimmerte den begünstigten Italienern durch die Morgenröthe ihrer Sprache und Poesie; ein Vorzug, der, recht verstanden und benutzt, außerordentliche Folgen hätte haben können. Aber freilich erklärt derselbe Grund, der ihre Poesie gleich vom Anfang so sehr hob, auch den langen Stillstand in derselben, die Grundlage einer fremden Civilisation und Poesie. Giovanni Boccaccio war ein echter Sohn seiner Zeit, ganz durchdrungen von ihrer Kraft wie von ihren Schwächen; er verleugnet sie auch nicht, erhebt sich auch nicht über sie, sondern bildet sie getreu ab, bald mit Spott, bald mit wahrhaftigem Ernst, immer aber mit meisterhafter Lebendigkeit. Er steht in dieser Hinsicht als Dichter weit über Petrarca. Man erkennt aber in seinen Werken die reichliche Nahrung des sinnlichen, plastischen Alterthums, und es gibt ein eignes Interesse zu beobachten, wie dieses darin oft mit der scholastischen Atmosphäre seiner Zeit in Conflikt geräth.

Giovanni's Vorfahren stammten aus Certaldo, einem Castell im florentinischen Gebiet, zwanzig Miglien von der Hauptstadt entfernt; sie ließen sich aber später in Florenz nieder, wo sie das Bürgerrecht erhielten. Giovanni behielt immer eine große Vorliebe für dieses Castell, und nannte sich häufig danach Giovanni da Certaldo. Sein Vater, Giovanni Boccaccio di Chellino

(Michele), war Handelsmann in Florenz, und bekleidete in der Republik mehre hohe Aemter. Auf einer Geschäftsreise nach Paris hatte dieser einen Liebeshandel mit einem Mädchen, und erhielt von ihr 1313 den Sohn. Dies ist die gewöhnliche Erzählung von der Geburt unsers Dichters, deren Richtigkeit durch die in den Archiven zu Avignon gefundene Erlaubniß des Papstes, in den geistlichen Stand zu treten, bestätigt wird. In früher Kindheit kam er nach Florenz, und erhielt den ersten Unterricht von dem berühmten Grammatiker Giovanni da Strada. Schon in diesem Alter von sieben Jahren zeigte er Neigung und Talent zur Dichtkunst, und erhielt unter seinen Gespielen schon einigen Ruf durch seine Fabeln und Erzählungen. Aber sein Vater hatte andere Plane mit ihm, und gab ihn einem Kaufmann in die Lehre, der ihn mit sich nach Paris nahm. Hier brachte Boccaccio sechs unglückliche Jahre im Zwang und beständigen Kampf der Trockenheit des täglichen Geschäftslebens mit seiner glühenden Neigung zur Poesie und zum Studium der Alten zu. Der Kaufmann schickte ihn endlich als unbrauchbar nach Florenz zurück, wo er noch eine Zeitlang in denselben Geistesfesseln blieb, immer gequält von den Vorstellungen seines Vaters und der Hülfsmittel sein Talent auszubilden beraubt. Um ihm mehr Geschmack an dem Stande beizubringen und ihm Gelegenheit zur Ausdehnung des Geschäfts zu geben, schickte ihn sein Vater auf Reisen, jedoch vergeblich.

Eine dieser Reisen, die er 1333 im zwanzigsten Jahr nach Neapel machte, war entscheidend für sein ganzes Leben. Erfüllt von den Gedanken an die Vorzeit machte er einen Besuch bei dem Grabe Virgil's, und hier ward seine so lange unterdrückte Begeisterung für die alten Dichter so mächtig, daß er alle Rücksichten bei Seite warf, dem Handelstand auf immer entsagte, und sich ganz dem Studium der Poesie widmete. Sein Vater, der sich endlich von seiner Abneigung gegen die Geschäfte überzeugte, erließ ihm den Zwang, doch unter der Bedingung, daß er das kanonische Recht studirte, und gab ihm zuletzt, nachdem er ihn auch damit mehre Jahre lang geplagt hatte, vollkommene Freiheit in der Wahl seines Berufs. Dieser war nun längst entschieden, und mit unermüdlichem Eifer drang Boccaccio in das Verständniß und den Geist der römischen Dichter ein. Er zog

nach Neapel, und lernte dort die griechiſche Sprache genauer kennen, welche in Süditalien immer ziemlich geläufig war. Dieſes Studium erwarb ihm die Freundſchaft des gelehrten Paolo da Perugia, Bibliothekars des Königs Robert. Auch die ernſten Wiſſenſchaften betrieb er, wie die Mathematik, Aſtronomie und ſelbſt die Theologie, obgleich er es in der letztern nie weit gebracht hat. Was aber ſeinem Geſchmack große Ehre macht, und ſeinen echten Dichtergeiſt bewährt, iſt, daß er neben den Griechen und Römern auch Dante in gleicher Achtung hielt; ihn las und ſtudirte er unabläſſig, erklärte ihn mehrmals, und ſeinem Eifer, ſeinen raſtloſen Empfehlungen verdankt Italien zum Theil die Erhaltung der Divina Commedia.

In Neapel ſah er zum erſten Mal 1341 Petrarca, und war Zeuge der ganzen Ceremonie, womit dieſer eitle Mann am Hofe König Robert's ſeine Krönung ſo lärmvoll als möglich zu machen ſuchte. Die Art, wie der Dichter in der Perſon Petrarca's geehrt wurde, erweckte in ihm eine feurige Nacheiferung, und die Dichtkunſt wurde dem Ruhmdürſtigen nun eine heilige Angelegenheit und Ziel ſeines Strebens. Dazu begeiſterte ihn noch beſonders ein Umſtand, der für ſeine Bildung von großer Bedeutung war, und ihn in etwas von dem üppigen Leben abzog, dem ſich ſein leichter und offner Sinn in der verderbten und verführeriſchen Stadt zu ſehr hingegeben hatte. Er ſah nämlich in demſelben Jahre in der Kirche S. Lorenzo auf Oſtern zum erſten Mal die junge und ſchöne Prinzeſſin Maria, natürliche Tochter des Königs Robert, und ſchon acht Jahre lang an einen neapolitaniſchen Edelmann vermählt. Die heftigſte Liebe zu ihr entbrannte in dem hochſtrebenden Dichter, und blieb, wie ſich aus ſeinen Werken ſchließen läßt, nicht unerhört. Ihr fein gebildeter Geiſt und ihre Liebenswürdigkeit zog ihn von dem Gemeinen ab und befruchtete ſeine Phantaſie mit höhern Anſchauungen, und der Werth und Lohn, den ſie ſeiner Liebe gab, befeuerte ihn zu immer neuen Anſtrengungen. Er feierte ſie unter dem Namen Fiammetta in dem Roman, der denſelben Namen zum Titel führt, in dem Filicopo und beſonders in dem Epos Teſeide, das er ihr widmete, und in welchem nach ſeiner eignen Erklärung die Abenteuer der Liebenden die Geſchichte ſeiner eignen Liebe darſtellen. Er war nicht vorſichtig oder heuchleriſch genug, die

Vorſtellungen und Sitten ſeiner Zeit, die ſich in ſeiner Phantaſie abſpiegelten, durch ſubtile Empfindeleien und rhetoriſche Tugendpreiſungen zu verſchleiern; der fromme Ginguené (der ſich ſchon früher über die meiſterhafte Schilderung der ungezogenen Dämonen in der Divina Commedia entſetzt hatte) folgert daraus, daß ſeine Liebe weniger rein als die des Petrarca geweſen ſei. Was uns vielmehr in den Werken beider Dichter aufzufallen ſcheint, iſt, daß Petrarca Empfindungen einer ſchwachen, eiteln Seele, Boccaccio dagegen kräftige, naturgetreue und lebendige Schilderungen gegeben, und ſeine Zeit in großartigen, oft zum Epiſchen und Dramatiſchen ſich erhebenden Zügen aufgefaßt hat, die es nur bedauern laſſen, daß er nicht die glückliche Jugendbildung Dante's genoſſen hat, ſondern ſeinen Geiſt mühſam aus den Feſſeln widerwärtiger Verhältniſſe befreien mußte.

Die Umſtände ſeines Vaters riefen ihn 1342 nach Florenz zurück, das nach der kurzen Herrſchaft des Herzogs von Athen wieder in die alten Parteizwiſte verfallen war. Boccaccio hielt ſich diesmal fern von allen politiſchen Geſchäften, und war bloß mit ſeinen wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Arbeiten, beſonders dem Roman Ameto, beſchäftigt, und kehrte nach zwei Jahren, als ſich ſein Vater zum zweiten Mal verheirathete, nach ſeinem geliebten Neapel zurück. Dort fand er aber große Veränderungen: den König Robert geſtorben, die Regierung unter dem Namen der Königin Johanna in den Händen der Günſtlinge und Mönche, das Land von feindlichen Parteien beunruhigt, nur ſeine Fiammetta ſtets dieſelbe und mit derſelben Liebe ihn anfeuernd und belohnend. Er, der nie dem Vergnügen auswich, nahm an allen Feſten Theil, die an dem üppigen Hofe ſich in ununterbrochner Reihe folgten, und ſcheint ſich auch die Gunſt der ſich mit Wiſſenſchaften und Künſten abgebenden Königin erworben zu haben.

Im Jahr 1350 ſtarb ſein Vater, und die Familienangelegenheiten nöthigten ihn nach Florenz zurückzukehren, wo er von nun an ſeinen gewöhnlichen Wohnſitz aufſchlug. Sein Ruf als Gelehrter hatte ſich unterdeſſen immer feſter begründet, und ihm die Achtung und das Vertrauen ſeiner Mitbürger in hohem Grad erworben. So ſehen wir ihn wider ſeinen Willen in das politiſche Leben ſeiner Vaterſtadt hineingezogen, mit Aemtern beehrt

und an der Spitze mehrer wichtiger Gesandtschaften. Schon früher war er im Namen seiner Republik bei Ostasia da Polenta in Ravenna gewesen; 1351 ward er von den Florentinern an Petrarca nach Padua mit dem ehrenvollen Auftrag geschickt, diesem das Dokument der feierlichen Wiedereinsetzung in alle seine bürgerlichen Rechte und seine Güter zu überbringen, und ihn zur Annahme des Rektorats ihrer neuen Universität zu bewegen; 1352 reiste er zu dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, Sohn Ludwig's des Baiern, um diesen zu einem Zug nach Italien gegen die Visconti zu bewegen; bei dem Zug Karl's IV. nach Italien reiste er als Gesandter nach Avignon, um den Papst Innocenz VI. um Verhaltungsregeln hinsichtlich des Benehmens seiner Republik gegen den Kaiser zu bitten. 1365 ward er ein zweites Mal nach Avignon gesandt, um sich mit Urban V. über die Politik von Florenz, welche der Papst mißbilligte, zu verständigen; dort widerfuhr ihm die Auszeichnung, daß ihn der Patriarch von Jerusalem, Filippo di Cabassole, vor dem Papst und den Kardinälen umarmte. Dies verdankte er nun freilich der Freundschaft und Empfehlung Petrarca's, aber bei seiner zweiten Gesandtschaft an den Papst Urban nach Rom wurde seinem eignen Ruhm als Gelehrten eine um so angenehmere Huldigung gebracht, indem der Papst dem florentinischen Senat antwortete, er habe mit Vergnügen Giovanni Boccaccio gesehen und angehört, nicht weniger in Rücksicht auf die Republik als auf seine Tugenden. 1367 wurde ihm die Verwaltung der Geschäfte wegen der Miethtruppen übertragen, und noch später ward er von dem Bischof von Florenz mit der Leitung einer Testamentsvollstreckung zu Gunsten kirchlicher Stiftungen beauftragt, mit dem ehrenden Zusatz: Confidens quam plurimum de circumspectione et fidei puritate providi viri D. Joannis Boccaci de Certaldo, civis et clerici florentini.

Unter allen diesen Zerstreuungen vergaß er indessen nie die Aufgabe seines Lebens, seine wissenschaftlichen und poetischen Studien. Nachdem er die Rime des Petrarca gelesen hatte, verlor er die Hoffnung, durch seine italienischen Verse den ersten Rang nach Dante einzunehmen. Mit desto größerm Fleiß bildete er seine italienische Prosa aus, und wurde besonders in seinem Dekamerone der Schöpfer einer kräftigen und harmonischen

Sprache. Ohne Zweifel verdankt ihm die italieniſche Sprache unendlich mehr als dem Petrarca, der ſie von der Höhe, zu welcher ſie Dante erhoben, zu einer bequemen Weichlichkeit herabgezogen und für lange Zeit kaum zu etwas Anderm als zu Sonetten geſchickt gemacht hat. Seine dichteriſche Kraft erfreute ſich an dem männlichen Ernſt der verſchlungenen lateiniſchen Perioden; er ſuchte ſeiner Sprache dieſelben Vorzüge zu verſchaffen, und es iſt ihm in ſeinem in dieſer Hinſicht ausgearbeitetſten Werk, dem Dekamerone, in hohem Grade gelungen. Wenn ſeine Fülle an Gedanken und Bildern und ſein Enthuſiasmus für den Geiſt der Alten, von dem er ſein ganzes Leben lang durchdrungen war, zu manchen Uebertreibungen in der Verſchlingung der Sätze und Verſetzung der Worte verleitete, welchen der Geiſt der Sprache durch die ſpätere verzärtelnde Ausbildung immer fremder geworden iſt: ſo läßt ſich nicht leugnen, daß doch ein eigner Ernſt und eine Tiefe in ſeiner Sprache liegt, die dennoch keineswegs dem Rhythmus und der Harmonie ſeiner Perioden Abbruch thut, und die in ernſtern Werken von höherm Schwunge eine um ſo größere Wirkung hervorbringen mußte. Dieſe ernſte, gehaltvolle Sprache iſt beſonders wohlthuend nach den weichen, oft leeren Lauten des Petrarca, und es war nicht gerade ein Glück für das italieniſche Idiom, daß man ſo lange Zeit von jenen Sonetten bezaubert war, und darüber Boccaccio's Lehre und Beiſpiel vergaß. Erſt ſeit dem 16. Jahrhundert, wo die Sprache ſich allgemeine Geltung und Eingang bei den Gelehrten verſchafft hatte, richtete man ſeine Aufmerkſamkeit mehr auf Boccaccio's Styl. Die Ausgaben des Dolce, Brucioli, Alunno, Ruccelli, Martinelli u. A. beſchäftigen ſich hauptſächlich mit der Syntaxe dieſes Dichters; und in neuerer Zeit, wo die Bekanntſchaft mit fremden Sprachen und Literaturen, der Fortſchritt der Wiſſenſchaft und beſonders der Philoſophie den Hang zu weichlichen Formen beſchränkte und das Bedürfniß nach einem würdigen, der Höhe und Richtung der Geiſtesbildung angemeſſenen Organ erweckte, ſuchte und empfahl man vorzugsweiſe den Styl Boccaccio's.

Mit demſelben Eifer wie Petrarca beſchäftigte er ſich außerdem mit der Literatur der Römer und Griechen, und erſcheint uns in dieſer Rückſicht bewundernswürdiger als ſein Freund, da

er mit weit geringern Mitteln ungleich Größeres bewirkte. Unermüdlich war er in Durchsuchung der Bibliotheken nach alten Manuscripten; wo sie nicht käuflich waren, schrieb er sie selbst ab, und die Menge der von ihm so gesammelten griechischen und lateinischen Schriften setzt in Erstaunen. Hierbei wird von Giann. Manetti (s. Baldelli, Vita del Boccaccio, p. 127) ein Fall erzählt, der ein Beweis mehr für die Ungerechtigkeit der Anklage der Barbaren in Hinsicht auf die Zerstörung der alten Literatur und Kunst ist. Boccaccio besuchte während seines Aufenthalts in Neapel das Kloster zu Monte Casino, wo er eine reiche Ausbeute zu finden hoffte, da die Benediktiner aus dem Abschreiben der Bücher eine Hauptbeschäftigung machten. Er fragte nach der Bibliothek, und man zeigte ihm zu seinem Erstaunen einen Kornspeicher, zu dem er durch eine Leiter gelangen mußte. Dort war nicht die geringste Sorgfalt zu bemerken, das Gras wuchs auf den Fenstern, die Bücher waren von Staub und Schimmel bedeckt und manche über die Maßen übel zugerichtet. Sein Erstaunen verwandelte sich aber in den größten Schmerz, als ihm einer der Mönche erzählte, daß er, so oft er etwas Geld verdienen wolle, einen dieser Bände abschabe und Psalter für die Kinder, oder Ablaßbriefe für die Weiber darauf schreibe. — Sowie Boccaccio selbst für sich mit Fleiß und Aufopferung seines Vermögens diese Schätze sammelte, so war er aus Eifer für dieses Studium auch Andern darin behülflich, beschenkte sie mit merkwürdiger Freigebigkeit, und ermunterte sie zu ähnlichem Forschen mit einer Beredsamkeit, die er aus der reinen Quelle seiner innigsten Ueberzeugung und Begeisterung schöpfte, und die uns seinen Charakter um so werther macht. Dies bezeugen zum Theil viele seiner Briefe an Petrarca, besonders der, worin er ihm das Studium Dante's empfiehlt, und worauf er eine so sonderbare, geschraubte Antwort erhielt; dies bezeugen die verhältnißmäßig kostbaren Geschenke, die er dem Petrarca macht mit eigenhändigen Abschriften des Livius, des Homer, einiger Abhandlungen des Cicero und Varro und der ganzen Divina Commedia. Ein anderer Beweis seines Eifers ist sein Verfahren in Hinsicht des Griechen Leonzio Pilato, von dem er bei seinem Besuch in Mailand von Petrarca viel gehört hatte. Petrarca hatte diesen in Padua kennen gelernt, von ihm die lateinische Uebersetzung eini-

ger Stellen des Homer erhalten, und ſie ſeinem Freund mitgetheilt. In dem feurigen Boccaccio entzündete ſich die Idee, dieſen Mann an ſeine Vaterſtadt zu feſſeln, um dort dem Geſchmack und der Kenntniß der griechiſchen Sprache mehr Eingang zu verſchaffen. Sogleich reiſte er nach Florenz, legte dort dem Senat den Plan vor, an der neuen Univerſität einen Lehrſtuhl für die griechiſche Literatur zu errichten, und vertheidigte ihn mit ſolcher Wärme, daß das Diplom ausgefertigt ward. Mit dieſem eilte er zu Leonzio nach Venedig, der gerade im Begriff war, nach Avignon zu gehen, bewog ihn durch ſeine Beredſamkeit die Stelle anzunehmen, brachte ihn faſt im Triumph nach Florenz und behielt ihn drei Jahre lang, bis zu deſſen Rückkehr nach Conſtantinopel, in ſeinem eignen Hauſe. Dies Letztere ſetzte ſeine Begeiſterung auf eine harte Probe, da Leonzio keineswegs ein angenehmer Gaſt, ſondern vielmehr ziemlich roh, ſchmuzig und äußerſt pedantiſch war. Da die griechiſchen Werke in Florenz noch äußerſt ſelten waren, ſo ſuchte Boccaccio deren überall zuſammen, ließ viele auf eigne Koſten kommen, ſchrieb ab und ließ abſchreiben, in ſolcher Menge, daß ſein Biograph Manetti im funfzehnten Jahrhundert ſagt, daß Toskana faſt alle ſeine griechiſchen Manuſcripte deſſen Sorgfalt und Freigebigkeit verdanke. Er ſelbſt benutzte ſeinen Umgang mit Leonzio zu genauerer Kenntniß des Homer und tieferm Eindringen in die Platoniſche Philoſophie.

Indeſſen war durch ſeine Freigebigkeit und ſeine Aufopferungen wie nicht weniger durch ſeine Vergnügungsſucht und ſein lockeres Leben ſein Vermögen bedeutend geſchmolzen, und er oft in bittere Dürftigkeit verſetzt. Petrarca bot ihm ein Amt an, das er aber aus Liebe zur Freiheit und zu den Studien ausſchlug, und lud ihn hierauf mehrmals dringend ein, bei ihm zu wohnen und Alles mit ihm zu theilen. Von dieſem großmüthigen Anerbieten, bei welchem Petrarca wohl auch zum Theil ſeinen Nutzen im Auge hatte, machte Boccaccio zuweilen beſuchsweiſe Gebrauch. Aber die ſchlimme Lage, in der er ſich mit ſeinem Vermögen befand, der Zwang, den ſein Geiſt dadurch erlitt, der früher in unbeſchränkter Freiheit zu ſtreben und zu genießen wußte, hatte ihn in eine finſtere Stimmung verſetzt, in der er ſich ganz den Einflüſſen der Myſtik hingab. Man ſagt, Petrarca habe in ihm

durch ſeine vielfachen Ermahnungen den Entſchluß zu einem geordnetern Leben hervorgebracht; es iſt möglich, daß dieſer, der beſſer ſprach als handelte, ſeinen immer offnen Freund zuweilen zum Nachdenken gebracht habe. Aber das Pfaffenthum, welches ſchon lange über Boccaccio's beißende Spöttereien Haß und Rache brüten mochte, benutzte jetzt ſeine gezwängte Lage und myſtiſche Stimmung, worin er ſich mit Reue und Buße quälte, zu einem ſchändlichen Betruge. Ein Karthäuſer Ciani erſchien bei ihm in ſeinem Hauſe in Florenz, gab ſich für den Abgeſandten eines längſt verſtorbenen Paters aus, der in Chriſti Antlitz das Schickſal aller Erdenſöhne geleſen habe, und befahl Boccaccio in deſſen Namen, ſein unordentliches Leben und beſonders die profanen ärgerlichen Schriften aufzugeben; im widrigen Falle er ihm mit einem traurigen und nahen Ende drohte. Er, der Karthäuſer, mache nun eine Reiſe durch Frankreich und England, um dort ähnliche Aufträge zu erfüllen, und werde ſich dann auch zu Petrarca begeben. — Wie weit Boccaccio, der allerdings das Gewiſſen nicht ganz rein hatte, in die finſtere Myſtik verſunken war, beweiſt ſein Schreck über dieſe Prophezeihung, ſeine ängſtliche, ſchnelle Bekehrung, ſein Entſchluß, Liebe und Verſe aufzugeben und ſeine ganze herrliche Bibliothek von griechiſchen und römiſchen, freilich profanen Schriftſtellern zu verkaufen. Er theilte ſeine Verlegenheit Petrarca mit, und dieſer, der am Hofe zu Avignon in dergleichen heilige Taſchenſpielereien beſſer eingeweiht worden war, lobte zwar die Sittenänderung des Freundes, redete ihm aber alles Uebrige aus, und rieth ihm beſonders mit dem Verkauf ſeiner Bibliothek zu warten, bis jener Betrüger auch zu ihm gekommen ſei und er denſelben kennen gelernt habe. Er ſchreibt ihm unter Anderm: „Jeſum Chriſtum mit den leiblichen Augen zu ſehen, iſt eine wunderbare Sache, wenn ſie wahr iſt. Es iſt ſchon mehr geſchehen, daß man mit dem Schleier der Religion Lügen und Betrug bedeckt, und unter der Idee der Gottheit menſchliche Argliſt verborgen hat. In deinem Fall wage ich aber keinen Ausſpruch, bis der Bote des Verſtorbenen nach Erfüllung ſeiner übrigen Aufträge auch bei mir erſchienen iſt; ich werde dann aus ſeinem Ausſehen, Gang, ſeinen Sitten und Reden erkennen, wie viel Glaube ihm zu ſchenken iſt.“ — Man wäre geneigt, die ganze Geſchichte für eine Fabel zu halten,

wenn nicht das Jahrhundert, in dem ſie vorfiel, Alles erklärlich machte, und nicht Petrarca's Brief ein unwiderlegliches Zeugniß gäbe. Es iſt Schade, daß dieſer Pfaffenſtreich nicht in die kräftige Zeit Boccaccio's fiel, er hätte aus dem Stoff eine meiſterhafte Novelle geſchaffen.

Jetzt aber dachte er anders über ſolche Dinge. Er trat in den Prieſterſtand, wozu ihm der Papſt wegen des Makels ſeiner Geburt, die Dispenſation ertheilen mußte, und ſtudirte eifrig die Theologie, durch welche Aenderung er ſich allerdings am beſten von allen mönchiſchen Anfechtungen befreite. Die Theologie ſagte aber ſeinem Genius nicht zu, und er ließ ſich gern von den Ermahnungen Petrarca's bald wieder zu ſeinen gelehrten Beſchäftigungen mit den alten Klaſſikern zurückführen. Nach einem Beſuch in Neapel (1363), das er aber, durch die ſchlechte und hochmüthige Behandlung an dem verdorbnen Hofe empört, bald wieder verließ, und nach dreimonatlichem Aufenthalt in Venedig bei Petrarca zog er ſich vor der Peſt und den Unruhen des Kriegs, die ſeine Vaterſtadt in Schrecken verſetzten, in ſeinen ruhigen Sitz Certaldo zurück, wo noch jetzt das kleine Haus gezeigt wird, das er bewohnt hat*). Dort arbeitete er ſeine großen lateiniſchen Werke aus, die von ſeinem unermüdlichen Fleiß zeugen, eine für jene Zeit ganz ungewöhnliche Gelehrſamkeit und Beleſenheit verrathen, und noch in dem folgenden Jahrhundert bewundert worden ſind. Dahin gehört beſonders ſein mythologiſches Werk De Genealogia Deorum in funfzehn Büchern, welches er dem König Hugo von Cypern und Jeruſalem widmete; ferner ein Werk über alte Geographie: De Montibus, Sylvis, Fontibus, Fluminibus, Stagnis seu Paludibus, de diversis nominibus maris; und zwei hiſtoriſche Schriften: die Geſchichte der berühmten Männer und Frauen, welche von den Stammeltern des Menſchengeſchlechts bis zu ſeinen Zeiten geht, De casibus virorum et foeminarum illustrium, Libr. IX. und eine Reihe von Biographien berühmter Frauen, De claris mulieribus, von Eva

*) Die Familie der Medici ließ ſpäter an dem Thurm deſſelben folgende Verſe anbringen:

Has olim exiguas coluit Boccatius aedes,
Nomine qui terras occupat, astra, polum.

bis auf die Königin Johanna von Neapel, worin ſogar auch von der fabelhaften Päpſtin Johanna die Rede iſt.

Seine glückliche Ruhe wurde in den Jahren 1365 bis 1367 durch die ſchon erwähnten Geſandtſchaften nach Avignon und Rom unterbrochen, zwiſchen welche auch das Amt fällt, welches die Achtung und das Vertrauen ſeiner Mitbürger ihm übergeben hatten. Nach einer vergeblichen Reiſe nach Venedig, wo er ſeinen Freund Petrarca nicht gefunden hatte, und einer andern nach Neapel, wo er beſſer als das letzte Mal aufgenommen, und ihm von der Königin Johanna wiederholt ein Amt angeboten worden war, kehrte er nach ſeinem Certaldo zurück, von wo ihn 1373, da er kaum von einer ſchweren Krankheit geneſen war, ein neuer ehrenvoller Auftrag nach ſeiner Vaterſtadt rief. Seine Lebensbeſchreibung des Dante, worin er den Ruhm deſſelben mit ſo viel Wärme vertheidigt, und ſeine übrigen vielfachen Ermunterungen zum Studium deſſelben hatten endlich Frucht getragen. Man zollte dem größten Dichter Italiens die ihm gebührende Ehre, und machte ihn populärer, indem man einen Lehrſtuhl zur Erklärung ſeines Werkes errichtete, wozu Boccaccio berufen wurde; eine Wahl, welche dieſen ebenſo wie die Florentiner ehrte. Obgleich ſchwach und kränklich, übernahm er das Amt, das ſeiner Neigung und Verehrung für Dante ſo ſehr entſprach, und begann am 23. October 1373 ſeine Vorleſungen, welchen die Nachwelt ſeinen weitläufigen, leider unvollendeten Commentar verdankt. Während dieſer Arbeit überraſchte ihn die Nachricht von dem Tod ſeines Freundes Petrarca. Der Schmerz über dieſen Verluſt, den er in einem langen Brief an deſſen Schwiegerſohn Francesco da Baſſano ausſpricht, erſchütterte ihn ſo ſehr, daß ſeine auch durch anhaltendes Arbeiten vermehrte Kränklichkeit in ein zehrendes Fieber ausartete. Er zog ſich nach Certaldo zurück, wo er am 21. December 1375 im Alter von zweiundſechzig Jahren ſtarb. Er wurde in Certaldo begraben, und auf ſein Grab die einfach ſchöne, von ihm ſelbſt verfaßte Inſchrift geſetzt:

Hac sub mole jacent cineres ac ossa Johannis;
Mens sedet ante Deum meritis ornata laborum
Mortalis vitae. Genitor Boccatius illi.
Patria Certaldum. Studium fuit alma Poesis.

Der Tod dieſes berühmten Dichters wurde in Florenz tief be-

trauert; mehre Dichter feierten ſein Andenken durch Sonette, die Republik ſchlug zwei Medaillen zu ſeinen Ehren, und beſchloß einige Jahre ſpäter, ihm ſowie Dante und Petrarca ein koſtbares Mauſoleum zu ſetzen; die Ausführung kam aber nicht zu Stande.

Boccaccio war ein echter Sohn ſeiner Zeit, voll plaſtiſcher Kraft und lebendigen Geiſtes, welcher Stempel ſich allen ſeinen Schriften aufdrückt und ihnen die ungemeine poetiſche Anſchaulichkeit gibt, aber dem ſinnlichen Vergnügen in hohem Grad ergeben, und hat dieſe Richtung, die übrigens in dem heißen Neapel und an dem Hof, wo er ſeine kräftigſte Zeit zubrachte, die allgemeine war, in ſeinen poetiſchen Werken nur mit zu großer Meiſterſchaft und Plaſtik hervorgehoben, und dadurch denſelben ein Gift beigebracht, welches denen, die nur ſolchen Kitzel ſuchen und zu ſchätzen wiſſen, höchſt verderblich wurde. Was ihn aber weit über Petrarca erhebt, iſt die liebenswürdige Offenheit und gediegne Wahrheit ſeines Charakters, die auch allen ſeinen poetiſchen Gemälden den ihr eignen Reiz verleiht, ſeine Tugenden in ein höheres Licht ſtellt, und ſeine Verdienſte um das Vaterland, die übrigens auch in Handlungen, nicht in ſophiſtiſchen Briefen beſtanden, willig anerkennen läßt. Er erkannte übrigens ſpäter, nachdem ſeine brauſende Lebensepoche vorüber war, jene Flecken in ſeinen Werken wohl, und hätte ſie gern ausgemerzt und unſchädlich gemacht, wenn er ſie wieder hätte zurückrufen können. Filippo Villani bezeugt dies, indem er ſagt (Vite d'illustr. Fiorentini, p. 16): **Sonci ancora molte sue Opere composte in vulgare sermone, alcuna in rima cantata, alcuna in prosaica composizione descritta, nelle quali per la lasciva gioventù alquanto apertamente il suo ingegno si sollazza, le quali dipoi, essendo invecchiato, stimò di porre in silenzio, ma non potè, come desiderava, la parola già detta al petto rivocare, nè il foco, che col mantice avea acceso, colla sua volontà spegnere.** Was Boccaccio hier und da über dieſe Verirrungen ſagt, hat durch ſeine Wahrhaftigkeit unſtreitig weit größern Werth, als die geheuchelte Scham Petrarca's über ſeine verliebten Sonette, die noch dazu ſo überaus unſchuldig und wäſſerig ſind, und mit deren ewig wiederholter Mißbilligung er nur die Aufmerkſamkeit auf dieſelben und auf ſich wach erhalten

wollte. Wie Boccaccio in ſeinem Alter die Schlüpfrigkeiten in ſeinen Novellen beurtheilte, geht aus dem Brief an ſeinen Freund Mainardo Cavalcanti in Neapel hervor, der eine ſchöne junge Frau geheirathet, und ihr und andern Frauen ſeiner Familie, wie er Boccaccio mittheilte, verſprochen hatte, das Dekamerone vorzuleſen. „Hüte dich," ſchrieb ihm dieſer zurück, „es zu thun; du weißt, wie viel Unanſtändiges, ja Unehrbares darin vorkommt. Wenn ſolche Dinge ſich in der Seele deiner Frauen feſtſetzen, ſo mußt du es dir und es nicht ihnen vorwerfen. Hüte dich, ich wiederhole es dir, auf meinen Rath und meine Bitte. Wenn du den Anſtand deiner Frauen nicht berückſichtigen willſt, ſo berückſichtige wenigſtens meine Ehre. Wenn ſie es leſen, werden ſie mich für einen ſchlimmen Kuppler, einen unkeuſchen Alten, einen unreinen Geiſt halten. Wird denn Niemand ſein, der ſich erhebe, und mich entſchuldige und ſage: Er ſchrieb es in der Jugend und durch höhern Auftrag dazu bewogen?" (Vergleiche Baldelli, Vita del Boccaccio, p. 161.)

Dieſe ſeine hundert Novellen ſind nun ſein Hauptwerk, welches ſeinen Ruhm bis auf unſere Zeiten erhalten und über alle geſitteten Völker verbreitet hat. Er nannte es Dekamerone (von dem griechiſchen δέκα, zehn und ἡμέρα, Tag), weil es in zehn Tage und jeder Tag in zehn Novellen eingetheilt iſt. Der Faden, der dieſe bunte Reihe der verſchiedenartigſten Erzählungen zuſammenhält, iſt die Geſchichte von zehn Perſonen, ſieben jungen, ſchönen und geiſtreichen Mädchen und drei jungen Männern, welche vor der ſchrecklichen Peſt 1348 aus Florenz auf ein ſchönes, zwei Miglien von der Stadt entferntes Landgut entfliehen, deſſen Reize, ſowie das angenehme Leben der Bewohner Boccaccio mit dem ganzen Reichthum ſeiner fruchtbaren Phantaſie und mit der bezaubernden Lieblichkeit ſeiner Sprache mehr malt als beſchreibt. Die Freunde bilden in ihrer Einſiedelei einen Staat, und wählen eine Königin, die wieder verſchiedene, auf Wohlbefinden und Genuß zweckende Aemter unter die Geſellſchaft vertheilt. Der Tag verſtreicht unter Geſchäften des Lebens, die durch Liebe und Freundſchaft verſüßt ſind; jeder Abend aber verſammelt Alle in dem anmuthigen Garten, und jedes Mitglied hat die Verpflichtung, eine Novelle zu erzählen. Den Erzählungen als Einleitung geht die berühmte Beſchreibung der Peſt zu Florenz vor-

aus, worin ſich die wahre Kunſt und Plaſtik des Meiſters in hohem Grade bewährt hat. Man ſieht an der lebendigen Darſtellung, daß der Dichter Augenzeuge war, und mit echt griechiſcher Einfachheit und Naivetät weiß er vor unſere Anſchauung alle die jammervollen Scenen jenes gräßlichen Ereigniſſes zu bringen; ſeine Phantaſie, die bei ſolcher Schilderung gewiß zu üppige Nahrung haben mußte, weiß er mit ſicherer Hand zu zügeln, ſie dient ihm nur, die Wahrheit der Natur im höchſten Grad zu erreichen, indem die Weihe der Kunſt das Widrige des Gegenſtandes der Anſchauung entzieht, und eine durch Nichts geſtörte Harmonie über das ganze Gemälde verbreitet. Die Novellen ſelbſt zeigen in ihrem Stoff und in ihrer Behandlung die höchſte Mannigfaltigkeit, und beweiſen des Dichters Erzählungstalent, dem man ohne Ermüdung folgt. Auf die rührendſten und ergreifendſten Novellen folgen die zarteſten und wieder die ausgelaſſenſten, welche theils in großartigen Zügen ſeine Zeit veranſchaulichen, theils ſeine Lebensregeln geben, oder die Gebrechen und Fehler der Menſchheit, beſonders die Ausſchweifungen der Geiſtlichkeit mit ſcharfer Satire geißeln. Dieſe letztern ſind der eigentliche Text zu Petrarca's moraliſchen Deklamationen, und würden wohl auch vor der neuern Kritik mehr Gnade finden, wenn uns die tiefe Geſunkenheit des geiſtlichen Standes in jener Zeit ſo vor Augen ſtünde, wie ſie damals jeden Aufgeklärten mit dem bitterſten Unmuth erfüllen mußte, und Boccaccio's rückhaltloſe Ausſtellungen mögen in jener maſſiven Zeit mehr gewirkt haben, als Petrarca's Predigten. Die Novellen beruhen theils auf hiſtoriſchen Begebenheiten, welche ſich bei den Hiſtorikern jener Zeit, Villani von Florenz, Mazzella, Campanile von Neapel, Bonifazio von Treviſo, Bumaldi von Bologna u. A. erwähnt finden, theils hat Boccaccio, wenn ihn nicht der Geiſt der Satire zu eignen Erfindungen veranlaßte, ältere Novellen, Ballaten und Legenden, ſelbſt der Provenzalen benutzt, allen aber den Stempel ſeines Genies aufgedrückt, und ſie durch den ungemeinen Reiz ſeiner Sprache und die ihn ſo auszeichnende Einfachheit und Natürlichkeit der Darſtellung zu ſeinem Eigenthum gemacht.

Das zweite Hauptwerk Boccaccio's iſt ſein Roman Fiammetta. Unter dieſem Namen verbirgt er bekanntlich den ſeiner

Geliebten, der Prinzeſſin Marie, und der Roman ſoll auf ſeine Liebe mit derſelben anſpielen. Fiammetta iſt ſelbſt die Erzählerin der Geſchichte ihrer Liebe, beſchränkt ſich übrigens bloß auf die Geſtändniſſe ihrer eignen Empfindungen, da der Gegenſtand ihrer Liebe bald nach dem Anfang ſie verläßt und dann fern bleibt. So iſt die Anlage des Ganzen höchſt einfach. Fiammetta, an einen neapolitaniſchen Edelmann vermählt, wird während einer Meſſe von heftiger Liebe zu einem Jüngling, Panfilo, entzündet, der dieſelbe Leidenſchaft für ſie empfindet. In tiefer Verwirrung und von mächtigen Trieben beſtürmt, kehrt ſie nach Hauſe zurück. Ihre alte Amme entdeckt aus ihrem Betragen das Geheimniß, und warnt ſie mit heftigen Vorwürfen vor dieſer unglücklichen Leidenſchaft. Aber bald darauf erſcheint ihr Venus in ihrem Zimmer, erklärt ihr die Natur und unbeſiegbare Macht der Liebe an den Beiſpielen aller Götter und Helden des Alterthums, hält ihr das vergebliche Bemühen vor, dieſe Macht zu bekämpfen, und fordert ſie auf, ſich derſelben zu ergeben. Fiammetta iſt nun in ihrer Liebe beſtärkt, und wird nach und nach in alle Intriguen, Liſten und Verſtellungskünſte eingeweiht, welche eine verbotene Leidenſchaft erfordert, wobei ſie ſich ſelbſt über die große Gelehrigkeit ihres vorher unſchuldigen Herzens wundert. Sie bemerkt mit Vergnügen, wie auch der Geliebte nach ihrem Beſitze ringt, wie er alle Vorſicht und Schlauheit anzuwenden weiß, das tiefe Geheimniß ihrer Liebe zu erhalten, ihre Ehre vor der Welt zu bewahren, Zeit und Ort wohl zu wählen verſteht, wie er die Freundſchaft und das Vertrauen ihrer Verwandten und beſonders ihres Gemahls gewinnt, und wie endlich Beide am Ziel aller ihrer heißeſten Wünſche ſtehen.

Dies iſt der Inhalt des erſten Kapitels und ſo weit findet ſich Handlung in dem Roman, welche nur durch die allzulangen Geſpräche aufgehalten wird. In den acht folgenden Kapiteln aber werden wir nur in dem Reich der Empfindungen herumgeführt, die zwar mit meiſterhafter Kunſt und Wahrheit dargeſtellt ſind, aber durch das lange Hinziehen und durch die beſtändige Anſpannung ermüden, was noch dadurch vermehrt wird, daß, da die Wünſche der Heldin keine Befriedigung mehr finden, dem ganzen Werk ein befriedigender Schluß fehlt. Wir folgen den Geſtändniſſen der Erzählerin durch das ganze Labyrinth und die

verſchiedenen Grade der glühendſten Leidenſchaften, womit eine nicht glückliche Liebe die Seele einer Südländerin quälen kann. In der letzten glücklichen Nacht des Zuſammenſeins beider Liebenden geſteht Panfilo unter vielen Thränen, daß er Fiammetta verlaſſen müſſe, weil ſein alter Vater, ohne Stütze, nach ihm verlange. Fiammetta iſt beſtürzt, und überredet ihn mit der ganzen Macht ihrer Liebe zu bleiben. Jener beſteht aber auf den Forderungen der kindlichen Pflicht, und verſpricht baldige Rückkehr und ewige Treue. Auf die zu langen Geſpräche folgt die ergreifende Schilderung des Abſchieds, und Fiammetta bleibt von nun an bloß ſich und ihrer Leidenſchaft, ihren Hoffnungen und Qualen überlaſſen. Die erſte Zeit verſtreicht ihr langſam in Trauer und Sehnſucht; das ganze dritte Kapitel enthält die Darſtellung ihrer Gedanken und Empfindungen während der Abweſenheit und Erwartung des Geliebten. Indeſſen der verſprochene Tag der Rückkehr iſt verſtrichen, und Panfilo erſcheint nicht. Nun bemächtigen ſich ihrer alle Furien der Leidenſchaft. Zweifel, Angſt, Mißtrauen und wieder Hoffnung beſtürmen ihr Herz wechſelsweiſe und mit immer größerer Heftigkeit. Sie ſucht ſich aus ihrem feſſelnden Zuſtand bald durch mühſam geſuchte Entſchuldigungsgründe für das Ausbleiben des Geliebten zu befreien, bald iſt ſie wieder der ſchrecklichſten Eiferſucht preisgegeben. In dieſer Lage trifft ſie die Nachricht doppelt ſchwer, daß Panfilo ſich in der Ferne vermählt habe. In dem ſüdlich feurigen und reizbaren Gemüthe ſteigt nun das Gefühl der Kränkung und Eiferſucht bis zu einem an Raſerei gränzenden Grade, und macht ſich in den heftigſten Ausrufungen gegen den Untreuen Luft. Sie bereut, ſich ihm einſt ergeben zu haben. Dann quält ſie wieder der Verdacht, daß Panfilo ein anderes Mädchen in Neapel liebe. Die Zeit ſtillt nach und nach den tobenden Aufruhr der Gefühle, und ſetzt die Liebe wieder in ihr altes Recht ein. Fiammetta wünſcht von Neuem die Rückkehr Panfilo's, ſie ſucht ſich Gründe auf, ſeine Vermählung zu entſchuldigen, dann bricht ihr Herz wieder unter den ſchmerzlichſten Klagen und Ausrufungen gegen Venus, die ſie verführt, und den untreuen Panfilo. Ihr Gemahl bemerkt ihren krankhaften Zuſtand, und führt ſie in die Bäder nach Bajá; aber alle Zauber des Ortes, alle üppigen Vergnügungen erwecken ihr nur wehmüthige Erinnerungen an den verlornen

Geliebten. Auch die Feſte, denen ſie nach ihrer Rückkehr in Neapel beiwohnt, vermögen nicht ihren tiefen Gram zu heilen. Denn ſie erfährt, daß Panfilo nicht vermählt ſei, aber eine Andere liebe. Ihr Gemahl wird aufmerkſam auf ihren Schmerz, und ſeine dringenden Fragen, denen ſie kaum ausweichen kann, vermehren ihre Qual. Die heftigſte Reue, ihren Gemahl beleidigt zu haben, und dazu die Vorwürfe, womit ihre Amme ſie verfolgt, bringen ſie zur Verzweiflung. Sie wünſcht ſich den Tod von den Händen ihres eignen Gemahls, ſie will ſich ſelbſt den Tod geben; aber Furcht und Zureden der Amme verzögern den Entſchluß. Endlich bringt ſie die Verzweiflung zu dem Gedanken, ſich von dem Thurm ihres Hauſes herabzuſtürzen, wovon ſie durch ihre Amme gerettet wird. Zum Schluß vergleicht ſie ihr unglückliches Schickſal mit dem anderer Liebenden aus dem Alterthum, und findet, daß keine derſelben von Schmerz und Unglück in dem Grade wie ſie gebeugt worden ſei.

Durch den ganzen Roman bewährt ſich Boccaccio's tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſein Eindringen in die innerſten Regungen deſſelben und ſeine große Kunſt der Darſtellung. Das ſüdliche Gefühl der Erzählerin ſteigert ſich oft zu hinreißendem Feuer, deſſen Ausdruck in der harmoniſchen Sprache eine höchſt reizende Form gewinnt. Was aber dem Werk im Ganzen Abbruch thut, iſt der Mangel an Handlung, der durch zu lange, ermüdende Geſpräche erſetzt wird. Die Einmiſchung der Mythologie, die für unſere Zeit und unſere Denkweiſe anſtößig und fehlerhaft erſcheint, war es damals durchaus nicht, und wird noch in Italien gelinder beurtheilt Denn dort war die alte römiſche Mythologie zu allen Zeiten ebenſo geläufig, wie die chriſtliche, ja ſie iſt es immer noch; der gebildete Italiener betheuert nur **per bacco**, die chriſtlichſten Eiferer geben ihren Kindern bei der Taufe heidniſche Namen, die Bauern auf dem Felde improviſiren Wett- und Liebesgeſänge, worin alle alte Götter neben Maria und den Heiligen vorkommen. Um ſo weniger muß dies von einer Zeit wundern, die von den alten Dichtungen ſo erfüllt war, und von einem Dichter wie Boccaccio.

Ein anderer, viel längerer Roman Boccaccio's, **Filicopo**, iſt weniger bekannt, und verdient es auch. Er iſt die Umarbeitung eines alten Ritterromans, und erzählt die Abenteuer eines

Ritters und ſeiner Dame. Die ganze Erzählung iſt ein abenteuerliches Produkt ihrer Zeit, und man ſieht den ſonderbaren Verwicklungen, Gefahren und Errettungen der Helden wohl den Urſprung aus den unnatürlichen Rittergeſchichten an, womit die Großen und Damen des Mittelalters unterhalten wurden. Die Vermiſchung chriſtlicher und heidniſcher Mythologie überſteigt hier denn doch das Maß, um von der Kunſtkritik entſchuldigt zu werden oder in unſerer Zeit nur genießbar zu ſein. Der Papſt iſt Vikar der Juno, und dieſe ſchickt ihm Iris oder erſcheint ihm ſelbſt, um ihm ihren Willen kund zu thun. Pluto verkleidet ſich als Ritter, um dem Vater des Helden Unglück zu bereiten, und Mars und Venus ſind in der Entwicklung des Romans vollauf beſchäftigt.

Das erſte Gedicht Boccaccio's iſt ſein Epos, La Teseide, welches er in Neapel in der ſchönſten Zeit ſeiner Liebe ſchrieb und der Königin ſeines Herzens, Fiammetta, zueignete. Er erſcheint darin zugleich als der Erfinder der Ottave rime, die nach ſeinem Beiſpiel nachher von den italieniſchen Dichtern für alle epiſchen Werke angewendet worden ſind. Dieſe Versart war wohl ſchon bei den ſicilianiſchen Dichtern gebräuchlich, aber die beſondere Verſchlingung des Reims, die der ganzen Stanze die ſchöne Harmonie gibt, gehört Boccaccio. Das Gedicht, worin übrigens Theſeus nicht der Hauptheld iſt, ſondern gleichſam nur den Faden der Handlung ſpinnt, zerfällt in zwölf Bücher, und erzählt die Abenteuer zweier thebaniſchen Jünglinge, Arcita und Palemone, Söhne des Königs Kreon von Theben, welche nach deſſen Niederlage und Untergang in die Gefangenſchaft des Theſeus gerathen, und dort von Liebe zu einer Amazone, Emilia, aus dem Gefolge der Königin Hippolita, entzündet werden. Ihre gegenſeitige Freundſchaft, ihre Liebe und Rivalität führen intereſſante Situationen herbei, welche glücklich erfunden und aneinandergereiht ſind. Der Dichter gibt hier im umgekehrten Verhältniß zu den andern Werken, dem Alterthum einen neuen Anſtrich durch Einmiſchung ritterlicher Gebräuche. Man ſieht, daß die italieniſche Poeſie noch im Werden begriffen war, und ſie hatte mehr Schwierigkeit, ſich aus der alten Atmoſphäre zu befreien und echt chriſtlich und national zu werden, da die Nationalität ſelbſt mühſam gegen alte Erinnerungen und neue Unterdrückungen kämpfte, und

das Chriſtenthum im Munde der Scholaſtik der wahre Widerſacher der Poeſie war.

Das andere Epos in zehn Geſängen, Filostrato (von der Liebe Beſiegter), in ottave rime, entſtand um dieſelbe Zeit in Neapel, und iſt ebenfalls Fiammetta zugeeignet. Es gibt, mit neuern Vorſtellungen ausgeſchmückt und zuweilen auch verunſtaltet, eine Epiſode aus dem trojaniſchen Krieg. Der Held der Erzählung iſt Troilus, Sohn des Priamus, welcher in Liebe zu der ſchönen Chryſeis, Tochter des Prieſters Calchas, entbrennt, und nach langen Bemühungen auch ihre Gegenliebe erwirbt. Beide genießen das höchſte Glück, bis Calchas in das Lager der Griechen übergeht, die Trojaner nach mehren Niederlagen um Waffenſtillſtand bitten müſſen, und die Griechen zur Bedingung deſſelben die Auslieferung der Chryſeis machen. Troilus iſt über die Trennung von ſeiner Geliebten in Verzweiflung. Dieſe, in der erſten Zeit gegen die Begierden der Griechen ſtandhaft, ergibt ſich endlich dem Diomedes. Ein Traum läßt den Troilus ihre Untreue merken, und er verfällt in den mit vieler Wärme und Wahrheit geſchilderten Zuſtand des Zweifels, in welchem bald Eiferſucht und Haß, bald Liebe und Zutrauen die Oberhand behält. Der Krieg beginnt von Neuem, in welchem Troilus die Gewißheit ſeines Unglücks erhält, und in Verzweiflung den Tod unter den Schwertern der Griechen ſucht.

Ein anderes kurzes Gedicht, Ninfale Fiesolano, ſoll eine Allegorie ſein, unter welcher Boccaccio eine wirkliche Begebenheit ſeiner Zeit verbirgt. Auf dem Hügel von Fieſole hauſte vor der Gründung jener Stadt in einem Hain Diana mit ihren Nymphen, deren eine, Menſola, ſich mit einem jungen Hirten, Africo, im Bade verging, und ihr Gelübde der Keuſchheit brach. Bei der nächſten verabredeten Zuſammenkunft bleibt die Nymphe zu lange aus, und Africo tödtet ſich ſelbſt. Aus Schmerz darüber kommt Menſola zu früh nieder, und Diana, welche den Handel erfährt, verwandelt die Nymphe, welche ſich aus Furcht vor ihrem Zorn in einen Bach geſtürzt hat, in das Waſſer deſſelben. Noch heutiges Tages heißen zwei Bäche, welche von den Höhen von Fieſole herabſtürzen, und ſich in einem Thälchen vereinigen, nach dieſem Gedicht Menſola und Africo.

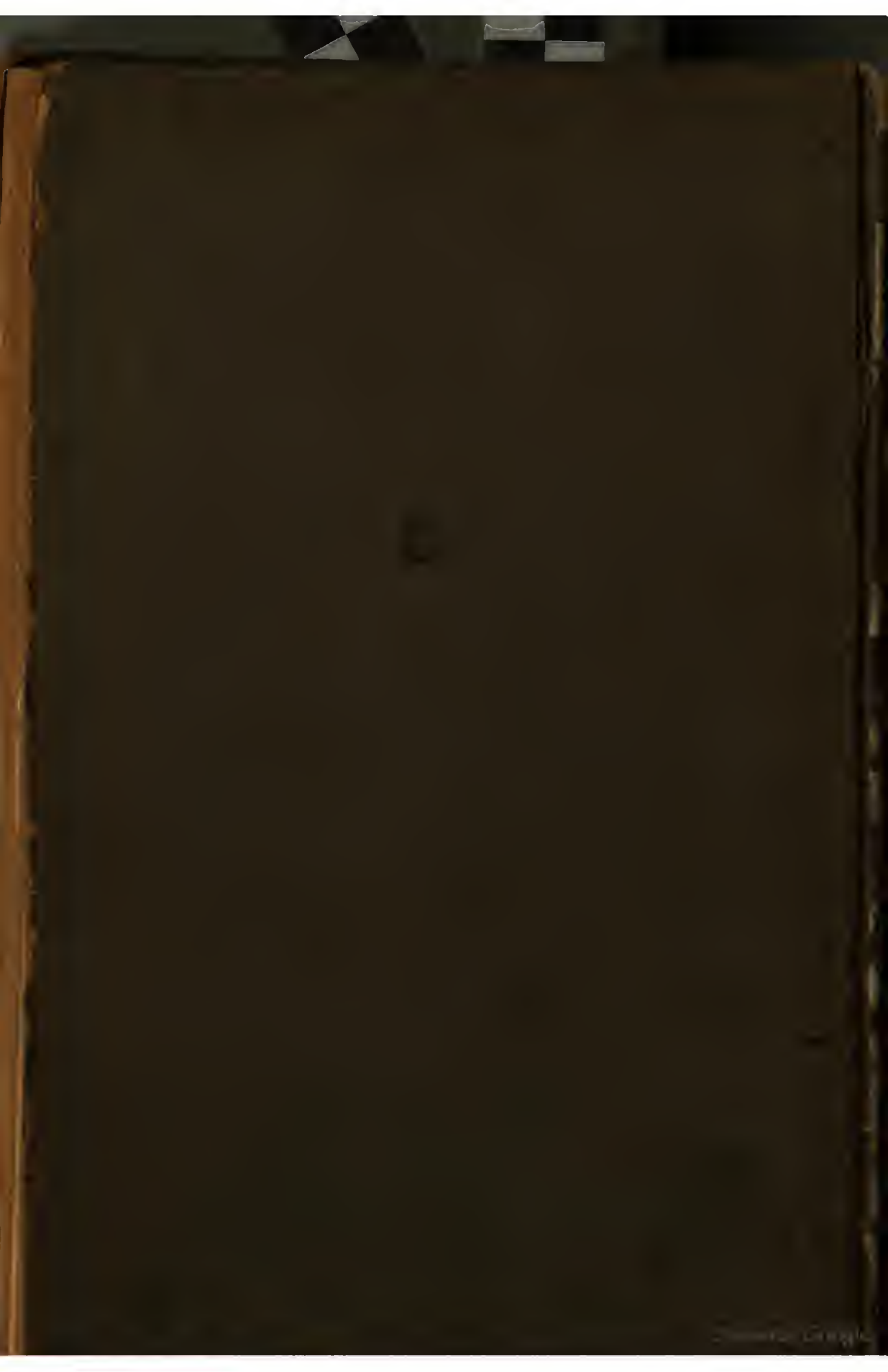
Außer einer allegoriſchen Viſion in terze rime, die Triumphe

der Weisheit, des Ruhms, des Reichthums, der Liebe und des Glücks darſtellend, welcher wahrſcheinlich Petrarca die Idee ſeiner Trionfi verdankt, und einer beißenden Satire auf eine Wittwe, welche ſeine Liebe verſchmäht hatte (Corbacchio oder il Labirinto d'amore), ſchrieb dieſer äußerſt fruchtbare Dichter noch ein Hirtengedicht, Ameto, worin Proſa und Verſe abwechſeln. Sieben junge Nymphen erzählen in Geſellſchaft mehrer Hirten und Jäger und unter dem Vorſitz des Ameto die Abenteuer ihrer Liebe. Man hielt auch dieſes Schäfergedicht für eine Allegorie, worunter die Geſchichte wirklicher Perſonen verſteckt ſei, und Manche ſuchten ſie (z. B. Sanſovino in den Ausgaben von Venedig, 1545 und 1558) zu erklären; aber die Verſuche haben bewieſen, daß nicht viel Gewinn aus den Commentaren zu hoffen iſt.

Boccaccio wird gewöhnlich Petrarca nachgeſetzt. Uns ſcheint dies eine grobe Ungerechtigkeit zu ſein, und aus einem gänzlichen Mißverſtehen der Verdienſte beider Dichter herzurühren. Denn ſowie überhaupt Boccaccio ſchon dem Charakter nach unendlich höher als Petrarca ſteht, wie er allein durch ſein männliches Wort zur Ehre Dante's an ſeine undankbaren Mitbürger (Origine, Vita e costumi di Dante) unendlich Größeres leiſtete, als Petrarca durch alle ſeine kraftloſen Deklamationen zu Ehren der verſchwundenen römiſchen Republik; wie er im Allgemeinen, in entgegengeſetzter Weiſe zu ſeinem Freund, ein Mann der That war, der mit voller Kraft in ſeiner Zeit lebte und den Augenblick zu nützen verſtand, der mit voller Seele für die Sache der Menſchheit begeiſtert war, und ſich ſelbſt darüber vergaß, was ſich in ſeinen bewundernswürdigen Aufopferungen, in ſeinen lateiniſchen Schriften voll echter ſolider Wiſſenſchaft bewährt, während Petrarca in ſeinen ausgeſchmückten Philoſophien über das Glück der Einſamkeit, über den Troſt bei widrigen Schickſalen ꝛc viel mehr ſich ſelbſt und ſeine Eitelkeit am Herzen hat: ebenſo ſteht Boccaccio auch als Dichter weit über Petrarca. Seine Gedichte haben allerdings die Flecken ihrer Zeit an ſich, woran die unglückliche Scholaſtik mit ihrer Verwirrung und Pedanterie einen großen Theil der Schuld trägt; aber durch jene hindurch glänzt doch unverkennbar im Plan, in der Verwicklung, in dem Feuer und der Wahrheit der Schilderungen, in der meiſterhaften

Plaſtik das echte dichteriſche Genie, während man in Petrarca's Epos die mühſame Nachahmung und das Haſchen nach Effekt bei gänzlich mißlungenem Plane bemerkt. Und wenn Petrarca's Sonette mehr Einfluß auf die italieniſche Poeſie gehabt haben, als die vielen echten Kunſtperlen in Boccaccio's Werken, ſo iſt dies eben ein Unglück für die italieniſche Poeſie geweſen. Uebrigens war des Letztern Einfluß, wenn auch nicht in der Ausdehnung bemerklich, doch keineswegs gering. Er brach zuerſt die Bahn zum italieniſchen Epos, und ſeine ottave rime blieben die ſtetige Form für die ſpätern vollendetern Werke des Boiardo, Arioſto und Taſſo; ſein Ameto wurde ein Muſter für die ſpätern Hirtengedichte des Sannazzaro, Bembo, Mangini, und bereitete die Meiſterwerke des Taſſo und Guarini vor. Dies allein beweiſt ſchon ſeinen vielſeitigen Einfluß, der ſich doch immer auf höhere Kunſtwerke erſtreckte, und es bleibt einer hoffentlich nicht zu ſpäten Zeit vorbehalten, nicht nur ſeine äußern Kunſtformen anzunehmen, ſondern auch in den echtklaſſiſchen Werth vieler einzelnen Theile ſeiner Dichtungen einzudringen, und durch neue Schöpfungen in dieſem Geiſte der italieniſchen Poeſie wieder den ihr gebührenden Rang zu verſchaffen.

595852

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BNC-FIRENZE
53.4.219